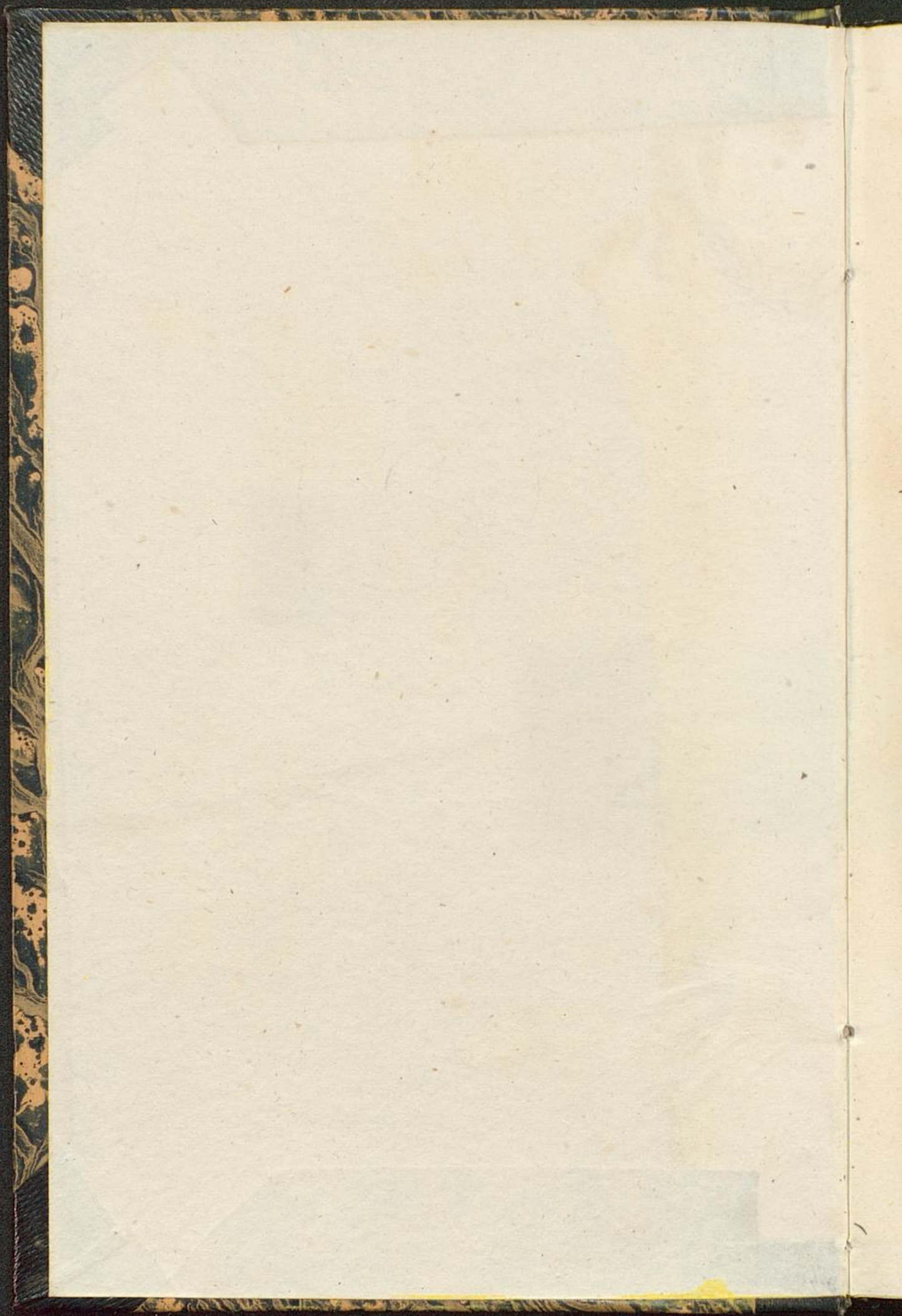
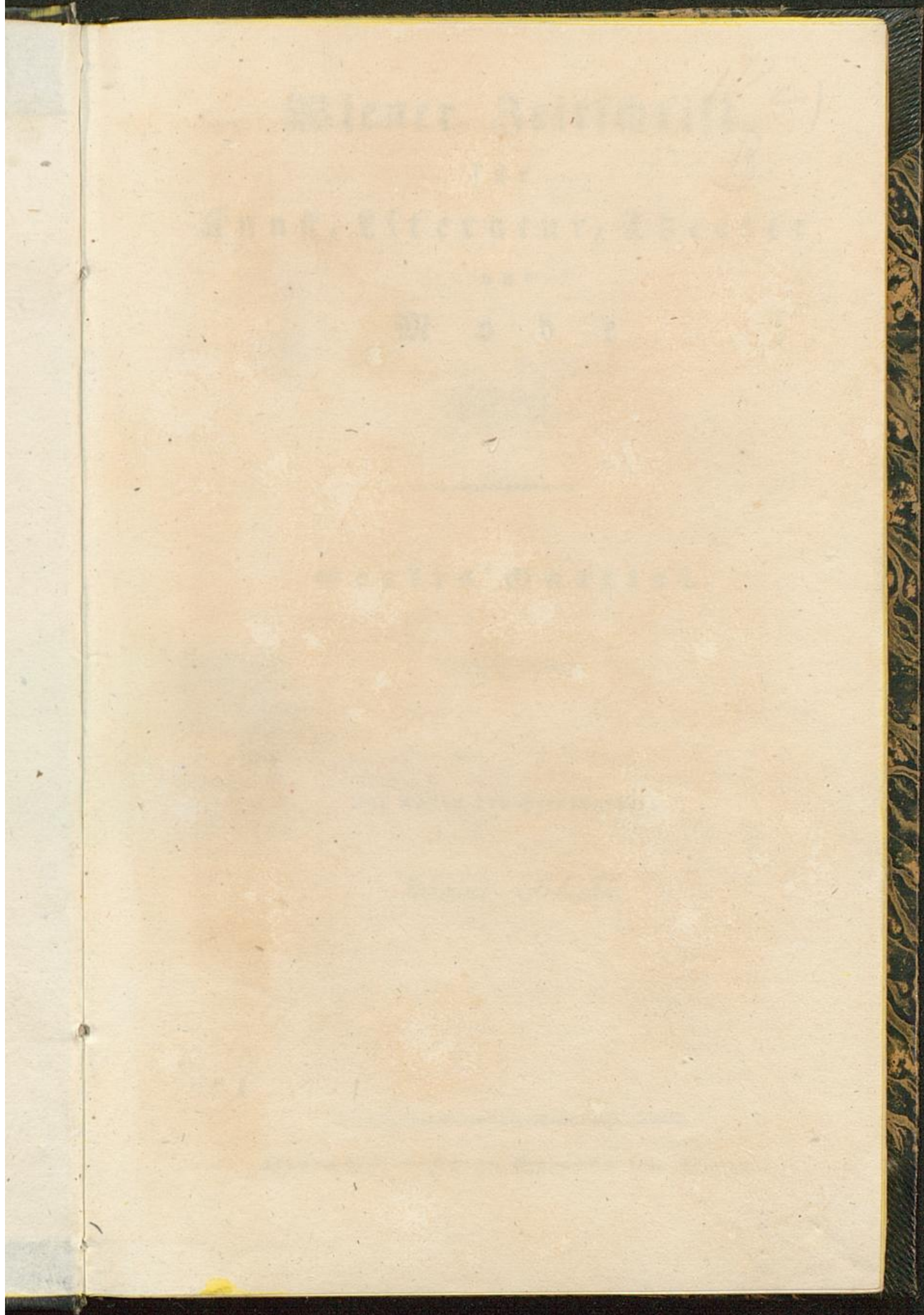
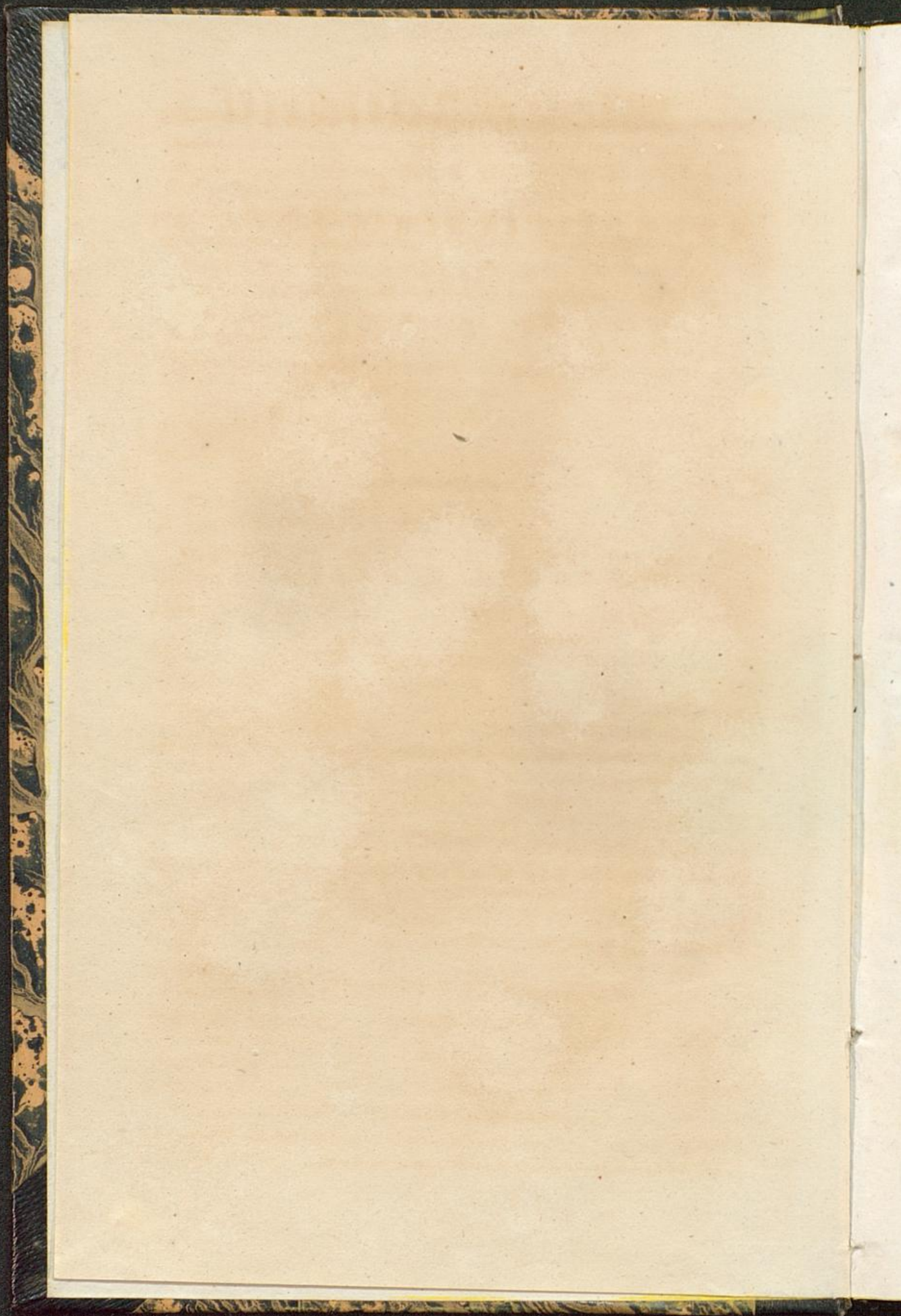




2
a







Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode
1828.

Erstes Quartal.



Auf Kosten des Herausgebers

Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Rara
ZA

8582

1828



Johann Schickel

Inhaltsverzeichnis

des ersten Quartals

der

Wiener Zeitschrift

für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

1828.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Kritische Anzeigen der, auf den hiesigen Bühnen aufgeführten Theaterstücke.

Im k. k. Hofburgtheater.

Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Mich. Beer. 46.

Die Zeichen der Ehe, Lustspiel von Freyherrn von Steigentesch. 48.

Die Reise nach Paris, Lustspiel in 4 Aufzügen, von Johanna Franul von Weissen-thurn. 109.

Fiesco, Trauerspiel von Friedr. Schiller. 151.

Hans Sachs, dramatisches Gedicht von Deinhardstein. 159.

Ein treuer Diener seines Herrn, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Fr. Grillparzer. 254. 261. 270.

List und Liebe, Lustspiel in 5 Aufz., nach Shakespeare's: „Ende gut, alles gut,“ frey bearbeitet von Förster. 286.

Gastspiele im k. k. Hofburgtheater.

Der Mad. { Als Orsina in Emillie Gatotti. 310.

Birch { = Medea } in dem Titelrollen. 310. und 311.

Pfeifer. { = Maria Stuart }

Im k. k. Hof-Operntheater.

Der blinde Harfner. Operette in einem Acte. Musik von Herrn. Capellm. Gnoweh. 15.

Donna del Lago (zur Eröffnung der italienischen Oper). 16.

- Cenerentola. 79. Dieselbe Oper zum Vortheil des Hrn. Tamburini. 312.
 Joseph und seine Brüder. Oper. Musik von Mehul. 111.
 L'Italiana in Algeri. Oper von Rossini. 127.
 Mosè in Egitto. Oper von Rossini. 159.
 Il Pirata. Melodram in zwey Acten. Musik von Hrn. Vincenzo Bellini. 230. 271. 311.
 Graf Armand, Oper von Cherubini, zum Vortheil der Dlle. Roser. 279.

G a s t s p i e l e .

- Des Sängers Hr. Weils } im Johann von Paris. 127.
 } in Graf Armand. 279.

Im k. k. privil. Theater an der Wien.

- Der Drafelspruch, Bearbeitung des Wintermärchens von Shakespeare. 39.
 Die Engländer in Ostindien. Romantisches Schauspiel von Hrn. Lemberg. 39.
 Albert der Bär, oder die Weiber von Weinsberg, großes Ritterschauspiel mit Gesang
 und Chören. 40.
 Die Höhle Soncha, großes melodramatisches Schauspiel mit Chören von C. Treuhold.
 Musik von Hrn. Franz Roser. 128.
 Habsburgs Erhöhung. Festspiel von Doppelst. 207.

Im k. k. privil. Theater in der Leopoldstadt.

- Die gefesselte Phantasie. Original=Zauberspiel in zwey Aufzügen von Ferdinand Rai-
 mund. 93.
 Die Heimat des Glücks. Gelegenheitsstück von Carl Meisl. 208.

Im k. k. privil. Theater in der Josephstadt.

- Das Reimspiel von Landeck. 208.

Musicalische Beurtheilungen.

- Concert des Hrn. Iwan Müller, Solospielers Sr. Maj. d. Königs von Frankreich. 32.
 Concert der Dlle. Leopoldine Blahetka. 80.
 Concert des Hrn. Leon de St. Lubin. 88.
 Concert des Hrn. Slawj. 111. 168.
 Concert des eifährigen Knaben Stephan Heller. 136.
 Concert des Hrn. Leop. Janša, Violinspieler und Mitglied der k. k. Hof=Capelle. 160.
 Privat=Concert der Dlle. Marie Straßmayer. 160.
 Concerte des Hrn. Bernard Romberg. 183. 224. 231. 272. 296.
 Concert des Hrn. Joseph Panny. 184.
 Musicalische Academie zum Besten des Armenfonds für die armen Bürger zu St.
 Marx. 231.
 Concert der Dlle. Elise Katharina Krings. 232.
 Musicalische Academie des Hrn. Verettoni. 263.

- Musicalische Academie („die Schöpfung“ von Joseph Haydn) zum Vortheile der Wittwen und Waisen der Tonkünstler. 272.
 Concert des Hrn. Jos. Treichlinger. 287.
 Concert der Dlle. Antonia Oster. 288.
 Sechs Lieder mit Pianoforte- oder Guitarre-Begleitung, von Graf v. Blankensee, Berlin, bey Trautwein. 295.
 über Hrn. Tamburini's Gesang im Allgemeinen. 311.

Gedichte, Lieder, Balladen, Sonette.

- Der Dom im Sonnenschein, von K. 13.
 Bewußtseyn, von F. H. Slawik. 77.
 Der Liebe Weh und Wonne, ein Kranz von sieben Liedern, von Carl Hanisch. 81.
 Die beyden Gräber, von Joh. Gabr. Seidl. 113.
 Der Abendstern, von Dr. Georg Ernst Kletten. 121.
 Des Kaisers Bild, von Adolph Ritter v. Eschabuschnigg. 137.
 Der Fährndrich, Ballade von Eduard Duller. 157.
 Der Thränensee, von Carl Baldamus. 165.
 Sonett an Ottilie, von Eduard Marquardt. 173.
 Reiselieder aus einer Novelle von Carl v. Holtei. 189.
 Rath und Trost, von J. C. Bernard. 198.
 Der Uhu und die Fledermaus, von Chr. Heyser. 204.
 Das Heimathsthal, von F. C. Walek. 213.
 Rosenraum, von Fr. Rückert. 228.
 Die Thräne, von Joh. Gabr. Seidl. 233.
 Der verwundete Schwan, von A. v. M. 253.
 Die Resignation, von K. v. H. . . t. 269.
 Nach dem Persischen des Ferdusi, von Freyh. v. Odeleben. 284.
 König Erin, Ballade nach schottischer Sage, von Adolph Ritter v. Eschabuschnigg. 297.
 Die Jahreszeiten, von Johanna B., geb. v. H. 305.

Gelegenheitsgedichte.

- Am Sylvester-Abend 1827, von Bauernfeld. 25.
 Der erste Weihnachtsbaum, von A. v. M. 45.
 Mit einem Kranz, von Ludw. Zeitleles. 53.
 Der Geister Gruß. In der Nacht des 12. Februars 1828, von Car. Pichler. 145.
 Monumentum Genio Patriae Pridie Idus Februarias, Anni MDCCCXXVIII a Musa viennensi dicatum. 152.
 An Ottilie, bey Übersendung eines blühenden Zweiges am 1. Jänner 18***, von Ed. Marquardt. 221.
 An Dlle. Antonia Oster, als sie Beethovens großes Es-dur-Concert gespielt hatte, von J. B. Feichmann. 277.
 An Dlle. Katharina Tomafelli, nach ihrem ersten Debüt im Concert der Dlle. Krings. 293.

Charaden, Logogryphe.

- Charade. 21.
 Charaden, von Theodor v. Haupt. 29. 191.

Logogryphe, von Theodor v. Haupt. 37. 92.

Charade, von Joh. Gabr. Seidl. 141.

Singgedichte und Sprüche.

An Carus, von Carl Ad. Kastenbrunner. 30.

An den Scribenten Flicke. An Minna. Weits Nase. An den Redner Fips. An Kniff.

An den Poeten Aquinus, von Carl Ad. Kastenbrunner. 37 und 38.

Wirkung eines Schneeballs. Nach dem Lateinischen des Angeriani, von H. St. 69.

Beystimmung, von C. U. Glaser. 85.

Licht und Wärme, von Franz v. Erco. 142.

Sprüche, von L. M. Fouqué. 260.

Erzählungen, Novellen, Märchen.

Die Macht der Liebe. Familiengemälde von Theodor. 1. 9. 17. 26. 33. 41. 49. 57.

Die alte Zigeunerinn, von Anton Langerhans. 65. 73.

Der grüne Rock, Novelle, nach dem Spanischen des Don Vicente Rodriguez de Arellano,
frey bearbeitet von Ferd. Wolf. 89. 97. 105.

Der Plan zur Erzählung, von Günstburg. 147.

Mittheilungen aus dem Alterthum von Paul Thorn. 153.

{	Das Lachfest in Hypata, Märchen. 161. 169. 177. 183.
	Der redende Todte, Märchen. 193.
	Ein antikes Ballet. 201.

Natalie, Erzählung in Briefen, von K. v. H. I. . t. 209. 217. 225. 235.

Humoristische Aufsätze.

Lebensbilder, von J. F. Castelli. XII. Die charmanten Leute. 129.

Geschichtliche Aufsätze.

Die königliche freye Bergstadt Schemnitz, historische Skizze von Carl Stegmayer.
115. 122.

Die Gründung der Karthause bey Gitschin, von Eduard Habel. 299.

Alterthumskunde.

Wandgemälde aus Pompeji. 69. 77. 302.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens, von H. 241. 249. 257. 265.
273. 281.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Dresden. 58. 215. 222.

= Genf. 14. 22.

= Hamburg. 53. 62. 70.

= Hannover. 182. 191. 198.

= London. 118. 126. 134. 142.

= Mayland. 85. 92. 175.

= Moskwa. 285. 293.

= München. 30. 206.

= Neapel. 69. 77.

Aus Paris. 6. 166. 174.

= Pesth. 55. 71. 78.

= Prag. 102. 157. 214. 229. 238.

L i t e r a t u r.

W. G. Beckers Taschenbuch, herausgegeben von Friedr. Kind. 1828. Leipzig bey Götschen. 24.

Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1828, von F. A. v. Kurländer, Leipzig, bey Baumgärtner. 31.

Deutscher Regenten-Almanach auf das Jahr 1828, herausgegeben von W. F. Voigt. Jtmenau. 31.

Orphea, Taschenbuch für 1828. Leipzig bey Ernst Fleischer. 46.

The Bijou, or Annual of Literature and the Arts. London bey Will. Pickering. 1828. 86.

Comus Geheimnisse über Anordnung häuslicher und öffentlicher, kleinerer und größerer Gastmahle, Picknicks, Theezirkel u. s. w., von G. Fr. Zenker, erstem Mundkoche Sr. Durchl. des reg. Fürsten von Schwarzenberg, Herzog von Krumau. Wien 1827, im Verlage bey Carl Haas. 144.

Neuestes allgem. deutsches Gartenbuch u. s. w., von Carl Ernst Mayer, Wien 1827. 199.

Heimatliebe eines Steyermärkers. Eine Sammlung vaterländischer Dichtungen, von Dr. Jos. Hofbauer, Grätz 1828, in Commission bey Damian und Sorge. 223.

Der Arzt seiner Ehre. El Medico de su Honra, von Don Pedro Calderon de la Barca, überseht von Andr. Schumacher. 245.

Das Fräulein vom See, ein Gedicht in sechs Gesängen, von Walter Scott Esquire, überseht von Ferd. Haas, Wien gedruckt und in Commission bey Carl Gerold. 1828. 279.

K u n s t = A n z e i g e n.

Anzeige eines von dem Chalkographen Hrn. Blasius Höfel gefertigten Blattes nach F. P. von Hamilton. 104.

Anzeige eines nach Decker, von J. Kowatsch gestochenen Blattes, das Arbeitszimmer Sr. Majestät des Kaisers vorstellend, von Fr. Castelli. 280.

M a n n i g f a l t i g e s.

über die Wirksamkeit des k. k. Hofburgtheaters im Laufe des Jahres 1827. 63.

Reiseart mingrelischer Fürstinnen. 125.

Mittheilungen für Gartenfreunde. 138.

Gemälde-Ausstellung zu Paris im October 1827. 150.

Dampfschiffahrt im sechzehnten Jahrhundert. 156.

Maskenfest des Hrn. Grafen Ant. von Batthyán, am 30. Jänner zu Mayland. 175.

Arbeiten der französischen Pensionäre in Rom. 205.

Prag, Wintervergnügungen. 214.

Restaurationsfeierlichkeit der Universität Olmüh. 278.

Musterung persischer, deutscher und holländischer Wörter aus Walter Scotts Romanen. 289.

Concert = Anzeigen.

- Concert = Anzeige der Dlle. Leopoldine Blahetka. 16.
Concert = Anzeige des Hrn. Capellmeisters Leon de St. Lubin. 48.
Anzeige einer Production des Hrn. Leonhard Mälzel auf dem Metall-Harmonicon. 148.
Concert = Anzeige des Hrn. Jos. Slavik. 72.
— — des dreizehnjährigen Clavierspielers Stephan Heller. 96.
— — des Hrn. Leopold Jansa, Mitgliedes der k. k. Hofcapelle. 112.
— — der Clavierspielerinn Maria Straßmayer. 120.
— — des Hrn. Bernard Komberg. 128. 168.
— — des Hrn. Jos. Panny, Ehrenmitglied der Societä Apollinea zu Venedig. 136.
— — der Harfenspielerinn Elise Katharine Krings. 192.
Anzeige einer großen musicalischen Academie zum Vortheile des Pensions-Instituts für Witwen und Waisen. 200. 296.
Anzeige der Concerts spirituels. 224.
— — der Dlle. Antonia Oster. 240.
— — des Hrn. Jos. Treichlinger. 240.
— — des Hrn. Jos. Böhm. 264.
— — des Hrn. Math. Strebinger. 264.
— — des Hrn. Paganini. 230.
Anzeige vom Privat-Concert des Hrn. Franz Schubert im Musikvereins-Saale. 296.

Vermischte Ankündigungen, Anzeigen und Berichtigungen.

- Ankündigungen, die Fortsetzung dieser Zeitschrift betreffend. 8. 312.
Fall = Anzeigen. 72, 120.
Benefice = Anzeige des k. k. Hof = Opern = Sängers, Hrn. Cramolini. 72.
Benefice = Anzeige des Komikers Hrn. Scholz. 80.
Benefice = Anzeige des Schauspielers Carl Fischer. 184.
Anzeige von Hrn. Franz Jos. Kolb's unentgeltlicher Verabfolgung veredelter Pfropfreiser 1c. 304.

Beylagen.

- Minstrel = Lied aus Rockeby, Canto V., von Walter Scott. In Musik
gesetzt von Joseph Panny. }
Lied. In Musik gesetzt von weis. Ant. Salieri, k. k. Hof = Capell- } Zu Nro. 36.
meister. }
Ein Equipagen = Modenbild zu Nro. 39.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dinstag, den 1. Jänner 1828.

1

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

Ein Familiengemälde, von Theodor.

1.

„So leben Sie denn wohl, lieber Hr. Willner, schreiben Sie oft an uns, und studiren Sie fleißig die ältesten Kunstwerke, denn in diesen ist die reichste Fundgrube für den Studirenden.“ So sprach der Kaufmann Elber zu dem bisherigen Lehrer seiner Kinder, der am folgenden Tage die Universität beziehen wollte, um sich den schönen Wissenschaften und vorzüglich der Tonkunst zu widmen; er umarmte den Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit, und entließ ihn mit den besten Wünschen für die Zukunft. Herrn Elbers edle Gattinn, die liebevolle Mutter ihrer großen Kinderzahl, war die redlichste Freundin des jungen Willner. Auch sie entließ ihren Günstling mit den besten Wünschen für seine fernere Laufbahn, und setzte noch die Worte mit Nachdruck hinzu: „Der Himmel kann und wird ja Ihre Wünsche krönen.“ Ihr war es nemlich nicht entgangen, daß Willner alles aufbot, um sich die Gunst ihrer ältesten Tochter Ophelie zu erwerben, und sie hatte auch nichts dagegen gehabt, wenn diese die Kleinen Zärtlichkeiten erwiderte. Obgleich Ophelie und Willner noch kein Wort von Liebe mit einander gesprochen hatten, so wußten doch Beyde ganz zuverlässig, daß sie einander recht herzlich gut wären. Ophelie hatte alles gelernt, wovon sie wußte, daß Willner Freude habe, und worin er ihr Lehrer seyn konnte. Sie übte sich unter seiner angenehmen und regelmäßigen Leitung noch fortwährend im Singen, Guitarre und Pianoforte spielen. Willner erhielt durch Opheliens Sorgsamkeit aus ihres Vaters Bibliothek alle Werke deutscher Literatur, die er zu seinem Vergnügen und zu seiner Bildung las, und deren Ausbeute er in Opheliens Umgange ihr wiederum mittheilte. So bildeten sich Beyde durch einander selbst. Aber nicht nur die Geistesbildung gedieh durch dieses Verhältniß, auch das Herz trug seine Vortheile davon. Ophelie war als gute Tochter stets sehr besorgt um ihre immerwährend kränkelnde Mutter; diese Sorge verbreitete eine wehmüthig zarte Stimmung über ihr ganzes Wesen. Willner, von manchem Unfall des Lebens schon ernstlich heim-

gesucht, war ein gerader und fester junger Mann. Durch Opheliens traulichen Umgang aber hatte seine Geradheit sich mit einer anziehenden Leutseligkeit verschwifert, und Ophelie hatte aus Willners festem Sinn Muth und Standhaftigkeit für den kindlichen Schmerz geschöpft. So waren Beyder Seelen in einander gewachsen, und hatten die Herzen in das schöne Bündniß gezogen.

Bisher schien keines von Beyden sich der tiefern Gefühle deutlich bewußt gewesen zu seyn, aber heute, am Tage der langen Trennung, war in Beyden das Gefühl der Liebe mit seiner ganzen Macht erwacht, aber das Schweigen hatte noch keines gebrochen.

Immer näher rückte der Augenblick des Scheidens; schon hatten Herr Elber und seine Gattinn, ingleichen ihre Kleinen Kinder, Willi's Zöglinge, mit thränenden Augen und frommen Wünschen ihn entlassen, als auch Ophelie, die bisher entfernt gestanden hatte, sich näherte, und ihm mit feuchten Augen und schwacher Stimme Lebewohl sagte. Willner erwiderte einige Worte mit tiefster Rührung, und küßte ihre schöne Hand, indem ein neuer, heftiger Thränenstrom seinen Augen entfloß, dessen Erßlinge die so theure Hand benetzten. Noch ein allgemeines Lebewohl empfangend, ging er allein seinem einsamen Zimmer zu. Plötzlich kam Ophelie ihm nachgeeilt, um ihn mit Licht zu versehen, das er vergessen hatte mit sich zu nehmen. Sie begleitete ihn bis in sein Zimmer, sagte ihm noch einmal Abschiedsworte, und wollte sich schleunigst entfernen, um die Thränen des Schmerzes von ihm ungesehn zu verweinen, da faßte sich Willner ein Herz; gedrängt von dem mächtigen Gefühle der reinsten Liebe, ergriff er ihre Hand und zog sie sanft zu sich. Einige Augenblicke sah er ihr wehmüthig ins thränende Auge, und hob dann mit fester Stimme also an:

„Durch Jahre langen Umgang mit Ihnen, theure Ophelie, hat sich Ihre schöne, engelreine Seele so vor mir ausgebreitet, daß ich zuversichtlich behaupten kann, Sie sind ein Mädchen, wie jede seyn sollte, aber keine ist. Durch Ihre freundliche Theilnahme an allen meinen Schicksalen sind Sie mir so werth und theuer geworden, daß ich mir eine Trennung von Ihnen ohne eine Trennung von mir selbst kaum als möglich denken kann. Ja, Ophelie, Sie sind mein zweytes Ich, und ich möchte dieses zweyte Ich nicht gern verlieren durch Zeit und Raum. Deßhalb sey diese meine Scheidestunde auch die Entschaidestunde meines Lebens, und ich will es im Vertrauen auf Ihre Gutmüthigkeit wagen, das Lösungswort meines Glückes auszusprechen. Ophelie, theure Ophelie, ich liebe Sie! schenken Sie mir Ihre Gegenliebe, oder, streitet dieß mit Ihrem Gefühle, so entziehen Sie mir wenigstens Ihre wohlwollende Freundschaft auch in der Ferne nicht.“

Ophelie war gerührt und verlegen, und erwiderte mit jungfräulicher Sittsamkeit: „Was Sie ausgesprochen in diesem Augenblicke, lieber Willner, wußte ich längst, wenigstens ließ Ihre stete Aufmerksamkeit für mich etwas dergleichen vermuthen, und ich will Ihnen gestehen, daß ich mich gefreut der Wahl Ihres Herzens, da ich das meine Niemanden lieber schenken mag als Ihnen. Auch ich liebe Sie von Herzen, doch eine Bedingung muß ich in dieser ernsten, und für uns so feyerlichen Stunde hinzufügen. Lieben wollen und dürfen wir einander bis zum Tode, aber sollten und dürften uns Verhältnisse nicht zusammen führen, so sey keines durch das

Andere gebunden. Wenn Sie mir dieß versprechen, so wiederhole ich gern die Worte: Ich liebe Sie. Die Bedingung habe ich mir längst vorbehalten auf einen solchen Fall, und Sie müssen dieselbe eingehen, denn sie ist zu Ihrem eigenen Besten, und der einzige Weg zu meiner Liebe, die ich Ihnen hiemit angelobe.“

Willner umarmte die Geliebte mit Wonne, und erwiderte: „Wohlan, so sey es. Ein Briefwechsel mag uns Nachricht ertheilen von unsern gegenseitigen Verhältnissen.“ Noch einen seelenvollen Kuß gaben sich die beyden Liebenden, und Ophelie verließ ihren innig geliebten Freund.

2.

Kaum war die Nacht noch völlig vorüber, da mahnte der vorfahrende Reisewagen, welchen Herr Elber dem jugendlichen Freunde gemiethet, den längst schon wachen Jüngling an die Trennung von einer so lieben Familie. Er ging an die Thür, sagte dem freundlichen Stübchen Lebewohl, schloß zu, und kam an den Wagen. Noch einmal blickte er an die Fenster hinauf, alles verkündete noch festen Schlaf der Elber'schen Familie, und so wollte er eben einsteigen, als sich ein Fenster öffnete und Ophelie das niedliche Köpfschen heraus streckte. Noch einen Abschiedskuß winkten sich Beyde zu, dann sprang Willner in den Wagen, und auf des Kutschers gebietendes „Fort!“ rollte dieser dem Thore zu. Einmal noch sah Willner sich um, einmal noch winkte Ophelie mit der Hand, und die Chaise flog schnell um die Straßenecke.

Willner hatte sich in eine Ecke des Wagens gelehnt, und hing dem düstern Gedanken der Trennung nach. Noch immer deckte Dämmerung die Erde. Endlich trieb die alles belebende Sonne mit Windesschnelle am Horizonte herauf, und vergoldete die Thurmspitze der Pfarrkirche zu Heinersdorf, wo der im Ruhestand lebende Professor Adersheim Willners aufrichtiger Freund und Gönner war, und dessen Gattinn mit ihrer Tochter Amanda ihm manch heiteres Stündchen in der einsamen Wohnung dankten. Einige Tage vor seiner Abreise hatte Willner schon von dem Professor Adersheim nebst seiner Familie den herzlichsten Abschied genommen, und er glaubte sie alle noch schlafen, als er aber auf der Landstraße hinaus sah, da gewahrte er drey Menschen, die er sogleich für seine lieben Freunde erkannte. Nur wenige Minuten war er noch gefahren, da hatte er sie erreicht. Er befahl dem Kutscher zu halten, und sprang eiligst aus dem Wagen. „Ich hätte nicht geglaubt,“ sagte er freundlich grüßend, „daß Sie sich meinethwegen würden in der Ruhe und Ihrer Gewohnheit stören lassen, aber lieb ist es mir ungemein, Sie noch einmal zu sehen.“

„Uns muß es doch auch Freude machen, Sie noch einmal bey uns zu haben,“ entgegnete freundlich der Professor, „da wir nicht einmal der Ruhe gepflegt, wie gewöhnlich, und Sie wissen, wie sehr ich und meine Frau die Ruhe lieben. Der Schwager Elber ist gewiß noch nicht auf den Beinen, sammt seiner Ehehälfte.“

„Wenn Sie sich nicht gar zu sehr des Fahrens freuen,“ unterbrach die Frau Professorinn (Elbers Schwester) ihren Eheherrn, „so lassen Sie den Kutscher immer voran fahren, und gehen Sie in unserer Gesellschaft noch ein Stückchen Weges zu Fuß.“

„Recht gern,“ erwiderte Willner, befahl dem Kutscher, immer fortzu-

fahren, bis ans nächste Chausseehaus, und bot Amanden den Arm. „Ophelie schließ wohl noch, als Sie fortfuhren,“ hob diese zu Willnern gewendet an, „der Abschied wird gestern schon betrübt genug gewesen seyn, und so wird sie sich den Schmerz nicht haben erneuern wollen.“

„Sie irren,“ antwortete Willner, „obwohl der Abschied schmerzlich war, so sagte sie mir doch heute noch ein Lebewohl, ehe ich fortfuhr.“ Hierauf entdeckte Willner Amanden, die schon längst seine geheime Vertraute war, die gestrigen Begebenheiten in gedrängten Worten, und bat sie, ihn ferner nicht zu verlassen, sondern seinen Briefwechsel mit Ophelien zu besorgen, und ihm von Zeit zu Zeit auch selbst ein Briefchen der Freundschaft zu schreiben.

Während alle vier nun gemeinschaftlich weiter schritten, gab der Professor dem Jünglinge noch vielerley wohlgemeinte Lehren und manchen guten Rath für seine academische Laufbahn; die Frau Professorinn dictirte ihm gleichsam schon den Küchenzettel aufs ganze Triennium, und Amanda warnte ihn vor übereilten Freundschaftsbündnissen, bat ihn aber zugleich, die alten Freunde aufzusuchen; Willner versprach ihr beydes und fügte noch hinzu, in Betreff des Letzteren sollte sie treuliche Nachricht erhalten, zum Zeichen, daß er sie wohl verstanden habe. So waren sie endlich am Chausseehause angelangt. Adersheim entließ mit einem wohlgemeinten Kusse und Händedruck seinen jungen Freund, und diesem Beyspiele folgten Gattinn und Tochter. Noch einmal weinten Alle Thränen des Abschieds, wie vor einigen Tagen; und mit den Worten: „Gott segne Ihre Liebe,“ sprang Willner in den Wagen, und raschen Schrittes zogen ihn die wohlgenährten Rosse dahin. Der Professor aber und seine Lieben gingen gemächlich wieder der stillen Wohnung zu.

3.

Die Sonne breitete ihren Strahlenteppich immer reichhaltiger auf die Erde, und erweckte mit ihrer wohlthätigen Wärme die Thatkraft der Menschen. Auf der Landstraße wurde es immer lebhafter, reisende Handwerker zogen vom Nachtquartier den Weg entlang; Fuhrleute gingen neben den schwer beladenen Frachtwägen langsam ihrem Ziele entgegen, und schmauchten gemächlich dabey ihr Pfeifchen; hier trat der Landmann aus der friedlichen Wohnung, ungeachtet der Luftfrische leicht bekleidet, in sein Gehöfte, und bereitete die Geräthschaften zum Tagewerke; dort holte aus dem Brunnen eine Magd Wasser für ihre Heerden, und grüßte freundlich den vorbeyziehenden Knecht des Nachbars, eingedenk des letzten Sonntags und seiner Freuden im Kretscham. Hier kam eine zierliche Kutsche die Landstraße daher, und drinnen saß ein freundliches Pärchen; ein leicht aufgeschürztes Mädchen ging hier ins Dorf; und dort zog ein Mann den belasteten Schubkarren; so kreuzte sich alles im geschäftigen Treiben des Lebens, und immer belebter ward die Erde, die noch vor kurzem ausgestorben schien. Hoch in den Lüften schwang der Vögel muntere Schar lustig sich durch einander, und begrüßte mit lieblichem Gesange den jungen heiteren Tag. Willner gab sich ganz den Eindrücken der frohen Natur hin, und war selig im Gefühle, ein Mitglied dieser regsam thätigen Welt zu seyn. Wärmer wurde die Luft, denn immer höher stieg die Sonne am Firmamente, er zog also seinen Mantel aus, brannte sich ein Pfeifchen an, und betrachtete innig vergnügt die so mannigfachen Landschaften, die sich im Vor-

überfahren ihm darstellten. Ohne daß dem Reisenden etwas Ausgezeichnetes begegnet war, kam er spät Abends in der Hauptstadt an, wo er sich zwey Tage zu verweilen vorgenommen. Am folgenden Tage besuchte er einige gute Freunde, welche Mitglieder der königlichen Capelle waren, und verlebte in ihrer angenehmen Gesellschaft, unter heitern Gesprächen über Natur und Kunst, sehr frohe Stunden. Den folgenden Tag brachte er abermals in diesem Kreise zu, aber nicht nur in Kunstgesprächen, sondern auch in Kunstgenüssen bestand die heutige Unterhaltung. Es wurden Quartetten und Quintetten von Krommer, Beethoven und Haydn gespielt, und zum Vergnügen des jungen Willner spielte man auch ein Quintette concertante für Violine und Bratsche von seiner eignen Composition, das von Allen recht sehr gelobt wurde, wie auch seine Fertigkeit auf der Viola. So war manche Stunde leicht und schnell dahin geflogen, und nur zu bald mußte er auch diesen Freundekreis verlassen, der sich um einige Personen vermehrt hatte.

Mit dem frühesten des Tages setzte Willner seine Reise fort, und gelangte erst sehr spät Abends an seinem Bestimmungsorte und in seiner neuen, sehr beschränkten Wohnung an, deren Lage er bey dem nächtlichen Dunkel nicht bemerken konnte. Er eilte nur, sobald als möglich, der Ruhe zu; denn die vielen Begebnisse und Beschäftigungen der letzten Wochen, das schnelle, anhaltende Fahren, hatten seinen ohnehin nicht ganz festen Körper sehr ruhsüchtig gemacht.

Noch war Aurorens Purpurschleier nicht völlig am Horizonte in Osten entfaltet, als Willner schon die Ruhestatt verließ und zum Fenster eilte, um sich ein wenig zu ordnen in der Lage seines neuen Asyls. Freude war das erste Gefühl bey dem Anblick der schönen Promenade, die er seinem Fenster gegenüber liegen sah, aber Wehmuth umfing ihn bey dem Gedanken, daß er zwar eine große, bunte Menschenmasse würde vorüber ziehen sehen, ohne Ophelien darunter zu finden. Um sich zu zerstreuen, und auch von der Nothwendigkeit gedrängt, fing er an, sein Zimmer nach seinem Belieben einzurichten, seine Koffer auszupacken, alles mit Tüchern zu belegen, die Instrumente aufzuhängen, und sich recht behaglich zu befinden. Durch die eintretende Pauline Schön, des Goldarbeiters Schön, seines Hauswirthes, einzige Tochter, wurde er in seiner Beschäftigung gestört. Mit einer angenehmen Sittigkeit begrüßte sie den neuen Hausgenossen, und setzte den dampfenden Thee zum Morgen-trank auf den mit einem Teppich belegten Tisch. Willner erwiderte den Gruß des holden Mädchens, und indem er nach der Pfeife griff, sagte er: „Sie selbst, liebes Kind, müssen mich bedienen? das thut mir herzlich leid! ich meine, es sey dieß ein Geschäft der Dienstmädchen, nicht aber der Tochter vom Hause.“

„Ich thue dieß sehr gern,“ erwiderte Pauline, und eine sanfte Röthe zeigte, daß irgend ein „denn u. s. w.“ dahinter steckte, allein dieß konnte er nicht erfahren, da sie eiligst das Stübchen verließ. „Es wäre auch viel gefordert,“ sagte Willner zu sich selbst, als sie fort war, „nach dem ersten Grusse schon die ganze Herzengeschichte eines hübschen Mädchens wissen zu wollen; denn,“ fügte er hinzu, „daß das Herzchen im Spiele ist, steht nicht zu bezweifeln.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, im November 1827.

*) Die häufigen Diebstähle, die in Paris verübt werden, sind besonders zahlreich zu Anfang des Winters, und selbst in den Straßen ist man nicht sicher vor nächtlichem Überfall, trotz der tausend Augen der sehr wachsamten Polizien, deren Nachspürungen die Diebe auch selten entgehen. Der Diamantenraub bey *Mlle. Mars*, von dem in öffentlichen Blättern so viel gesprochen wurde, setzte die Polizien in Bewegung, die auch so glücklich war, den Dieb in *Genf* einzuholen, in demselben Augenblick, als er der gestohlenen Kostbarkeiten durch Verkauf sich zu entledigen suchte. *Mlle. Mars*, die einige Tage nach diesem Unfall in der „Schule der Alten“ spielen sollte, meldete der Direction, sie sehe sich genöthigt, ohne allen Schmuck in ihrer Rolle zu erscheinen, weil sie kein Geschmeide mehr besitze, und da dieser Brief auch im Publicum bekannt wurde, so suchte dasselbe durch einen ungemessenen Beyfall sie über ihren Verlust zu trösten. Böse Menschen meinten zwar, der ganze Briefwechsel sey ein kleiner Kunstgriff gewesen, um den Beyfall ein wenig aufzufrischen, der durch das Spiel der talentvollen *Miß Smithson* ein wenig nachgelassen hatte, seitdem diese Künstlerinn als *Ophelia* den Wahnsinn besser dargestellt hatte, als *Mlle. Mars* die Wahnsinns-scenen in dem neuen Schauspiele *Emilie*; aber wir wollen diesen Lasterzungen keinen Glauben heymessen, da wahrscheinlich jener Brief, ohne Wissen der *Mlle. Mars*, aus dem Theater-Archiv sich in die Theater-Blätter verirrt hatte. Wir freuen uns indessen über den Wiederbesitz ihrer verlorenen Schätze, und zweifeln nicht an einem übertollen Hause, wenn die Künstlerinn nächstens mit ihrem ganzen Schmucke wieder auftreten wird, wo denn das Publicum zur Feyer des Gratulationsfestes gewiß seine Schuldigkeit zu thun nicht versäumen wird. — Ein Diebstahl ganz anderer Art fand neulich bey der Gemälde-Ausstellung im Louvre Statt, wo bey dem ungeheuern Andrang das Diebesgesindel genugsam Gelegenheit findet, seine Künste auszuüben. Ein sehr angesehener Arzt, *Hr. Layet*, befand sich in der Kunstausstellung und blieb an einem Gemälde stehen, vor welchem viele Leute versammelt waren. Er griff in die Tasche nach seinem Schnupftuche, und ist nicht wenig erstaunt, darin eine Uhr zu finden. Er zieht sie hervor, betrachtet sie genau und fragt die Umstehenden, ob sie nicht wüßten, wie diese Uhr in seine Tasche gekommen sey? Aber alle seine Nachforschungen sind vergebens. Er wendet sich an einen der Aufseher, erzählt das Vorgefallene, gibt ihm seine Adresse, und eilt mit seinem Fund nach Hause. In einem andern, entferntern Saale ereignete sich indessen eine ganz andere Scene. Ein Schlossermeister fühlt an seiner Uhrtasche eine kleine Bewegung, er greift zu, aber die Uhr ist verschwunden. Er konnte den Dieb nicht auf der That ertappen, doch ein Blick auf die Umstehenden läßt ihn bald seinen Mann erkennen, dessen Anzug und Mienen etwas anders als einen bloßen Kunstbeschauer verrathen. Er folgt ihm auf den Fersen, von Gemälde zu Gemälde, von Saal zu Saal. Der Spizbube, der sich so sehr verfolgt und bedrängt sieht, entschließt sich endlich seine Beute fahren zu lassen, und die Tasche des *Hrn. Layet* scheint ihm eine gute Gelegenheit dazu. Er wirft ungesehen die Uhr in dieselbe, und setzt seinen Weg fort, aber immer von dem Schlossermeister verfolgt, der ihn nicht aus den Augen läßt. Am Ausgang bittet er eine Schildwache, diesen Menschen als seinen Dieb zu arretiren. Er wird auf die Wache geführt, wo er laut seine Unschuld behauptet und selbst verlangt, aufs genaueste durchsucht zu werden, was denn auch wirklich geschieht; allein man findet nichts bey ihm. Der Schlossermeister erschöpft sich in tausend Entschuldigungen über diesen unangenehmen Zufall, und um dem jungen Menschen vollkommene Genugthuung zu geben, ladet er ihn ein, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken. Dieser nimmt die Einladung an, und Beyde begeben sich, Arm in Arm, nach einer benachbarten Weinschenke. — „Vier Gläser!“ ruft der Spizbube bey seinem Eintritt ins Zimmer. „Warum vier Gläser?“ fragt der ehrliche Schlossermeister. „Hier sind zwey Freunde, die mit uns anstoßen sollen,“ und in demselben Augenblick stehn auch schon beyde Freunde ihm zur Seite. Er erzählt seinen Cameraden, wie ihn dieser Herr für einen Taschendieb gehalten, und der Schlossermeister wiederholt seine Entschuldigung.

gen mit der größten Sanftmuth und Güte. „Ja,“ unterbrechen ihn die Freunde, „so kann man sich in der Welt oft gewaltig irren. Unser Camerad ist der rechtschaffenste, ehrlichste Mensch unter der Sonne. Man muß nie nach dem Außern urtheilen, das zuweilen sehr trüglich ist.“ Der Schlossermeister gesteht dieses ein, füllt sein Glas, trinkt auf das Wohlsenn seines Diebes, bezahlt die Beche und entfernt sich. Er kehrt nach dem Louvre zurück, um weitere Erkundigungen über seine Uhr einzuziehen. Dort erfährt er von dem Aufseher, sie habe sich gefunden, und er erhält die Adresse des Herrn, der sie in Verwahrung hat. Er eilt zu Hrn. L a y e t, empfängt seine Uhr, und beyde Männer schätzen sich glücklich, daß diese Sache keine traurigern Folgen gehabt hat.

In Paris kann man überhaupt sehr leicht in böse Händel gerathen, und besonders ist in dieser Hinsicht Behutsamkeit nicht genugsam anzuempfehlen. Der Volks-Charakter hat sich seit der Revolution gewaltig geändert, und die Ausartung der Sitten äußert sich bey jeder möglichen Gelegenheit. Schon B o i l e a u hat in seiner bekannten Satyre über Paris die vielen Unannehmlichkeiten aufgerechnet, denen die Einwohner dieser Stadt zu Hause und auf der Straße unterworfen sind, aber dieses Capitel hat sich seit dieser Zeit bedeutend vermehrt. Neulich versuchte das Vaudeville-Theater diesen Gegenstand dramatisch zu behandeln, in einem kleinen Stückchen, betitelt: „les tribulations d'un Bourgeois à Paris,“ das aber nicht sonderlich gefiel, auch ist die Form des Vaudeville zu beschränkt, um alle jene Plageren mit angemessener Ausführlichkeit darstellen zu können, wozu ein starker Band kaum hinreichen würde. Seitdem man angefangen hat alle Maßregeln der Behörde zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung als einen lästigen Zwang zu betrachten, diese in den öffentlichen Blättern bitter zu tadeln und zu verleumdern, hat sich ein Geist der Widerseßlichkeit aller Stände bemächtigt, der keine heilsamen Früchte tragen kann. So besucht man auch jetzt die Theater, nicht um eine angenehme Zerstreung zu finden, sondern um in den Reden der Schauspieler, mit einer Art böshafter Schadenfreude, allerley Anspielungen geflissentlich aufzusuchen und rasend zu beklatschen. Dergleichen tumultuarische Auftritte finden fast jeden Abend in den Theatern Statt, und es ist so weit gekommen, daß ruhige Leute sich fast fürchten, ins Schauspiel zu gehen, um sich keinen unangenehmen Auftritten auszusuchen. In den Provinzen geht es nicht besser. Neulich forderten die Zuschauer in einem Provinzial-Theater die Wiederholung eines Couplets, das mehrere Schauspieler absangen. Da eine solche Wiederholung gegen das Theatergesetz freitet, so wendeten sich die Schauspieler von der Bühne herab an den anwesenden Maire, um ihn um Erlaubniß dazu zu bitten. Der Maire antwortete sehr vernünftig, er könne keine Zustimmung dem bestehenden Gesetze zuwider geben. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Schauspieler fröhlichen Muthes und mit überlauter Stimme das Couplet dennoch wieder absangen. Die Schauspieler wurden verhaftet; aber nun erhob sich ein großer Lärm in den Journalen, die Partey für die Schauspieler gegen den Maire ergriffen, auch roteteten sich die Advocaten zusammen, die in einer gedruckten Consultation das Unrechtmäßige der Verhaftung darzulegen strebten, und die Schauspieler unter ihren Schutznahmen. Solche und ähnliche Dinge müssen wohl jeden Menschen betrüben, der noch ein wenig Gefühl für Recht und Ordnung hat; diese unbedingten Grundlagen alles gesellschaftlichen Zusammenlebens. Nichts kann gedeihen, wo man diese zu erschüttern sucht. Paris genoß einst den Ruf als Schule der feinen Sitten, aber diese Zeit ist längst verschwunden. Man wird hier vielmehr einen Geist der Rohheit gewahr, der sich selbst da oft kund gibt, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Wer hierüber noch in Zweifel seyn konnte, der braucht nur unsere größern und kleinern Journale zu lesen, die in ihren Angriffen auf Personen und achtungswerthe Verhältnisse einen Ton anstimmen, der wahrlich nicht der der guten Gesellschaft ist. Aus der Verwirrung der Begriffe entsteht die Verwirrung der Sprache. Worte, die man sonst als unzart, oder als unanständig verbannte, werden jetzt als die passendsten Ausdrücke gebraucht, um alles, was bey andern Nationen als ehrenwerth erscheint, zu besudeln. Wenn, wie Graf M a i s t r e sagt, die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft ist, so repräsentiren die meisten unserer Druckschriften diese nicht auf die erfreulichste Weise. Selbst das harmlose Reich der Poesie wird entweiht, durch eine Unzahl gereimter Libelle und Spottgedichte, die leider

nur eine allzu günstige Aufnahme finden. Lamartine schweigt, indessen Casimir Delavigne und seines Gleichen Gedichte zu Tage fördern, aus welchen, unter der poetischen Hülle, der Geist der Empörung athmet. Den Aufschluß, wohin alles dieses führt, haben uns die vielen unruhigen Tage gegeben, die wir diesen Monat hier verlebt haben, und von welchen die nähern Umstände den Lesern aus den Zeitungen wahr-scheinlich bekannt seyn werden. F.

U n k ü n d i g u n g.

Die deutsche Lesewelt hat die bisherigen Jahrgänge dieser Zeitschrift mit einem Beyfalle aufgenommen, in dessen dankbarer Anerkennung der Herausgeber sich redlich bemüht hat, den innern Werth derselben von Jahr zu Jahr zu erhöhen. Ist es ihm hiemit einiger Maßen gelungen, so haben die Gönner zugleich die sicherste Bürgschaft, daß er auch im nächstfolgenden Jahre 1828 sowohl für gediegenen Inhalt des Blattes als für geschmackvolle Modenbilder und andere Zugaben nach Möglichkeit sorgen werde.

Wie in der letzten Hälfte des vergangenen Jahres wird auch im künftigen in jedem Monate wenigstens eine Abbildung neuester Herrentrachten geliefert werden.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich drey Mal, nemlich: Dienstag, Donnerstags (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Belinspapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien (in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den ordentlichen Kupfer- und Musik-Beilagen) vierteljährig 3 fl. 45 kr., halbjährig 7 fl. 30 kr., und jährlich 15 fl. C. M. Auswärtige wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter wenden, und zahlen halbjährig 13 fl. 12 kr. und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. frankirt bis an die k. k. österreichischen Staatsgrenzen. — Durch die postamtlichen Zeitungs-Expeditionen ist die Zeitschrift nur ungetrennt, nemlich der Text mit den Modebildern, aber keines von diesen, weder Text noch Modebilder, abgesondert zu bekommen. — Pränumeranten, welche ihre Exemplare mit hartem Wachs und dem Amtssiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Für obige Preise wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen, wöchentlich zwey Mal, expedirt. Die Versendungen am Tage der jedesmaligen Erscheinung kostet jährlich 4 fl. C. M. mehr.

Den geehrten Herren Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich selbe bey ihrer etwaigen Abreise von Wien auf Landgüter ic. innerhalb des Kaiserstaates, allenthalben nach senden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Der Preis der Modebilder allein wird vierteljährig mit 4, halbjährig mit 8, und jährlich mit 16 fl. C. M. entrichtet. Einzelne Modebilder sind in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß, und in mehreren Buchhandlungen, das Stück um 24 kr. C. M., zu haben.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig, mit und ohne Modebilder, um die oben für Wien angezeigten Preise von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Auch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen, und der bisherigen Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Original-Beiträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Von den besondern Beilagen der Wiener Zeitschrift,

und zwar: von der Quart-Ausgabe der Costume des Ballfestes bey Sr. Excellenz Sir Henry Wellesley, mit colorirten Bildern, zu 12 fl. C. M.,

von der Abbildung der Gallerie durch den Urthelstein im Helenenthale bey Baden, in Abdrücken vor der Schrift, zu 1 fl. C. M.

von den Planen des Parks von Larenburg, nebst der kleinen Anweisung zu dessen Gebrauch, zu 1 fl. C. M.,

sind noch Exemplare vorhanden, und sowohl durch die k. k. Hof-Postamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, als bey Anton Strauß, C. Gerold und in mehreren Buchhandlungen, um die benzesetzten Preise zu haben.

Wien, im Jänner 1828.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Donnerstag, den 3. Jänner 1828.

2

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

4.

Mehrere Tage waren schon vergangen, in denen sich Willner theils immer häuslicher eingerichtet, theils die Geschäfte besorgt hatte, die ihm als angeheudem academischen Bürger oblagen. Er hatte mit seinen Wirthsleuten genauere Bekanntschaft gemacht, und sich Paulinens Vertrauen schon völlig erworben. Eben kehrte er freudig von einem solchen Geschäftsgange zurück, dessen Erfolg sehr glücklich gewesen war, indem ihm der Concert-Director nach Überreichung eines Empfehlungsbriefes versprochen hatte, ihm zur Aufnahme in das große Orchester behülflich zu seyn, als er Paulinen in seinem Zimmer geschäftig fand. Nachdem er sie freundlich begrüßt, bemerkte er, daß sie so eben geweint hatte. Wehmüthig und verwundert zugleich, blickte er sie an und sprach, vertraulich ihre Hand fassend: „Liebes Mädchen, warum sind Ihre sonst so freudig glänzenden Augen heute mit Thränen getrübt? Entdecken Sie mir Ihren Schmerz, wenn ich anders ihn wissen darf, und seyen Sie versichert, daß ich alles thun will, Ihren Kummer zu mildern oder doch mitzutragen. Ich weiß nur zu gut, wie wohlthuend solche Mittheilungen der leidenden Seele sind, wenn sie ein mitfühlendes Gemüth findet; und daß ich an Ihrem Schmerz innigen Antheil nehme, kann ich Ihnen zusichern, denn ich weiß nur zu gut aus eigener bitterer Erfahrung, was Schmerz empfinden heißt! Also sprechen Sie!“

Ein Weilchen noch schwieg Pauline, dann setzte sie sich auf einen Stuhl, Willnern gegenüber, und begann langsam:

„Wohl war es mein Entschluß, meinen Schmerz in der eignen Brust zu verschließen, und Niemanden zum Mitwisser meines geheimen Kummers zu machen, und ich habe bereits ein Jahr hindurch mein stilles Versprechen mir auch gehalten. Aber Ihre Züge, Ihr Auge, das so deutlich sagt: ich bin der Lichtstern eines mitleidvollen guten Herzens, das allein bestimmte mich seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft, Sie zu meinem Vertrauten

zu wählen. Zwar sollte dieß noch nicht so schnell geschehen, denn erst wollte ich prüfen, ob nicht auch die beste Miene triegen könne! Aber Sie haben mich bey meinem Schmerze überrascht, und Ihr sanfter Ton heißt mich Ihrem guten Herzen schnell vertrauen. Also hören Sie! Vor ungefähr drey Jahren miethete sich ein Handlungsdiener hier ein, und wurde bald mit meinen Altern und also auch mit mir sehr bekannt. Ich war eben sechzehn Jahre alt, und mein Geburtstag war, wie bisher jedes Mal, auch dieses Jahr ein heitres Hausfest. Von allen Seiten her war ich beschenkt worden, da beehrte mich auch noch spät am Abend Hr. Wichhardt mit einem Geschenke, dem er ein Wiegenlied beygelegt hatte, das aber nichts anders als ein förmlicher Liebesantrag war.“

„War mir Hr. Wichhardts Artigkeit, die er stets gegen mich beobachtete, angenehm gewesen,“ fuhr Pauline fort, „hatte ferner sein interessantes Äußere, seine feurig rollenden Augen, sein schöner Wuchs und seine Fertigkeiten im Schreiben, Zeichnen und Musciren, mich, meiner unbewußt, für ihn schon eingenommen, so setzte dieses Wiegenlied allem die Krone auf; ich fühlte mich zu ihm hingezogen, ihm ganz ergeben, und schloß mich seiner Liebe mit all der Gegenliebe an, deren ein junges Mädchenherz nur immer fähig ist.“

„Beynahe ein ganzes Jahr verfloß uns in gegenseitiger Wonne der Liebe, als Hr. Wichhardt eines Abends ganz misanthropisch von dem Comptoir nach Hause kam, und mir mit thränenden Augen ankündigte, daß wir uns trennen müßten, indem sein Principal aus Mangel an Geschäften ihm die Condition aufgesagt habe, und sich in unserer Stadt keine andere Anstellung für ihn finde. „Wenn wir auch scheiden müssen,“ setzte er beruhigend hinzu, „so soll doch unsere Liebe nicht zu Ende gehen.“ Ach nur zu leicht glaubte ich seinen Versicherungen. Einige Wochen später meldete er mir, daß er eine Stelle in B. habe, wohin er bald abreisen werde. Diese Nachricht und der bald darauf erfolgende Abschied wirkten sehr nachtheilig auf meine Gesundheit, und fast wäre ich dem Schmerze unterlegen, wenn nicht ein Briefwechsel mit Wichhardt mich noch einiger Maßen aufrecht erhalten hätte. Allein mit dem Herannahen des zweyten Jahreschlusses wurden Wichhardts Briefe immer seltener und kälter, und endlich blieben sie gänzlich aus. Ich schrieb noch einmal, und noch heute fehlt mir eine Antwort auf diese Zuschrift. Mein Kummer wuchs mit jeder Stunde in dem Grade, als meine schwankende Gesundheit verschwand. Doch der Mensch lernt sich an alles gewöhnen, auch an den herbsten Schmerz, und so genas auch endlich mein Körper, nur das Herz blieb krank. Vielleicht wäre auch diese Wunde geheilt, wenn ich nicht, wie eine unzählige Menge von Menschen, Trost in der steten Erhaltung und Erneuerung meines Leides gesucht, und ich möchte fast sagen, gefunden hätte. Um die Erinnerungen immer im Wachen zu erhalten, übernahm ich die Besorgung des Zimmers, das Sie jetzt bewohnen, und das einst mein Liebstes umschloß, und hiemit haben Sie die Antwort auf Ihre erste Frage, warum ich Sie selbst bediene. Meine Erzählung ist hier zu Ende, ich hoffe von dieser Mittheilung eine große Erleichterung meines stillen Harmes, und glaube von Ihnen eher bemitleidet als verspottet zu werden.“

Hiemit schwieg Pauline, und hervorbrechende Thränen bewiesen, wie ergriffen sie von den erneuten schmerzlichen Gefühlen war. Die Liebe in ihrer

ganzen Größe kennend, und den Schmerz der Täuschung ahnend, trat Willner, vom herzlichem Mitgefühl durchdrungen, zu Paulinen, faßte ihre Hand und sprach: „Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, liebe Pauline, daß Ihre erste Mittheilung gegen mich geschehen ist, der ich Ihnen wenigstens einige tröstende Worte sprechen kann. Ich kenne Ihren Geliebten, und er lebt noch in B., meiner Vaterstadt, hat aber seine erste Anstellung gegen eine andere vortheilhaftere vertauscht.“

„Sie kennen ihn?“ rief Pauline.

„Ja,“ fuhr Willner fort, „hören Sie, wie ich ihn kennen lernte, und wie er mir Freund wurde. Es hatte sich nemlich in B. unter mehreren Jünglingen aus Liebe zur Musik ein kleiner Singverein gebildet, dessen Vorsteher ich war. Eines Abends führte Herr Richer, welcher ein Mitglied, und ebenfalls in einem Comptoir zu B. angestellt war, das er aber jetzt verlassen, einen Fremden ein, mit dem Gesuch, daß Hr. Wichhardt, dieß war der Fremde, wünsche, dieser Gesellschaft beyzutreten. Sein Äußeres gefiel, und seine bereits erlangten musikalischen Fertigkeiten bestimmten uns, ihn aufzunehmen. Durch sein gefälliges, zuvorkommendes Wesen schloß er sich bald enger an uns an, und ich muß gestehen, ich bin von ihm als einem Freunde geschieden. Über sein Verhältniß zu Ihnen hat er nie das Geringste verlauten lassen, nur als ich meinen Freunden einst sagte, daß ich ein Stübchen beym Goldarbeiter Schön gemiethet, sagte er: „Dort wohnte ich auch früher, es war sehr angenehm dort; es wird dir gefallen, ich habe manche vergnügte Stunde dort verlebt.“

„Ja wohl,“ erwiderte Pauline eingedenk des Mitgenusses, „manche vergnügte Stunde!“

„Lassen Sie noch nicht alle Hoffnung sinken,“ fuhr Willner fort, „denn ich kann Ihnen zum Troste sagen, daß er wenigstens kein anderes Liebesverhältniß in B. angeknüpft hat, und seyen Sie versichert, daß ich nach Kräften arbeiten werde, Ihren Schmerz zu mildern, mich dabey der größten Vorsicht bedienen will, und Ihrem Zartgefühl nicht zu nahe treten werde.“ Pauline dankte Willnern herzlich für seine Theilnahme, und entfernte sich mit der Versicherung ihrer aufrichtigsten Freundschaft.

5.

Schon einen ganzen Monat hatte Willner in der herrlichen Musenstadt verlebt, und sein Briefwechsel mit der Familie Elber war im besten Gange, auch Amanda und Ophelie verkürzten ihm durch ihre angenehmen schriftlichen Unterhaltungen manches Stündchen, das er von seiner angestrengtesten Arbeit zur Erholung sich bestimmt hatte. Oft schon hatte er an schönen Abenden am Fenster gelehnt und auf die zahlreich besuchte Promenade geschaut, selbst aber war er noch nicht unter der bunten Menge daher gewandelt, auch hatte er noch Niemanden sich angeschlossen, denn er fühlte sich in seiner Alleinheit, unter den Bildern der Rückerinnerung und in den Träumen der Zukunft, die er in seine Erholungsstunden zog, sehr glücklich, und so hatte es ihn noch nie dahin gezogen, wo entweder Geschäftsmänner zur Erholung sich ergingen, oder Müßiggänger ihre Zeit zu tödten suchten, auf den weiten Spazierplatz. Eben stand er vom Schreibtische auf, an dem er gerade einen Satz Variatio-

nen beendigt hatte, die er Ophelien als Geschenk überschieken wollte, da trat er ans Fenster und blickte in die schöne verjüngte Natur, und zugleich auf die durch einander wogende Menschenmenge. In dem Grade, als ihn diese abschreckte, sich zu ergehen, in eben dem Grade lud jene ihn ein. Er ging zum ersten Male der Promenade zu, die ihn weniger anzog als die heitre Natur. Es war ein schöner May-Abend, noch stritten Sonne und Mond um das Vorrecht, das thätige Gewühl zu beleuchten, und in der weitesten Ferne schaute ein unzählbares Sternenheer lächelnd auf den Rangstreit; ein leichter Abendhauch küßte die Glut des Tages von dem aufkeimenden Grün der Bäume, und wehete den Menschen heitere Tage zu. Auf den Gängen wogte alles bunt durch einander, und Jeder trieb am Andern rasch vorüber. Kosende Paare wandelten, in sich selbst versunken, einher, und schienen der Welt um sich her zu vergessen; Freunde drängten sich durch die Menge, und waren im lauten Gespräch begriffen, von dem sie jedem Vorübergehenden zerrissene Phrasen zu hören gaben, da das Vorhergehende schon Andere angehört hatten, und das Folgende für die Kommenden zu einem unverständlichen Ohrenschaufe wurde. Willner ging in seinen Lieblingsphantasten vertieft den Weg entlang, er träumte von einer vortheilhaften Anstellung als dem Wege zu Opheliens Besitze, und achtete nicht auf die Vorübergehenden. Möglich blieb er stehen, drehte sich um, und sah einer mittelgroßen männlichen Figur nach, die eben an ihm vorbegeeilt war. „Solltest du den nicht kennen?“ sprach er bey sich selbst, und wendete seine Schritte, dem Manne nachzueilen. Bald war er ihm nahe gekommen, er blickte ihm ins Gesicht und slog mit dem Freudenruf: „Willkommen, Richer!“ an den Hals seines geliebten Freundes. Dieser freute sich von Herzen, seinen lieben Willner vor sich zu sehen, und Beyde eilten Arm in Arm Willners Wohnung zu. Da erzählte Willner seinem Freunde alle Schicksale, die ihn betroffen seit den zwey Jahren ihrer Trennung; auch die Abschiedscene mit Ophelien verschwieg er ihm nicht, so wie er ihm auch das Verhältniß zwischen Wichardt und Paulinen mittheilte.

Richer horchte hoch auf, und schien noch etwas zu erwarten, als Willner schon geendet hatte. Endlich sprang er auf, faßte seinen Freund bey der Hand, und sprach mit dem Ausdrücke der Freude: „Wenn du mir hiemit alles erzählt hast, so höre nun auch mich!“

„Du weißt, daß ich einst die Handelsgeschäfte meines längst verstorbenen Vaters übernehmen soll, die früher mein Stiefvater und jetzt nach dessen Ableben meine Mutter administriert. Nun wünscht meine Mutter schon längst diese Übernahme, aber auch zugleich eine Schwiegertochter. Da ich nun, wie du weißt, eben kein Verehrer der weiblichen Welt bin, obgleich kein Mädchen mich unartig nennen kann, so besprach ich mit meiner Mutter einen Plan, den ich mir schon längst entworfen hatte, und welchen diese auch billigte, freylich nach verschiedenen Gegenreden. Ich wollte nemlich erst einige Jahre reisen, um Menschen kennen zu lernen, und persönlich meine Handelsverbindungen zu prüfen, zu sichern, und wo möglich auch zu erweitern. Nebenbey wollte ich ein Mädchen auffuchen, die ich einst mein nennen möchte.“

„Und wie sind deine Geschäfte gegangen?“ unterbrach ihn Willner.
 „Höre nur weiter,“ fiel Richer wieder ein. „Meine zukünftigen Handelsverbindungen sind jetzt in der besten Ordnung, und waren es auch größten

Theils schon vorher, und ich kehre nun in meine Heimat nach W. zurück, um die Geschäfte zu übernehmen. Was aber die Speculation auf Mädchen anlangt, so ist sie ungünstig ausgegangen. Zwar habe ich viele und vielerley mitunter recht hübsche Mädchen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, aber keine gefunden, die nach meinem Wunsche gewesen wäre.“

„Kommt nun die Einsicht, Freundchen?“ versetzte Willner; „hättest du nur Amanden nicht so vernachlässiget, sie ist gewiß ein seelengutes Mädchen, und würde auch einst ein gutes Eheweib geworden seyn; aber da warst du der personificirte Kaltsinn, und hättest dich eher zu Tode martern lassen, als ihr einen einzigen freundlichen Blick zugewandt.“

„Du hast Recht,“ entgegnete Richer, „aber konnte ich anders? Wer hieß ihr, sich mir so sehr nähern? Aber freylich, wenn Amanda noch frey wäre, was gäbe ich drum, denn keine war wie sie. Eine hatte ihre Tugenden, aber diese hoben sie nicht, da ihr die Mängel fehlten; die Andere hatte Amandens Fehler, diese traten aber zu grell hervor, da ihr Amandens Tugenden mangelten. Coquetten, Leichtsinrige, Frömmelnde, Scheinheilige und Blöde habe ich genugsam gefunden, aber keine angetroffen, die Amandens Liebreiz und Anmuth, Leichtsinn und Sittsamkeit in sich verbunden hätte; drum Freund, gestehe mir aufrichtig, fühlt Amanda noch wie früher für mich? denn ich weiß, du warest stets ihr Vertrauter, oder schmachtet sie in andern Liebesfesseln? Wo nicht, so eile ich, sie mir zu gewinnen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dom im Sonnenschein.

Hier steht sie, hoch und fest, die Cathedrale,
Kein oberflächlich nied'rer Stoa-Gang,
Gleichwie entsprossen, kühn mit einem Male,
Des Meisters Geist, verhöhrend Form und Zwang.

Fünf Classen hat Beschränktheit sich gezimmert,
Den sieben Tönen des Gesanges gleich;
Doch hehr und groß und unerschöpflich schimmert
In Phöbus Licht hier ein Ideenreich.

Nicht wie des Heiden Tempel nied're Schatten —
Du trägst die bange Seele himmelwärts,
Wo Größe sich, und Reichthum, Kühnheit gatten,
Da hebt sich freyer in der Brust das Herz.

Wie drückt den Geist die flache Kuppel nieder,
Und mahnet, wie ihr Schmuck, an's Ird'sche nur.
Du gibst der Phantasie die Schwungkraft wieder,
Ein jeder Stein zeigt deiner Gottheit Spur.

Dich hat nicht Kunst, dich hat ein Geist erschaffen,
Kühn trogend der Geseze strengem Zwang,
Drum will ich auch mit dir empor mich raffen,
Wo in der Wolke deiner Stimme Klang,

Wo, hoch im blauen Äther aufgepflanzt,
Der Sühne Zeichen strahlend aufwärts blinkt,
Und wie am Port des Leuchthurms Flamme tanzt,
Und Hoffnung deinem müden Pilger winkt.

.....

Correspondenz-Nachrichten.

Genf, im September 1827.

(Wegen Menge an Materialien verspätet.)

Es ist nun ausgemacht, woran die Leute bisher immer zweifelten, es ist ausgemacht, daß die Camönen ihren Sitz in Genf haben. Es hat unter dem Genfer Wapen gestanden, das im letzten helvetischen Concert in Bern erleuchtet im Grünen aufgehängt war: die Berner aber müssen es doch wissen! „Genf, die Wiege der Camönen, kam zuletzt den Bund zu krönen.“ — Nun möchte ich gern wissen, wo sie hier wohnen, die lieblichen Mädchen. Zwey wüßte ich allenfalls aufzufinden: Eliso in Sismondi's einsamen Dachstübchen in der Rue des belles filles und Urania bey den Professoren der Astronomie und der Mathematik. Von einer Muse der Physik, der Naturgeschichte und der Mechanik ist mir aber nichts bekannt. Das aber ist in dem Genfer Wissen und Reden die Hauptsache. Die sämmtlichen andern Musen müssen sich wo versteckt halten, und thun wohl daran. Denn ließen sich die Sieben sehen, besonders die, welche mit Dichtkunst zu thun haben, ich glaube, man machte Jagd auf sie, und ließe die Mägdlein einstecken: wenigstens fänden sie nirgends Obdach.

Das wird auch wohl nie anders hier werden: so lange das Gewinnen, Erwerben und das bürgerliche Nützen bey Allen die Hauptsache sind. Solches hat sich recht bey der letzten Prüfung dargethan, welche die Facultät der schönen Wissenschaften an hiesiger Academie mit ihren Schülern vornahm. Höchst armselig war, was hier über alte Literatur vorkam, denn selbst für die griechische hatte erst nach einigen nutzlosen Versuchen ein Professor ein Häuflein Zuhörer zusammen bringen können. Allgemeine Literaturgeschichte, die Basis und der Schlüssel aller Literatur, kennt man hier nicht einmal dem Namen nach, und von keiner fremden Literatur ist die Rede. Dafür wurde viel über französische Prosodie und rechte Aussprache ausgekramt, auch einige Preise für Verse ertheilt, welche zwey Schüler gemacht hatten! Es waren aber nur Verse; wie denn die Franzosen lange Vers mit Poesie gleichbedeutend genommen haben.

Es ist auffallend, daß in einer Stadt, wo die Sorge für jegliches Leiden Hohe und Niedere, die Regierung wie die Bürger beschäftigt, daß in Genf bisher wenig für jene Unglücklichen gesorgt war, denen schon bey der Geburt zwey Sinne versagt wurden: ich meine die Taubstummen. Zwar hatte unser kleiner Canton deren nur Wenige. Aber auch für diese Wenigen mußte gesorgt werden. Die Armen schickte die Regierung mit bedeutenden Kosten nach Paris in das dortige Institut: sie dachte dabey aber immer daran, sich dort einen Genfer zum Lehrer bilden zu lassen. Dieß ist nun geglückt. Der Taubstumme *Chomel* lernte unter dem Abbé *Siccard*, und hat, seit 1822 ganz zum Lehrer ausgebildet, das Pariser Institut verlassen, um dem vorzustehen, welches hier entstanden ist. Es ergibt die günstigsten Resultate. In der Prüfung, die kürzlich Statt fand, und wozu der Staatsrath seinen Saal hergegeben hatte, überzeugte man sich von den ausgezeichneten Fortschritten der Zöglinge und von ihrem ganzen moralischen Geiste. Dem Vorstand der Anstalt, Hrn. *Chomel*, gebührt ausgezeichnetes Lob.

Gleiche Auszeichnung verdient unter den neuern wohlthätigen Anstalten Genfs, das Institut für arme, verwaisete Mädchen. Schon vor einigen Jahren traten zwölf edle Frauen zusammen, um sich dieser Unglücklichen anzunehmen. Zweckmäßig sorgten sie für Unterricht, Bildung, Religion, Nahrung, Kleidung und Wohnung der Kinder. Die Geschicklichkeit dieser Waisenmädchen in weiblichen Arbeiten ward bald bekannt, und Alles drängte sich zu ihrem kleinen Magazin. Aber da man den Gewinn für zu bedeutend hielt: so hörten die milden Beyträge und Spenden, ohne die hier keine Anstalt bestehen kann, zwar nicht ganz auf, verminderten sich aber doch sehr, so daß den guten Frauen wegen des Fortbestehens ihres Instituts bange ward. Kaum aber war dieß bekannt, als Gaben von allen Seiten herbey strömten, so daß im laufenden Jahr 1600 Franken als reiner Überschuss angegeben werden konnte. Freylich ist dabey in manchen Dingen gespart worden, wo es eben nicht gut geheißen werden kann. Gesundheit, Heiterkeit und gute Sitten zeichnet die Waisenmädchen aus.

Die kleine Kinderschule ist eine aus Amerika zu uns herüber gekommene Anstalt,

welche rein evangelischen Sinn hat, und bey der ich mir den Heiland denke, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt. Es ist ein glücklicher Zufall, daß sie sich in der Straße befindet, wo vor kurzem noch Rousseau's Haus stand, und die deßhalb Rue de J. J. Rousseau heißt. Diese Anstalt ist weniger zum Lernen bestimmt, als zum nützlichen Beschäftigen der Kinder, wenn sich die Ältern nicht mit ihnen abgeben und ein wachsendes Auge auf sie haben können. Ehemals liefen sie wild und ungezogen mit andern Kindern auf der Straße herum, und lernten Unarten und Laster; jetzt werden sie in die Kinderschule geschickt. Diese begann voriges Jahr mit 30 Kindern. Jetzt sind deren mehr denn 150. Sie werden hier mit kleinen nützlichen Arbeiten und Spielen beschäftigt. Dazwischen zeigt man ihnen die Abbildungen von Gegenständen, die im täglichen Leben und im Hausgebrauch vorkommen, und läßt sie das Gelernte unter sich wiederholen und einander abfragen. Alles ist hier auf den Kindersinn so gut berechnet, daß die Kinder, trotz der Strenge, die in Allem herrscht, lieber hier, als zu Hause sind, wo ihnen doch oft alle Freyheit gelassen ist. Auf Reinlichkeit, Ordnung und Sitte wird hier natürlich am meisten gehalten. Es ist auch unglaublich, wie hierin das Beyspiel wirkt. Kinder, die roh, sittenlos, schmutzig und voller Unarten und Eigensinn hieher kamen, können jetzt als Muster in jeder Beziehung aufgeführt werden, und doch ist keines über sechs Jahre alt. Nichts anmuthiger, als die Spiele der Kleinen in dem Hof und dem Garten, welche der wohlthätige Sinn der Nachbarn hergegeben haben. Schon hat man für den Winter einen neuen Saal gebaut. Ein Aufseher und eine Aufseherinn reichen zur Leitung des Ganzen hin. Sie haben das rechte Talent, mit Kindern umzugehen. Die Anstalt erfreut sich vielfacher Theilnahme, und neulich erst hat ihr ein jetzt hier lebender Prinz an seinem Geburtstag 200 Franken geschenkt.

(Der Schluß folgt.)

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 19. December v. J. wurde zum Vortheil des Hrn. Capellmeisters G y r o w e z zum ersten Male gegeben: Der blinde Harfner, Operette in einem Acte.

Hr. G y r o w e z, der durch seine gemüthlichen Compositionen „Agnes Sorel“ und „der Augenarzt“ vor mehreren Jahren den Theaterfreunden recht viel Vergnügen gemacht hat, bewies in dieser Musik aufs neue, daß er es sehr gut versteht, ein Drama durch seine musicalische Farbensmischung zu beleuchten, zu beleben, und dem Sänger dankbare Momente zu verschaffen. Die Ouverture wurde feurig und gefühlvoll executirt, und sowohl dies, als auch das Auftreten einer jungen Sängerin (Ulle. A c h t e n), welche durch ihre liebliche, wohlklingende und reine Sopranstimme sogleich den Beyfall des Publicums gewann — stimmten die zahlreich versammelten Liebhaber der Oper zu einer so feurigen Theilnahme, daß kein Musikstück ohne Beyfall vorüber ging. Besonders gefiel eine Romantze in G mit Harfenbegleitung (welches Instrument überhaupt in der Ouverture und in der ganzen Musik oft obligat ist), in der Ulle. A c h t e n durch ihren anmuthsvollen, einfachen, aber sehr rührenden Gesang Alles begeisterte. Man findet in dieser jungen, reinen Stimme eine für solche Jugend sehr bedeutende Festigkeit und Ausbildung.

Ein Terzett in B-dur sprach an durch seine komische Haltung, welche Hr. G o t t d a n k als Dorfbarbier, Hr. P r e i s i n g e r als Bräutigam, und Mad. C a r l als Braut zu geben wußten. Ferner erhielt ein Trinklied Beyfall, welches Hr. M e i e r als blinder Harfner, Hr. C r a m o l i n i als Jäger, und Ulle. A c h t e n als Rosa ausführten. Die Arie des Hrn. C r a m o l i n i hat gefühlvolle Momente, und wurde von ihm brav vortragen.

Ein Duett in A, von Hrn. C r a m o l i n i und Ulle. A c h t e n gesungen, hatte sich ebenfalls großer Theilnahme zu erfreuen. Hr. G y r o w e z wurde mit großem Beyfalle gerufen, und empfing die freundliche Anerkennung seiner frühern Verdienste, um die Oper sowohl, als auch seiner Bemühungen um die Ballettmusik, von allen unbefangenen Freunden der Tonkunst.

Am 20. December wurde in diesem Theater die italienische Oper durch die Vorstellung der „Donna del Lago“ wieder eröffnet. Sigr. Rubini trat als Uberto auf, und gewann den schon früher errungenen Beyfall in vollem Mafse wieder. Seine Stimme hat an Energie und Kraft gewonnen, indess seine große Kunstfertigkeit uns immer aufs neue bezaubert. Davon überzeugte sich besonders das Publicum im zweyten Act, in der eingelegten, sonst von Sigr. David gesungenen Arie, bey welcher der Beyfall den höchsten Grad erreichte. Sgra. Comelli-Rubini gab die Elena mit Beyfall, und erreichte besonders in den Variationen mit Chor ihren Glanzpunct. Sgra. Tamburini gab den Malcolm Graeme, und zeigte sich als umfangreicher Alt, und obwohl Befangenheit ihre Freyheit hemmte, so bemerkte man doch die gebildete italienische Sängerin, bey welcher Kunstfertigkeit das höchste Streben ist. Sigr. Cicimarra gab den Rodrigo, schien aber nicht recht bey Stimme zu seyn. Sigr. Berettoni bewies als Douglas, daß seine kräftige, klangvolle Bassstimme in Ensemble-Stücken sehr wirksam hervor tritt. Die übrigen trugen durch Fleiß das Ihrige zum Gelingen der Darstellung redlich bey. Der Chor war kraftvoll; das Orchester unter Weigl's kräftiger Leitung brav.

Concert = Anzeige.

Die sowohl hier in ihrer Helmat, als bey ihren Kunstreisen in das Ausland als ausgezeichnete Virtuossinn anerkannte Clavierpielerinn, Dlle. Leopoldine Blahetka, wird am Sonntag, den 6. Jänner, um die Mittagsstunde im großen Saale der niederösterreichischen Herren Landstände ein Concert geben. Die Ouverture aus Mozarts Titus wird dasselbe eröffnen. Sodann wird Dlle. Blahetka ein großes Concert für das Pianoforte (in A-dur), componirt von Henri Herz, vortragen; diesem folgt Müllers Gedicht: Liebe, für eine Tenorstimme mit Clavierbegleitung, in Musik gesetzt von Worzischek. Hr. Friedrich Grösch wird ein Capriccio über schwedische Volkslieder, für das Violoncell componirt von Bernhard Romberg, vortragen, die k. k. Hofchauspielerinn Dlle. Müller Kellstabs Gedicht: Kaiser Marimilian declamiren, und endlich zum Schlusse die Concertgeberinn große Bravour-Variationen für das Pianoforte von ihrer eigenen Composition über ein Rossinisches Thema aus der Oper: Die Belagerung von Korinth, ausführen. Die Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in der Kunsthandlung des Heren Haslinger am Graben, im Hause der Sparcasse, in der Wohnung der Concertgeberinn, am Wildpretmarkt Nro. 551, und am Tage des Concertes an der Cassa zu haben.

Modenbild I.

Brautanzug, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Kleidermacher in der Stadt, Dorotheergasse, Nro. 1108, von desseinirtem Atlas, mit Blonden und gestreifter Gaze geziert. Die Quirlanden von echten Marabouts und Kunstblumen.

Die Coiffure ist nach einer Ausführung von Hrn. Th. Zeipel, bürgl. Damens Friseur am Graben, im Trattnerhof, 1. Hof, 4. Stiege, 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

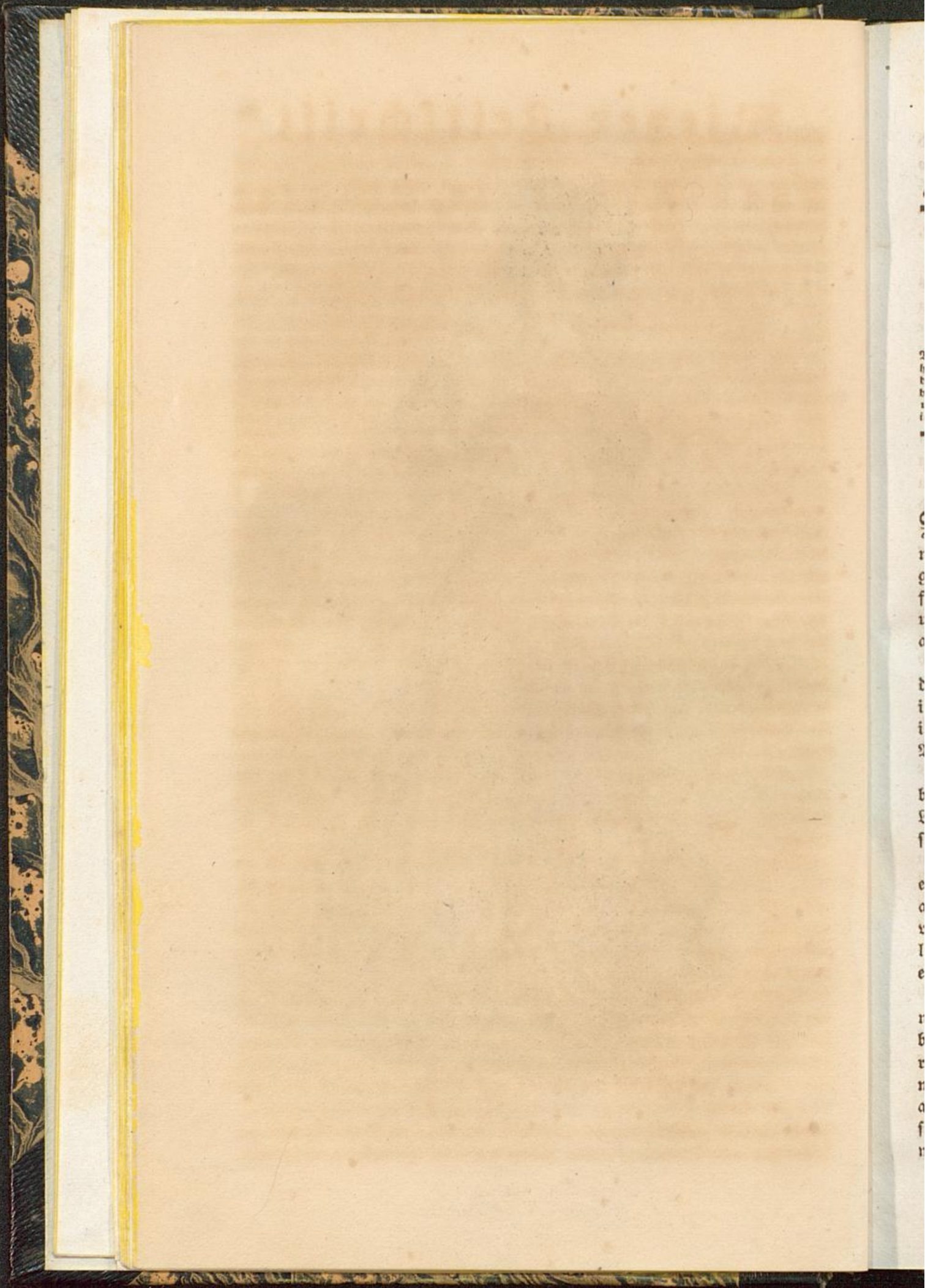
Gedruckt bey Anton Strauß's fef. Witwe.



Fr. Kögler sc.

*2.
1828.*

Wiener Moden.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 5. Jänner 1828.

3

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halb- um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halb- um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24. kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

Willner lächelte und hob dann an: „Du bist und bleibst dein Lebetag ein närrischer Kauz. Du verlangst, daß ein Mädchen nach Jahren noch dir anhangen soll, die du so entschieden zurück stießest; urtheile jetzt aus deiner Erfahrung, ob du deine Anforderung erfüllt zu sehen hoffen kannst.“ Er schwieg und saßte Nicher fest ins Auge, der die Original-Ausgabe seiner Gedanken auf dem Gesichte zur Schau ausbot.

„Sieh, lieber Freund,“ fuhr er dann fort, „ein neuer Beweis von Amansdens Vortrefflichkeit mag dir die Zusicherung seyn, daß sie dein noch immer in Liebe gedenkt, und jeden Antrag anderer Seite abgelehnt hat. Eile also ihre weibliche Tugend zu krönen, und biete ihr Herz und Hand zum ewigen Bunde.“

„Wohlan,“ rief Nicher sehr erfreut, „ich will hin, und mich mit ihr verbinden. Doch jetzt von anderem, Freund Willner,“ setzte er hinzu; „denn Liebe und ihr Glück läßt sich nach meiner Meinung besser fühlen als besprechen.“

Willner, der selbst dieser Meinung war, sagte daher: „So will ich dir einen Brief zeigen, den ich von meinem Freunde dem Kammermusicus M. aus der Residenz erhalten habe.“ Er brachte den Brief und las seinem Freunde vor, daß der königliche Capellmeister einem vortheilhafteren Rufe wahrscheinlich folgen würde, und daß man daher sehr begierig sey auf die Ernennung eines neuen.

„Nun so kannst du dein Glück versuchen,“ meinte Nicher, nachdem Willner seinen Brief zu Ende gelesen hatte, „mache dich an eine bedeutende Arbeit, und überreiche diese bey Hofe.“ Hier schien er Willners eignen Sinn errathen zu haben. Beyde sprachen noch mancherley über diesen Gegenstand mit einander, Nicher trieb ihn ernstlich zur Ausführung dieses Projectes an, und kamen endlich dahin überein, daß Willner eine Messe schreiben sollte, da seine Neigung von jeher mehr für Kirchen- als Opernstyl gewesen wäre.

Es war schon spät in der Nacht, als die Freunde den herzlichsten Abschied nahmen; da Richer schon am folgenden Tage seine Reise fortsetzen wollte, so hatten sie der neuen Lagen wegen, in die sie gekommen waren, noch mancherley zu besprechen gehabt, und Willner hatte sogar noch Briefe an Amanden und Ophelien geschrieben, die er seinem Freunde zur Bestellung einhändigte.

6.

Willner ganz erfasst von der Idee, eine Messe zu schreiben, konnte des Schlafes Süßigkeit nicht schmecken, denn Pläne und Anlagen zu den besten Effecten, künstliche Instrumentirungen und Ausführungen hielten seine Seele in der lebhaftesten Spannung. Erst gegen Morgen machte der Körper seine Ansprüche auf die Ruhe geltend, und ein Stündchen süßen Schlummers hatte ihm neue Kräfte zugetheilt. Aber auch der Geist, der an fieberartigen Phantasien gelitten zu haben schien, hatte sich gesammelt, und die gesunde Vernunft trat an die Stelle der Einbildung. Immer noch festhängend an dem Vorhaben rücksichtlich der Composition, machte Willner sogleich Anstalten zum Beginnen der Arbeit. Der volle Es-dur-Accord, sein Lieblingston, stand in der Partitur geschrieben, da stand er plötzlich vom Schreibtische auf und ging sinnend einige Mal hin und her, ohne sich deutlich seiner Gedanken bewusst zu seyn. Endlich aber fing es in seiner Seele an zu tagen, und seine stummen Gedanken gingen in Selbstgespräch über. „Es ist doch höchst sonderbar mit dem Menschen und seinem Wesen,“ sprach Willner, „wie leicht läßt er sich hinreißen von seinen Lieblingsideen zu hirulosen Träumen, und oft auch zu unbefonnenen Handlungen. Noch zu rechter Zeit erwacht abermals die Vernunft. Einmal überfiel mich schon derselbe Ideenschwindel; ich überwand ihn mit Hülfe der Vernunft, und lebte ruhig und glücklich. Noch einmal kommt der tolle Gedanke bey mir empor, und ich will abermal versuchen, ihn niederzukämpfen. Was würde ich denn auch zur Welt bringen? Zwar fühle ich recht gut in meinem Innern die Liebe für die Kirchenmusik, und die Versuche, die ich bereits im Kleinern schon machte wie im Großern, haben echte Kunstkenner und scharfe Kunstrichter für annehmlich und fehlerfrey erklärt. Aber wenn ich bedenke, welches Wagstück ich beginnen wollte, so entfällt mir der Muth. Ich, der jüngste und unbedeutendste in der Reihe der Tondichter, will ein großes Werk schaffen, ein Werk, das denen der besten Meister voranzustellen seyn sollte? und gesetzt, ich hätte etwas dergleichen zu Stande gebracht, wie soll ich es an den Mann bringen, der durch Übersendung oder Überreichung desselben mein Glück machen sollte? O, ich stand auf einer gefährlichen Scholle, die mich in das grenzenloseste Elend stürzte, wenn sie in das Meer der Wirklichkeit glitt. Doch Dank sey meinem schützenden Engel, der zu rechter Zeit noch mir winkte, um der Gefahr mich zu entziehen. Fleißig studieren will ich, und durch kleine Arbeiten meine Kräfte zu großen Werken für die Zukunft üben.“

Mit diesen Worten warf er die begonnene Partitur in eine Ecke des Schreibtisches, und langte Marpurgs Abhandlung über die Fuge aus der Bücherreihe, die er mit allem Eifer durchzustudieren begann.

7.

Durch den Briefwechsel mit Willner, der von beyden Seiten lebhaft unterhalten ward, lebte Ophelie glückliche Tage der zarten Liebe, und wenn

gleich durch weiten Raum getrennt, doch in ihrem Geiste nahe bey dem trauten Herzensfreunde. Amanda hatte von Ophelien später eben das anhören müssen, was ihr Willner am Morgen seiner Abreise mitgetheilt hatte, und so war sie die Vertraute beyder Liebenden, aber sie machte sich durch gutmüthige Offenheit und herzliche Freundschaftsdienste auch dieses gegenseitigen Vertrauens werth. Ophelie blieb sich stets gleich in jeder Hinsicht, und ihre Ältern ahnten nicht die Veränderung in ihrem Herzen. Sie war freundlich gegen Jeden, und pünctlich in ihren Pflichterfüllungen, obgleich die schriftliche Unterhaltung mit Willner ihr manche Stunde von dem sonst gewohnten Schlafe kostete.

Nicht so ganz beym Alten sollte es aber nach Willners Entfernung in Elbers Familie überhaupt bleiben. Eine Veränderung bestand schon darin, daß die kleinen Kinder keinen Hauslehrer mehr erhielten, sondern den öffentlichen Schulunterricht genossen; aber bedeutendere Dinge sollten sich noch ereignen, die auf Ophelien und Willners Geschick nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

8.

Ungünstige Witterung hatte Herrn Elber nebst Gattinn und Kindern schon mehrere Tage in der Wohnung festgehalten, da sie sonst gewöhnlich die Frühlingstage auf ihrem vor der Stadt gelegenen Garten zubrachten. Eines Abends (noch immer strömte der Regen unablässig vom Himmel) saß die sorgsame Hausfrau mit ihrer Tochter Ophelie bey häuslicher Beschäftigung, da trat mit dem Lichte in der Hand, aus dem Comptoir kommend, wo er für heute seine Geschäfte geschlossen, der Hausherr zur Thüre herein, und unterbrach ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, in welchem diese jener hatte ihr Herz erschließen wollen; doch des Vaters Dazwischenkunft hemmte die Offenherzigkeit dieser Art; denn Ophelie wußte nur zu gut, daß er von allem gern hören möchte, nur nicht von Jugendliebe, die er stets für Romanenwis erklärte. Er langte aus dem Schränkchen eine irdene Pfeife, und nachdem sie Wohlgeruch verbreitend dampfte, setzte er sich zu der treuen Gattinn und der geliebten Tochter, und betrachtete freundlich die fleißigen Lieben.

„Nun Minchen,“ sprach er zu seiner Gattinn, „wie ist es dir denn heute ergangen? ich habe jetzt so viele Geschäfte, daß ich unmöglich herauf kommen konnte.“

„Ich weiß schon,“ entgegnete lächelnd die Gattinn, „man lebte wie in einem Kloster, wenn nicht artige junge Herren zu unfrem Zeitvertreib manchmal einen Besuch abstatteten.“

„So!“ erwiderte der Hausherr, und brannte nochmals seine Pfeife an, da er über dem Complimente von seinem Ehegespons das Ziehen vergessen hatte. „Wenn doch diese Herren lieber arbeiteten, als die edle Zeit verschwächten. Darf man denn die Galans kennen?“

„O ja, warum nicht?“ fiel Ophelie dem Vater ins Wort, „es war Herr Wichhardt, der uns eine Nachmittags-Bisite abstattete.“ Mit diesen Worten stand sie auf, legte ihre Arbeit zusammen und ging hinaus, um den Abendtisch zu besorgen. Elber und seine zärtliche Gattinn, die sich oft eine Neckerey erlaubte, es aber nie böse meinte, besprachen noch vielerley im Hauswesen, den Geschäften und Familien-Angelegenheiten, und auch an Willner wurde gedacht

in freundlicher Erinnerung. Ophelie ging ab und zu, verweilte aber, als ihres Geliebten erwähnt wurde, so lange als möglich im Zimmer, denn das ungeheuchelte Lob, welches ihm die guten Ältern zollten, that ihrem liebenden Herzen unendlich wohl, und dieß um so mehr, da sie fest überzeugt war, er verdiene es. Denn kürzlich erst hatte sie einen Brief von ihm erhalten, in welchem er schrieb, er studiere fleißig Theorie und Praxis seiner heitern Kunst, und er sähe zu eigenem Vergnügen, daß er nicht nutzlos diesen Fleiß auf sich wende. „Zu allem diesem Eifer,“ so schloß der Brief, „sind Sie die Haupttriebfeder, da ich gern so viel in meinem Fache umfassen möchte, daß ich gegen bedeutende Künstler mich zur Probe stellen, dadurch eine einträgliche Stelle erlangen, und Sie, geliebte Freundin, mein nennen könnte.“

Endlich war Ophelie mit ihrem Geschäfte fertig, und die Ältern schlossen ihren Zwiesprach, um ihn nach der Abendmahlzeit fortzusetzen.

„Ja, liebes Minchen,“ hob Elber nach dem Abendessen an, „ich sehe mich nothgedrungen, einen Gehülfen in meine Geschäfte noch zu ziehen, und bin gesonnen hiezu die ernstlichsten Anstalten zu machen, so bald als möglich; richte dich also immer ein zur Aufnahme eines neuen Hausgenossen.“

„Nur einen artigen jungen Mann bringe mir, damit doch wir auch unsern Vortheil von der neuen Colonie haben,“ erwiederte schalkhaft die Gattinn, und blickte bedeutungsvoll auf Ophelien.

„Einen in den Handelsgeschäften gewandten Jüngling suche ich, doch will ich es gern dulden und selbst wünschen, daß er artig und sittsam ist.“

Aus diesem entspann sich ein Gespräch, das erst spät endigte, und dem man kaum seinen Anfang ansah.

9.

Einige Tage später, da Herr Elber seinen Wunsch hatte bekannter werden lassen, trat Wichhardt in die Schreibstube, und trug ihm seine Dienstleistungen an, da er ohnehin einer baldigen Aufkündigung seiner Condition entgegen sah, indem sein Principal seine gefährlichen, weitläufigen Geschäfte anfang, ins Engere zu ziehen.

Da Herr Elber Wichhardten als einen geschickten und thätigen Menschen schon kannte, und nachdem er seine guten Zeugnisse durchgesehen hatte, schloß er mit ihm einen Contract, und in einiger Zeit trat dieser seine neue Stelle an.

Sogleich theilte Herr Elber seiner Gattinn das Vorgefallene mit, die sehr erfreut war, den von ihr geachteten jungen Mann in ihren Hauskreis zu zählen. Ophelie sah die Sache anders. Sie hatte nemlich bemerkt, daß nach Willners Abreise Wichhardt sich mehr an sie angeschlossen, als man von einem bloßen Bekannten erwarten kann, und sie ahnete nur zu deutlich seine Absicht. Ob er ihr nun gleich als Gesellschafter recht wohl gefiel, so fehlte ihm doch die Herzlichkeit, die ihr Willnern so ungemein theuer gemacht hatte, und sie sah nicht ganz heitern Blickes in die nächste Zukunft. Je mehr sie darüber dachte, desto lebhafter und liebenswürdiger trat Willners Bild vor ihre Seele.

Wichhardt hatte jetzt seinen Geschäftskreis in Elbers Handlung angetreten, und war fleißig und pünctlich. Dieß setzte ihn von Tag zu Tage fester in seines Principales Gunst. Täglich sah er die liebliche Ophelie, und der

Wunsch, sie zu besitzen, und dadurch vielleicht sein Glück zu sichern, trat mit den hellsten Farben vor seine Seele. Gern wäre er als Compagnon in das Geschäft getreten, allein der Mangel an Vermögen hinderte ihn an der Ausführung dieses Wunsches; aber bald kam er durch einen freylich unangenehmen Zufall seinem Ziele näher.

Noch war der Sommer nicht ganz vorüber, als Herrn Elbers Thätigkeit durch einiges Übelbefinden sehr gehemmt wurde. Er bedurfte jetzt mehr Erholung als sonst, um nicht ganz kraftlos zu werden. Alles wurde gethan, um seine Gesundheit herzustellen, allein umsonst. Aus dem kleinen Übel ward eine schwere Krankheit, und er konnte seine Geschäfte nicht besorgen, da er im Bette festgehalten wurde. Jetzt nahm sich Wichhardt mit doppeltem Eifer der Handlung an, um Herrn Elber immer mehr für sich zu gewinnen. Eine große Gefahr, die dem Geschäfte drohte, wendete er ab, und zeigte sie Herrn Elber erst in ihrer ganzen Größe, nachdem sie vollkommen glücklich überstanden war. Durch diese erfreuliche Nachricht erhielt dessen Krankheit eine ganz günstige Richtung. Er genas ziemlich schnell, und konnte endlich wieder mit aller Kraft und Geschäftsiebe seinen Wirkungskreis thätig umfassen. Als er zum ersten Male wieder sein Comptoir betrat, und Wichhardten schon in voller Beschäftigung antraf, trat er zu ihm und sprach: „Lieber Wichhardt, Sie haben mir einen Dienst erwiesen, der Sie mir zum Freunde macht; wüßte ich Sie zu belohnen, es würde mir innige Freude seyn.“ Da blickte ihn Wichhardt bittend an und sprach: „Belohnung kann ich nicht verlangen, denn ich habe nichts gethan, als was meine Pflicht forderte; aber da Sie mit mir so zufrieden sind, und ich Gelegenheit gefunden, mich Ihnen als gewandt in meinem Fache zu zeigen, so darf ich vielleicht heute einen Wunsch laut werden lassen, den ich schon vor dem Eintritte in Ihr Comptoir gehegt habe.“

„Nun, und der wäre?“ fragte Elber.

„Ihr Compagnon zu werden,“ versetzte schüchtern Wichhardt. „Zwar kann ich Ihnen kein Vermögen zur Einlage bieten, aber Kraft und rege Thätigkeit.“

„Das hatte ich nicht erwartet,“ entgegnete Jener, „und schnell kann ich hierüber weder Ja noch Nein sagen, doch will ich es überlegen und bey Gelegenheit Ihnen meine Meinung hierüber mittheilen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

(Zweysylbig.)

Bin ich als Erstes dir willkommen,
So, sey versichert, wird von mir
Dein Zweytes gütig aufgenommen,
Sonst sag ich großen Dank dafür.
Das Ganze pflegt man zu bereiten,
Wenn man als Erstes dich begrüßt.
Doch auch die Zweyte kann bedeuten,
Was sonst das Ganze in sich schließt.

Genf, im September 1827.

(S c h l u ß.)

Wie das Neue, Gute schnell bey uns Wurzel schlägt: so fällt das Alte, Gebrechliche, und kein Widerstreben Einzelner kann es hindern. Gottlob sind aber auch in Genf der Leute nicht viel, die es hindern wollen. Wer unsre Stadt noch vor einigen Jahren gesehen hat, weiß auch, wie häßlich und verunstaltet der untere Theil war, besonders durch die so genannten Dome, wobey man weder an den von Manland noch an den von Köln denken konnte. Die Genfer Dome waren ungeheure, bis ins vierte oder fünfte Stockwerk hinauf gehende, breite, düstere Schuppen von Holz. Schon jetzt haben wir durch deren Abbrechung einige Straßen gewonnen, welche die ersten Hauptstädte zieren würden. Die sämtlichen Rues basses und Coutance, wo eben J. J. Rousseau geboren wurde, sind nicht mehr zu kennen. Nehmen Sie dazu die schöne Place neuve mit ihren überragenden Terrassen, die ihr eine ganz originelle, fast möchte ich sagen babylonische Ansicht gaben, wenn die Corinthischen Säulengänge des Museum-Rath und die moderne Façade des Theaters und des Thors nicht wären. Die großartigen Gartenanlagen in der Nähe, die herrlichen Baumkuppen, zwischen denen der Montblanc durchschaut wie ein silbergelockter Geisterahn, gehören mit in den Bereich dieses Platzes, an den sich auch östlich jezt mehrere neue Häuser in gutem Styl, und ihnen gegenüber eine Reihe eleganter Magazine, den Galeries vitrées in Paris vergleichbar, anschließen werden. Aber auch der Stadttheil des Hafens wird nicht vergessen. Schon stürzen da die alten Häuser, an deren Stelle die zwey neuen, steinernen Brücken treten werden, welche die freundliche Barkeninsel mit der Stadt verbinden sollen. Ihr gegenüber zieht sich dann der neue Hafendamm hin, von dem ich Ihnen neulich sprach.

In der Zeit, wo hier so viel für öffentliche Verschönerung geschieht, ist es wohl nicht uninteressant, einen kurzen Rückblick in die Vorzeit zu thun. Wie stand es mit der Bau- und Straßen-Polizey vor zwey und einem halben Jahrhundert? Im Jahr 1587 wurde in Beziehung auf die Bauten verordnet: „Wer ein neues Haus in der Stadt bauen will, soll es nicht aus Stroh oder Blättern, oder aus Zaunwerk machen: wer sich nicht nach diesem Befehl richtet, dessen Haus können die Leute ungestraft niederreißen, wenn sie wollen.“ In Beziehung auf die Reinlichkeit der Straßen hieß es: „Es ist erlaubt, den Mist auf die Straßen zu werfen, aber liegen lassen darf man ihn nicht. Von Ostern bis Allerheiligen darf er nur drey Tage liegen bleiben; von Allerheiligen bis Ostern aber mag er acht Tage, jedoch nicht drüber, liegen bleiben. Item: Niemand soll Schweinkoben auf der Straße errichten, oder da Häute gärben, Vieh abschlachten, Ader lassen u. s. w., Alles bey Strafe von 3 Solz Genfergeld.“

Der großen Reinlichkeit kann man es mit zuschreiben, daß vor einigen Monaten unser großes Hospital dem Janus-Tempel im Frieden gleich. Es war acht Tage lang verschlossen und kein Kranker darin. Später kamen Männer an: aber der Frauensaal blieb noch längere Zeit leer stehen. Seit zwanzig Jahren ist dieß nicht geschehen. Und auch damals trug es sich im Julius zu.

An Festen mancher Art hat es uns diesen Sommer auch nicht gefehlt, und Allen war das schöne Wetter sehr günstig; rechnen Sie dazu die wohlfeilen Lebensmittel und die herrliche Weinhoffnung, und Sie begreifen, daß laute Lust und Freude nirgends mangelten.

Aus der Vorzeit hat sich unter andern auch das Magdalenen-Fest erhalten: leider nicht für ganz Genf, sondern nur für die Stadtgegend, wo die Magdalenen-Kirche liegt. Es hat etwas Römisches, denn es wird des Abends begangen. Der Brunnen bey dieser Kirche wird mit Blumen behangen, dazwischen leuchten eine Menge bunter Lampen, und um den erleuchteten Brunnen ergeht sich Jung und Alt. Das Ganze gewährt einen sehr freundlichen Anblick.

Am nördlichen Ufer unsers Sees, nahe an der Genfer Grenze, aber doch ganz vom Waadtland umgeben, liegt ein kleiner Fleck, Cassigny genannt, der noch hieher gehört.

Dort lebten einst in reichen Klöstern die Äbte, die Herren des Landes. Wenn Ernte und Weinlese vorüber waren, gab der Abt seinen Leuten ein ländliches Fest, das man l'Abbaye de Coligny nannte. Diese Abbaye hat sich unter manchen Modificationen bis heute erhalten, nicht aber die Äbte. Nach der Reformation trat ein patriotisch-militärisches Fest an die Stelle der geistlichen Erntefeyer. Und so ist es auch noch heut zu Tage. Die Regierungen halten um so mehr darauf, da es eine Gelegenheit ist, die Genfer und Waadtländer sich nahe zu bringen und zu befreunden, da sie von früherer Zeit her nicht allzu gut gegen einander gestimmt sind, was sich doch immer mehr verstärkt. Auch diesmal waren die Nachbarn sehr freundlich beysammen. Es wurde zuerst mit Stutzen nach der Scheibe geschossen, woben ich wirklich über die Geschicklichkeit unserer Genfer erstaunte, die ein Tyroser hätte loben müssen; dann wurden die Preise ausgetheilt und zuletzt getanzt. Dies heißt hier zu Lande, affectirt genug, ein bal champêtre und dabey geht es auch viel zierlicher und manierlicher her. Die französischen Contre-Tänze sind allein beliebt, nur selten ein Walzer. Das ist aber ein armseliges Ding so ein Walzer, und es jammert einen ordentlich, wenn man an die weidliche Lust und Kraft denkt, die unsre Bauernmädels mit weit geschwungenen Röcken und ihre Buber mit donnerndem Fußtritt an den Tag legen. Mir ist wenigstens das Trippeln und Hüpfen und Biegen und Schmiegen und Affectiren bey Landleuten in den Tod zuwider. Das kommt aber davon, wenn der Bauer nicht Bauer, sondern Landbauer (cultivateur) heißen, und immer den Bürger spielen will in Kleidung, Sprache und Manieren. Darum ist auch eigentlich keine rechte Natur bey den hiesigen Bauern. Wenn man diese sehen will, muß man ins Freyburgische und Bernische gehen. Doch ländlich, sittlich! —

Ein Theil unsrer Genfer National-Garde bezieht jährlich für einige Sommerwochen ein Lager, ungefähr eine Stunde weit von der Stadt. Da nun in dieser Garde alle Stände gemischt sind, und der Handwerker neben dem Banquier dient: so ist auch in Genf in allen Sphären die Lust gleich groß, die Ihrigen zu sehen und zu begrüßen. Zu diesem Zweck geben die Lagernden alle Sonntag ein Fest. Dazu ziehen denn Frauen und Kinder und Schwestern und Bräute hinaus. Die Lager-Officiere machen die Wirthe, und es ist wirklich ein recht hübscher Anblick, zwischen den Zelten die hübschen Frauen und Mädchen wandeln zu sehen, die ihre Hüte und Shawls getrost an den Kanonen und Mörsern oder an den zusammengestellten Gewehren aufhängen. Zwischen wackerem Essen und Trinken wird zu lustigem Tanz nach Militärmusik geschritten: und erst wenn der Mond hinter dem Salve aufgegangen ist, und seine zitternde Silberfäule auf den See wirft, denkt man langsam abschiednehmend an das Heimgehen, und verspricht unter Küßen, Umarmen und Händedrücken, über acht Tage wieder zu kommen. Kaum aber haben die lieben Gäste in langen lustigen Scharen das Lager verlassen: so sausen einige Raketten empor, und zum Baset wird noch ein artiges Feuerwerk abgebrannt. Die Lagerzeit fiel dies Jahr in die heißen Julius- und Augusttage, und im Anfang waren viele Kranke. Dies gab sich aber bald, und die Leute härteten sich ein wenig ab, was der Zweck dieses Lagers ist. Gebräunt und kräftig sind sie am Ende August von da zurückgekehrt.

Wenn Sie aber nun glauben, wir lebten an unserm See immer in Herrlichkeit und in Freuden, so irren Sie sehr. Oder meinen Sie, es sey nichts, wenn die Erdbeben so gleichsam an unsern Thoren vorüber gehen, wie vor ein paar Wochen?

Auch Schnee konnten wir mitten im Sommer aufweisen, denn mitten in der großen Hitze wurde während eines starken Gewitters die Spitze unsers Monts ganz weiß.

Dies ist alles nichts gegen das Phänomen am 11. August, dessen Gleichen sich Niemand am See erinnern kann. Dunkelgraue Gewitterwolken zogen gegen Abend am Himmel auf, und legten sich wie ein breiter, dicker Gürtel um die Gipfel der savoyischen Berge. Bald kam ein heftiger Wind aus Osten, der sie in der Höhe theilte, während tiefer auf der Fläche des Sees die Wellen von einem leisen Südwestwind bewegt wurden. Mitten aus den Wolken, rechts von St. Gingolf, hing sich ein Stück Wolke in Regelfgestalt, und verlängerte sich immer mehr bis zur Oberfläche des Sees, auf dem es wie eine Säule stand. Sie war ziemlich groß und glänzte goldenroth und orange in herrlichen Streifen, welche die untergehende Sonne darauf warf. Dies leuchtende, far-

bige Bild wurde noch durch das Dunkelblau der Berge erhoben, vor denen es heraus trat. Der schöne Wolfentegel kam wohl 3000 Fuß hoch auf den See herab, und verlängerte sich so schnell, daß er in oscillirenden Bewegungen in zwey Minuten die Oberfläche des Wassers erreicht hatte. Sein Diameter mag 10' gewesen seyn. Da wo er die Seefläche berührte, gerieth das Wasser in heftige Bewegung und Wallung. Die Wogen erhoben sich an dieser Stelle über 50 Fuß hoch, und folgten der Wasserhose acht Minuten lang auf ihrem ganzen Zuge. Sie war dabey anzusehen, wie ein vom Wind bewegtes Land. Vom See zog sie etwas die Rhone hinauf, immer oben mit den Wolken in Verbindung. Da aber kam sie in ein anderes Klima und in eine andere Luftströmung. Ihre Dimensionen wurden nun geringer, und das Wasser verlor seine Bewegung. Bald darauf verschwand sie ganz.

M r.

L i t e r a t u r.

W. G. Beckers Taschenbuch, herausgegeben von Friedrich Kind 1828. Leipzig, bey Göschen.

Was Göschen verlegt, ist nicht immer prächtig, aber immer höchst geschmackvoll; so auch dieß Taschenbuch; das Papier ist schön, der Druck groß genug, um auch am Abend ohne Augenruin lesbar zu seyn, die Zeilen pressen sich nicht ängstlich an einander, der Titel ist einfach mit einer sehr schönen von Kensch nach Raphael gezeichneten Bignette geschmückt. Das Titellupfer, von demselben Künstler nach Kensch und die zwey nächstfolgenden von Langer nach Kamborg ausgeführten Blätter gehören zu Salvatorellos „Ägyptischen Nächten in der Landkutsche,“ einem Novellenkranze, von dem wir nichts Böses sagen wollen und nichts Gutes zu sagen wissen. Ein schönes Kupfer von Langer nach Kamborg gehört zu den letzten Scenen des dritten Actes aus Schenks vielbesprochenem Belisar, von welchen hier ein Abdruck mitgetheilt wird. Carl Förster gibt ein passendes Gedicht zu der Marienverklärung, worin der treffliche Fleischmann sich als selbst erfindender und erschaffender Künstler bewährt hat, so wie er in dem Bilde der Violante, der Frau Titians, nach Paris Bordone (von Quandt mit einigen herrlichen Zeilen begleitet) eine Meisterschaft beweist, welche dem Blatte den entschiedenen Vorzug vor John's Stich desselben Bildnisses in der Aglaja gibt. Westalls Zeichnung, das Grab der Mutter unterschrieben, wie das dazu gehörige, aus Ackermanns englischem Vergiftmeinnicht übersezte Gedicht scheinen uns mittelmäßig. Howard's kurze Mittheilung aus E. W. Contessa's Leben werden die Freunde des zu früh hingegangenen, lebenswürdigen Dichters mit Dank hinnehmen; wiewohl kurz, gibt sie viel Aufschluß. Der Herausgeber selbst hat in „dem Deutschen in Neapel“ gesucht, ein Märchen in abgerissenen Scenen mit aller Lebendigkeit eines Schauspiels vorzuführen, etwa auf die Weise des Göthe'schen Faust, welcher dem Dichter unverkennbar zum Vorbild der Behandlung diente. Dieser Versuch ist größten Theils sehr wohl gelungen; nur ist das Märchen selbst nicht zu jener inneren Harmonie und Übereinstimmung mit sich selbst erhoben, welche man auch vom Märchen fordern darf und muß.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

D i n s t a g , d e n 8 . J ä n n e r 1828 .

4

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Am Sylvester-Abend 1827.

Es rollen die immer Kreisenden Jahre
Hinunter, hinunter, — du hältst sie nicht!
Sie bauen die Wiege, sie zimmern die Bahre,
Sie hüllen in Dunkel, sie zünden das Licht:
Dem Einen zur Freude, dem Andern zur Klage
Drängen und wechseln die flüchtigen Tage.

Und ruft der Beglückte: „Du sollst nicht von hinnen,
Du Tag, voll Schimmer und Herrlichkeit!“ —
So spricht ihm der Tag: „Hinab muß ich rinnen
Nach dem unendlichen Meere der Zeit;
Mich hemmt, mich beschleuniget nicht dein Geschwäze,
Ich wandle mit Maß nach dem ew'gen Gesetze.“

Da stöhnt der Betrübte in einsamen Klagen,
Und ersehnt sich die schmerzenlösende Nacht:
„Du Tag, du feindlichster unter den Tagen,
Schwinde mit deiner höhrenden Pracht!“ —
Aber die Sonne lächelt wie immer,
Und sendet auf Thränen den goldenen Schimmer.

Denn nimmer beugt sich dem Wunsche der Herzen
Die gewaltige, mitleidslose Natur;
Sie regt und stillt der Sterblichen Schmerzen
Nach dem hohen Gottesgebote nur: —
Nimmer die Thräne wird sie erreichen,
Kein Seufzer bewegen, kein Schmerzlaut erweichen.

Noch blühst du in Jugend, in üppiger Fülle,
In dichten Locken waltet das Haar;
Stark ist dein Muth, unbeugsam dein Wille,
Du kennst nicht, und du verachtest Gefahr:
Du sammt den gleichgesinnten Genossen
Gern zög't ihr mit Helios feurigen Rössen.

Aber stampfe nur nimmer den Boden,
Er zittert dir unter dem Tritte nicht;
Es verhallt deiner Stimme mächtiger Oden,
Der Muth entschwindet, die Kraft gebricht;

Du magst dich wie ein Titane geberden: —
Der Jüngling muß doch zum Greise werden.

Und willst du, Mädchen, die Schönheit bannen
Im glänzenden Aug', in der holden Gestalt, —
Bey all' deinen Künsten flieht sie von dannen,
Und mit ihr deine süße Gewalt:
Nicht heute, nicht morgen — und doch wird's geschey'n! —
Wir seh'n sie vergangen, doch nicht vergeh'n.

Der Zauber der Rede, der Quell der Gesänge —
Auch er vertrocknet, so göttlich er ist;
Nicht rauschen die Lieder, wie sonst, im Gedränge,
Denn auch dem Sänger ward seine Frist: —
Die Quelle eilet zum Meere wieder,
Der Liedersänger zum Quelle der Lieder.

Darum lobet mir ewig und haltet
An dem wechselnden Augenblick:
Denn dem Zögernden, ihm veraltet
Und stirbt das flüchtige, liebliche Glück.
Die Früchte, die dir im Frühling sprießen,
Du darfst und sollst sie im Frühling genießen.

Laßt uns den ewigen Rathschluß verehren,
Der uns die flüchtigen Stunden verlieh;
Sie wollen uns, was sie dürfen, gewähren,
Das Unerlaubte verbergen sie:
In der Zeit sollt ihr wachsen und reifen,
Um einst das Ewige zu begreifen.

Bauernfeld.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

Ruhig gingen nun die Beschäftigungen ihren Gang fort, und dieser Dinge ward weiter keine Erwähnung gethan. Schon nahte das Jahr seinem Ende, leuchtender Schnee bedeckte die Saat, und die Menschen setzten im warmen Zimmer in engere Kreise sich zusammen. Von allen Seiten her tönte der Erwartung laut auf die herrlichen Weihnachtsgeschenke, die nun bald kommen sollten. Endlich war der freudreichste Tag angebrochen und schon neigte er sich seinem Ende zu. Überall kündigte die ungewöhnliche Helle der Fensterscheiben die Familienfreuden an. Auch in Elbers Hause liefen die Erwachsenen durch einander, um den geräumigen Christtisch aufzupuzen, während die Kinder in einem besondern Stübchen durch Hüpfen und Jauchzen ihren freudigen Erwartungen freyen Lauf ließen. Endlich zog Jung und Alt in das reich erhellte Zimmer. Mit Jubel umtanzten die Kinder den belasteten Tisch, und leerten ihn nach und nach ab, um ihren Ältern und einander selbst die Geschenke zu zeigen, und die Freude, die sie darüber hatten, den Andern mitzutheilen. Da sich nun endlich der erste Freudensturm gelegt hatte, und die Kleinen ihre Sachen ruhig genauer betrachteten, trat Herr Elber zu Wichardt, nahm ihn schweigend beym

Arme, und führte ihn zu seiner Gattinn; er winkte hierauf den andern beyden Dienern, die herzutraten, und sprach: „Die Gewährung Ihrer Bitte gebe ich Ihnen nach reiflichem Überlegen zum Weihnachtsgeschenk, und stelle Sie meiner Gattinn und unsern nun gemeinschaftlichen Gehülfsen als meinen Compagnon vor.“

Wichhardts erste Empfindung hierüber war ein bewußtloses Staunen, so daß er die Glückwünsche, die ihm von allen Seiten zuströmten, kaum wahrnahm. Als er sich von seinem ersten freudigen Schrecken erholt hatte, faßte er Elbers Hand, und dankte ihm herzlichst für das Vertrauen und die Liebe, die er ihm geschenkt habe. „Deshalb aber,“ fiel ihm dieser ins Wort, „bleibt vor der Hand alles, wie es war, bis sich in Zukunft vielleicht eine Änderung nöthig macht.“ So wurde im höchsten Freudengefühle der Weihnachtsabend beschlossen, und Wichhardt genoß vor Wonne den Schlaf erst sehr spät; denn der Wunsch, seine Existenz vortheilhaft gegründet zu haben, war erfüllt, und dennoch blieb ein Wunsch des Herzens unerfüllt; doch diesen konnte er jetzt nicht erfüllt verlangen, da Elber so viel für ihn gethan hatte. Er hoffte daher alles von der Zeit, und war ein thätiger Geschäftsmann in seiner neuen Laufbahn.

10.

Willner saß unbesorgt in seinem Stübchen, und studierte und arbeitete fast Tag und Nacht, um seinem Ziele in möglichster Eile nahe zu kommen. Er componirte fleißig, und erwarb sich dadurch mehr, als er zum bequemen Unterhalte nöthig hatte. So sammelte er sich eine kleine Summe, deren einen Theil er zu einer Reise bestimmte, die er in den Osterferien in seine Heimat machen wollte. Viele Briefe hatte er von Ophelien, Amanden, Herrn und Madame Elber erhalten, und alle treulich beantwortet, und so Wichhardts Anstellung, Herrn Elbers Krankheit und Genesung erfahren. Innige Freude erfaßte ihn, wenn er in seine Vaterstadt sich dachte, und kaum konnte er die Zeit der Reise erwarten, die noch ein Vierteljahr entfernt lag.

Eben verlebte er einsam, nur mit seinen Arbeiten dringend beschäftigt, den letzten Tag des scheidenden Jahres. Der herannahende Abend verkündete die Nacht, welche, den Menschen unmerklich, die Scheidewand zwischen beyde Zeitabschnitte stellt. Willner verließ seinen Arbeitstisch, um in stillem Nachdenken mit sich und seinem Thun im alten Jahre Abrechnung zu halten, damit er ruhig und heiter das neue begrüßen könnte; da erhielt er noch ein Kästchen aus B. Er eröffnete es sogleich, und fand einige herrliche Weihnachtsgeschenke von Madame Elber und Ophelien, ingleichen eine Unterstützung an Gelde von Hrn. Elber, und eine Menge Briefe. Nachdem er alles genau besehen, und seiner Freude freyen Gang gelassen hatte, fing er an, die Briefe zu erbrecen. Madame Elber stattete ihm einen wohlmeinenden Glückwunsch zum neuen Jahre ab, und entschuldigte sich wegen Verspätung mit ihren Geschenken dadurch, daß sie, wie er selbst wisse, zur Weihnachtszeit in ihrem nächsten Wirkungskreise zu viele Geschäfte habe. Sie meldete ihm zugleich Wichhardts Erhebung, und schloß mit dem Gesuche, sobald als möglich nach B. zu kommen.

Opheliens Brief enthielt noch ein Geschenk, welches in einem schöngeistigten Geldtäschchen bestand, und sie schrieb ihm fast das nemliche, was ihre

Mutter geschrieben hatte, und eine Versicherung ihrer herzlichsten Liebe machte den Schluß.

Mehrere Briefe von seinen Freunden enthielten theils Glückwünsche zum neuen Jahre, theils die Nachricht von Wichhardts neuen Verhältnissen. Ganz zuletzt fand er noch einen Brief von Amanden, den er mit den größten Erwartungen eröffnete und verwundert anstaunte, da er von ungewohnter Länge war. Er las ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und fand die Erzählung von Wichhardts Umständen in aller Länge und Breite in demselben; allein noch viele Bemerkungen, die sie als treue Freundin hinzufügte, gaben Willner einen überaus klaren Aufschluß über die ganze Sache. Sie schrieb:

„Von allen Seiten wird der Vorfall anders angesehen, als ich ihn betrachte, denn ich sehe ihn mit einer vielleicht nicht ungegründeten Besorgniß für Ihre und Opheliens Zukunft an, und als Ihre vertraute Freundin halte ich es für meine Pflicht, Ihnen diese meine Besorgnisse mitzutheilen. Also vernehmen Sie. Bald nach Ihrer Abreise schloß sich Herr Wichhardt so eng an Ophelien, daß ich und sie selbst seine Gedanken und Wünsche nur allzu leicht errathen konnten. Es erfolgten hierauf die Begebenheiten, die ich Ihnen schon mitgetheilt habe. Jetzt nun scheint er noch fester seinen Plan ins Auge gefaßt zu haben, und ich befürchte das Schlimmste, wenn Sie nicht Gelegenheit finden, baldigst einen Dazwischenschritt thun zu können; und dieß um so mehr, da Ophelie, wie Sie aus eigener Erfahrung wissen, ihren Ältern nie etwas verneint, sondern ihnen mit der größten Selbstaufopferung alles zu Willen thut. Ich ermahne Sie daher, so bald als möglich nach B. zu kommen, um selbst den Stand der Dinge zu beobachten und Ihre Maßregeln darnach zu treffen. Ich bin für meine Person jetzt auf dem höchsten Punkte meines Glückes, denn Richer hat meine Liebe erwiedert, und wir werden mit einander höchst glücklich seyn. Zum neuen Jahre wünsche ich Ihnen ausdauernde Standhaftigkeit und eine baldige vortheilhafte Anstellung, als den sichersten Weg zu Ihrem Glück. Hiemit empfehle ich mich als Ihre aufrichtige Freundin

Amanda Adersheim.“

Noch vor kurzem hatte Willner still mit sich selbst Abrechnung halten wollen über sein Thun im verflossenen Jahre, jetzt aber tobte ein Meer in seinem Busen, das ihn anfänglich seiner selbst nicht bewußt werden ließ, und das auch am Neujahrs morgen mit ihm erwachte, nur nicht so heftig stürmend wie gestern. Er theilte ganz Amandens sorgnißvolle Meinungen, und stellte sich das drohende Ungewitter noch schwärzer vor, als es war. Seine stets rege Phantasie ließ ihn Ophelien schon mit Wichhardt am Traualtare stehen, und sich selbst im höchsten Seelenschmerze als Zuschauer der heiligen Handlung sehen. Diese Beängstigungen verließen ihn kaum mehr Minuten lang. Mit Sehnsucht sah er der Ferienzeit entgegen, um in der Nähe mit eignen Augen alles prüfen zu können. Endlich rückte auch das Osterfest heran. Willner erbat sich von Paulinen Wichhardts an sie gerichtete Briefe, um im höchsten Nothfalle davon Gebrauch zu machen, die ihm diese auch, wiewohl mit schwerem Herzen, einhändigte. Er packte alles Nöthige zusammen, und reiste mit der nächsten Gelegenheit nach B. ab. Am dritten Tage spät Abends kam er daselbst an, und stieg in einem Gasthose unweit der Elber'schen Wohnung ab. Am

nächsten Morgen, als er sich gehörig herausgeputzt hatte, schritt er schweren Herzens auf das Haus zu, das einst für ihn eine Wohnung der Freude war. Er trat auf den mit Platten belegten geräumigen Saal, und wollte sich eben von einem Dienstmädchen melden lassen, als Ophelie das Zimmer öffnete, um einen kleinen Geschäftsgang zu thun. Sie erstaunte und rief in die Stube zurück: „Mutter, Herr Willner!“ Dieser aber trat freudig auf sie zu, küßte ihre Hand, und trat nun in dem Zimmer der ihn begrüßenden Hausfrau entgegen. „Herzlich willkommen, lieber Herr Willner!“ rief sie ihm zu, und ehrerbietig küßte er die dargebotene Rechte. Anfänglich ging das Gespräch ein wenig stockend von Statten, und die Trennung schien die gegenseitige Innigkeit gehemmt zu haben; aber nur kurze Zeit bedurfte es, um alles in den gewohnten Umgangston zwischen Freunden zu stimmen. Während dem kam auch Ophelie wieder nach Hause und nahm Theil an dem Gespräche. Madame Elber lud ihren Liebling als Gast zur Mittagstafel ein. Hier nun empfing ihn Herr Elber mit derselben Freundlichkeit wie die Gattinn, und der neue Hausgenosse, Willners Freund, Wichhardt, kam ihm auch freundlichst zur Umarmung entgegen. Bey Tische erzählte nun Willner, wie es ihm ergangen war, und dankte herzlichst Herrn Elber und seiner Frau für die genossenen reichlichen Unterstützungen, die ihn in den Stand gesetzt hatten, der drückendsten Sorgen überhoben zu seyn. „Nun, und in musicalischer Hinsicht haben Sie ja auch sich recht hervorgethan,“ sagte Herr Elber. „Ihre im Stich erschienenen Compositionen sind sehr schön und recht beliebt.“ Hierauf wurde das Tischgespräch allgemeiner, und nahm eine ganz andere Wendung. Bey einer schicklichen Gelegenheit gratulirte Willner seinem Freunde zu seiner neuen Erhebung, und wünschte, daß er ihn bald möge zur Hochzeit laden lassen. Beym Nachtsche las Madame Elber aus den mannigfaltigen Zeitschriften noch einiges vor, und so wurde alsdann nach einem frommen Tischgebethe die Tafel aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a r a d e.

(Zwey Sylben.)

Gibt sich euch im Liebesbund
 Meine erste Sylbe kund,
 Rath' ich euerm innern Frieden:
 Ohne Zaudern schnell geschieden!

Wie der z w e y t e n Donnerbrausen,
 Kühnen Muths, der Schiffer höhnt,
 Stand, ein Fels, im Schlachtengrausen
 Ganz es einst, mit Ruhm gekrönt;
 Schirmend seiner Herrscher Wiege,
 Führte Helden es zum Siege.

Ih. v. Haupt.

S i n n g e d i c h t.

A n C a r u s.

Deine Gesinnung verbirgst du? O nein! du entdeckst ja uns dennoch;
Wissen wir nicht, wenn du sprichst, daß du das Gegentheil denkst?

Carl W. Kalkendrunner.

C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n.

M ü n c h e n , i m D e c e m b e r 1827.

Seit die Oper die glänzendste Seite der Bühne zu werden anfängt, und das Ballet mit in den Rayon hinein zieht, weicht das Schauspiel fast ehrerbietig aus, und läßt geschehen, was geschieht. Das eigentliche Lustspiel ist in Verfall gerathen, von der Posse und den fecken Farcen verdrängt, die nur da sind, um Spas zu machen; vom Scherze wissen sie nichts. Die Tragödie schreitet über die Bühne, wie Schillers: „Es geht ein finstrier Geist durch unser Haus,“ und das Publicum fragt mittlerweile nach J o k o; in ihm findet auch die Theater-Intendanz ihr Heil, und man darf ohne Scheu sagen: ein Affe ist's, der Heil bringt. Er mahnt mich an den L ö w e n, und dieser an K u r d i s a n, bey Ihnen, in Wien, so gerne gesehen, bey uns kaum geduldet. Jenem in Wien half aber auch eine wahrhaft classische Bestialität der Kasse zu Ehren, und unter diesem Getrampel bewegte sich, was nicht so hoch in Anschlag kam, das Stück selbst, das sonst nur schwerfällig sich bewegt, und kaum merklich vom Plage kommt. über R o z i e r, den Heros des Tanzes, vergaß man aber Schauspiel und Concerte. Ich habe Alles gesagt, was zum Lobe dieser seltenen Meisterschaft zu sagen ist; die Verzierungen finden sich dazu in unsern Tagesblättern; erlassen Sie mir die Darcingabe der Parenthesen. An die bessern Blätter, vorzüglich die Flora, weise ich Sie auch, wenn Sie über Ihrer ausgezeichneten Sängerin G r ü n b a u m Erscheinen auf unsrer Bühne nachfragen. Im „Barbier von Sevilla“ war sie (Rosine) so liebenswürdig durch Spiel und Vortrag, als sicher und rein im Gesange. Auch hier fasse ich mich kurz, und glaube Alles gesagt zu haben, wenn ich sage, sie bleibt unvergeßlich, als Rosine einzig.

Der D i a m a n t des G e i s t e r k ö n i g s wird schon nicht mehr zu den Edelsteinen gezählt; kleine, zuckende Blitze nicht in Anschlag gebracht, bleibt er für unser Publicum eine gewöhnliche Zaubertirade; ihm hilft kein R a i m u n d auf, und schillernde Folie ist, was glänzt und schimmert; das Blendwerk ist gar zu arm. In der Heimat, wo sie entsteht und groß gezogen wird, in Ihrer Kaiserstadt, wächst mit der Neugierde, die sie erregt, die lustige Komödie, und man darf annehmen, daß sie nur dort forts kommt und wachsen kann, wo sie geboren ist; fremdes Klima sagt ihr nicht zu.

Zulezt nenne ich noch, um das Beste mit dem Schluß zu geben, die Brüder S c h u l z, welche aber hier lange nicht nach Verdienst gewürdigt wurden. Das erste Concert, im Museumsaale eröffnet, hatte unter hier ungewöhnlichem Andrang Statt. Das zweyte, nicht minder groß am Werthe, sah sich von bescheidenen Kennern umgeben, und begnügte sich mit ihrem Beyfalle.

Größeres Aufsehen erregte ein Hr. K. v. Heilbron mit der ungarischen Flora, colorirte Handzeichnungen eines Hrn. v. Steppen in Ungarn. Alles lief, dieses Prachtwerk zu sehen, Alles lobte; Viele bewunderten und staunten; aber zum Ankaufe der 50 Cahiers kam es doch nicht. Hr. v. H. wollte einzelne Blätter nicht abgeben; zum vollständigen Werke trug Niemand Lust.

Die gefeyerte S c h e c h n e r ist noch immer krank. — Der Ritter v. S p o n t i n i zog mit einem Orden von dannen. — Hr. v. S c h e n k bearbeitet mit dem Capellmeister S t u n z eine Oper, wozu der berühmte U n t e r s b e r g, im Herzogthum Salzburg, sich hergibt, d. i. seinen Namen und seinen Ruf. Die Universität erhielt neue Befehz; die Academie der Wissenschaften durch S c h e l l i n g neue Kräfte und neuen Muth.

L i t e r a t u r.

Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1828, von F. A. v. Kurländer. Ahtzehnter Jahrgang. Mit sechs Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner.

Das dieser Almanach bereits den achtzehnten Jahrgang erlebte, beweiset wohl auf das hinlänglichste seine Brauchbarkeit. Bey der in unsern Tagen so allgemein verbreiteten Neigung des Publicums für die Bühne ist natürlich das Bedürfnis an Neuigkeiten, besonders im Gebiete des Lustspiels nicht gering. Gerade in dieser Gattung ist aber der deutsche Parnas seit geraumer Zeit sehr dürftig gewesen, und es ist so ziemlich Alles gesagt, wenn man anführt, daß die Claren'schen Producte begierig gesehen wurden. Nun sind aber unsre Nachbarn jenseits des Rheins noch immer unerschöpflich in diesem Fache zu nennen, und das Bedürfnis der zahlreichen Parisertheater ruft, unter den günstigen Verhältnissen, deren sich die dramatische Schriftstellerey dort erfreut, alljährlich eine bedeutende Anzahl von kleinen Lustspielen und Vaudevilles hervor, deren Übersetzung unserm Bedürfnisse entgegen kommt. Es ist also kein verdienstloses Unternehmen, daß die H. Kurländer, Castelli und Hell, welche sich vorzugsweise mit diesem Zweige der Bühnen-Literatur beschäftigen, ihr Streben fortsetzen. Wenn auch der größte Theil dieser *Pièces à tiroir* kein eigentlicher Gewinn für die Literatur seyn mag, so begegnet er doch, anspruchslos, wie diese flüchtigen Blümlein blühen und treiben, einem Wunsche des Publicums, und es vergeht doch kein Jahr, wo nicht ein oder das andere wirklich bedeutsamere Product aus diesen Ernten für die deutsche Bühne gewonnen würde. So ist in dem gegenwärtigen Jahrgang dieses Taschenbuches Scribe's „*Mariage de Raison*“ ohne Zweifel eine sehr erfreuliche Gabe. Dieses treffliche Lustspiel hat unter dem Titel: „die Heirat aus Vernunft“ seine Wirkung auch auf der hiesigen Hofbühne glänzend behauptet, und wird sicher jedem Theater eine erfreuliche Gabe seyn. Wir haben auch in No. 50 vom v. J. unsrer Zeitschrift dieses Lustspiel ausführlicher besprochen, und dürfen uns daher eine Wiederholung unsers Urtheils hier ersparen. Hr. von Kurländer hat mit der gelungenen Übertragung dieses Stückes der deutschen Bühne ein gewiß willkommenes Werk geliefert. Es ist der Glanzpunct des diesjährigen Almanachs.

Außerdem enthält derselbe noch: „Der Zweykampf,“ Schauspiel in einem Act, nach dem Romane *Simple Story*, eigentlich nach der französischen Bearbeitung dieses Romans von den H. Scribe und de Courcy. Es ist dieß derselbe Stoff, den Raupach in seinem trefflichen Schauspiel „Vormund und Mündel“ mit der größten Meisterschaft behandelte, und wir haben ebenfalls in No. 144 dieser Blätter, bey Beurtheilung dieses Schauspiels auch unser Urtheil über die französische *Pièce* mitgetheilt. Auf Bühnen, wo Raupach's Werk gegeben wird, muß natürlich diese Kleinigkeit verschollen seyn. Auf den übrigen mag sie wohl günstige Aufnahme finden. Die Übersetzung ist gelungen. Eine recht artige Kleinigkeit scheint Ref. das Lustspiel nach Melesville: „Neues Mittel, Töchter zu verheiraten.“ Es ist rasch, lebendig, die Intrigue unterhaltend, und so wird es auf der Bühne gewiß seine Stelle behaupten. Das schwächste Stück dieses Jahrganges scheint uns die „Kriegslist.“ Die äußere Ausstattung des Almanachs ist anständig, die Kupfer aber sind kaum mittelmäßig, besonders verunglückt ist der Professor (im Zweykampfe), der eher einem Bauer ähnlich sieht.

—*—

Deutscher Regenten-Almanach auf das Jahr 1828. Historisch-biographische Gallerie der jetzt regierenden Häupter; herausgegeben von B. F. Voigt. Ilmenau, bey dem Herausgeber.

Es ist gewiß ein verdienstliches Unternehmen, die Reihe der Herrscher, die gegenwärtig unser deutsches Vaterland verwalten, und es durch eine so verhängnißvolle Zeit hindurch

fährten, in biographischen Darstellungen der Gegenwart vorzuführen. Das Leben der mächtigsten Fürsten ist in den früheren Jahrgängen dieses Regenten-Almanachs beschrieben; dieser dritte enthält Bild und Nachricht vom Könige von Dänemark, als Herzog von Schleswig, Holstein und Lauenburg; von den Herzogen von Braunschweig, Oldenburg, Verburg, Dessau und Cothen; endlich vom Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.

Wer die Geschichte nur mit statistischem Blicke liest, wer in ihr nur glänzende Thaten sucht, und Wirkungen, die tief eingreifen in Existenz und Art großer Ländermassen, einen solchen freylich können die meisten der vorliegenden Schilderungen nur wenig anziehen. Wer aber in der Historie nicht nur das Epos und die Tragödie, sondern auch die Romanze und Idylle zu finden und zu fühlen weiß, wird denselben ein eigenthümliches Interesse abgewinnen. Möge der Herausgeber in der Theilnahme des Publicums Ermunterung finden, diese Gallerie deutscher Fürsten, die schon drey und zwanzig Bildnisse enthält, im folgenden Jahre völlig abzuschließen!

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

In diesem Theater ließ sich Hr. Jwan Müller, Solospieler Sr. Majestät des Königs von Frankreich, zum zweyten Male hören, und spielte ein Concert für die Clarinette (Allegro in G-moll, Andante in G-dur, Bolero in G-moll) mit der an ihm gerühmten Fertigkeit und Kühnheit im Gebrauch der Höhe und Tiefe, in der Behandlung der Klappen, und gefiel abermals besonders durch seine Reinheit des Tons und Gewandtheit in Modulationen, welche der Clarinette fremd sind. Er erhielt Beyfall und wurde gerufen.

Hr. Treichlinger (Orchestermitglied) spielte Variationen von Fr. Pechatschek, in welchen seine Fertigkeit und Reinheit, vorzüglich aber sein Staccato gefiel.

Hr. Jwan Müller trug nun Adelaide von Beethoven, d. h. die Singstimme dieser schönen Cantate vor und wurde von Hrn. Capellmeister Würfel auf dem Piano-forte begleitet. Hier zeigte Hr. Müller, daß er so schönen Gesang auch schön tragen kann. Das Accompagnement des Hrn. Würfel war kunstgerecht und sehr discret. Auf dieses große Musikstück folgten endlich noch Variationen über Carafa's: „Oh cara memoria,“ für Clarinett mit Piano-forte, welche beyde genannte Künstler recht schön und ausdrucksvoll vortrugen.

Nachdem Hr. Monelli eine Arie gesungen hatte, trat Hr. Müller noch einmal auf, und zeigte uns, daß er unermüdet im Spielen sey, denn er blies noch Variationen in F Omne nimium vertitur in vitium. Sogar sein Clarinett fühlte die Wahrheit dieses Satzes, denn es versagte bey ein paar Tönen. Der Vortrag war übrigens gelungen, und wurde vom Publicum ehrenvoll anerkannt. Alle wurden hervorge-rufen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Gastmahl.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 10. Jänner 1828.

5

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorkaufszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbi. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbi. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbi. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

Nun erst versammelten sich die kleinen Kinder um ihren frühern geliebten Lehrer. Alle wollten zuerst sprechen, und jedes hatte schon eine Frage an den freundlichen Willner in Bereitschaft. Liebevoll verwies er sie alle zur Geduld, und fing an nach der Reihe im Alter ihre Fragen zu beantworten, und ihre Erzählungen anzuhören. Eines erzählte, wie es in den neuen Unterrichtsstunden gewesen wäre, das andere brachte die Erzählung des Weihnachtsabends zum Vorschein, ein drittes beschrieb die im Winter gehaltene Schlittenfahrt, und so hatte jedes etwas Neues zu erzählen. Alle aber kamen in der Frage überein, wie es Herrn Willner zeither gegangen sey, die er stets mit dem Wörtchen, gut, beantwortete. Endlich führten ihn die Kinder in ihre Stube, um ihm alles Neue zu zeigen, was sie in seiner Abwesenheit erhalten hatten. Als auch dieß vorbey war, ging Madame Elber und Ophelie mit ihrem Besuche nach dem Garten vor der Stadt, in Begleitung der übrigen Kinder, die nach früher gewohnter Weise ihren Lehrer in die Mitte nahmen; bald kam auch Herr Elber mit Wichhardt nach, und der kleine Birkel wurde durch die regste Fröhlichkeit belebt. Zufällig stattete eine Dame aus der Bekanntschaft der Madame Elber bey dieser einen Nachmittagsbesuch ab, wodurch die ganze Scene eine andere Gestalt bekam. Madame Elber unterhielt sich jetzt mit der Dame über häusliche Angelegenheiten und andere weibliche Dinge; Wichhardt und Herr Elber besprachen sich über ihre Handelsgeschäfte, und Ophelie benutzte den günstigen Augenblick, und erbot sich, Willnern die verschiedenen neuen Anlagen des Gartens zu zeigen.

Hier nun waren Beyde wieder für einander selbst, und die Herzensergießungen der beyden Liebenden zu schildern, wäre ein unmögliches Beginnen. Sie kamen unter andern auch in ein Lusthäuschen, das erst ganz neu entstanden war. Hier setzten sie sich, und da sie vor ungewünschten Zeugen sicher waren, sprach Ophelie:

„Lieber Willner, wie sehr ich Ihnen geneigt bin, darf ich wohl nicht erst sagen; aber an unser Gespräch am Abende vor Ihrer Abreise muß ich Sie er-

innern. Sie sehen selbst, welches Hinderniß unsrer Vereinigung, nicht aber unsrer Liebe, in den Weg tritt; folgsam muß und werde ich meinen Ältern in jeder Hinsicht seyn; und daß diese, sobald Herr Wichhardt um meine Hand anhält, Ja sagen werden, kann ich kaum mehr bezweifeln, da mein Vater schon so viele Beweise von seiner Liebe für ihn gegeben hat. Daß ferner Wichhardt nicht allzu lange mehr auf diese Zusage harren wird, ersehe ich aus seinem Benehmen gegen mich; ich werde ihm eine treue Gattinn seyn, obgleich ihn zu lieben mir unmöglich ist. Lassen Sie uns daher unsere Liebe die Tage Ihres Hierseyns erheitern, und versprechen Sie mir standhaft bey der Veränderung der Verhältnisse zu seyn.“

Willner hatte sie oft unterbrechen wollen, allein sie hatte ihm bedeutet, zu schweigen bis ans Ende ihrer Worte. Jetzt als sie schwieg, sprach er: „Ich durchschaue ganz Ihr gutes Herz, theure Ophelie, und sehe den Kampf Ihres Innern; ich willige in Ihren Entschluß, obwohl mit blutendem Herzen. Aber erlauben Sie mir auch jetzt eine Bitte. Bald nach meiner Ankunft auf der Universität erhielt ich einen Brief von einem Freunde aus der königlichen Capelle, der die Nachricht enthielt, daß der Capellmeister die Residenz verlassen wolle; dieß ist nun zwar zur Zeit noch nicht geschehen, aber nach späteren Nachrichten wird es doch noch geschehen. Schon damals hatte ich den Gedanken, eine Probe meiner Kunst abzulegen und um jene Stelle zu werben, allein das Gefühl meines zu tiefen Standpuncts in der Kunst führte mich von jener Klippe hinweg, und dem innigern Studium meiner Kunst in die Arme, das ich mit aller Kraft, Kunstliebe und Ausdauer umfaßte. Nun darf ich wohl sagen, ich habe Fortschritte gemacht, und wenn sich eine Gelegenheit böte, diese Anstellung zu erhalten, dürfte ich dann hoffen Ihre Hand zu besitzen, wenn es Ihre Ältern billigen?“

„Wie konnten Sie diese Frage doch erst aussprechen, da Ihnen meine bejahende Antwort schon längst bekannt seyn mußte,“ erwiderte Ophelie. „Doch eine Vorsichtsregel nehmen Sie für die Zeit Ihres Besuches bey uns an, nemlich: Geben Sie durch Ihr Benehmen ja Niemanden Gelegenheit, hinter unser Geheimniß zu kommen, am allerwenigsten Wichhardt, er könnte sonst leicht seinen Vorsatz beschleunigen, und Ihr Spiel wäre verloren. Meine Mutter scheint mehr auf unsrer Seite zu stehen, und ihr will ich mich zu guter Stunde entdecken! Doch jetzt, lieber Willner, müssen wir zur Gesellschaft zurückkehren,“ sprach endlich Ophelie, als sie sich noch lange von mancherley Dingen unterhalten hatten. Willner nahm Ophelie bey der Hand, und ging mit ihr zu den Ältern zurück, bey denen sich während der Zeit noch einige Freunde eingefunden hatten, die Willnern herzlich bewillkommten; und so wurde fröhlich der Tag beschlossen in geselliger Unterhaltung. Beym Nachhausegehen bot Willner Ophelien den Arm, und kam so Herrn Wichhardt zuvor, und da Madame Elber ihrem jungen Freunde ihr Haus zu seinem Aufenthalte angeboten hatte, so eilten Beyde den Übrigen voraus, und hatten schon mit Kuß und Händedruck sich gute Nacht gewünscht, als die übrige Gesellschaft langsam anlangte.

Da Willner die Dauer seines Besuches nicht vorher bestimmt hatte, so konnte er denselben leicht abkürzen, was er denn auch recht bald that, da es

ihn in B. nicht länger litt. Herr und Madame Elber äußerten ihr Befremden darüber, und wünschten recht sehr den jungen, angenehmen Gesellschafter noch einige Zeit bey sich zu haben, vorzüglich da die Ferienzeit erst begonnen hatte. Ophelie selbst konnte sich das sonderbare Treiben ihres Geliebten aus ihrer Nähe nicht erklären. Auf alle Fragen von Seite Elbers, warum sein Besuch nur von so ganz kurzer Dauer sey (denn Willner war erst 4 Tage in B.), antwortete er mit den Worten: „In der Zeit der Ferien kann ich ungestörter als während der Collegien meinen Privatarbeiten obliegen, und ich habe nur meine Vaterstadt sehen, und mündlich Ihnen meinen wärmsten Dank abstaten wollen; ich hoffe deßhalb mir Ihre Zufriedenheit nicht zu entziehen, wenn ich wünsche, die Unterbrechung meiner Studien nicht lange anhalten zu lassen. Übrigens habe ich mir schon eine Stelle im Postwagen gemiethet, und bin gesonnen morgen Abend abzureisen.“ Hiegegen vermochte Elber nichts einzuwenden, sondern seines Günstlings Verneifer bestimmte ihn vielmehr diesem sein herzlichstes Lob zu Theil werden zu lassen. Madame Elber war der Meinung ihres Gemahls, ob sie wohl besser als dieser Willners Unruhe bemerkte, und hieraus einen andern Grund zu finden geglaubt hatte, was ihr aber nicht vollkommen gelungen war. Wichhardt war ziemlich gleichgültig bey der ganzen Sache, fast sah er Willners Abreise gern, da Ophelie ihre Aufmerksamkeit zwischen Beyden ziemlich ungleich theilte, doch argwöhnte er nichts Schlimmes hievon, denn die lange Abwesenheit Willners gab ihm Stoff zu ihrer Entschuldigung. Ophelie konnte sich gar nicht recht in Willners Veränderung finden; sie kannte wohl den Grund seines Schmerzes, aber nicht die Ursache seines Vorsazes, so schnell zu reisen. Mit der Zeit, hoffte sie, sollte sich alles wohl lösen, und ihr vielleicht zuerst die Sache klar werden, und sie hatte sich auch nicht geirrt. Denn als Willner am andern Abende Allen Lebewohl gesagt hatte, und sie ihn bis auf die Hausflur begleitete, schob er ihr, während noch ein Kuß der Liebe Beyde beseligte, einen Brief in die Hand, der Folgendes enthielt:

„Liebe Ophelie!

Da ich gewiß nicht mit Unrecht vermuthe, daß Ihnen meine schnelle Abreise befremdend vorkommt, so habe ich mir die Freyheit genommen, Ihnen hierüber schriftlichen Aufschluß zu geben, aber auch nur Ihnen allein. Durch Amandens Briefe wußte ich vor einem Vierteljahre schon, wie die Sachen in Ihrer Familie standen, und ich kam nur aus zwey Absichten zu Ihnen: erstens wollte ich gern in Ihrer angenehmen Nähe einige Tage verleben, und zweytens mit eignen Augen den Stand der Dinge beobachten. Beyde Wünsche sind mir erfüllt worden, und haben mir eine schwere Stunde gekostet. Wie gern, liebe Ophelie, wäre ich noch recht lange bey Ihnen geblieben, denn unter Ihren Augen, in Ihrem Umgange und in Ihrer Unterhaltung genoß ich die süßeste Erholung nach so langer, angestrongter Arbeit. Es war in meinem Herzen wie der durch Frühlingshauch neu erweckten Natur, wenn eine mildere Sonne die aufgrünende Flur beleuchtet und mit ihrem segensreichen Wärmestrahle durchglüht; wie jene ihre Kräfte sammelt in wärmerer Frühlingsluft, um eine neue Schöpfung empor zu treiben, so verstärkte sich meine Thatkraft in der Sonne Ihrer zarten Weiblichkeit; und gern hätte ich noch lange dieß Glück genossen; aber ein feindlich Geschick riß mich nur allzu bald aus diesem

Freundenkreise in den Strudel meiner Geschäfte. Wohl hatte meine Einbildung mir ein Bild von den Verhältnissen zwischen Ihnen und Wichhardt geschaffen, und mich in einen Zustand der größten Unruhe versetzt, aber nachdem ich Augenzeuge gewesen bin von diesen Verhältnissen, ist meine peinigende Unruhe zu einer Uneinigkeit mit mir selbst geworden, die ich durch schleunige Entfernung von Ihnen und durch offenherzige Mittheilung gegen Sie zu zerstreuen und zu besiegen hoffe. Also hören Sie:

Nur allzu deutlich habe ich in den wenigen Tagen meines Besuches bey Ihnen gesehen, daß Herr Wichhardt ernstlich auf eine Verbindung zwischen Ihnen und ihm bedacht ist. Was soll ich dazu sagen, was dabey thun, was denken? Sagen, geliebte Ophelie, kann und darf ich nichts; thun kann ich nichts, als durch möglichste Anstrengung einem Ziele zuzueilen, das mir Ihren Besitz glaublicher als meine jetzigen Verhältnisse macht. Denken; denken ist jetzt meine einzige Beschäftigung. Aber in welches Labyrinth von Gedanken führen mich die Dinge. Soll ich meinen Freund, der gewiß nicht weiß, wie tief er mich betrübt, und der mir so geneigt ist, hassen? Nein, das kann, das darf ich nicht! Er ist ja schuldlos an meinem Schmerze, und doch ist er ohne Willen und Wollen meiner Ruhe Störer, meines Glückes Feind. Aber was kann er dafür, daß Ihre Anmuth und Herzengüte auch ihn für Sie entflammten, ist das etwas Unmögliches und Unerlaubtes? Nein. Es ist vielmehr etwas sehr Natürliches, denn welcher gefühlvolle Jüngling könnte in Ihrer Nähe leben ohne Ihnen herzlich gut zu seyn? O theure Ophelie, dieß sind die in meiner Seele sich vielfach durchkreuzenden Gedanken. Ja ich fühle sehr wohl, daß, wäre ich länger bey Ihnen geblieben, die Leidenschaft mich übermannt haben würde, und ich meines arglosen Freundes bitterster Hasser geworden wäre. Darum also, Theuerste, beschleunigte ich meine Abreise so sehr, um nicht Ihrer Ruhe, Wichhardts Arglosigkeit und meiner eignen Vernunft gefährlich zu seyn oder zu werden. Zürnen Sie mir nicht über die Länge und den Inhalt dieses Briefes, denn ich mußte doch einem Menschen mein Innerstes erschließen, und zu wem konnte ich mich vertrauungsvoller wenden, als zu Ihnen. Ich werde, seyn Sie davon überzeugt, meinem Ziele mit Eifer entgegen zu streben suchen, um unsere beyderseitigen Wünsche zu erfüllen. Zwar hätte ich noch Mittel Herrn Wichhardt zuzuraunen: Halt! Siehe hinter dich! Allein das werde ich entweder nie, oder nur im alleräußersten Nothfalle thun. Lassen Sie mich jedoch hievon schweigen. Leben Sie wohl! Halten Sie diese Zeilen für sich, und bleiben Sie in Liebe gewogen

Ihrem treu ergebenen

Carl Willner."

Ophelie sah, wie edel Willner gehandelt, und wie männlich er sich in diesem so schwierigen Falle benommen hatte; sie theilte seine Ansichten, erkannte ganz seinen guten Charakter, und ihre Liebe erhielt einen neuen Grund durch diesen Brief.

(Die Fortsetzung folgt.)

E o g o g r y p h.

Ach! wie sehnt im düstern Lebenshale
Müden Wallers wundgequälte Brust
Sich nach meiner goldnen Nectarschale
Ewig unverstegter Himmelslust!
Des Olympos hehre Lyratöne
Feyern meines Reiches Freudenmacht,
Meines Jugendreizes Götterschöne —
Sie entblättert keine Todesnacht.

Sieh zur Erde mich hernieder steigen,
Spähend suche ich ein letztes Zeichen,
Knüpf' es meinem Zaubernamen an:
Da erklingen aus dem tiefen Frieden
Ländlich froher Hergensseligkeit
Süße, liebe Schäfersangesblüten
Holder, sanfter Engelskindlichkeit.
In den Hainen, in den stillen Thalen,
Schweift der Sänger minnegrüßend hin,
Aus der Blumenaugen bunten Strahlen
Säufelt ihm der Geistersprache Sinn;
Wie im Purpurdunst der Abendröthe
Leiser Sang dem Rosenhain entschwebt,
Wie beym Liebeshauch der Hirtenflöte
Geistermelodie der Flur entbebt:
So entquellen seinem stillen Liede
Wonniger Gebilde Gaukelreihn,
Jedem Würmchen, jeder Lenzesblüte,
Flüstert seine Liebe Leben ein.

Nimmst dem Dichter du sein erstes Zeichen,
Wird sein theurer Name zwar entweichen,
Aber, lies, was bleibet, umgekehrt,
Wird's ein Ruf der schwesterlichen Musen,
Nachgehallt von jedem deutschen Busen,
Von der Parze leider! ungewährt;
Ach! gehorchend dem Gescheide,
Senkt der Gott mit feuchtem Blicke
Seine Fackel schweigend nieder,
Und in's Reich der Seraphslieder
Ist zum lichten Edensthron
Sängers sel'ger Geist entflohn.

Th. v. Haupt.

S i n n g e d i c h t e.

An den Scribenten Flick.

Deinem Erzeugnisse gabst du sehr sinnreich den Titel „Versuche.“
Aber Leser Geduld hast du in Wahrheit versucht.

An Minna.

Des Griechen weisen Spruch *) befolgt sie früh und spät,
Weil sie den ganzen Tag vor ihrem Spiegel steht.

*) Lerne dich selbst kennen.

Weits Nase.

Er schläft bey offner Glut des Sommers in dem Grase,
 Ih quält sie nicht, er schläft im Schatten seiner Nase.

An den Redner Fips.

Viele verlassen gestärkt nach deinen Reden die Halle;
 Selbst verdankt' ich dir oft sanften, erquickenden Schlaf!

An Kniff.

Wie du so schnell dein Ziel erreichst —
 Da du doch stets auf Krümmen schleichst!

An den Poeten Aquinus.

Abscheulich böser Wunsch! zwar bin auch ich dabey,
 Ein öffentliches Blatt wünscht dir die Wasserscheu!

Carl Ad. Kollendrunner.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang December 1827.

Was soll ich Ihnen aus unsrer, in düstre, tiefe Trauer versenkten Stadt erzählen! Nach bitterm Schmerz schien diesen Herbst endlich wieder Freude dem armen Sachsenland zu lächeln, und ehe noch der Jubelruf verflungen ist, wird er schon von dem Klagelaut übertönt. Es ist nicht zu schildern, mit welcher innigen, echten Verehrung unsre ganze Nation an ihrer angebetheten Königin hing, und wie tief ihr Verlust betrauert wird! Wie lebhaft hatte man sich hier auf die Rückkehr unsrer geliebten Monarchinn gefreut, welche frohe Anstalten waren zu ihrem Empfang gemacht! Wie erschütternd war nun diese Heimkehr der hohen, zur lichten Sphärenheimat Eingegangnen! Trüber Nebel verhüllte jeden Stern, kalt sauste der Sturm, und Regenschauer strömten herab, als am 10. November Abends nach 8 Uhr das Trauergeläute aller Glocken uns das Herannahen des feyerlichen Zuges verkündete. Längs den Bergen hin von Pieschen und Neudorf aus zog der Fackelglanz näher, in den Stromeswellen sich spiegelnd. Die Geistlichkeit, der Magistrat, die Bürgergarden und alle Innungen waren der geliebten Monarchinn entgegen gegangen; schimmernder Widerschein bezeichnete deutlich in der Luft den Weg, den der Trauerzug durch die Neustadt nahm, während die katholische Kirche hell strahlte von oben bis in die Gräfte hinab erleuchtet. Ungeachtet des sehr schlechten Wetters war die Volksmenge auf der Brücke und dem ganzen Weg bis in die Kirche unermesslich. Die Chöre der Schüler begleiteten mit Trauergefängen den Zug, den Militär und Bürgergarden umgaben, und dem sich zahllose Scharen anschlossen. Der Bischof, von der katholischen Geistlichkeit begleitet, kam im Trauer-Ornat zur Kirchthüre heraus, um die Reste der Entschlafnen, der theuern Landesmutter, zu empfangen. Kammerherren trugen den Sarg bis zur Gruft, während die Trauerklänge durch die Kirche erschallten; hier war aber der Zudrang so ungeheuer, daß es kaum bey so trauriger Feyer zu entschuldigen wäre, wenn man sich nicht sagen müßte, daß es doch die wärmste Theilnahme war, die ihn veranlaßte! —

Alles ist seitdem geschlossen, stumm und öde ist das arme Dresden; die mehrsten unsrer Künstler machten Ausflüge in das benachbarte Berlin, weil hier nicht einmal Concerte in diesen sechs Wochen der tiefsten Trauer erlaubt sind. Nur eine Art von dramatischen Vorlesungen hat ihren Anfang genommen, welche ein Professor Schottky vor einem sehr gebildeten Kreise hält; er wünscht diese Art von Unterhaltung, die in Berlin durch Hrn. v. Holtei, und in Breslau durch Carl Schall eingeführt ist, auch hier beliebt zu machen. Dieß ist nicht leicht, da die meisten derer, die sich für Poesie

und Literatur interessiren, hier öfters Gelegenheit haben, in engern Freundeskreisen Hofrath Tietz vorlesen zu hören, mit dessen höchst genialem und herrlichen Vortrag wohl Niemand wagen darf sich zu messen. Doch Prof. Schottky unternimmt es keineswegs, ihm nachzuahmen, sondern er geht seinen eigenen Weg, dieß ist löblich. Sein Vortrag ist klar, deutlich, und besonders für das Edle und Zarte gut geeignet, wenn ihm auch die Vielseitigkeit und Laune mangelt, welche eine solche Unterhaltung würzt.

Er liest oft Manuscripte, die hier noch nicht aufgeführt wurden, dieß ist wohl recht interessant, doch da er sich nicht erlaubt, irgend etwas abzukürzen, so findet man allgemein, daß es sehr ermüdend und angreifend für jeden thätigen Geist ist, von 6 Uhr an bis um 10 Uhr zuzuhören. In der ersten Vorlesung wurde Göthe's Prolog zum Faust und Egmont vorgetragen, in der zweyten das Trauerspiel „Vellisar,“ und in der dritten der „Sandwirth Hofer.“

K. K. privil. Theater an der Wien.

Wir haben wieder über einige Neuigkeiten dieser Bühne zu berichten, welche gleich Meteorcn an dem Theaterhimmel auftauchten, — um eben so schnell wieder zu verschwinden. Die erste dieser Erscheinungen war eine Bearbeitung des Shakespear'schen Wintermärchens, unter dem Titel: Der Orakelspruch. Wir sind der Meinung, daß allenfalls die historischen Stücke Shakespeare's durch eine gewandte und geistreiche Feder so zu sagen „bühnengerecht“ gemacht werden können, daß aber die Aufgäbe, seine phantastischen Gebilde, z. B. den Sommernachtsstraum, dieses Wintermärchens, den Sturm u. s. w. den Forderungen eines gewöhnlichen Theater-Publicums zuzufügen, ein durchaus unlösbares Problem sey. Somit hätten wir denn auch unser Urtheil über diese Bearbeitung ausgesprochen. Sie vertilgte die goldenen Irisfarben, welche des Dichters Phantasie darüber hingehaucht hatte, durch Verreibung und Verwischung mit Wasserfarben aus dem Topfe gewöhnlicher Theatermalerey, und zerstörte so jeden Anspruch auf die Theilnahme des höher stehenden Publicums, ohne es deßhalb für das niedere genußbar zu machen, und so blieb denn in dem leeren Zwischenraume nichts — als die Langeweile, welche beyde Classen theilten. Die Verunstaltung des Geistes der Dichtung im Allgemeinen abgerechnet, traf dieses Loos vorzüglich die Rolle der Perdita, welche in eine gewöhnliche Theaterprinzessin, Namens Hero, und den köstlichen Autolycus, welcher hier in Nichts verarbeitet war. An den darstellenden Schauspielern war zu bemerken, daß sie nicht recht eigentlich mit sich einig waren, wie das Werk zur wirksamsten Anschauung zu bringen sey. Hr. Kott als Leontes, Mad. Bredde als Hermione, Dlle. Zeiner als Hero, und Hr. Kunst als Florizel strebten zwar mit sichtlichem Fleiß, aber ohne Erfolg nach diesem Ziele. Selbst der subordinirte Theil der Darstellung, welcher sonst an dieser Bühne sehr zweckmäßig geleitet zu werden pflegt, nemlich das scenische Arrangement, war hier in keiner Beziehung genügend. Unter diesen vereinigten Umständen konnte die Vorstellung nicht die geringste Theilnahme erzeugen, und das Stück verschwand sonach wieder schnell von der Bühne.

Die zweyte Neuigkeit war ein romantisches Schauspiel von Hrn. Lemberg unter dem Titel: Die Engländer in Ostindien. Auch dieses Stück erwarb nur geringe Theilnahme, und dieß dürfte in der That eine befremdende Erscheinung genannt werden, da es alle Elemente der Bühnenwirksamkeit in sich trägt, und daher an dieser Stelle und unter solchen Umständen, wie es zur Aufführung gebracht wurde, vollen Anspruch auf Beyfall machen durfte. Der Grund solcher lauer Aufnahme muß daher tiefer liegen, und wir stehen keinen Augenblick an, unsre Meinung mit jener zu vereinigen, welche vor kurzem sich in einem hiesigen Journale darüber aussprach. Es ist nemlich die Überfättigung des Publicums an dieser Gattung Spectakel, welche seit einiger Zeit in wahrhaft erlahmender Einförmigkeit an diesem Theater zur Vorstellung

kommt. Die Engländer in Ostindien bieten Scenen (z. B. jene der Rückkehr Edwards in das englische Lager), welche unbedenklich zu den ergreifendsten und wirksamsten gezählt werden dürfen, die in Conceptionen ähnlicher Art gebracht werden können; sie wurde von den beliebtesten Künstlern (den H. H. Rott und Kunst) gegeben; es fehlt nicht an äußerem Spectakel und Knall-Effecten (am Ende springt sogar ein Pulverthurm in die Luft), kurz es ist alles vereinigt, was sonst hier den Beyfall erregte, und dennoch blieb das Publicum kalt, und die Wiederholungen des Schauspiels waren nur wenig besucht. Alles dieß kann daher nur in der oben erwähnten Ursache seinen Grund finden. Denn die ewige Wiederholung einer einzigen Gattung von Schauspielen, deren überwiegende Mehrzahl noch dazu von wenigem, oder gar keinem Gehalt ist, (man denke an *Zwey Uhr*, an den *Ritter Eisenfaust*, an *Rudolph von Basel*, an den *Thurm von Rabenhorst* u. s. w.) muß natürlich ermüden. Es schien überhaupt an diesem Abend ein ungünstiges Gestirn über der Darstellung zu walten. Selbst die H. H. Rott und Kunst, und Ue. Zeiner konnten nicht genügen.

Das scenische Arrangement war gut. Costums und Decorationen waren zweckmäßig, die Maschine des Aufzuges des Pulverthurms im letzten Aufzuge von überraschender Wirkung.

Endlich schritt auch *Albert der Bär*, oder die *Weiber von Weinsberg*, großes Ritterchauspiel mit Gesang und Chören, in dreyn Aufzügen über die Bühne. Großes haben wir in diesem Ritterchauspiel nichts gefunden, als die Erbärmlichkeit der Dichtung. Es ist ein Werk im, Gott sey Dank, nun verschollenen Style der Leopoldstädter Volksmärchen: des eisernen Mannes, des Sternennädhchens etc. Auch der Casperl selbst fehlt nicht, in Gestalt eines Bäckernechts. Was unter solchen Ansichten und bey solcher Bearbeitung aus dem herrlichen Stoffe werden mußte, läßt sich begreifen. Wir können unsern Lesern den Geist, der in diesem Nachwerke herrscht, am besten bezeichnen, wenn wir ihnen die sinnreiche Art erzählen, wie der Verfasser den Knoten löset. Bekanntlich erlaubte der Kaiser den Weibern von Weinsberg, ihr Kostbarstes und Liebstes mit sich fort zu tragen, und — die Weiber trugen ihre Männer fort. Dieses Tragen fand nun, wie es auch billig ist, der Verfasser etwas unschicklich für die Bühne, siehe, da wußte er sich schnell zu helfen. Die Weiber bringen ihre Männer auf *Schubkarren* vor den kaiserlichen Thron gefahren!! — Es dürfte kaum möglich seyn, etwas gemeineres, alles Romantische dieses herrlichen Stoffes mehr Persönendes auszufinnen, als es hier dem dramatischen Ungeschick gelungen ist. Dieser einzige Zug dürfte hinlänglich seyn, das Wesen dieses Stückes zu bezeichnen. Mehr über dergleichen Werke zu sprechen, hieße ihnen unverdiente Auszeichnung gewähren, daher genug — „es kam, und ging und ward nicht mehr gesehen!“

— * * * —

Modenbild II.

Gesellschafts- oder Ball-Anzug, nach Originalen von Hrn. Jos. GUNEL, bürgl. Kleidermacher am Graben, No. 1144.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: *Laudon*.

Herausgeber und Redacteur: *Johann Schick*.

Gedruckt bey *Anton Strauß's* sel. Witwe.

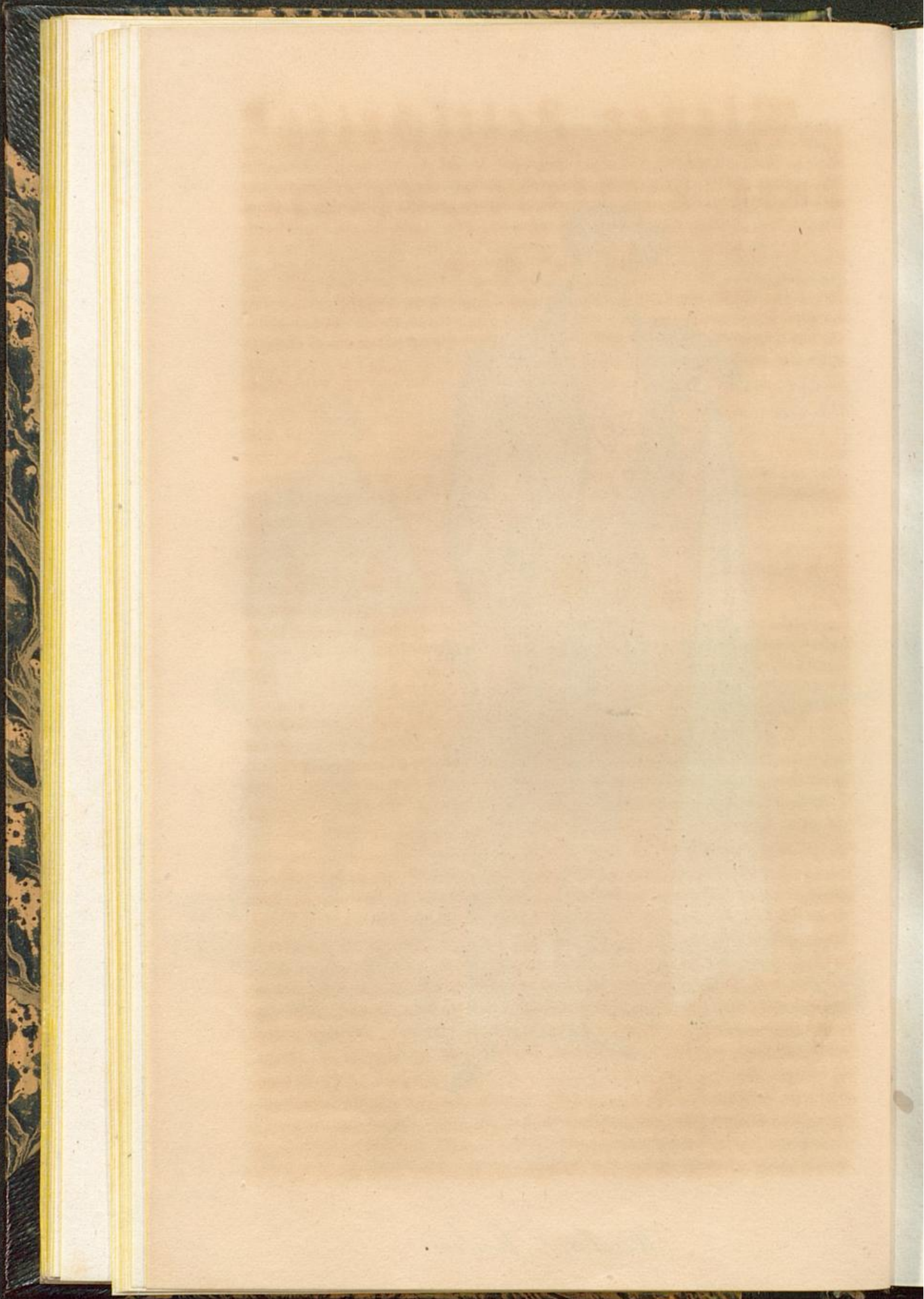
ards
ge-
; sie
nicht
in in
noch
ucht.
die
ende
ven
r m
sem
ott
fig,
ider
rg,
me.
der
der
uch
An-
äst
cht,
ffer
ibr
ner
für
ner
ög-
stös
in-
ber
ber
st.
st.
st.
st.
st.
st.
st.
st.
st.
st.
st.



77.

Wiener Moden.

F. J. Staben
5.
1828.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 12. Jänner 1828.

6

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

12.

Während alle dem hatte Richer schon längst seinen Geburtsort erreicht, und durch Übernahme der Handelsgeschäfte, die seine Mutter bis jetzt geführt hatte, sich daselbst ansässig gemacht. Er war mit Zustimmung seiner Mutter nach Heinersdorf gereiset, und hatte beym Professor Adersheim um die Hand Amandens geworben und sie auch erhalten. Im Sommer des neuen Jahres sollte die Verbindung gefeyert werden. Dieß erfuhr Willner von Amanden und ihrea Altern, als er sie eines Nachmittags während seines Aufenthaltes in B. besucht hatte. Jetzt eilte er rasch seinem stillen Studierzimmer entgegen, um in seiner Einsamkeit einen festen Entschluß für die Zukunft zu fassen. Kaum war er angelangt in seiner Wohnung, als Pauline ihm einen Brief aus der Residenz übergab, der in seiner Abwesenheit an ihn eingegangen war. Bekommen fragte Pauline nach Wichhardt, und Willner gab ihr die Briefe zurück, mit der Versicherung, keinen davon benützt zu haben. So wahr dieß auch war, so suchte er doch die Gefahr, die ihrer Ruhe durch Wichhardts Untreue drohte, zu verbergen, um desto ungestörter seinem Plane folgen zu können, da doch von seinem günstigen Schicksale auch ihr Glück abhing. Sobald Pauline das Zimmer verlassen hatte, öffnete er den erhaltenen Brief.

„In musicalischer Hinsicht,“ schrieb ihm unter andern sein Freund, „ist das Neueste, daß unser Herr Capellmeister noch dem Rufe folgen, und somit die Stelle erledigt wird. Da Sie,“ fuhr der Correspondent fort, „sich eine solche Anstellung stets wünschten, so können Sie vielleicht wenigstens die Stelle des dritten Capellmeisters erhalten, liefern Sie nur eine Probearbeit in dem Style, in welchem Sie sich am meisten zutrauen. Wenden Sie sich damit an mich, und besuchen Sie bald Ihren Freund

M**

Kammermusicus.“

Dieser Brief war ein heilsamer Balsam für Willners wundes Herz, und gab seinem Wesen und Thun eine bestimmte Richtung. Er suchte die angefangene Partitur der Messe hervor, und sprach zu sich selbst: „Ich kann wohl ohne Selbsttäuschung und Prahlerey mir und jedem Andern gestehen, daß ich fleißig meine Kunst studiert habe. Zwar ist meine Studienzeit noch nicht zur Hälfte abgelaufen, aber ich glaube ohne Furcht eine Probe-Composition beginnen zu können, durch die ich vielleicht meines Lebens Glück gründen würde. Also frisch und rastlos an das Werk, und da ich von jeher eine ungeschwächte Neigung für Kirchenstyl fühlte, so mag es in Gottes Namen bey der Messe bleiben. Was mir vor einem Jahre die Vernunft widerrieth, billigt sie jetzt gedrungen von der Nothwendigkeit. Hiezu kommt, daß durch sonderbaren Zufall mit meinem Schicksale das Glück noch mehrerer Personen so eng verknüpft ist. So komm denn her; du verlegnes Blatt, und führe mich zu meinem Glücke, meiner Ophelie in die Arme.“

Er hatte jetzt das Buch gefunden, und betrachtete mit einer unnennbaren Wonne den noch stehenden Es - dur - Accord. Nach einem herzlichen Gebethe zu Gott um Beystand zur Ausführung seines Werkes, setzte er sich, und begann das Kyrie zu schreiben.

13.

Sechs Wochen hindurch hatte Willner ununterbrochen, fast Tag und Nacht an seinem Arbeitstische gesessen, und mit allem Fleiße an seinem Werke gearbeitet. Freudig sah er es vorrücken und seinem Ende sich nahen. Es war eben Sonnabend Nachmittag, als er am Agnus Dei das Schlußzeichen machte. Unverzüglich ging er nun zum Dona nobis über, und suchte durch die schönsten Tonverbindungen den herrlichen Sinn der drey Worte Dona nobis pacem in seiner hohen Einfachheit allen Menschen eindringlich zu machen. Er fühlte ganz die Schönheit dieses kindlichen Gebethes, und konnte sich durchaus von seiner Partitur nicht trennen. Von einer unbekannten Macht fühlte er sich unterstützt, und so schrieb er mit einer Schnelligkeit, die ihn selbst in Erstaunen setzte, eine Seite nach der andern. Er wunderte sich am Ende selbst, wie lang dieser Satz geworden war, und dennoch hatte er noch eine solche Gedankenfülle übrig, die verstattet hätte, denselben noch einmal so lang auszuspinnen; allein er fand für gut zu schließen, wenn er nicht diesen Satz in eine unnatürliche Länge ausdehnen wollte. Noch ein kräftiges Amen für die Singstimmen setzte er schön harmonisch verwebt, und mit ausgezeichnete Stimmenführung über das aushaltende Es des Contra - Basses und der beyden Violoncello's. Jetzt machte er das Zeichen des Schlusses, schrieb das Wort Fine mit dem Gefühle der innigsten Freude dahinter, und in demselben Augenblicke fiel der erste Strahl der Morgensonne auf das geendete Werk, denn Willner hatte die ganze Nacht hindurch gearbeitet. Wundersam erregte diese Erscheinung sein Gemüth, und er fühlte sich zum innigsten Danke gegen Gott für seinen Beystand angespornt, den er ihm auch unverzüglich in einem frommen Gebethe darbrachte. Mit herzlicher Freude durchblätterte er jetzt seine Messe, und freute sich der wohl gelungenen Arbeit. Jetzt riefen die weittönenden Kirchenglocken die fromme Christenschar in die Gotteshäuser, um sich mit ihren Gedanken und Gebethen zu Gott zu erheben. Auch Willner

ging, dem Gottesdienste beizuwohnen, denn eben heute fühlte er sich von Gottergebenheit ganz durchdrungen. Nach geendigter Andacht eilte er wieder an seinen Schreibtisch, um in freundschaftlichen Briefen dem Kammermusicus M** und seinen Freundinnen, Amanden und Ophelien, die glückliche Vollendung seines Unternehmens zu melden. Sobald er dieß besorgt hatte, fing er an die Messe mit möglichster Sorgfalt in einzelne Stimmen auszuscheiden, womit er auch, bis auf die Dubletten, in zwey Wochen zu Stande kam. Um diese Zeit erhielt er auf seine drey Briefe die Antworten. Ophelia und Amanda wünschten ihm einen eben so günstigen Fortgang seines Vorhabens, als die Freude bey ihnen groß gewesen sey über die glückliche Vollendung eines so schwierigen Werkes. Amanda fügte noch die Ermahnung hinzu: „Thun Sie in möglichster Eile alles, denn ich glaube, Herr Wichhardt wird nun nicht mehr lange anstehen, um Ophelien bey Herrn Elber zu werben, da er eben eine nicht unbedeutende Erbschaft erhoben hat, die ihm von einem seiner Verwandten zugefallen ist.“ Dieß war ein neuer Sporn zu Willners ohnehin schon rastloser Thätigkeit. Sein Freund in der Residenz meldete ihm, daß er sich über den erhaltenen Brief ungemein gefreut habe, und bedeutete ihm, baldmöglichst zu ihm zu kommen, da es eben die rechte Zeit sey, sich zu melden, indem in längstens vier Wochen der Capellmeister seine Stelle niederlegen würde.

Willner beherzigte sehr wohl den Inhalt dieser Briefe, und am fünften Tage nachher eilte er schon mit seiner Partitur und Stimmen, und in Paulinens Gesellschaft, in einem eleganten Einspänner zum Thore hinaus, der Residenz zu, die er am Abende des andern Tages glücklich erreichte.

14.

Der Kammermusicus M**, ein schon betagter Mann, nahm seinen jugendlichen Freund mit der größten Herzlichkeit in seiner Wohnung auf, und führte in seiner Gattinn und Tochter Paulinen zwey angenehme Gesellschafterinnen entgegen. Des andern Tages leitete er sorgfältig Willners Geschäftsgänge, die theils in Meldungen bey den Ministern, theils in bloßen Vorstellungsvisiten, und der Überreichung der Probearbeit bestanden. Bald war Willner mit alledem zu Stande, und nun wurden die nächsten Tage zu Erlustigungen angewendet, an denen Pauline und M**s weibliche Familienmitglieder Antheil nahmen. Eines Morgens ward Willner zu Sr. Excellenz dem Geheimen - Cabinets - Minister v. Nautenkrantz beschieden. Nachdem er vorgelassen wurde, erkundigte sich der Minister in wenigen kurzen Fragen, doch ohne Stolz, nach seinem Namen, Geburtsort, Alter und Bildungsanstalt; er fragte ihn ferner, ob er gesonnen sey mit mehreren Tondichtern in die Schranken zu treten und seine Messe aufzuführen. Nachdem Willner mit Anstand und Bescheidenheit geantwortet, und seinen Vorsatz nochmals bestätigt hatte, kündigte ihm der Minister die Aufführung seiner Messe auf nächsten Sonntag Vormittag an, zum Hochamt in Gegenwart der königlichen Familie; die Direction solle er selbst übernehmen, und sich Tages darauf um die jekige Vormittagsstunde wieder hier einfinden; denn da er der jüngste der Competenten sey, so sey seine Probe die letzte, und gleich darauf werde man zur Ernennung schreiten. „Diejenigen,“ setzte der Minister noch hinzu, „welche

die Stelle nicht erhalten, werden für ihre Mühe eine Gratification annehmen.“ Diese Worte sprach er in einem Tone von Stolz und Raubheit, und entließ hierauf unsern Freund, der schleunigst in seine Wohnung ging, und dem Kammermusicus M** alles berichtete. Dieser flößte ihm Muth ein, und machte durch angenehme Unterhaltung unsern Freund gar bald wieder froh und heiter. Noch an demselben Tage benachrichtigte Willner Herrn und Madame Elber, Ophelien, Amanden, wie auch Herrn Wichardt von seiner jetzigen Lage. Alle durchlasen ihre Briefe mit andern Empfindungen. Herr und Madame Elber erstaunten über Willners Wagstück, wünschten aber ihrem Günstlinge herzlich Glück dazu. Ophelie und Amanda freuten sich des so schnellen günstigen Fortganges, und erstere sah sich schon in seinen Armen als Gattinn. Wichardt freute sich herzlich des Glückes und Muthes seines Freundes, ahnete aber wohl, was dieser schnellen Wendung in Willners Schicksalen nur allzu leicht folgen könne; doch beschloß er, ruhig auf den Ausgang zu harren, denn er fürchtete noch nicht das Schlimmste, da er nur Willners Liebe zu Ophelien, nicht aber ihre Gegenliebe kannte.

Pauline und ihr Reisegesellschafter lebten sehr frohe Tage in dem traulichen Kreise der M**schen Familie in der Residenz, bis zu dem für Willner so wichtigen Tage seiner Probe. M**, der die Compositionen der andern Bewerber mitgespielt hatte, stattete seinem Freunde den Bericht ab, daß allerdings auch sie, wie sich von solchen Männern erwarten lasse, bedeutende Arbeiten geliefert hätten, er tröstete ihn aber auch, indem er sprach: „Unser gütiger, Kunstliebender Monarch wird Ihnen gewiß auch seinen Beyfall nicht versagen; lassen Sie nur den Muth und das Selbstvertrauen nicht sinken, so wird alles schon gut gehen.“

15.

Schon ganz früh erwachte Willner an dem Tage seiner Probe. Er machte das Fenster auf und schaute dem Kommenden, für ihn so wichtigen Tage entgegen. Es war ein schöner Sommermorgen, die Vögel schwangen mit frohem Lobgesange sich himmelwärts; die Sonne schickte im Osten jetzt ihre Verkündigerinn Morgenröthe herauf, und in weitester Ferne lagen üppige Weinberge und kleine Landhäuser im magischen Rosendufte. Unter Willners Fenster floß in sanftgekrümmter Strömung die Elbe dahin, welche die herrliche Stadt in zwey eigne Städte trennte, die durch eine kolossale Brücke verbunden waren. Aurora schaute züchtig in den klaren Wellenspiegel, der, von scherzenden Najaden sanft gewendet, ihr das schönste Bild ihres Zauberlichtes in hundertfacher Richtung wiedergab, und überzog die in der Flut sich spiegelnden großen Gebäude und herrlichen Gartenparthien mit ihrem schönen Farbenglanze. Rüstig ruderte schon auf dem freundlichen Gewässer der Schiffer seinen Geschäften nach, und sang lustig seine Barcarola, indem das ernste Kirchengeläut, das den Vethtag zum ersten Male verkündigte, den Grundton fest forthat zur fröhlichen Melodie des Vögelchors und des muntern Fährmanns. Jetzt zog majestätisch die Sonne auf am fernsten östlichen Horizonte, und stellte die Gegenstände in voller Reinheit dar, nachdem sie durch die Feuerprobe der Morgenröthe geläutert worden waren. In der sanften Elbströmung rollte sich der Abglanz der Sonne wie ein Feuerball daher, und vergoldete das kräuselnde Wellenspiel.

Dieses herrliche Schauspiel der Natur, das unserm Freunde so neu und

ungewohnt war, war für seinen regen Geist von besonderer Wirkung; er lebte ganz in dem Eindrücke dieser Naturschönheit, und fühlte sich so zu Gott erhoben, daß er wie am Morgen der Vollendung seiner Messe, sich mit einem aus dem Innersten dringenden Gebethe zu dem Allerbarmer wendete und ihn um Beystand bey seinem heutigen so schweren Geschäfte ansah, und um einen günstigen Erfolg seiner Bemühungen bat.

Nach und nach wurde es lebhafter in der Stadt und der Umgegend und von allen Seiten her tönte der feyerliche Glockenruf zum öffentlichen Gottesdienste. Nie hatte Willner die Schönheit des Kirchengeläutes so tief empfunden, als eben heute, da es für ihn so bedeutend war. Jetzt ging er zu seinem Freunde, und nahm in dessen Familienkreise das Frühstück ein; dann ging die ganze Gesellschaft ein wenig spazieren, bis gegen die Zeit, da man sich in die Schloßkirche verfügen mußte.

Schon waren alle Capellisten auf dem Chore versammelt, als Willner im schwarzen Anzug erschien. Freundlich grüßte er die Anwesenden, die kalt seinen Gruß erwiderten, bis auf die wenigen, die schon von früher her seine Freunde waren. Jeder dieses Künstlervereins staunte über des Jünglings Kühnheit; doch wagte es keiner, seine Besorgnisse laut werden zu lassen, daß ein so junger Mann, der zwar recht artige kleinere Arbeiten geliefert hatte, ein Werk, wie die vorliegende Messe war, mit der gehörigen Dauer und Kraft würde haben ausarbeiten können.

Immer mehr und mehr füllte sich das herrliche Gotteshaus theils mit frommen, theils von Neugierde getriebenen Menschen. Die Schloßkirche war heute wie immer der Sammelplatz der zahlreichen Fremden, um die königliche Familie zu sehen, und ihrem feyerlichen Gottesdienste beizuwohnen. Nächstdem waren auch viele Einheimische in dem prächtig geschmückten, gothisch gebauten Gotteshause zusammen gekommen, um die Messe anzuhören, die von allen Seiten her als ein Meisterstück erwartet wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der erste Weihnachtsbaum.

„So schön, so hell und doch kein Traum,
Nie war ich so im Grünen,
Das ist wohl gar der Lebensbaum,
Vom Engelslicht beschienen.“

Du grüner Zweig, den wir so früh —
Eh, als den Frühling kennen,
(So locken dessen Blumen nie —)
Eh wir die Geber nennen,
Wie schwanktest du in Tannennacht,
Gebeugt von Schwermuthsleide!
Nun stehst du da in Lichterpracht,
Des heil'gen Abends Freude.
Gehegt einst von der Erde Schoof,
Trugst du die spizen Nadeln bloß,
Die gern, wie Dornen, quälen;
Nun trägst du Früchte wurzellos,
Süß — wie sie Ältern wählen.

U. v. M.

Orphea, Taschenbuch für 1828. Leipzig, bey Ernst Fleischer.

Die Kupferausstattung dieses Almanachs besteht in einer Gallerie zur Preciosa, alle von H. Schmidt nach Kamborg gestochen. Beygefügte Textstellen erläutern die gewählten Scenen. Kamborg's Vorzüge und Mängel sind so bekannt, daß wir nur im Allgemeinen versichern dürfen, was jeder ohnehin erräth, wie sich hier die einen und die andern wieder finden, und der Zeichner am glücklichsten war, wo es galt, eine charakteristische Menge darzustellen. Blumenhagens historisch-romantische Skizze: „Fürst und Bürger im sechszehnten Jahrhundert“ erläutert eindringlich das Schiller's entlehnte Motto:

Das Böse, was der Mann dem Manne zufügt,
Bergibt sich und versöhnt sich schwer. Der Mann
Will seinen Haß, und keine Zeit verändert
Den Rathschluß, den er wohlbesonnen faßt.

Die Unwahrscheinlichkeit, daß ein Mensch für ein Mädchen, das er zum ersten Mal küchtig sieht, Freyheit und Vermögen einem Würfel verpfändet, so wie die, jetzt eigentlich nicht mehr seltsame Mönchserscheinung des alten Reisebucd von Hundsrück; dürften wohl nur wenigen der jetzigen Leser tadelnswerth, vielmehr ohne Zweifel sogar als eine Schönheit erscheinen. Aber was Präzel mit seiner versificirten Erzählung: „Der Wettstreit,“ wollte, ja ob er überhaupt etwas wollte, blieb uns völlig verborgen. Dafür charakterisirt die „zwiefache Treue,“ von C. Kruse, jene Sicherheit der Darstellung, die aus der Gesellschaft selbst gegriffene Wahrheit der Personen, welche man an diesem Erzähler gewohnt ist; weniger lobenswerth ist die Art, wie er, gleich den meisten neuern Schriftstellern dieses Faches, das Wunderbare verwendet. Wie es jedem Menschen mit jedem Ding entweder Ernst seyn sollte oder Scherz, so auch mit dem Wunderbaren. Diese halbe Einmischung läßt die Geschichte nicht mehr bestehen, ohne das Märchen hervor zu bringen. Von dem alten, ehrwürdigen Liedge findet sich hier ein schönes Gedicht, von Langbein mehrere Gelegenheitsgedichte. Rinds Romaneske: „Der Wahlspruch,“ legt in zierlichen Versen eine sinnige Romanzengeschichte dar. Aber irren wir nicht, so müßte einfachere Gedrungenheit, welche diese Dichtungsgattung ihren altspanischen Urbildern näher brächte, ihre Schönheit erhöhen, da jetzt der Inhalt nur zu oft unter einer Kossinischen Verschwendung der klangreichen Form sich verbirgt, wie eine kleine Blume versinkt unter grenzenlos umwucherndem Blätterwerk. Tief hat in seiner Novelle: „Der Gelehrte,“ die Gewalt des echten Dichters gezeigt. Der Stoff ist wenig poetisch; aber man vergleiche, was er daraus gemacht hat, mit dem, was die Duzende unsrer beliebten Novellisten aus zum Theil höchst poetischen, ja erhabenen Geschichten mühselig hervorbringen! In Tiefs Schilderung wird einem die gelehrte Philisterei selbst beynahe lieb und rührend; und welch' heiliges Oster-sonntagsgefühl erregt die anspruchlose, gute Helene! Wie ist da alles so natürlich und zugleich so poetisch! übrigens ist Seite 303, Zeile 3 von oben, wohl ein Satz ausgeblieben.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Am 18. December zum ersten Male: Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer.

Der Stoff dieses Trauerspiels ist aus den drückenden Verhältnissen, in denen sich die Caste der Paria bey den Hindu's befindet, geschöpft. Gadhi, ein Paria, rettete einst die junge Witwe eines Rajah vom Scheiterhaufen. Er entführte sie, und ihre Liebe lohnte sein Wagstück. Sie sind seit einigen Jahren verbunden, und leben friedlich in ihrer Hütte, als plötzlich in einer furchtbaren Gewitternacht der auf einer Tigerjagd verwundete Rajah Venascar nach dieser Hütte gebracht wird. Gadhi und seine Gattinn nähern sich ihm, die letztere pflegt seine Wunde mit heilendem Balsam; da erkennt er

plötzlich in ihr die Holde, welche er vor einigen Tagen im Walde begegnete, und welche ihm damals noch entfloh. Sogleich gibt er Befehl, sich ihrer zu bemächtigen, als Gadhi im Schmerz der Verzweiflung den nahenden Slaven zudonnert, Maja mit Ehrfurcht zu behandeln, sie sey die Tochter eines Rajah. Er entdeckt nun, wie sich ihre Verbindung veranlaßt habe, und gibt dadurch die unerwartete Entdeckung kund, Maja sey die Schwester Venascars. Dieser ist wüthend über solche Beschimpfung seiner Caste und seines Standes. Er sendet nach dem Braminen der nächsten Pagode; feyerlich soll Gadhi ihm zum Opfertode übergeben werden. Da benützen die liebenden Gatten einen unbewachten Augenblick, genießen den Saft einer giftigen Frucht, und sterben, noch ehe der Bramine eintrifft, sein Opfer zu empfangen.

Dies ist der Inhalt eines Trauerspiels, welches nur geringe Wirkung hervorbrachte, und auch seiner Natur nach, nicht geeignet ist, größere zu erzeugen. Das Verhältniß des Paria an und für sich ist wohl tragischer Natur, aber der Dichter hat es nicht zum tragischen Leben, zu jener Wirkung nach außen hin, wo die Flamme der Begeisterung trifft und zündet, und die Herzen ergreift, zu gestalten vermocht. Manche der Scenen sind wahrhaft auf die Spitze gestellt, z. B. jene, wo Maja und Gadhi eines um das andere zu den Füßen Venascars sie zu tödten sehen. Hier bedurfte es des so ausgezeichneten Spieles der Dlle. Müller und des Hrn. Löwe, um einem im Trauerspiele höchst ungünstigen Eindruck zu wehren. Auch mehrere einzelne Theile zeigen entweder von Flüchtigkeit der Arbeit, oder Verlegenheit in Schürzung des Knotens. Venascar wird z. B. verwundet nach der Hütte des Paria gebracht, welche ihm, so wie seiner Begleitung, ein Gräuel ist. Dennoch ist ihm ein nahe Tempel bekannt, er schickt nach dem dort wohnenden Braminen, welcher in weniger als fünf Minuten ankommt; warum ließ sich denn der Rajah nicht gleich die wenigen Schritte weiter bringen, statt die verworfene Hütte des Paria zu betreten? Ferner erscheint er zum Tod verwundet, ist so erschöpft, daß er selbst den Dolch auf den verhassten Paria kaum schleudern kann, sobald ihn aber Maja mit ihrem Balsam verbunden, steht er auf, fängt an zu wüthen, kurz ist ein kerngesunder Mann. Solcher Balsam ist etwas gar zu theatralisch. Auch pflegt man um Mitternacht, zur Zeit eines so schrecklichen Gewitters nicht auf die Jagd zu gehen, kurz, solche Inconvenienzen, welche den Eindruck schwächen, trifft man eine Menge an. Der größte Vorzug der Dichtung ist die Sprache. Diese bietet gelungene Stellen, deren wir, wäre unser Raum nicht zu beschränkt, viele anführen könnten.

Was die Darstellung betrifft, so genügt es zu sagen, daß Hr. Löwe den Paria, Dlle. Müller die Maja, und Hr. Heurteur den Venascar gab, um anzudeuten, daß sie trefflich war. Hr. Löwe entfaltete sein Spiel mit sener Umsicht, mit sener so zweckmäßig vorbereiteten Wirksamkeit, welche stets seine Leistungen zu begleiten pflegt. Das Feuer seines Vortrages, der so treffend bezeichnete Groll gegen den furchtbaren, unnatürlichen Druck, der auf seiner Caste lastet, das Aufstreben zu besserer Wirksamkeit, und die endliche Erhebung über sein Geschick, hoch aufflammend im Gefühle und Bewußtseyn der treuen Liebe seiner Maja, alles dieß erhob Hrn. Löwe's Spiel zur größten Bedeutsamkeit, und das Publicum, so wenig Empfänglichkeit es auch für die Dichtung zeigte, würdigte das treffliche Streben des Künstlers mit lautem Beyfalle. Nicht minder wußte Dlle. Müller durch die Wärme und Glut der Empfindung, welche sie stets in ihre Darstellungen zu legen versteht, zu ergreifen und zu rühren. Auch ihre Leistung wurde vollkommen gewürdigt. Wir können indessen uns hier einer Bemerkung nicht enthalten, welche sich uns in der heutigen Darstellung wieder besonders aufdrang. Diese ist der Wunsch, daß Dlle. Müller in der plastischen Gestaltung ihrer Rollen zu größerer Mäßigung zurück kehre. Sie stattet diesen Theil ihrer Leistungen oft mit solcher Verschwendung aus, daß sie über die Grenzlinie des Wahren und Schönen hinaus streift, und wir brauchen wohl einer so ausgezeichneten Künstlerin nicht erst in Erinnerung zu bringen, daß Wahrheit und Natur allein die Lebensprincipe aller dramatischen Darstellung, so im Wesen wie in der Form sind. Hr. Heurteur strebte als Venascar mit Eifer, die widerstrebenden Elemente seiner Rolle in möglichsten Einklang zu bringen, und es gelang ihm damit so wohl, als es der Natur der Dinge nach

möglich war. Doch ist für ihn nirgends Gelegenheit, wirksam vorzutreten. Dem Zusammenwirken so trefflicher Künstler gelang es denn im Laufe der Darstellung, die Theilnahme des Publicums auf Momente zu erregen, sie aber dauernd zu fesseln, vermochte bey der widerstrebenden Natur der Dichtung selbst dieses Streben nicht, und man vernahm am Schlusse der Darstellung äußerst spärliche Zeichen von Beyfall. Die scenische Ausstattung war wie immer der Würde der Hofbühne angemessen.

An demselben Abend ging in diesem Theater auch das treffliche Lustspiel des Freyherrn von Steigentesch: Die Zeichen der Ehe, nach mehrjähriger Rast wieder in Scene. Die Verdienste dieses Dichters im Fache des feinen Lustspiels sind anerkannt, und namentlich sind die Zeichen der Ehe stets gerne auf der Hofbühne gesehen gewesen. Sie bewährten diesen Reiz auch in der heutigen Darstellung. Die Besetzung durch die beliebtesten Künstler trug dazu bey, diesen Reiz zu erhöhen. Der Oberkammerherr und seine Gemahlinn, durch Hrn. Koberwein und Mad. Löwe gegeben, brachten reges Leben in die Darstellung. Hr. Korn und dessen Gattinn als Baron Dolft und Luise, wußten ihre anerkannte Gewandtheit im Gebiete des Lustspiels neuerdings zu bewähren. Hr. Fichtner und Ule. Koberwein, deren Talent sich stets fortschreitend auf das erfreulichste entfaltet, gaben die Rollen Ludwigs und Carolinens zur vollkommenen Zufriedenheit, und so erfreute sich die gesammte Darstellung auch mit dieser neuen Besetzung jener Theilnahme, womit das Publicum bereits in den frühern Erscheinungen dieses Lustspiels, seine Würdigung desselben ausgesprochen hatte.

Musicalische Akademien.

Hr. Capellmeister Leon de St. Lubin, wird morgen, Sonntags, den 13. Jänner, um die Mittagsstunde, im k. k. kleinen Redoutensaale ein Concert geben. Eine Ouverture fürs ganze Orchester wird dasselbe eröffnen. Hr. Leon de St. Lubin wird sich mit dem ersten Satz eines neuen Violin-Concertes (in C-dur), und mit Bravour-Variationen über ein beliebtes Thema von Himmel, auf der Violine hören lassen; die H. Kreiner, Bartuscheck, Jaskowiz und Seipelt werden das Gedicht: Nachtgesang, für vier Männerstimmen gesetzt, vortragen; Fräulein Leopoldine Blahetka, und die H. Khayl, Dobihal, Hürt, Lewt, Weiß, Leop. Böhm und Colonijs werden ein großes, neues Octett für Pianoforte, Flöte, Clarinett, Fagot, Waldhorn, Bratsche, Violoncell und Contrebass ausführen, und der k. k. Hofschauspieler Hr. Anschütz Seidl's Gedicht: „Der Myster,“ declamiren. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Tobias Haslinger am Graben, Artaria auf dem Kohlmarkt, M. J. Leidesdorfer in der Kärnthnerstraße, und P. Mechetti am Michaelsplatz, und am Tage des Concerts an der Casse zu bekommen.

Morgen, Sonntags, den 13. d. um die gewöhnliche Mittagsstunde, wird der k. k. musicalische Hof- und Kammer-Maschinist, Hr. Leonhard Mälzel, eine musicalische Unterhaltung auf seinen Kunstmaschinen im Saale der n. ö. Herren Landstände geben. Auf dem Metall-Harmonicon wird ein großes Divertissement im englischen Geschmacke, und das zur Feyer der Krönung Ihrer Majestät unsrer allergnädigsten Kaiserinn und Königin componirte Krönungs-Divertissement, auf dem Pan-Harmonicon ein Schosstück von Cherubini, und ein militärisches Divertissement von J. B. Cramer, auf dem Tasten-Instrumente Orpheus-Harmonicon eine Phantasia aufgeführt werden. Den Schluss macht ein auf allen obbenannten Instrumenten zu gleicher Zeit vorgetragenes musicalisches Tongemälde. Eintrittskarten zu 1 fl. C. M. sind in der Musicalienhandlung des Hrn. Diabelli am Graben, und am Tage der Production an der Casse zu haben.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte: Hebe, Hebel, Lebe!

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 15. Jänner 1828.

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien der König mit seiner Familie und dem ganzen Hofstaate in ihren sammtgezierten Dratorien, und die Messe begann mit dem vollen Es-dur-Accord, das Kyrie folgte in höchst frommen und erhabenem Style, und alle Anwesende bewunderten die Leistung dieses jungen Künstlers. Die Capellmitglieder bekamen auf einmal den tiefsten Respect vor dem jugendlichen Dirigenten, und unter den übrigen Anwesenden bewunderten die Kunstkenner die tief gedachten und schön verbundenen Harmonien und Wendungen der Themata, die anderen Zuhörer lobten still unter einander die Anmuth der Melodien und die wohlangebrachten Effectstellen. Willner war mit ganzer Seele bey seinem Geschäfte, und freute sich im Stillen seiner wohl gelungenen Arbeit, noch mehr aber der überaus pünctlichen Ausführung, welcher die königliche Capelle die größte Aufmerksamkeit widmete. Von Zeit zu Zeit blickte er schon während dem Kyrie in die königlichen Dratorien und ermutigte sich immer in des Königs beyfälligen Mienen.

Jetzt begann mit aller Kraft das Gloria im prächtigsten Kirchenstyle, in B-dur, und zeichnete sich durch brillante Instrumentirung sowohl als durch echte Originalität aus, ohne doch dem Profanen sich zu nähern.

Vier Solo-Stimmen in Begleitung zweyer Violoncellos und des Contra-Basses, begannen jetzt das Quoniam, und trugen mit religiösem Gefühle die herrlich gedachte Composition vor. Von diesem Sage sagten die, welche ihn gesungen und gespielt hatten, er sey so trefflich, daß es unmöglich sey, ihn nur mittelmäßig vorzutragen, sondern er ergreife unwiderstehlich, und reiße zu dem tiefsten Gefühle hin. Daher kam es auch, daß die Zuhörer über dieses Quoniam entzückt waren, und mit der größten Aufmerksamkeit auf jeden neuen Tact hörten, der ihnen jedes Mal eine neue Schönheit darbot. Willner selbst hatte sich diese Wirkung nicht gedacht, wie er nachher selbst gestanden. In Es schloß dieser Satz, der in As begonnen hatte, und nun trat ein kräftiges Fugenthema, mit den Worten: Cum sancto spiritu, in

der Haupttonart ein, das der Componist mit vieler Meisterschaft in Bach's Schreibart glücklich durchgeführt hatte.

So folgte nun immer ein Satz dem andern, und jeder enthielt eigne Vortrefflichkeiten, die die vorigen zu verdrängen schienen, aber von den nächsten immer wieder übertroffen wurden. Ausgezeichnet schön war das kräftige Credo, welchem nebst dem vierstimmigen Chore noch ein Bass untergelegt war, der das Wort Credo immer kräftig zwischen die einzelnen Sätze des Glaubensbekenntnisses sprach. Einfach erhaben war das Tenor-Solo des Agnus Dei, ganz in sanftem Charakter hingegossen; tief gefühlvoll das folgende Miserere nobis allein für den vierstimmigen Chor geschrieben und im echten Geiste des Tonsetzers ausgeführt. Herrlich zeigte sich die gründliche Kenntniß, das tiefe Gefühl und die natürliche Originalität des Componisten endlich im Schlusssatz: Donna nobis pacem. Wirklich bemeisterte sich die Empfindung der andächtigen Bitten aller Zuhörer, und aller Mitwirkenden wie des Dirigenten selbst, im höchsten Grade, und schloß das herrliche Kunstwerk, würdig eine Kirchen-Composition genannt zu werden, und geeignet dem jugendlichen Meister die Hochachtung Aller zu gewinnen. Überdies war auch seine Direction bestimmt und kunstgerecht zu nennen, und alle Capellisten waren umgewandelt in ihren Ansichten von diesem Jünglinge, den sie vor kurzem entweder stolz verachtend, oder mitleidig angeblickt hatten.

Willner verließ mit dem Kammermusicus M** die Kirche, und begab sich mit ihm in seine Behausung.

Tags darauf zur bestimmten Stunde stand unser Freund wieder im Vorgemach des Ministers, seinen Bescheid erwartend. Diese Stunde war die peinlichste seines Lebens, denn von ihr hing sein ganzes Glück ab; er war sich wohl bewußt mit Ehren seine Probe bestanden zu haben, aber berühmte Künstler standen mit ihm in den Schranken, und dieß machte ihn dem Erscheinen des Herrn v. Rautenkranz bang entgegen sehen. Endlich gingen die Thüren des Audienz-Zimmers auf, und freundlich trat der Minister dem Harrenden entgegen. Eine kleine Pause, die nach Willners Eintritt entstand, machte diesen noch bekommener, aber endlich hub der Minister also an:

„Wenn Sie nicht Wunder thun können, so gebührt Ihnen und Ihrer Probebearbeitung das unzweydeutigste Lob, und dieß zolle ich Ihnen hiemit von ganzem Herzen. Ihr Fleiß und Ihre Kunstfertigkeit haben daher unsern allergnädigsten Monarchen bestimmt, Ihnen nächst einer Belohnung die Stelle des zweyten Capellmeisters mit allen Emolumenten zuzusichern. Empfangen Sie also meinen herzlichsten Glückwunsch und zugleich Ihr Diplom. Nach Verlauf von vier Wochen werden Sie antreten. Ihre nähere Instruction wird Ihnen dann zugefertigt werden.“

Willner war außer sich, er wußte kaum Worte zu finden für seine Gefühle. Der Minister entließ ihn jetzt mit der größten Freundlichkeit, und wie von unsichtbaren Wesen getrieben, lag Willner alsbald an seines Freundes M** Brust. „Ich bin angestellt!“ waren die einzigen Worte, die er in seiner Freude aussprechen konnte. Nicht minder erfreut war über die Nachricht Pauline, denn nach dem, was sie von Willner wußte, hing mit seinem Glück auch ihr Wohl genau zusammen. Als nun der erste Freudenrausch vorüber war, öffnete Willner das Diplom, und fand dabey ein Geschenk von 100 Ducaten, nebst der Ernen-

nung zu seiner Würde, und der Ausgabe eines Gehaltes von 1500 Thalern jährlich.

Vor allen Dingen reiste nun Willner mit Paulinen schleunigst zu deren Ältern zurück, und brachte alle seine Sachen in Ordnung. Nicht wenig erstaunten die Professoren bey der Vorzeigung des Diplomes und äußerten: „Es sey dieß ein zur Zeit noch nicht Statt gehabtes Ereigniß;“ wünschten ihm aber von Herzen alles mögliche Gute. Wenige Tage nach diesem allen wurde in allen öffentlichen Blättern Willners Ernennung zum zweyten Capellmeister allerhöchsten Orts aus bekannt gemacht.

Willner las dieß, als er eben an die Familie Esber Bericht erstatten wollte über die glückliche Wendung seines Geschickes; doch ließ er sich dadurch nicht von seinem Schreiben abhalten, aber er beschloß zugleich baldigst in seine Vaterstadt zu reisen, und um Opheliens Hand bey ihren Ältern zu bitten. Kaum waren daher die nöthigen Briefe der Post übergeben, als Willner und mit ihm Pauline und deren Mutter nach B** zu reisen sich anschickten, und am dritten Tage auch wirklich schon auf dem Wege waren.

16.

Dieß war die heiterste Reise unsers Willner, denn wer am Wagen vorbey eilte, mußte glauben, es werde ein Lustspiel in demselben aufgeführt, da Scherz und heitere Laune unsichtbar den vierten noch leeren Platz im Wagen eingenommen hatten und ihre Stimmung der übrigen Reisegesellschaft mittheilten. Spät am Abende langten unsere Reisenden an Willners künftigen Wohnorte, in der Residenz an. Hier wurden nun von Paulinen und Willnern der freundlichen Mutter wiederum die Begebenheiten der letztverfloffenen Wochen umständlich erzählt. Am andern Morgen nahmen alle Drey die von Herrn M** für den Capellmeister gemiethete Wohnung in Augenschein, und fanden sie äußerst angenehm und bequem. Nach eingenommenem Frühstück fuhren unsere Reisenden wieder weiter, und erreichten erst gegen Mitternacht B**, Willners Vaterstadt, wo sich alle, nachdem Willner zwey Zimmer im Gasthose gemiethet hatte, gar bald der Ruhe überließen.

Am andern Morgen erwachte Willner sehr früh, und freute sich des schönen Morgens, der ihm erlaubte seinen Vorsatz auszuführen. Nachdem auch die beyden Frauenzimmer, wohlgeruht und schön geschmückt, nach eingenommenem Frühstück vor ihm standen, sprach er zu Paulinens Mutter Folgendes:

„Wertheſte Frau! Sie wissen sehr wohl, warum ich nach B** gereist bin, nemlich mir eine Braut zu holen, die ich nun um so leichter zu erhalten glaube, da meine Umstände mit einem Male eine so glückliche Wendung genommen haben. Aber auch Sie nebst Ihrer lieben Pauline sind nicht ohne Absicht von mir ersucht worden, mitzureisen, doch will ich diese Ihnen noch nicht mittheilen, da Sie nur zu Ihrem Besten ist, und Ihnen viel Vergnügen am Ende noch gewähren soll, versprechen Sie mir nur in meine Anstalten zu willigen, und der gute Erfolg soll Sie dieß Versprechen nie gereuen lassen.“

„Nun meinethwegen,“ entgegnete Frau Schön, „machen Sie was Sie wollen, ich traue Ihrer Gutmüthigkeit.“

Nicht so ganz ruhig war es in Paulinens Innerm, doch unbekannt mit Willners Plänen, wagte sie es nicht ihre Besorgnisse zu äußern.

„Ghe ich Sie aber mit den Einzelheiten meiner Vaterstadt bekannt mache, habe ich an dem heutigen Tage noch einen Gang vor, den ich mitzumachen von Ihnen nicht verlangen kann. Ich will mir heute eine Lebensgefährtin wählen, und dazu bedarf jedes gute Kind den Segen seiner Ältern. Die meinigen wohnen nun schon zwölf Jahre auf dem Friedhofs ruhig neben einander. Zu ihnen will ich also meinen ersten Gang heute thun und um Segen zu meinem Vorhaben ihre Geister ansehen.“

„Lieber Herr Capellmeister,“ entgegnete Frau Schön, „Ihre kindliche Liebe macht Ihnen Ehre, und ich wünschte wohl Ihre Ältern an ihrer Ruhestelle mit Ihnen zu besuchen, wenn es nicht Ihr Wille ist, allein dahin zu gehen?“

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor,“ entgegnete Willner. „Wenn es Ihnen also beliebt, so machen wir uns sogleich auf den Weg.“ Bey diesen Worten bot er Paulinen und ihrer Mutter den Arm und ging mit Beyden nach dem Gottesacker vor die Stadt.

Schweigend schloß der Pförtner auf Willners Besuch und nach empfangener Gratification das Thor der ruhigsten Wohnung auf, stieg langsam die breiten Stufen, zur kleinen Kircthüre führend, den Fremden voran, und öffnete die kleine, von hohem Alter zeugende Begräbniskirche zur Lieben Frau. Man sieht auf dem Altare die heilige Jungfrau im blauen Gewande mit dem Jesusknaben auf dem Arme. Die ganze Kirche ist sehr altmodisch mit Gemälden frühern Ursprungs geziert, und man findet in derselben nichts Merkwürdiges. Einzig zu bewundern ist die feine eingelegte Holzarbeit an der Kanzel, die noch ein Beweis früheren Kunstfleißes. Nachdem sich die beyden Frauen in der Kirche umgesehen, führte sie Willner wieder ins Freye, und links um die Kirche zu den Hügeln, die seine Ältern deckten. Weinend faltete Willner hier seine Hände, bat von kindlichem Gefühl durchdrungen seine Ältern um ihren Segen zur Verbindung mit Ophelien, ging alsdann in sich selbst versunken mit seinen Begleiterinnen der Wohnung des Thorwärters zu, und bat ihn die bezeichneten Gräber heute und jeden Frühling mit schönen Blumen zu bestecken, wofür er ihm sogleich eine Bezahlung einhändigte, mit der Versicherung, daß alljährlich eine gleiche Summe an ihn eingehen sollte. Der Wärter versprach die pünctlichste Pflichterfüllung und fügte noch hinzu: „Wenn jetzt nicht immer so garstiges Wetter gewesen wäre, so hätte ich die Gräber schon bekränzt, denn die Mamsell Elber bringt mir oft Blumen für die beyden Gräber, oder gibt mir Geld welche zu kaufen.“

Bey diesen Worten blickte Willner nach seinen beyden Begleiterinnen, in deren Mienen er dieselbe Gemüthsbewegung las, die in ihm vorging. Er dankte von inniger Freude durchdrungen, zwar schweigend, in seinem Herzen Ophelien und erkannte an dieser Handlung ihr schönes, engelreines Herz. Nun ging es wieder der Stadt zu. Da gewahrte Willner in Elbers Hause eine ihm unbekanntes Thätigkeit und er hätte wohl gern die Ursache davon gewußt; aber er mußte warten, bis er durch einen Besuch davon unterrichtet wurde, und diesen stattete er ab, da er seine beyden Reisegefährten für die Zeit seiner Abwesenheit angenehm zu unterhalten gesucht hatte.

(Der Schluß folgt.)

Mit einem Kranz.

Ihr Blumen, die geboren hat ein Küssen
Des Himmels und der Erde,
Sagt an, was jede von euch sprechen werde,
Wenn ihr die theure Freundin kommt zu grüssen?

„Ich Rosenblume will ihr schnell vertrauen,
Dass ich von glüh'nden Trieben
Ein Zeichen bin, und wie's so süß zu lieben,
Und was man sonst noch spricht zu schönen Frauen!“

„Ich still bescheidnes Weitschen auf den Auen:
Seit dich die Welt geboren,
Hab' ich gar viel an meinem Werth verloren,
Und was man sonst noch spricht zu zarten Frauen!“

„Ich Lilie: Laß nimmermehr dir grauen
Vor deiner Zukunft Tagen,
Wer reines Herzens ist, darf nicht verzagen,
Und was man sonst noch spricht zu edlen Frauen!“

„Vergifmeinnicht wird ihr in's Auge schauen,
Aus blauem Aug' in's blaue,
Dann glängen beyde sanft im Thränenthau,
Denn Thrän' ist Wort bey Blumen, wie bey Frauen!“

Und werdet ihr auch holden Lohn erwerben
Für solch ein holdes Flüstern?

„Wir schmiegen uns an ihren Busen lüftern,
Und tauschen Duft um Duft, und sterben — sterben.“ —

Ludwig Fetteke d.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im November 1827.

Wer Hamburg vor einiger Zeit verließ, und sieht es jetzt wieder, der muß erstaunen über die Veränderungen und Verschönerungen. Wo sich sonst düstre, mit Geschütz besetzte Wälle befanden, erblickt man mit Sinnigkeit geordnete Gartenanlagen; ein Blumenreichthum lacht und duftet bis tief in den Herbst hinein den Lustwandelnden an, und schlängelnde Parkwege führen ihn rings um die Stadt; Plätze zum Ausruhen fehlen nirgend, und diese sind so wohl gewählt, daß man beynabe von jedem derselben einer herrlichen Aussicht genießt. Nahe dem Elb-Pavillon zählt' ich vergangenen Sommer auf drey Beeten über 4000 zugleich blühende Rosen von allen Farben und Gattungen; es ist schwer zu beschreiben, welchen Eindruck diese wunderschöne Stelle auf jeden Naturfreund hervorbringt, wenn er seinen Fuß zum ersten Mal dorthin setzt. Unnötig halte ich, zu sagen, wie viel von Wetter und Beleuchtung abhängt, damit die Ansicht in vollem Reize erscheine: Jeder, der Landschaften beobachtete, weiß, daß diese eben so

gut beau jour haben, wie das schöne Antlitz einer Dame, und wie ich demjenigen, der so glücklich ist, dem Letzten zu begegnen, wünsche, daß es an einem solchen Tage des Lächelns geschehe, so wünsche ich, daß ein Besucher meiner Lieblingsstelle auf dem Hamburger Stadtwall zu diesem belohnenden Spaziergang einen wahrhaften beau jour erwähle. Ich führte zwey Fremde in einer Sommer-Abendstunde dahin, und hatte die Freude, in jeder Rücksicht die günstigsten Umstände anzutreffen. Vor uns lag der Elbstrom, wie Silber so rein, die untergehende Sonne, vor welcher ein riesiges Gewölk sich aufthürmte, spiegelte sich darin mit all der Farbenpracht, die sie vor unsern Augen entfaltet, und bestreute die Wasseroberfläche mit Millionen Diamantfunken. Das nahe gelegene Hamburg ließ jedes Zierwerk seiner Thürme unterscheiden, so rein war die Luft; dagegen überzog das fernere Altona ein violetter Duft, und nur die höchsten Punkte erschienen deutlich wie Silhouetten gegen den goldgefärbten Hintergrund des Himmels, auf welchen man nur schüchtern das Auge richten konnte, da einzelne mächtige Straßen durch die verschleperte Häusermasse brachen, ein Abschied der sinkenden Tageskönigin. Die Schiffe des unter uns liegenden Hafens hatten ihre buntfarbigen Flaggen und Wimpel aufgezo-gen, ferne Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft stolzer Dreymaster, und als diese nun, vom Winde begünstigt, mit vollen Segeln herauf kamen, dem unendlich schönen Bilde ein poetisches Leben gebend, wem wäre nicht bey diesem Anblick der Vers eingefallen:

„Hohe, lichte Traumgestalten zogen,
Stolz wie Schwäne, durch die blaue Flut.“

Wir standen da, umduftet von tausend blühenden Gebüschen, umsäuselt von dem flüsternden Laub der Bäume, und konnten uns von diesem Punkte nicht losreißen, bis die Nacht mit ihrem herabgelassenen Vorhang das Schauspiel schloß. Wenige Städte bieten in dem Innern ihres Weichbildes etwas Ähnliches dar, Dresden und Wien ausgenommen: Dresden auf der Brühl'schen Terrasse, Wien über dem rothen Thurmtor, aber beyden fehlt das Großartige des Hafengetriebes; Wien kann diesen Mangel wett machen, wenn es sich auf die herrlichen Gebirge in seiner Nähe beruft, deren romantischen Charakter die Hamburger Gegend ganz entbehrt, und die Wiens Aus-sichten einen eigenthümlichen Zauber verleihen.

Das hiesige neue Schauspielhaus ruft Häuser, Plätze, Straßen hervor. Jeder, der ein Capital anzulegen wünscht, kauft eine Baustelle in seiner Nähe. An dem Äußern des erstandenen Thalia-Tempels wird sich das Auge der in der Nähe Wohnenden nicht sehr ergehen; es gleicht so wenig einem Gebäude, welches der Kunst geweiht ist, daß man beym ersten Anblick geneigt ist, es eher für eine Caserne oder eine Reitschule zu halten, als für ein Schauspielhaus. Nicht eine einzige Säule findet das Auge; leere, glatte Wände und einen Überfluß von Fenstern. Die innere Beschaffenheit dieses mit großem Kostenaufwand aufgeführten Bauwerkes hat schon zu manchen Spöttereyen Veranlassung gegeben, aber auch zu manchen vollbäckigen Lobpreisungen. Es ist nicht zu läugnen, der beleuchtete Saal imponirt; ein Eintretender, welcher mit Eleganz sich abfertigen läßt, wird erstaunen und loben. Geht man aber in Prüfung des Wesentlichen ein, so verschrumpft die äußere Pracht zu unnothwendigem Flitter, da für die Bequemlichkeit so wenig gesorgt ist, und das Ganze erscheint dann wie ein modernes, engtheiliges Röckchen, in welchem man nach neuester Mode brillirt, sich aber auch nach neuester Mode beengt, gepreßt und eingeschnürt befindet. Der überall durchblasende Wind spielt bey jedem Stücke und bey jeder Oper seine Rolle mit, und ein Spasvogel meinte, es könne der Direction gewiß nicht fehlen, neben einem Assortiment aufgehäufter Lorberkränze auch einen tüchtigen Vorrath Geldes zu sammeln, da in diesem Theater jedes Stück zu einem Zug-Stück wird. „Alles Ding hat zwey Seiten,“ pflegt das Sprichwort zu sagen, und daß dieses Sprichwort Wahrheit redet, ist ein schlimmer Umstand für unser neues Schauspielhaus. Wenn es die zwey Seiten (Logen und Gallerie) nicht hätte, stände es gut um Hören und Sehen; aber die unglückseligen zwey Seiten werden von den Theaterfreunden gemieden, als ob sie Einsturz drohten; es ist ein seltsamer Eigensinn der Leute, daß sie sich für ihr Geld nicht mit dem Anblick von 1/2 Bühne

und dem Anhören von 4 Stück begnügen wollen. Mag man übrigens gegen das neue Theater sagen, was man will, die Musik nimmt sich herrlich darin aus, unsre Oper ist gut, Mad. Kraus-Wranitzky und Hr. Cornet sind die Stützen derselben, folglich kann man hier und da immer noch einen angenehmen Abend darin zubringen.

Um die Malerey zu heben, hat sich ein Verein gebildet, welcher zum Emporbringen einheimischer Kunst gewiß ein Wesentliches beytragen wird. Der in Hamburg lebende Maler ist sicher, für sein Bild einen Käufer zu finden, da der Ausschuß dieses Vereines nach vorhergegangener Prüfung jedes gute Gemälde anzukaufen den Auftrag hat. Jedes Mitglied der Gesellschaft (sie zählt deren viele Hunderte) bekommt nun ein Loos für einen höchst geringen jährlichen Beytrag, und an festgesetzten Tagen werden die erstandenen Kunstwerke ausgespielt, wo dann so Mancher die Freude hat, auf unglaublich wohlfeile Weise zu dem Besiz vorzüglicher Galleriestücke zu kommen. Wer in einem Vierteljahre leer ausgeht, wird vielleicht im nächsten, bey den launenhaften Gesinnungen von Dame Fortuna, ein glücklicher Gewinner, und so geschieht es, daß man gern und willig die paar Mark zu einem Unternehmen beyträgt, das für die Folgezeit von unbezweifelbarem Nutzen seyn muß.

Auch die Musik hebt muthig ihr Haupt empor. Der Apollo-Verein, der Liederkreis, die stehenden hiesigen Concerte zeugen von einem ehrenwerthen Streben nach Vervollkommnung, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wir mit der Zeit uns einen besondern Ruf in dieser herrlichen Kunst erwerben werden, als wir bis jetzt genossen. Man schüttelte gewöhnlich ungläubig den Kopf, sobald von dem Zustand der musicalischen Bildung von Nord-Deutschland die Rede war; jetzt ist man still darüber, und bald wird man nicht umhin können, die Fortschritte anzuerkennen, welche dieser Theil des Vaterlandes in wahrhaft kurzer Zeit gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pesth, im September 1827.

Seit meinem letzten Briefe sind fast Sommer und Herbst und mit diesen zwey Jahreszeiten auch zwey Märkte vorübergegangen, welche für unsre gute, im Handel und Wandel lebende und webende Pesther Stadt immer wichtige Zeitabschnitte bilden, und immer — wenn sie auch wie die beyden letzten von keinem Interessenten sonderliches Lob erhalten — den in- und ausländischen Verkehr des hiesigen Places beseelen und ordnen. Die Resultate der heurigen Ernte auf Bergen und Ebenen waren fast durchgehends wenig und gut, und hatten zur natürlichen Folge, daß keines der Landproducte im Preise gefallen ist; vielmehr sind einige, zumal die Cerealien aller Art, durch mancherley Coniuncturen bedeutend gestiegen, und diejenige Volksclasse, bey welcher Jahr aus Jahr ein der Verdienst aus der Hand in den Mund geht, mag wohl dem so früh eintretenden Winter nicht ohne Sorge entgegen sehen. Indessen — diese Classe sorgt eben nicht viel für den andern Morgen, geschweige denn für künftige Monate, und die reichen Vorräthe in Stadt und Land nebst der väterlichen Sorgfalt der Behörden lassen mit Sicherheit erwarten, daß nirgends ein beunruhigender Nothstand eintreten, noch weniger aber anhalten werde. In dem von der Natur und durch seine Verfassung gesegneten Ungerlande wird man nicht so leicht eines Praesectus annonae bedürfen, und überdem — seit die lieben Kartoffeln auch da ihren gebührenden Platz gewonnen haben, kann von einer menschenverderblichen Theurung der Lebensmittel nicht wohl die Rede seyn. Auch beharren die vor- und zweyjährigen Weine auf ihren bisherigen leichten Preisen, und nur die diesjährigen sind wegen ihrer vorzüglichen Qualität etwas aufgeschlagen, was sich aber auch bald durch behufige Mischung ins Gleiche richten wird — und danächst sind andre wesentliche Bedürfnisse, als Fleisch, Holz &c. &c. nicht zu merklich gestiegen. Übrigens hat Pesth einen nahrungsreichen Winter zu hoffen. Der durch den zweyjährigen Landtag etwas ins Stocken gerathene Verkehr vor und mit den hohen Behörden, und was ihnen anhängig, fängt schon an mit verdoppelter Stärke einzutreten, und die desfalls interessirten Familien und Individuen (unter letztere kann man gegen 1000 Juraten und Patra-

risten rechnen), haben sich schon häufig eingefunden, nachdem sie ziemliche Zeit des Aufenthaltes an hiesigem Orte entzathen hatten: — ja man darf nach mäßigem Überschlag annehmen, daß im Winter von 1827 — 1828 weit über eine Million Gulden W. W. mehr, als in den Wintern 1825 — 1827 auf hiesigem Platz in Umlauf gesetzt werden wird. Dies macht etwas aus, zumal in einer Gewerbsstadt wie Pesth, wo nur in der Rührigkeit und Nahrung der untern und mittlern Volksclassen das Gemeinwohl beruhet. Hier mehr als irgendwo bewährt sich der sinnige Ausspruch jenes englischen Statistikers: „Das Rad ist von Messing, welches die goldenen Uhrzeiger in Bewegung setzt,“ denn, was wäre denn ein Pesther Hausherr (bekanntlich sind die Hausbesitzer hier die wohlhabendsten Bürger), wenn ihm seine Miethleute oben und unten nicht den Zins zahlen könnten? — eben so wenig als ein ungarischer Grundherr ohne ergiebige Arbeit seiner Hörigen und ohne leidlichen Preis seiner Producte. Doch auch das kommt jetzt der Pesther Stadt zu gute, daß der Aufschwung der meisten landwirthschaftlichen Erzeugnisse dem hohen und niedern Landmanne mehr Baarschaft in die Hand gegeben, und somit es ihm erleichtert hat, durch Tilgung der alten Rechnungen sich neuen Credit zu erwerben, dannächst aber auch sich dem schädlichen Verkehr mit beschnittenen und unbeschnittenen Wucherern zu entziehen. Gewiß! wenn es dem Ökonomen wohl geht, so hat es auch der Handwerker und Kaufmann, überhaupt aber der Städter, gut, und besonders der Civis Pesthiensis, welcher, so zu sagen, inmitten der Schmalzgrube Ungarns sitzt, und als Central-Städter vor allen ungarischen Städtebewohnern seine Waaren und Manufacturen leicht und hoch an den Mann bringt. Denn — ungerechnet, daß sein perennirender und alljährlich viermal durch geschäftlichen Umschlag belebter Markt auch noch durch die fast immer pulsirende Herzader des Handels, durch die mächtige Donau, fortwährend en vogue erhalten wird, so macht auch die Concentrirung der geschäftlichen Hauptressorts des Reichs in Ofen und Pesth es nothwendig, daß jeder halbwegs bedeutende ungarische Edelmann und jeder halbwegs occupirte ungarische Geschäftsmann des Jahres ein paar Mal nach Pesth reise, und da einige Zeit verweile, um seine Affairen zu ordnen und zu fördern. Ein solcher Aufenthalt kostet allemal dem Reisenden Geld für eine Person und für die ihm Angehörigen, sie mögen ihn begleiten oder nicht. Ohne des Dänischen Epigrammes:

„Cantabant reduces coram latrone clientes,
Semper enim vacuus currit ab orbe cliens“ *)

zu gedenken, glaube ich doch, daß jährlich viele von hier Heimreisende seufzend bemerken, daß in Ungarn das Pesther Pflaster das theuerste sey. Freylich können sie nicht sagen, daß es überall das beste sey, — indessen! es ist doch an vielen Orten gut, und man thut von Seiten der bezüglichen Behörden alles Mögliche, um in der innern Stadt und auch nach und nach in den Vorstädten die Wünsche des Publicums zu befriedigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Ob auch der Räuber es hört — auf dem Rückweg singen
Clienten;

Denn stets leer aus der Stadt eilet nach Haus der Client.“

Unmöglich war es dem Übersetzer, die im Ausgange des Pentameters: currit ab orbe cliens liegende Onomatopöie nachzuahmen, ob er gleich versichern kann, daß er solche oft gefühlt hat, wenn er nach den Märkten oder nach den Terminen die ungarischen Klepper nach Hause treiben gesehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 17. Jänner 1828.

8

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den A. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

(S c h l u ß.)

17.

Jetzt trat Willner in die Wohnung Herrn Elbers, aber er schritt mit einer Angsthlichkeit die Hausflur entlang, die er sich selbst nicht erklären konnte. Er war erst wenige Stufen hinaangestiegen, als Daphne ihm von oben her entgegen kam und mit einem lauten Schrey: „Ach Gott! Herr Willner!“ wie eingewurzelt stehen blieb. Mit einem Sprunge war Willner bey ihr und umfaßte sie mit kräftigem Arme, in der Meinung, sie sey krank geworden. Unwillkürlich kehrte Daphne mit Willner ins Wohnzimmer zurück. Eine minutenlange Pause erfolgte nach dem Eintritte, bis Daphne, als sie sich ein wenig erholt hatte, ihren staunenden Freund also anredete:

„Lieber Willner, Sie sehen mich erstaunt an und können sich kein räthselhaftes Betragen nicht erklären. So muß ich denn selbst das unglückliche Werkzeug seyn, das Ihnen die Botschaft des Schmerzes bekannt macht. Hören Sie mich ruhig zu Ende und sprechen Sie dann Ihre Gedanken unverholen, wie Sie dieß immer thaten, aus.“

„Kaum hatten wir durch öffentliche Blätter die so überaus günstige Wendung Ihres Geschickes erfahren, das uns alle mit herzlich theilnehmender Freude erfüllte, und mich im Geiste schon nach dem Gipfel meiner Wünsche vertrauend blicken ließ, so wurde ich plötzlich von des Schicksals eiserner Hand aus meinen Träumereyen in die Welt zurückgezogen, indem Herr Wichardt augenblicklich bey meinem Vater um meine Hand warb. Als mir der Vater diese Unterredung in Gegenwart meiner Mutter mittheilte, wußte ich nichts zu antworten, und er sah dieses Schweigen, welches eine Folge des Erstaunens und Schreckens war, für das Ja der folgamen Tochter an. Was sollte ich jetzt thun? In der Angst meines Herzens entdeckte ich der Mutter unter vier Augen meine Liebe zu Ihnen, die diese auch nicht mißbilligte. Aber einen Weg zum Rückschritt wußte sie nicht zu finden, ungeachtet sie viel über den Vater ver-

mag. Ich suchte Beruhigung in dem Gedanken, daß Sie mir einst versprochen: wenn wir einander nicht angehören könnten, so solle keines das Andere binden. Hierin fand ich auch wirklich wenigstens so viel Trost, daß ich dem mir nun als Bräutigam entgegen tretenden Herrn Wichhardt ruhig ins Auge blicken konnte. Nächstdem machte mich Ihr edler Brief, den Sie mir bey Ihrer schleunigen Abreise einhändigten, festen Sinnes, so daß ich Wichhardt nicht haßte und verachtete. Immer hofften die Mutter und ich auf Ihre schnelle Dazwischenkunft, aber diese trat nicht ein, und nun wurde auf heute Abend meine und Herrn Wichhardts Verlobung festgesetzt, und zugleich Amandens und Richers gleiches Fest angeordnet. Denken Sie sich also mein Erschrecken, als ich Sie mir entgegen treten sehe, und eben heute, da ich zu fest überzeugt bin, es ist nun nichts mehr zu ändern. Sie werden deßhalb den sonderbaren Empfang sehr erklärlich finden, mich entschuldigen und mich so sehr bedauern, wie ich Sie, und uns Beyde beklagen.“

Hier schwieg Ophelie. Auch Willner war nicht sogleich vermögend seinen Gedanken Worte zu geben. Endlich nachdem er einigemal sinnend auf und ab gegangen war, trat er vor Ophelien, faßte ihre Hand, und sprach heitern Muthes:

„Fürwahr, geliebte Freundin, unser Spiel steht schlecht; allein da ich weiß, daß Ihre Mutter in das Herzensgeheimniß eingeweiht ist, so hoffe ich mit deren Hülfe noch das Ganze zu gewinnen, und heute Abend mich im Hafen meiner Wünsche eingelaufen zu sehen. Wenn ich nur Ihre Mutter bald sprechen könnte.“

Ophelie hatte sich wieder erholt, und sah freundlich staunend ihrem muthvollen Freunde ins ruhige Auge, und indem sie einen Seitenblick nach dem Fenster warf, rief sie:

„Die Mutter kommt gerade vom Garten nach Hause, sie hat dort alles zum Feste bereitet.“

„Aber drey Couverts zu wenig besorgt, denn ich bringe noch zwey Gäste mit, die zu unfrem Spiele nöthig sind,“ entgegnete Willner; „ich hoffe deßhalb, Ophelie wird für dieselben noch ein Plätzchen aufheben.“

„Recht gern, lieber Herr Willner, wenn wir nur das Spiel, welches wir arrangirt haben, nicht etwa noch verlieren.“

„Nein, Ophelie, wir werden gewinnen!“

Mit diesen Worten begrüßte er die eben eintretende Madame Elber, die, da sie die letzten Worte gehört hatte, ihm antwortete:

„Sie werden wohl nicht gewinnen, lieber Herr Willner, denn Sie haben keinen Trumpf, und auch die Vorhand haben Sie versäumt.“

„Noch nicht ganz verloren habe ich, wenn Sie mir zu Hülfe spielen.“

„Das wollte ich schon, allein ich weiß ja nicht einmal, wovon die Rede ist.“

Willner machte nun seine Freundin, die ihm herzlich wohl wollte und ihn gern zum Sohne angenommen hätte, vorzüglich da er jetzt eine so bedeutende Anstellung hatte, mit allem auf das genaueste bekannt; ja selbst Wichhardts und Paulinens Umstände konnte er dann nicht mehr verschweigen, und nachdem er der edlen Frau auch gesagt hatte, daß Pauline mit ihm nach B** gekommen sey, so sagte sie ihm ihre Hülfe zu und hoffte selbst das Beste, da

es auch Ophelie, ihre geliebte Tochter, wünschte, und sie wohl wußte, wie gewogen ihr Gatte dem jungen Capellmeister war, und wie sehr er das Glück seiner Kinder wünschte. Es wurde nun alles verabredet, und Willner eilte zu seinen Reisegefährtinnen, um sie zu dem bevorstehenden Abendfeste einzuladen und ein wenig mit den Merkwürdigkeiten seiner geliebten Vaterstadt bekannt zu machen.

18.

Schon fing es an auf den Spaziergängen lebhafter zu werden, denn der Tag neigte sich seinem Ende zu. Geschlossen waren die Kanzleyen, und die thätigen Geschäftsmänner suchten Erholung in der freyen Natur, die in üppiger Schöne des Sommers prangte. Auf Elbers Garten ging es jetzt laut durch einander unter der Classe der Dienstboten, da jedes alle Hände voll zu thun hatte zu dem nun bald beginnenden Familienfeste. Madame Elber war mit Anordnungen so beschäftigt, daß sie sich wenig mit ihren lieben Gästen, die sie zum Kaffe mit in den Garten genommen hatte, unterhalten konnte. Willner aber ersetzte ihre Stelle, indem er, wohl bekannt mit allem, seinen beyden Damen den Garten mit allen seinen einzelnen Schönheiten zeigte, die er im reichen Maße enthielt. Bald gesellte sich die geschäftige Hausfrau zu ihren Gästen, und harrte mit diesen der Ankunft ihres Eheherrn.

Bald erschien nun Herr Elber und wunderte sich nicht wenig über den unerwarteten Besuch. „Ey, Herr Capellmeister! sind Sie zu uns gekommen? Nun das freut mich!“ Nach einer erfolgten Gratulation von Seiten Herrn Elbers an den jungen Capellmeister, stellte dessen Gattinn ihm die beyden Reisegefährtinnen Willners vor und setzte hinzu, sie habe alle drey zur heutigen Abendtafel geladen.

„Das ist recht schön, München!“ entgegnete freundlich Elber, küßte die geliebte Gattinn, und fuhr dann zu Willnern gewendet fort: „Nun, über Ihre Anstellung habe ich herzlich Freude gehabt, und bin fest überzeugt, daß Sie den Posten gehörig ausfüllen werden; führen Sie nun auch bald ein lieb' Weibchen heim, heute können Sie schon einer Verlobung beywohnen und die Gebräuche lernen!“

„Ich habe dieß erfahren, lieber Herr Elber, allein nicht mit Freude habe ich es gehört, sondern mit Schmerz, daß Ophelie Herrn Wichhardt die Hand zum ehelichen Bunde reichen soll.“

„Reichen soll? Nein, Herr Capellmeister, von soll ist die Rede nicht! will, heißt es.“

„O nein, Ophelie hat mir selbst geklagt, daß Sie ihr Schweigen für das zusichernde Ja der folgsamen Tochter angesehen haben.“

„Ach, was schwätzen Sie da! Herr Willner, ich werde doch meine Ophelie kennen!“

„Das möcht' ich freylich wünschen, lieber Herr Elber, allein eben aus dieser Beurtheilung ersehe ich, daß Sie doch manches noch nicht so ganz wissen, wovon ich freylich weiß, daß Ophelie aus Furcht vor Ihrem väterlichen Unwillen geschwiegen. Da ich diesen nun nicht zu scheuen brauche und die Sache mich mit angeht, auch eben heute der Scheitelpunct der Katastrophe eintritt, so will ich Ihnen unverholen bekennen, daß Ophelie und ich einander schon vor Jahres-

frist Liebe und Treue gelobten, doch mit der Bedingung Kindespflicht nie zu verletzen. Ich arbeitete seit jener Zeit unermüdet in meiner Kunst, um eine Stelle erringen zu können, die mich und eine Frau ernähre, und anständig genug sey Ophelien in mein Haus zu führen. Auch dieser Wunsch wurde mit der besten Erfüllung gekrönt; ich reiste nach meiner Ernennung in meinen bisherigen Wohnort zurück, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, und nun war mein gerader Weg nach B**, um bey Ihnen mir Opheliens Hand zu erbitten. Allein am Tage meiner Ankunft soll Opheliens Verlobung gefeyert werden, und zwar mit einem Manne, der mein Freund ist, der von Ophelien obwohl geachtet, doch nicht geliebt wird, und dessen Geliebte, der er Herz und Hand schon vor Jahren zusagte, Sie in meiner Reisegefährtinn dort erblicken. Freylich ist es etwas spät, daß Sie alles dieß erfahren, doch glaube ich noch nicht alles verloren, deßhalb bitte ich Sie dringend, wenn Ihnen das Glück Ihrer Tochter heilig, und das Wohl meiner Person werth ist, mir Opheliens Hand zu geben.“

Elber erstaunte gewaltig über dieß alles und wollte eben eine lange Gegenrede beginnen, als Adersheim und seine ganze Familie ihm entgegen trat und mit Grüßen seinen Wortstrom verschüttete. Elbers Gattinn, die in der Ferne beobachtet hatte und nur zu gut wußte, was vorgegangen war, trat hinzu und bat ihren Mann, Herrn Professor Adersheim und Willnern, ihr in eine Laube zu folgen. Dort wurde alles verabredet und Elber war geneigt seiner Tochter Glück nicht zu verhindern, wenn Wichhardt sich in die Umstände fügen wolle.

19.

In festlichem Schmucke prangte der Gartensaal Herrn Elbers; die Tafel schön geziert mit den Blumen der freundlichen Jahreszeit, war mit Stühlen für die Familienglieder und die wenigen andern eingeladenen Gäste umstellt. Wenige Schritte davon war ein Lehnstuhl gestellt und zu beyden Seiten drey Paar Stühle für die zu verlobenden Paare. Hell strahlten die festlichen Kerzen und allmählich versammelten sich Gäste, und nahmen Platz an den durch Karten bezeichneten Plätzen. Unter einander wunderten sie sich, warum Plätze für drey Paare dem Professor zunächst angeordnet wären, doch vermochte keines das Räthsel zu lösen. Herr und Madame Elber, ingleichen Adersheim und seine Ehefrau und Frau Schön hatten sich in ein Nebenzimmer begeben, und dort befanden sich auch Herr Richer mit Amanden, Willner, Ophelie und Pauline. Da Herr Wichhardt ankam, wurde er gebeten, sich auch hin zu bemühen. Er trat ein, blieb aber wie eine Säule stehen, als er Willner und Paulinen sah, aber bald erholte er sich und wollte sich Ophelien nähern. Da führte ihm Herr Elber und Willner Paulinen entgegen, und der erstere redete ihn mit ernstern, aber keines Weges zürnenden Worten also an:

„Herr Wichhardt! Sie haben aus meiner Hand die Gefährtinn Ihres Lebens verlangt, ich führe Ihnen dieselbe zu, und ermahne Sie als wohlmeinender Freund: lösen Sie Ihr früheres Wort, denn das muß Ihnen heilig seyn!“

Wichhardt ergriff Paulinens Hand, trat mit ihr zu Ophelien und sprach: „Wenn mir diese Beyden verzeihen, so will ich es lösen.“

„Nun,“ fiel ihm hier Willner ins Wort, „dafür kann ich dir bürgen, denn wisse: ich liebte Ophelien, ehe ich dich kannte, und Pauline liebtest du, ehe du Ophelien sahst.“

Freudenruf tönte aus Aller Munde und die im Saale versammelten Gäste ahneten etwas Außerordentliches. Da thaten die Flügelthüren sich auf und herein trat: der Professor mit seiner Gattinn, Willner an Opheliens Seite, Wichhardt und Pauline, dann Richer und Amande, hinter ihnen Paulinens und Richers Mutter, und Herr und Madame Elber schlossen den fröhlichen Zug. Jedes nahm nun seinen Platz ein. Adersheim setzte sich in den Lehnstuhl, ihm zur Rechten saß Ophelie, Amanda und Pauline, und zu seiner Linken Willner, Richer und Wichhardt. Die größte Ruhe herrschte jetzt in dem weiten Raume, da begann der ehrwürdige Professor eine herrliche Verlobungsrede und die drey glücklichen jungen Paare erneuerten sonach vor der Versammlung den Schwur der Liebe und Treue. Nun ging es zum fröhlichen Schmause, und Gesundheit für alle Anwesenden tönten unter dem Klange fröhlicher Musik in der heitern Tafelrunde. Da fragte endlich Willner Paulinens Mutter: „Liebe Madame Schön, sind Sie mit meinen Einrichtungen zufrieden?“

„Vollkommen, Herr Capellmeister,“ erwiderte die gute Mutter, „denn Sie gründeten meiner Tochter Glück; Gott erhalte Sie und alle gute Menschen noch in spätester Zeit!“

„Auch mich machten Sie zur glücklichen Braut,“ fiel Amanda ihr in die Rede, „nehmen Sie dafür meinen herzlichsten Dank und den besten Wunsch für die Zukunft.“

„Und wodurch gründete ich dieses Glück?“ fragte jetzt Willner die Gesellschaft. „Durch Opheliens Liebe wurde ich angespornt zu unermüdetem Fleiße in meiner Kunst, ich componirte die Messe, und das gute Geschick ließ mich einen Posten erreichen, mit dem mich meine Jugendfreunde oft scherzend schon belegten. Ich ward Capellmeister und erwarb mir durch die Mißa, die zu schreiben mich die Macht der Liebe trieb, meine einzig geliebte Ophelie, und führte noch zwey glückliche Paare zusammen.“

Seinen Ältern weihte der gute Sohn nun öffentlich eine Erinnerung und dankte seiner Braut für die stille Sorgfalt um die Gräber seiner Lieben, und Thränen der Rührung blinkten in jedem Auge. Doch bald gewann der Frohsinn wieder die Oberhand im traulichen Familienkreise, der erst um Mitternacht sich trennte.

Da Willner in drey Wochen seine Stelle antreten sollte, so feyerten die liebenden Paare das fröhliche Hochzeitfest, zu dem auch Paulinens Vater und Wichhardts Ältern sich eingefunden hatten, in Beyseyn zahlreiche Gäste schon nach Verlauf zweyer Wochen.

Noch einmal nahm Willner Abschied von seiner Vaterstadt und seinen herzlichst geliebten Freunden. Als er aber am dritten Tage nach der Vermählung in den Wagen steigen wollte, steckte Ophelie nicht das Köpfschen zum Fenster hinaus, sondern stieg ihrem jungen Gatten voran in den Reisewagen, ihren lieben Ältern noch einen Scheidekuß zuwinkend, und der Wagen flog schnell dem Thore zu.

In der Hauptstadt hatten Willners Freunde ihm und seiner Gattinn einen

festlichen Empfang bereitet, der ihnen auch hier treue Freunde zu finden verhieß, und den Trennungsschmerz aus der Heimat erleichterte.

Alle drey Paare lebten stets glücklich und zufrieden, von muntern Kindern umspielt, und durch einen ununterbrochenen Briefwechsel mit einander vereinigt. Noch nach manchem Jahre schrieb Willner an seine Lieben: „Dieses Glück verdanken wir alle der Macht der Liebe und meiner Mißa.“

Correspondenz = Nachrichten.

Hamburg, im November 1827.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende des Sommers hatten wir hier das seltene Schauspiel von öffentlichen Feuerwerken. Sie waren freylich von der Art, daß man sie nicht neben die Prater-Feuerwerke in Wien stellen kann; allein sie gaben die Hoffnung, daß die zukünftigen schon recht artig seyn werden. Das Local, wo das letzte abgebrannt wurde, sucht gewiß seines Gleichen, und ich rathe jedem Fremden, Hamburg nicht zu verlassen, ohne es in Augenschein genommen zu haben. Vor dem Stein-Thore liegt es, und prangt mit der Inschrift: Hamburger Livoli. Man geht ein durch den Hof, welchen rechts und links die Gebädeflügel begrenzen, betritt dann den Credenz-Saal, und kommt nun in das eigentliche Herz der Anstalt, den Garten. Dieser plattet sich, Terrasse nach Terrasse, wie im Pariser Livoli, gewiß 80 Fuß tief ab, und jede der einzelnen Terrassen, durch Steintreppen von der andern getrennt, ist auf eigenthümliche Weise benützt. Neben den Terrassen läuft die große Rutschbahn in Schlangenlinien abwärts, wo Herr und Dame in jeder Minute mit polterndem Getöse hinunter fliegen. In der Tiefe des Gartens erhebt sich eine hohe Kletterstange, wo Matrosen aller Nationen zuweilen, um die aufgesteckten Preise zu erhaschen, sich, den höchsten Punct zu erreichen, zu großer Belustigung der Anwesenden abmühen. In den Gebüsch befindet sich unter Gottes freyem Himmel ein von Bäumen und Laubwerk etablierter Saal, wo die so genannten hals champêtres unter dem Scheine von tausend und tausend Lampen gehalten werden. Wie groß das Gedränge um den illuminirten Raum sey, wenn die muntern Tänzer-Gruppen sich darauf bewegen, kann man sich vorstellen, und es geschieht mehr als einmal, daß Tanzlustige, vier, fünf Schritte von der Musik, gewisser Massen also in einer Stimmung wie Tantalus, umkehren müssen, weil der Zuschauerwall durchaus keinen Durchgang gestattet. Ein munterer junger Hamburger mit seinem Mädchen am Arm fand jedoch bey ähnlicher Gelegenheit ein sinnreiches Mittel, die Passage durch das lebendige Festungswerk, welches sich trohig und unbeweglich um den hell beleuchteten Kreis des grünen Salons gelegt hatte, zu erzwingen. Eine Weile hatte er mit Geduld die schwarzen und blauen Rücken vor sich betrachtet, auch sehr höflich durch die Bitte um Einlaß Bresche zu schießen versucht, allein die gespannte Zuschauerschaft achtete wenig auf sein Wort, noch weniger auf das betrübte Gesicht des Mädchens, welches sich so arg um die Freude eines Walzers unter Sternenhimmel betrogen sah. Plötzlich küßerte er seiner Begleiterinn zu, ehe zehn Minuten vergingen, solle sie und er ganz bequem in der Mitte des versperrten Raumes angekommen seyn. Darauf ging er zu dem nächsten Bäcker, versprach dem Gesellen einige Mark, wenn er thun wollte, was er von ihm begehrte, und kam kurz darauf in Gesellschaft des Willigen zurück. Der Gesell zahlte sein Entree; als er sich im Garten befand, zog er den Überrock aus; er trug darunter eine Decke, welche reichlich mit Mehl überstreut war, und mußte nun, nach Angabe des tanzlustigen Paares, vor demselben hergehend sich dem düstern Rückenwall nähern. Der erste Attaquirte, einen schönen schwarzen Frack tragend, gewährte kaum den gefährlichen, abfärbenden Hintermann, der arglos dem Tanze zuzuschauen schien, als er erschreckt zur Seite sprang, die weißen Spuren von seinem Kleide wischend. Eben so machte es der Blaue, ihm folgte der Braune und Grüne, und der Mehlmann, als

Fourier des ihm auf dem Fuße folgenden Tänzerpaares, hatte bald die schönste, offenste Gasse vor sich, durch welche unser Tänzerpärchen unbelästigt in das ersehnte Freudenrevier eingehen konnte. Respectvoll wich dem Gesellen auch bey seinem Rückweg Jedweder aus, und dieser verließ, seinen Überrock wieder überwerfend, lachend über die närrische Idee des fremden Herrn, das Local.

(Der Schluß folgt.)

Über die Wirksamkeit des k. k. Hofburgtheaters im Laufe des Jahres 1827.

Der Rückblick auf die Thätigkeit und Wirksamkeit dieses Institutes im vergangenen Jahr gewährt in vieler Beziehung höchst günstige Resultate. Fürs erste ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, den festen, ernstesten und würdigen Gang zu bemerken, mit welchem diese Bühne unter ihrer einsichtsvollen und thätigen Oberleitung auf der Bahn des Wahren und Schönen fortschreitet, und ohne einem verdorbenen Zeitgeschmack oder irgend einer schiefen Richtung der dramatischen Literatur zu huldigen, ihren Besuchern fortwährend die edelsten Genüsse im Anschauen echter Meisterwerke bereitet. Dieses Streben wurde aber auch von dem Publicum im verfloßenen Jahre auf das entschiedenste gewürdigt. Beynahe sämtliche neu aufgeführte oder einstudierte Stücke wurden mit vielem, mehrere derselben, z. B. *Belisar*, *Hanns Sachs*, *Isidor* und *Olga*, *Tell*, und der *Kaufmann von Venedig*, mit großem Beyfalle aufgenommen. Was die Quantität der Darstellungen betrifft, so zeigte sich der Fleiß und die Thätigkeit des k. k. Hofburgtheaters nicht minder achtungswerth. Verschiedene Umstände wirkten noch vom Schlusse des Jahres 1826 störend auf den neuen Zeitabschnitt herüber. Der Verlust der viel beschäftigten *Louise Weber*, der Austritt des nicht minder wirksam gewesenen Hrn. *Kettel*, des Hrn. *Wallbach* u. s. w. Auch das Jahr 1827 selbst brachte durch den Tod des wackern Hofschauspielers *Rüger*, und durch die ungewöhnlich häufigen Krankheiten vieler, meist vorzüglicher Mitglieder der Gesellschaft Hindernisse und Hemmungen. Aller dieser Umstände ungeachtet wurde in 308 Vorstellungen mit 144 Stücken abgewechselt, nemlich mit 28 Tragödien, 27 Schauspielen, 55 Lustspielen, und 34 Vor- und Nachspielen. Hierunter waren fünf neue Trauerspiele: *Belisar*, *Ernst Herzog von Schwaben*, *Isidor und Olga*, *Wilhelm Tell*, und der *Paria* (von *Michael Beer*); zwey neu einstudierte Trauerspiele: *Claygo* und *Wallenstein* (neu zur Darstellung eingerichtet); vier neue Schauspiele: *Der Kaufmann von Venedig*, *der Morgen auf Capri*, *Vormund und Mündel*, und die *Ehrenrettung*; zwey neu einstudierte Schauspiele: *Der Brief aus Cadix* und *Toni*; sechs neue Lustspiele: *Die Flitterwochen*, *das diamantene Kreuz*, *die Heirat aus Vernunft*, *die Zwillinge*, *die Dame im Schleyer* und *Hanns Sachs*; vier neu einstudierte Lustspiele: *Standesproben*, *der Geizige*, *der Hausfriede* und *die Zeichen der Ehe*; fünf neue Nachspiele: *Schüchtern und dreist*, *der Schauspieler wider Willen*, *das Anekdotenbüchlein*, *die Brandschakung*, und *der Dichter auf dem Lande*; drey neu einstudierte: *Der Edelknabe*, *die beyden kleinen Auvergnaten*, *die Großmama*. In allem also 20 neue und 11 neu einstudierte Stücke. Diese Thätigkeit erscheint um so bemerkenswerther, als in den übrigen Darstellungen durch das Ausscheiden und den Verlust der genannten Mitglieder in den meisten ältern Stücken des Repertoirs viele Rollen neu zu besetzen, folglich neu zu lernen, und die deshalb erforderlichen Proben vorzunehmen waren, was das Einstudieren neuer, und neu in die Scene gesetzter Stücke ungemein erschwerte. Wir erwähnten bereits oben des ungewöhnlich günstigen Erfolges, welchen die mehrsten der neuen Stücke hatten. Ein Blick auf die Wiederholungen der Darstellungen wird dieß am besten darthun. Am öftesten erschienen: *Belisar*, 17 Mal, *Isi-*

dor und Olga, der Kaufmann von Venedig, die Heirat aus Vernunft und Hanns Sachs, jedes 10 Mal. Wilhelm Tell, das Manuscript und der Schauspieler wider Willen, jedes 7 Mal. Vormund und Mündel, das diamantene Kreuz und Schüchtern und dreist, jedes 6 Mal. Die Flitterwochen, der Morgen auf Capri und die Brandschatzung, jedes 5 Mal. Clavigo, Ernst von Schwaben, Wallenstein, die Ahnfrau, Gabrielle, der Brief aus Cadix, der Erbvertrag, das Epigramm, der Verschwiegene wider Willen, das Anekdotenbüchlein und die Dame im Schleyer, jedes 4 Mal. Romeo und Julie, Don Gutiere, Correggio, das Bild, Don Carlos, Cabale und Liebe, Johann von Finnland, das Käthchen von Heilbronn, der Paria, Toni, die Ehrenrettung, Standesproben, Glück bessert Thorheit, das Incognito, die Verwandtschaften, die beyden Figaro, Minna von Barnhelm, Stille Wasser sind tief, die Aussteuer, die falschen Vertraulichkeiten, das Hötel von Wiburg, das Käuschchen, der Wirrwarr, die Zwillinge, der Hausfriede, die Zeichen der Ehe, der Gang ins Irrenhaus, Secretär und Koch, die Zerstreuten, der Vorsatz, ein Mann hilft dem Andern, Hanns am Scheidewege, der Dichter auf dem Lande, jedes 3 Mal; die übrigen Stücke, worunter Nathan der Weise, die Braut von Messina, Merope, Emilia Galotti, die Jungfrau von Orleans, die Schuld, Iphigenia, die Tochter der Luft, Esser, König Lear, Medea, Sappho, Donna Diana, die Quälgeister, die Mündel, Erziehung, die Lästerschule u. s. w. wurden ein-, oder zweymal aufgeführt.

Auch gab das abgewichene Theaterjahr wieder manchen fremden Künstlern Gelegenheit uns ihr Talent auf der Hofbühne zu entfalten. Der königlich preussische Hofschauspieler Hr. Krüger spielte drey mal, Hr. Polawsky, Director und Mitunternehmer des ständischen Theaters in Prag, gab acht Gastrollen. Dlle. Weit, vom Presburger Theater, zeigte sich zweymal, Hr. Bayr, Regisseur des ständischen Theaters in Prag, gab sechs, und Hr. Ketter, vom königlichen Hoftheater in Hannover, zehn Gastrollen. Hr. Devrient, vom Leipziger Stadttheater, gab sieben, und seine Gattin fünf Gastrollen; den Beschluß der fremden Debuts machte Hr. Nielsen, vom königlichen dänischen Hoftheater zu Copenhagen, welcher in drey Rollen auftrat.

Dieser Überblick wird geeignet seyn, die Reichhaltigkeit und Auswahl der Genüsse zu bezeichnen, mit welchen das k. k. Hofburgtheater die Freunde der Kunst in dem abgelaufenen Jahre erfreute. Auch in dieser Beziehung dürfte kein anderes deutsches Theater von solchem Range und solcher Stellung ihm den Vorzug abgewonnen haben. In der Art und Weise der Darstellung, der Besetzung der Rollen und der würdevollen äußern Erscheinung ist man bey den reichen Kräften des Vereins der k. Hofschauspieler und der Einsicht und Munificenz der Oberleitung dieses Institutes, ohnedieß bereits Vorzügliches gewohnt, und so bewährte sich die Hofbühne auch im Laufe des Jahres 1827 als eine Kunstanstalt, auf welche der Österreicher mit gerechtem Stolze blickt, da sie sich gegenwärtig in einem Zustande von Ausbildung und Umfang befindet, welcher den Freunden der dramatischen Muse die befriedigendsten und edelsten Genüsse verbürgt.

Modenbild III.

Blouse-Kleid von Atlas, mit einer Rollen-Draperie am Corset, nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenkleidermacher nächst dem Hof, im Heidenthus, Nro. 237. Die Falbe aus hohen Gaze-Iris-Schoppen mit Atlasrollen besetzt. Diese Schoppen sind von oben bis in die Mitte eingeschnitten, und am Befestigungspunct mit einem umgelegten Knopfe angeheftet.

Der Crepht, mit Paradeisvögeln und Straußenfedern geziert, ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Himmelpfortgasse, Nro. 948.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

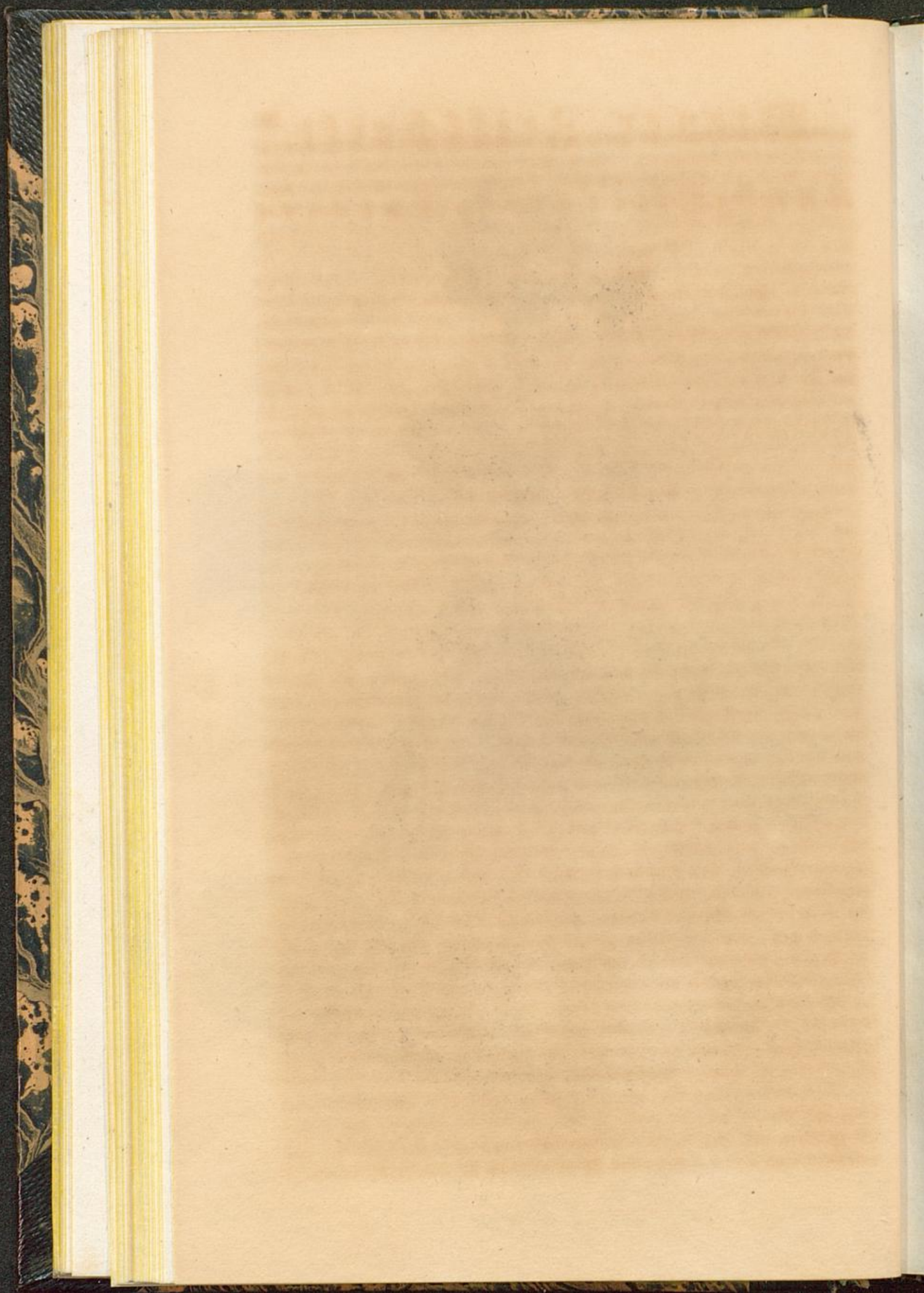
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



III
Wiener Moden.

F. Stöber sc.

8.
1828.



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 19. Jänner 1828.

9

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. W. bey N. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die alte Zigeunerinn.

Von Anton Langerhann'sf.

Puede estimar un triste desdenado

El rigor que se opone a su fineza:

Que no es culpa el desden en la belleza

Ni ignominia, al fin, no ser amado.

Suspendase a los celos la venganza:

Que aunque el herido pecho sienta el daño

La prontitud de un útil desengaño

A perdonar convida la mudanza.

Es lassen sich nur selten Zigeuner bey uns sehen; — obgleich unsere Gegend reich an herrlichen Waldungen ist, deren heimlich gelegene lichte Stellen wie für Zigeunerwirthschaft gemacht sind — an tiefen, stillen Thälern, und ausgedehnten Tristen, um die kein Mensch sich bekümmert, — die Schelme wollen doch nicht bey uns nisten. Ich fürchte, wir sind ihnen zu weit vorgeschritten in der Civilisation, und in dem ihr auf dem Fuße folgenden Mißtrauen; — besitzen zu wenig von jener patriarchalischen nonchalance, bey der sie ihre Rechnung so gut finden. Unsere Schafpferche werden so genau bewacht; unsere Gänse und Enten so wohl gehütet; die Hühner so fest verschlossen in ihren Steigen; das Wild ist selten, und wird so gut gehegt; und unsere Bleicherinnen sind so vorsichtig; — was sollten sie bey uns thun? — Ich will damit nicht sagen, daß es uns an Gaunern, Wilddieben und Bagabunden eigenen Zuwachses gebriert; o nein, wir haben deren eine recht nette Zucht; nur Zigeuner gehen uns ab. Das hat meinen Malersinn schon oft gekränk't, denn nichts unter der Sonne verleiht einer schönen Landschaft, von Wald und Felsen, Bergschluchten und tiefen Gründen, einen so abenteuerlichen, romantischen Charakter, ein so schauerliches Leben, als Zigeuner — wenn sie zum Zuge sich rüsten, oder bey einbrechender Nacht, unter sternenlosem Himmel um ein flackerndes Feuer gelagert dem Gotte des Nichtsthuns opfern.

Parckkünstler thun so viel um ihre Kunstlandschaften zu verschönern, und Leben und Mannigfaltigkeit hinein zu bringen. Sie bevölkern sie mit Rehen und Hirschen und Fasanen, die Ginen, ihrer angeborenen Schüchternheit ungeachtet, dummdreist angaffen, weil sie wissen, daß sie gehegt werden, was

ste arrogant macht, wie alle schwache, und in der Regel unterdrückte Geschöpfe es werden, wenn man ihnen den Zügel schießen läßt. Eine solche Bevölkerung macht, wenigstens auf mich, einen unangenehmen Eindruck: mir wird dabey zu Muthe, wie Hüons Knappen, dem wackern Scherasmin, als er durch den bezauberten Wald ritt. Eine Wüste, wo nichts sich regt, so weit das Auge reicht, wo alles Lebendige ausgeschlossen ist, hat namenlosen Reiz; wo aber Leben seyn soll, muß der Mensch auftreten, wenn es dem Menschen wahr dünken und ihn ansprechen soll. Schweizerhirten einzuführen, oder schottische Hochländer, oder spanische Gebirgsbewohner, oder holländische Bauern in ihren Pluderhosen, würde von linkischer Wirkung seyn, weil es augenblicklich an die Täuschung erinnert, und des Menschen Eitelkeit sich gegen jeden Betrug lehnt, so oft es auch sein Loos ist, betrogen zu werden, vom Schicksal und von seinem Nächsten. Warum erlaubt man nicht Zigeunern ihre Wohnungen in solchen Anlagen aufzuschlagen? Sie haben nichts von unserm Alltäglichen in ihrem Außern, und doch ist ihr Fremdes nicht störend, weil sie überall zu Hause sind, und überall erwartet werden dürfen. Man lasse sie nur schalten, und es wird sich bald zeigen, wie sie für malerische Ansichten sorgen; es werden Ruinen entstehen, ohne daß man nöthig hat, welche zu bauen, und an niedergetretenen Hecken, halbverbrannten Bäumen, und pittoresker Verheerung jeder Art, wird's nicht fehlen. Überdies flößen sie immer ein wenig Furcht ein, und was Salz und Pfeffer dem westphälischen Schinken, oder Citronensaft und Rheinwein den Austern sind, das ist Furcht den Freuden des Menschen.

Zuweilen pflegt wohl ein wilder Haufe von Zigeunern — schwarzbraune Männer, und noch schwärzere Weiber mit Kindern an der Hand und auf dem Rücken; mit einem Gefolge mit Kindern, Kesseln und Körben beladener Esel, und häßlichen, halbverhungerten Hunden — gleich einer Karavane des Morgenlandes in bunter Unordnung durch unsere Gegend zu ziehen, und eine kahle, verbrannte, mit Asche bestreute Stelle am breiten Rande eines Kreuzwegs zeigt dann, wo sie Halt gemacht, aber eine bleibende Stätte suchen sie nur selten bey uns. Es überraschte und freute mich daher gleich sehr, als ich auf einem meiner Spaziergänge im verwichenen Herbst von ungefähr auf einen Flug dieser Zugvögel stieß. Da war keiner von jenen langen, hageren Männern, mit sonnenverbrannten verdächtigen Gesichtern, und schwarzen unstillen Augen darunter, deren Bild uns bey dem Namen Zigeuner sogleich vor die Seele tritt, und wo es Einem, bey aller Vorliebe für diese Kaste, doch ganz unheimlich wird, wenn man ihnen zwischen Fessenschluchten, oder auf einsamen Waldwegen allein begegnet. Ein harmloseres Völkchen, als die wandernde Truppe, in deren Nähe mich der Zufall führte, läßt sich nicht denken.

Nicht weit hinter unserm Dorfe wendet sich, rechts von der Heerstraße, durch hohes Gebirge ein grünes Thal. Die Seiten der Berge bedeckt das schönste Laubholz, und junge Buchen, und duftige Eichen, in deren Zweigen man an schönen Sommernachmittagen die Sichhörnchen spielen sehen kann, und deren Wipfel krächzende Krähen umkreisen, sind auch durch das Thal verstreut. Eine Menge kleiner Waldbäche, die auf den Höhen entspringen, durchfließen es, und erhalten ihm, selbst im trockensten Sommer, sein Grün, und verleihen ihm Kühle. Zuweilen, nach starkem Regen, schwellen sie zu bedeutenden Strömen an, und da sie größten Theils ohne Stege sind, oder diese nur aus schmalen,

morschen Planken bestehen, so sind sie dann entweder gar nicht, oder nur mit Schwierigkeit zu passiren.

Ein kleiner Anstrich von Gefahr verleiht jedoch nur höhern Reiz; daher kommt es denn auch, daß keine Gegend in der ganzen Nachbarschaft so oft von mir besucht wird, als dieses Thal: seine unbefuchtesten Pfade sind mir eben so bekannt, wie den Hirschen, die dort weiden.

Nach einer guten Stunde tüchtigen Wanderns erreicht man ein Plätzchen von ganz eigenthümlicher Schönheit. Die Berge erheben sich immer steiler, das Thal verengt sich immer mehr; die Bäche haben sich zum Strome vereint, der sich über abgerissene Felsenpföcke lärmend einen Weg erzwingt: nur mit Mühe gelangt man weiter auf schmalen Pfaden zwischen dem Flusse und den jähem Höhen. Man klimmt um einen Vorsprung des Gebirges, und das Thal erweitert sich mit einem Male zu einer grünen, ringsum von Bergen eingeschlossenen Fläche. Ungefähr in der Mitte derselben, steht ein verfallnes, unbewohntes Jägerhaus, und vor diesem liegt fein mit Erlen und Weiden bepflanztet Teich, der fast zu jeder Jahreszeit von wilden Enten, Wasserhühnern und Geflügel aller Art besucht wird. — Hier traf ich meine Zigeuner.

Sie hatten, — vielleicht aus jenem angeborenen Sinne für Naturschönheit, dessen unverwöhnte Kinder unserer guten Mutter, welcher Abkunft sie auch seyn mögen, nie ledig gehen, wenn sie auch nicht nach den Vorschriften der Kunst darüber zu schwätzen verstehen, — oder weil die Nachbarschaft des Dickichts Feuerung und Wildpret versprach — ihr kleines Zelt unter einer der Erlen am Ufer des Teichs aufgeschlagen. Die ganze Colonie bestand aus vier Personen; eine alte, lange, hagere Frau, in einem zerlöcherten rothen Mantel und einer schwarzen Mütze, bückte sich über einen Kessel, dessen Inhalt wahrscheinlich nicht minder lecker, und eben so herzstärkend war, wie das bekannte Gericht der weiland Meg Merrilies, wahrerischer Andenkens. Ein hübsches, schwarzäugiges Mädchen saß unter einem Baume, und besserte an ihren Kleidern; der Herr Bruder von diesem, — dafür hielt ich ihn nach der Ähnlichkeit — ein sonnenverbrannter kleiner Junge von ungefähr acht Jahren, suchte Reißig und dürre Blätter zusammen, um ihr bey der Sonnenhelle kaum sichtbares Feuer damit zu füttern; und ein schlanker, wohlgewachsener Bursche, der wohl drey oder vier Jahr älter seyn konnte, lag im Bollgenusse des Faulenzens, zwischen zwey zottigen Hunden hingestreckt, und ließ die Strahlen der Sonne ins Gesicht auf, vermuthlich um ihm den wahren Zigeuner-Teint zu geben: — ihrer aller Lastenträger, ein großer, gravitätischer Esel, graste, die Ohren schüttelnd, in einiger Entfernung. Die kleine Gruppe bildete, mit der reichen Landschaft, und dem schönen, reinen Herbsthimmel, zu dem sich die zarten Rauchwolken ihres kleinen Feuers empor kreiselten, über ihr, ein reizendes Gemälde. Die armen Ausgestoßenen! sie schienen so sorglos und so glücklich.

Ich stand und betrachtete, bis ich mich meines Lauschens fast zu schämen begann, und fortging, — nicht ohne Besorgniß, ich möchte sie nicht wieder treffen. Es zeigte sich jedoch gar bald, daß ich ohne Grund gefürchtet. Die Alte war nemlich eine weit und breit berühmte Glückverkünderinn, und da wir seit langer Zeit nicht eben sonderlich viel Gutes gehört hatten, so fand sie in unserm Dorfe vollauf zu thun: sie hätte ihr Talent auf keinen bessern Markt bringen können. Die ganze Gegend sprach von nichts, als den Prophezeeyungen

dieser modernen Cassandra, die sich von ihrer trojanischen Namenschwester darin sehr vortheilhaft unterschied, daß sie nichts als Gutes weisagte. Sie benahm sich überaus klug, und ich muß gestehen, ich konnte mich nicht enthalten die Gewandtheit, den echten Zigeunertact zu bewundern, mit welchem sie ihre Vorhersagungen nach dem Alter und Charakter, den Gewohnheiten, bekann- ten Neigungen und Verhältnissen ihrer Klienten zuschnitt.

Unserm Hätschelchen, der Kleinen, achtjährigen Luise, versprach sie ein Jahr- marktsgeſchenk, wofür die Kleine sie aus der selten geöffneten Sparbüchse reich- lich belohnte. Carl Kirbig, ein Bursche von zwölf Jahren, und der beste Ball- schläger im Orte, war glücklich wie ein König, denn in den Linien seiner Hand hatte die Zigeunerinn neue Bälle gelesen; noch glücklicher, wo möglich, fühlte sich aber seine drey Jahre ältere Schwester Lotte durch die Prophezeung, ein Gut nach der neuesten Mode, mit den schönsten Bändern, werde in kurzem aus der Stadt für sie eintreffen. Der Lehrerin unserer Mädchenschule, Sophien Spinster, einer alten Jungfer, die für ihr Leben gern noch für ein junges Mäd- chen gelten möchte, versprach sie einen hübschen jungen Mann, und in den Händen der schmucken Witwe Simons stand es deutlich zu lesen, daß der zwey- te Freyer schon vor der Thür stehe. — Alle vergalten nach Kräften; Jungfer Spinster sogar über ihre Kräfte.

Das waren jedoch nur die leichtern Triumphe ihrer Kunst. Georg Wieler, der Besitzer des schönen Freyguts unten am Mühlenbach, ein flotter junger Mann und tüchtiger Schütz, der sich über Wahrsagerey, und, was manchem Mädchen gar nicht recht ist, auch über das Heiraten, nur lustig machte, fragte sie, „weßten Hund sich bey der nächsten Jagd am besten halten werde?“ Worauf sie erwiderte: „sie wisse zwar nicht, wem der Hund gehöre, aber es sey ein weißer Hühnerhund, mit einem schwarzen Ohre, und einem schwarzen Fleck auf der rechten Seite.“ Das war nun das getroffenste Porträt von Herrn Wielers Liebling, Feldmann, der seinem Herrn überall wie sein Schatten folgt. — Die Antwort brachte meiner Zigeunerinn einen blanken Gulden ein. Einen halben Gulden wußte sie den fleißigen, kargen Händen Johann Müllers, des Halbhüfners, zu entlocken, weil sie es seiner Zuchtstute ansah, sie werde dieses Mal zwey Füllen foßlen. Jacob Meier, der Grobschmied, gab ihr gleichfalls einen Gulden, bloß weil sie ihm versicherte, seine künftige Frau werde den längsten Sarg brauchen, den unser Tischler je gemacht habe. Nun freyte Jacob Meier um das hübsche, aber riesenlange Kindermädchen aus der Mühle, und diese Prophezeung schien mir die am künstlichsten gewobene: — sie gab dem Freyer die Hoffnung, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit als Frau heim zu füh- ren, und — zu überleben; zeigte dem Bräutigam den Witwer in der Perspective, was die Fesseln des Ehestandes leichter darstellte, und war sonach trefflich auf die kalten und heißen Anfälle des Liebesfiebers berechnet. Auch schien Meister Meier am besten von Allen mit seiner Weissagung zufrieden, denn er betrieb seine Bewerbung so ernstlich, daß das Paar schon am nächsten Sonntage auf- geboten, und vierzehn Tage nachher getraut ward.

(Der Schluß folgt.)

Wirkung eines Schneeballs.

Nach dem Lateinischen des Ungeriani *).

Eiskalt schritt ich vorüber: da sah mich Doris und lachte,
 Faßte sich Schnee, und geballt warf sie ihn mir an die Brust.
 Doch — nicht Schnee, ein Brand, ein Gluten sprühender Brand war's,
 Der, vom Sturme gefacht, Stoppeln und Halme verzehrt.
 Ha! da lodert' ich auf, ich Unglücklicher! — Seltsames Wunder,
 Schnee in feurig Geschoss plötzlich gewandelt zu sehn!
 Fort mit Bogen und Pfeil, Cupido! schäm' dich der Fackel!
 Höhern Zauber bedarfs, Herzen entflammen mit Eis!

H. St.

*) Aus der: Anthologia Epigrammatum latinorum recentioris aevi. Colleg. et edid. Anton. Stein, Philol. Prof. Vindobonae, 1816, apud Ant. Doll.

Wandgemälde aus Pompeji.

Neapel, im September 1827.

Herkules und Iole.

Als Fortsetzung der schon früher in Ihrer Zeitschrift theilweise umständlich beschriebenen Wandgemälde von Pompeji, liefere ich Ihnen diesmal eine Darstellung jener, so in einem kleinen, erst neuerlich ausgegrabenen Wohnhause hinter der so genannten Crypta di Eumachia, entdeckt, und von den Kennern bereits den zartgehaltensten und wahresten Schilderungen dieser Art zugezählt worden sind.

Die Schönheit ist gewisser Massen eine Klippe, an welcher oft die Alles besiegende, sich Alles unterwerfende Manneskraft den traurigsten Schiffbruch leidet. Von dieser so überaus gefährlichen Schönheit fabelten die Alten, als sie sich einbildeten, daß Herkules, der stärkste unter den Sterblichen, der so viele übernatürliche Thaten ausübte, endlich bezähmt, und durch Iole besiegt wurde, die den unbändigsten und berühmtesten der Heroen auf eine lächerliche Weise zum weichlichsten und unbeholfensten Gesunden umschuf, und dadurch den Dichtern zu der Beschuldigung Stoff ließ, er habe sich nicht geschämt, den verworfensten und niedrigsten Handthierungen der gemeinsten Dienstmägde obzuliegen. Herkules und Iole ruft der Antiquar, sobald er dieses reizende Bild erblickt, und wahrlich kein anderes Subject läßt sich auffinden, das ihm anpassender wäre. Der Gott der Stärke sitzt auf einem Felsblock, über welchen die Löwenhaut ausgebreitet ist. Seine Schläfe umschlingt ein Kranz von Eichenlaub; seine Linke stützt sich auf die mächtige Keule, sein ganzes Aussehen zeigt den aufgeregten Zustand, und die ängstliche Spannung seiner Seele, in Erwartung der Worte, die seine schöne und grausame Geliebte eben auszusprechen im Begriff ist.

Die leichtfertige Iole steht neben dem Halbgott, lehnt sich mit dem rechten Arm auf einen Pfeiler, und reckt die Linke gebieterisch und mit entschlossener Miene gegen ihren Anbether aus. Ein weißes, durchsichtiges Hemd verhüllt nur schwach einen Theil ihres schönen Körpers, über welchen sie zur Hälfte einen lichtblauen, in reizende Falten gelegten Mantel geworfen hat.

Die Gruppierung ist äußerst edel und wahr, die Zeichnung correct und ausdrucksvoll, absteckend, ohne grell zu seyn, die Üppigkeit von Iole's Gliederbau im Gegensatz zu dem musculösen Körper des Herkules, ist sehr gut bezeichnet, und das Colorit wegen seiner Zartheit lobenswerth. Den Hintergrund bildet ein nur leicht skizzirtes Architekturstück.

Eine Bacchantinn mit dem Stier.

In der Mitte der Zimmerwand, dem erstern Gemälde gegenüber, gewahrt man ein reizendes, nacktes Weib, die in tanzender Stellung mit ihrem rechten Arm den Hals eines Stieres umschlingt, und in einer Hand den Strick, woran der Stier geleitet wird,

mit der Linken aber einen blaß violetten Schleier hält. Man hat in diesem und ähnlichen Gemälden, die sich in mehreren Wohnungen des alten Pompeii finden, einen Jupiter mit der geraubten Europa erkennen wollen; da jedoch nirgends einiges Wasser angedeutet ist, welches, der Fabel nach, der Gott mit seiner schönen Beute durchschwamm, und da auch die leichte Haltung des Weibes keineswegs mit jener der Schönen übereinstimmt, die sich vor dem räuberischen Ungeheuer kräut, so ist es glaubwürdiger, daß dieses Wandgemälde eine Bacchantin mit dem Stier vorstelle, welcher dem Dionysos, wie die Griechen den Bacchus nannten, geheiligt war. Der Dienst des Bacchus muß zur Zeit des Ausbruches vom Jahr Christi 79 in den weinreichen Städten des glücklichen Campanien außerordentlich verbreitet gewesen seyn, denn man entdeckt zu Pompeii nur wenig Monumente, so auf diesen Gott keinen Bezug nahmen; die Stadt ist voll davon, fast alle ihre Gemälde zeigen einen Mythos des Bacchus, von dem wir wissen, daß er bisweilen die Gestalt eines Stieres annahm, und ihm diese Thiergattung heilig war, vielleicht, wie Einige wollen, weil solche am Weinbau Theil nahmen, oder laut der Fabel, so Nonnus in seinem Gedichte von den Gefährten des Bacchus erzählt.

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im November 1827.

(S c h l u ß.)

In dem Nebentheater nächst der Steinstraße trug sich neulich ein drolliger Vorfall zu. Ein junger Bühnenkünstler, den der Himmel mit ungemein starker Lunge und anatomischem Gliederbau gesegnet, spielte in Kratters Mädchen von Marienburg den Czar. Nicht allein die Versammlung war erschüttert, sondern Decorationen, Souffleurkasten, Soffiten über die Kraft seines Vortrags. Die Erde bebte unter seinem Schritt, und die Pfeiler der alten Czarenburg wankten bey dem Donner seiner Stimme. Ich befand mich in einer Loge des ersten (und einzigen) Rangcs; der zweyte Act war vorüber, man schöpfte Athem nach der Betäubung, die des Czars dröhnendes Geschrey hervorgebracht. Plötzlich ertönt dieselbe Stimme unter mir im Parterre. Ich traue meinen Ohren nicht; aber meine Augen sagen mir bald, daß ich recht gehört. Ich werfe einen Blick hinab, und vor der ersten Bank des Parterres steht der Czar, halb seiner äußern kaiserlichen Pracht entäußert, einen modernen Mantel übergeworfen, aber in Haltung und Geberde noch ganz der Monarch. „Sie haben sich moquirt, Sie —“ donnerte er drey junge Bursche von respective 15 — 17 Jahren an; „läugnen Sie nicht, ich sah es, Sie haben sich moquirt, und wehe Ihnen, wenn ich es noch einmal bemerke, ich habe ein scharfes Auge auf Sie.“ Die ganze Versammlung richtete nun natürlich seine Blicke auf diese Komödie in der Komödie; das sich moquirt haben sollende jugendliche Terzett rückte vor Berlegenheit hin und her auf der Bank, keiner wagte eine Sylbe zu antworten, weil des Czars drohende Miene das Äußerste befürchten ließ; hin und wieder wurde gelacht; aber die am nächsten stehenden bejahrten Männer ersuchten nachdrücklich seine theatralische Majestät, den verlassenen Thron wieder zu besteigen und von einer solchen Kleinigkeit keine Notiz zu nehmen, welches der aufgebrachte Monarch unter rückwärts gerichteten Drohungen gegen die Moquirer endlich genöthigt wurde zu thun.

Zu großem Erstaunen der Straßengänger sah man eines der neu gebauten Häuser in der Nähe des Jungfernstiegs weinen. Aus den untern Fenstern des Gebäudes ergossen sich reichliche Ströme, und der gaffende Kreis beschäftigte sich lange Zeit damit, heraus zu klügeln, was diese zu bedeuten hätten, bis einer so vernünftig war, zu dem Eigenthümer hinzufenden, um ihn von dem seltsamen Spuk bey hellem lichten Tage in Kenntniß zu setzen. Das Warum dieser Thränen wurde demnach offenbar, „siehe noch die Todten auferstehen.“ Eine Familie mit Kindern hatte die leeren Räume besichtigt, um in Unterhandlung wegen Mlethe einer Etage mit dem Besitzer zu treten. Als sie in dem Keller angelangt waren, spielten die Kinder an den Hähnen der dort be-

findlichen Wasserleitung, und öffneten einen davon so weit, daß das herandringende Wasser stark genug wurde, das Hinderniß vollends aus dem Wege zu räumen, welches geschah, nachdem die Besucher das Haus bereits verlassen hatten. Mehrere Pumpen wurden nun schleunig applicirt, und so ein Thränenstrom gehemmt, der kein Ende genommen hätte, so lange noch einiges Wasser in der Elbe befindlich war.

Von dem italienischen Taschenspieler *Pettorelli* erzählte man mir folgende Anekdote, die sich während seines Aufenthalts in unserer Stadt zugetragen haben soll. Ein hiesiger, sehr gewandter Dilettant, der in den so genannten *Escamotir*-Stücken manchen Meister von Profession übertrifft, ging eines Abends hin, um *Pettorelli*'s Vorstellungen zu besuchen. Beyde Männer kannten sich schon; lächelnd zahlte der Dilettant, lächelnd gab *Pettorelli* die Eintrittskarte. Als der erste einige Schritte in den Saal hineingegangen war, rief ihm der Taschenspieler mit einigem Triumphe nach: „Mein Herr, haben Sie denn Ihr Billet?“ — „Nein,“ erwiderte sich umdrehend und ruhig der Dilettant; „aber haben Sie denn das Geld dafür, mein Herr?“ — und *Pettorelli* mußte gestehen, daß er mit eigenen Waffen geschlagen war.

K. v. K.

Pesth, im September 1827.

(Fortsetzung von No. 7.)

Besonders läßt der Straßenbau, welcher in diesem Jahre vom *Hatvaner-Thore* nach der *Kerepeser-Linie* zu begonnen hat, und bereits bis zum *Bürger-Spitale* vorgedrückt ist, eine *Chaussee* sonder gleichen und wie sie nur durch Anwendung des *Mac-Adams* misirens möglich ist, hoffen: — eine Hoffnung, die um so erfreulicher ist, als damit die neue von der *Kerepeser-Linie* bis in den so genannten *Steinbruch* nach *Bodmerischen* Grundfäden neu angelegte *Eisenbahn* der Stadt nützlicher wird. Es hat diese im verwichenen Sommer auf *Actien* und zur Probe angelegte *Eisenbahn* diese Probe bey deßfalliger im September d. J. vor Tausenden gehaltenen Prüfung trefflich gehalten, und man ist von der dadurch bewirkten ungeheuren Förderung des *Transports* augenscheinlich überzeugt worden, wiewohl den edlen *Unternehmern* und *Gönnern* des Werks noch einige Schwierigkeiten zu beseitigen übrig bleiben werden, worauf die *Gesetze* der *Friction* und des *Hebels* keinen Einfluß haben. Das Ganze hat das Ansehen eines kleinen *Stundenlangen Aquaducts*, und wird vor der Hand nur vorzüglich zu *Steinführen* aus den herrlichen *Sandsteinbrüchen* benutzt; also, daß dieser *Landtransport* so ziemlich *Concurrenz* mit den *Wassertransporten* hält, welche von oben und unten nach *Pesth* *Bausteine* führen: — eine Waare, welche da (man kann jährlich über 50 neu erbaute Häuser rechnen) zu neuen Bauten, wie zu Vergrößerung aller Gebäude nöthig genug gebraucht wird. Unter den neuen augenfälligen Gebäuden zeichnen sich aus: die neue *calvinische Kirche* vor dem *Ketskemeter-Thore*, auf dem so genannten *Heuplätze*, welcher überhaupt neuerdings durch *Superstruction* alter Häuser gewonnen, und dem *Bernehmen* nach die *Aussicht* hat, bald durch öffentliche Bauten ein Ansehen zu gewinnen. *Rundung* und *Ausdehnung* dieses *Plazes* eignen sich ganz dazu, ihn solcher *Berschönerung* werth zu machen, und wenn auch gedachte etwas langsam erstehende Kirche vor der Hand und bey *Ermanglung* völligen *Auspuzes* (zumal am vorläufig schlicht bedachten *Thurme*) des *Effects* gefälligen und zierlichen *Styls* enträth, so macht sie doch für diesen aller *Points de Vue* beraubten *Theil* der Stadt oder vielmehr *Vorstadt* einen weitgesehenem *Zierrath* aus. Danächst ist als neues Gebäude zu bemerken die auf dem zum *National-Museum* gehörigen *Gartengrunde* von dem für *Vervollkommnung* der ungarischen *Pferdezucht* gestifteten *Verein* erbaute *Reitschule*, deren mit einem sinnigen *Haut-relief* (es stellt die *Kossebändiger Castor* und *Pollux* vor) geschmückten *Fronton* in die *Sándor-Gasse* ausgeht, und die, wenn auch nicht *classisch* verabfaßte, doch wohlgemeinte *Inscription*: „*Municipii juventuti patriae*“ trägt *). Das Innere der *Reitschule*,

*) Nach dem *Gesetze* des *lapidarischen Styls* sollte es heißen: „*Juventuti Patriae Municipii*“ und auf jeden Fall ist der *Ausdruck* „*Municipii*“ zu unbestimmt.

zumal die Loge für die Zuschauer, ist so geschmackvoll als zweckmäßig eingerichtet, und obgleich das Ganze keinen imposanten Umfang hat, so mag es doch verbürgen, daß diese neue patriotische Unternehmung, welche bereits am verwichenen Medardi-Markt in hoffnungsvollen Erstlingen erblühte, zum nächsten, eben dahin gesetzten Termine die beabsichtigten Früchte bringen, und ein löbliches nationales Spectakel ins Leben rufen wird.

(Der Schluß folgt.)

Concert = Anzeige.

Morgen, Sonntags den 20. Jänner, wird Hr. Joseph Slawik, um die Mittagsstunde, im Saale der nied. österr. Herren Landstände ein Concert geben. Dieses wird durch den ersten Satz einer neuen Symphonie von J. E. Horzalka eröffnet werden. Sodann wird Hr. Slawik den ersten Satz eines von ihm componirten Concerts auf der Violine spielen. Die H. Schuster, Höf, Rupprecht und Borschitzky, k. k. Hofopern-Sänger, werden ein Cherubinisches Quartett, und Mad. Hoffmann eine Arie von Caraffa aus der Oper Le Solitaire singen. Sodann wird der Concertgeber neue Variationen für die Violine spielen, und Hr. Carl Maria von Bocklet und Hr. Slawik eine Phantasie für Pianoforte und Violine von F. Schubert ausführen. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen des Hrn. Artaria et Comp. am Kohlmarke, und des Hrn. Haslinger am Graben, so wie am Tage des Concerts an der Cassa zu haben.

Ball = Anzeige.

Mit hoher Bewilligung wird Dinstags den 22. Jänner im Saale zum römischen Kaiser zum Vortheil einer leidenden Familie von sechs Kindern, und einer über 90 Jahre alten Mutter ein Gesellschaftsball gegeben werden. Während der Kaststunde wird Hr. Schack ein Adagio und Rondo von Maysecker auf der Violine vortragen. Das Bilet kostet 3 fl. W. W., und in Berücksichtigung des wohlthätigen Zwecks dürfte diesem Balle zahlreicher Besuch zu wünschen, und bey der bekannten milden Gesinnung des Publicums auch zu hoffen seyn.

Benefice = Anzeige.

Der k. k. Hof-Opersänger, Hr. Gramolini, wird Samstag, den 19. Jänner, Mehls treffliche Oper: Joseph und seine Brüder, zu seinem Vortheil geben. Die Besetzung wird folgende seyn: Joseph, Hr. Gramolini, Jacob, Hr. Forti, Benjamin, Dlle. Greis, und Simeon, Hr. Gottdank. Die Reprise dieses ausgezeichneten Tonwerkes wird gewiß allen Freunden der Tonkunst eine willkommene Erscheinung seyn.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 22. Jänner 1828.

10

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die alte Zigeunerinn.

(S c h l u ß.)

Eine Heirat ist immer eine Sache von großem Interesse, vorzüglich für die Frauen. Diese ward als die Folge der Drakelsprüche meiner Zigeunerinn angesehen, was Wunder also, daß die ganze Welt, das heißt unser ganzes Dorf, vor Begierde brannte, sich aus dem Buche des Schicksals vorlesen zu lassen, und von so untrüglicher Autorität zu vernehmen, daß das, was man wünschte, auch geschehen werde. Doch gab es aufgeklärte Köpfe unter uns, die Anstand nahmen, diesen Wunsch so geradezu laut werden zu lassen. Zu diesen gehörte Jette, unser niedliches Hausmädchen. Niemand fühlte vielleicht größeres Verlangen, ein wenig hinter den Schleier der Zukunft zu gucken, als gerade sie, aber sie spielte die Spröde. „Die alte Zigeunerinn sollte ihr nur kommen; nichts in der Welt sey im Stande sie zu bewegen, sich in der Hand lesen zu lassen, nichts in der Welt!“ — Und damit dieser heroische Entschluß ja kein Geheimniß bliebe, äußerte sie ihn so oft und so laut, als sie nur konnte. Nun war aber das, was jedes Mädchen sich doch am liebsten prophezeihen läßt, bey Henrietten, auch ohne Prophezeung, schon in Erfüllung gegangen: sie war nemlich mit Wilhelm Bernt, dem nettesten Burschen im Kirchspiel, versprochen. Wilhelm Bernt diente auf dem Herrnhofe, und die Verbindung hatte sich nur verzögert, weil beyde Theile übereingekommen waren noch zu warten, bis sie etwas mehr Geld zusammengespart, um die neue Wirthschaft nicht mit all zu leeren Händen anzufangen.

Jette ist la belle des Dorfes, und eine — Coquette, denn es gibt Coquetten auf dem Dorfe wie in der Stadt. Coquetterie ist die unzertrennlichste Gefährtinn der Frauen, weß Standes sie auch seyn mögen, vom dritten Jahre an, bis sie mit achtzig oder hundert die Augen zur ewigen Ruhe schließen; es ist die Eigenschaft, welche sich am frühesten bey ihnen entwickelt, wenn alle andere Gefühle noch schlummern. Gleich dem Gewissen, regt sie sich schon in ihnen, ehe sie noch zum eigentlichen Bewußtseyn gelangen; gleich jenem, mag sie zu betäuben seyn, ganz zum Schweigen zu bringen ist sie aber nie, weder durch

Leiden der Seele, noch Schmerzen des Körpers, oder irgend einen Wechsel unsers wechselreichen Lebens.

In dieser Eigenschaft als Coquette also, wies Henriette, obschon sie ihrem Wilhelm recht herzlich gut war, kleine gelegentliche Nebenabenteuer nicht von der Hand. Das gab oft zu sehr lebhaften Debatten zwischen den Liebenden Anlaß; Wilhelms Gutmüthigkeit und leichter Sinn gewann jedoch dem Dinge immer die lustige Seite ab, und so war es bis jetzt noch nie zu einem eigentlichen Bruche gekommen. Ein ähnlicher Zwist mochte auch jetzt obwalten, denn als ich Jetten ihren Unglauben an Zigeunersprüche äußern hörte, setzte sie hinzu: „Wilhelm hat sich auch wahrsagen lassen, und wollte mich gleichfalls dazu bereden; aber Wilhelm ist ein Narr, und dem Rathe von Narren länger zu folgen, werde ich mich wohl hüten. Er mag thun was ihm beliebt, und ich werde es auch so machen.“

Eine halbe Stunde nach dieser letzten Entscheidung ging ich in den Garten; der Wind hatte einen Rosenstock losgerissen, es war kein Stock da, ihn fest zu binden. Um einen zu holen, ging ich in den Hof, wo unser Winterholz aufbewahrt wird, und hier fand ich, zwischen aufgethürmten Reisbündeln und Kohlenhaufen — Jetten, und die alte Zigeunerin, eben beschäftigt jener Schicksal aus den Linien ihrer Hand zu deuten. Die alte verwiterte Matrone, mit verschmizten Augen, und braun wie eine Mumie, und unsere Dorfschöne, rund und voll, blühend wie eine Hagebutte, und — in diesem Augenblicke wenigstens — gläubig und ohne Falsch wie eine Taube, bildeten den auffallendsten Contrast, der mir je vorgekommen. Die Klientin horchte viel zu aufmerksam zu, um mich gewahr zu werden, aber die Zigeunerin bemerkte mich, und hielt so plötzlich inne, daß Jette erschrak, aufblickte, und mich entdeckte.

Sie schien nicht übel Lust zu haben zu läugnen; sie nahm sich zusammen, und es gelang ihr wirklich, ein recht unbefangenes Gesicht zu Stande zu bringen. Obgleich ich noch kein Wort gesprochen hatte, fing sie doch an etwas von Kohlen, die sie habe holen wollen, zwischen den Zähnen zu murmeln, und füllte dabey meine neue, eben erst angestrichene Gießkanne, statt des neben ihr stehenden Korbes, mit Steinkohlen, so viel sie nur hinein bringen konnte, wodurch ihre Schürze eine sehr sonderbare Malerey von Schwarz und Grün auf weißem Grunde erhielt. Während sie so beschäftigt war, winkte sie der Zigeunerin unaufhörlich, sich zu entfernen, was diese aber nicht verstehen wollte, entweder, weil sie in mir einen neuen Kunden zu acquiriren hoffte, oder, was mir wahrscheinlicher vorkam, weil sie meinen Hoshund Philax fürchtete, der sich am großen Thor die Seele fast aus dem Leibe bellte.

Philax ist ein Muster von einem Hunde, — hat eine Art von Büttel-Instinct — einen pflichtschuldigen Widerwillen gegen Betrunkene, Diebe, Landstreicher und liederliches Gesindel jeder Art. Alle Hunde sind geborne Physiognomen, — ziemlich entschiedene Aristokraten, dem hold, was schön und zierlich, und allem Schäßigen abgeneigt. Mein Philax aber hat ein ganz besonderes Unterscheidungsvermögen; ich möchte fast sagen, er berücksichtigt das Moralsche. Er hat nichts gegen ehrliche Lumpen, gegen Schmutz, Krücken, Alter oder Gebrechlichkeit an sich selbst, aber er merkt gleich, wenn etwas Verdächtiges dahinter steckt. Wie oft habe ich schon Gelegenheit gehabt seinen richtigen Tact zu bewundern, und den armen Teufel bedauert, daß die zwey Beine, die er

zu viel hat, seinem Glück im Wege stehen; mit einer so feinen Nase würde er eine glänzende Carriere machen. Jetzt benutzen wir seine Gaben so gut wir können: soll etwas gekauft, oder eine fremde Person in Dienst genommen werden, so consultirt alle Welt meinen Philax. Wenn er herbeygepiffen wird, ist von Betrug keine Rede, und mancher Schweinehandel blieb schon ungeschlossen, weil Philax den Käufer nicht approbirte. Dabey ist er völlig unparteyisch; Fremde und Einheimische gelten ihm gleich: in unserm eigenen Dorfe ist ein lahmer Schuhlicker, Gottlieb Baumel; er schielt ein wenig, und ist etwas buckelig, was bekanntlich der Ehrlichkeit keinen Eintrag thut; aber Philax kann ihn nicht leiden, und seitdem das bekannt ist, hat der Mann nicht ein Paar Fleckchen aufzusehen gehabt: — der Hund hat ihm alle Ehre abgeschnitten.

Mein Nachbar, der Wirth zur Rose, pflegte in der Behandlung seiner Gäste lange Zeit meines Philax Rath zu folgen, und nie ging es in seinem Hause ordentlicher zu. Seitdem er aber gemerkt, daß Philax Zechbrüder eben so wenig leiden kann, als Diebe, und ihm seine besten Kunden wegbellt, wirft er mit Steinen nach ihm, so oft er sich sehn läßt; es sind ihm aber auch seit dieser Zeit schon drey silberne Eßlöffel, und einmal eine Hammelkeule weggekommen.

Wir standen lange, und sahen einander an, wie Leute, die sich schämen, oder die Triumphe der Schadenfreude durch Sprechen nicht stören wollen. Die Zigeunerinn erholte sich zuerst, und erbot sich mir mein Schicksal zu deuten. Ich dankte, und gab mir alle Mühe Philax zu vermögen, sie hinaus zu lassen, allein es war vergebens, und sie würde wahrscheinlich noch dastehen, wenn Jette nicht den gescheiden Einfall gehabt hätte, sie durch's Haus zur Hinterthür hinaus zu schwärzen.

Henriette hatte einen harten Stand: man neckte sie von allen Seiten, und quälte sie unaufhörlich, mitzutheilen, was die Zigeunerinn ihr prophezeit. Jedermann weiß aber, daß eine Zigeunerprophezeung nicht in Erfüllung gehen kann, wenn sie nicht wenigstens drey Tage geheim gehalten wird. Das mußte auch Jette, die Alte hatte nicht unterlassen es ihr einzuschärfen. Sie schwieg also standhaft, schien aber sehr zufrieden. Als jedoch die drey Tage vorüber waren, und wir alle im Hause die Zigeunerinn und ihre Weissagungen schon fast vergessen hatten, konnte sie nicht länger an sich halten — es schien ihr das Herz abdrücken zu wollen. „Noch in dieser Woche (vertraute sie meiner Schwester) werde der junge Mann kommen, der rechte junge Mann, der sie heiraten würde.“ „Aber Jette, bedenke sie doch, was soll denn aus dem armen Wilhelm werden,“ entgegnete verweisend meine Schwester; doch Jette warf das Näschen auf, machte ein schnippisches Gesicht, und blieb die Antwort schuldig.

Durch wiederholte Mittheilungen ergab es sich, daß der von der Zigeunerinn verheißene Freyer einen braunen Überrock tragen, und auf einem Schimmel an's Haus geritten kommen würde. — „Wo nähme denn Wilhelm den Schimmel her, und den Überrock? er trägt ja lauter Jacken.“

Noch kein Schimmelreiter hatte sich sehen lassen; seit Donnerstag war kein Mensch auf einem Schimmel vorübergeritten, und es war schon Sonnabend, also der letzte Tag. Jette war wie verrückt, und nicht vom Fenster zu bringen: alles blieb stehen und liegen, und meine ordnungsfüchtige Schwester,

die, wenn sie in meiner Abwesenheit einmal in mein Zimmer geräth, es so ordentlich zusammen räumt, daß ich die nöthigsten Dinge nicht finden kann, sehnte sich beynahe eben so sehr nach dem Schimmelhelden, als die, der er verheißen war.

Mancher Schimmel ward an jenem verhängnißvollen Sonnabende vorübergeritten, getrieben, und geführt, denn in Lindendorf war Jahrmarkt, aber keiner trug den versprochenen Freyer. Schon wurden der Vorüberziehenden immer weniger, der Abend rückte heran, kein Schimmel wollte sich weiter sehen lassen. Endlich kam noch einer ganz langsam den Hügel herab; aber die Farbe von des Reiters Rock war weißer als die des Pferdes — unbekümmert ritt er fürbaß. Henriettens Unglaube an Zigeunerwort schien zurück zu kehren, sie ward ängstlich und unruhig, und die Fensterläden blieben wenigstens eine Stunde länger als gewöhnlich offen: sie wollten heute gar nicht schließen. Die Besorgniß, sie dürste vielleicht das gewöhnliche Schicksal der Coletten haben, und sitzen bleiben, war auf ihrem Gesicht zu lesen, denn mit Wilhelm schien es aus, rein aus zu seyn. Endlich, als die Dunkelheit bereits so zugenommen hatte, daß man die Gegenstände fast nicht mehr unterscheiden konnte, und Henriette, nothgedrungen, schon Hand an den letzten noch offenen Fensterladen legen wollte, rief sie mit freudigem Jubel, „sie erblicke etwas Weißes!“ Ärgerlich über die Närrinn, liefen wir an's Fenster, und ich war böshast genug zu behaupten, es sey Bläschen, Nachbar Michels weiße Kuh, die sich auf der Weide verspätet haben müßte. Aber nein, es war wirklich ein Pferd, ein weißes Pferd, und der Reiter trug einen dunkeln Rock, schien jedoch in keiner Freyerhast, denn er ritt im gemächlichsten Schritt. An der Ecke der Pfarrgasse hielt er sogar still, als ob er unschlüssig wäre, welchen Weg er einschlagen solle. Er nahm jedoch den nach unserm Hause, machte aber an der Rose wieder Halt, ließ sich zu trinken geben, und plauderte mit der Wirthinn: Henriette war auf Kohlen. Endlich ritt er weiter — gerade auf unsern Thorweg zu. Jette fuhr hinaus wie der Blitz, um zu öffnen. Der Fremde war abgestiegen, faßte sie bey der Hand, und zeigte der verblüfften Schönen durch das weit offene Thor das freudestrahlende, triumphirende Antlitz — ihres Wilhelm. Jettens Gesicht verzog sich verzweifelt in die Länge: man sah ihr an, daß ihr ein freischer Freyer, an dem sie weder ihre Launen noch ihre Zärtlichkeit bereits versucht, lieber gewesen wäre,

Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue.

Die Furcht vor dem alten Jungfernstande hatte sich ihrer diesen Abend aber so ganz bemeistert, daß sie es für's Beste hielt, die Weissagungen der Zigeunerinn in keinem Fall zu Schanden werden zu lassen, und lieber wieder gute Miene zum alten Spiel zu machen. Wilhelm hatte sich in der Stadt einen braunen Überrock gekauft, also war doch wenigstens Etwas neu an ihm; den Schimmel aber, den er ritt, hatte sein Herr auf dem Markte eingetauscht. — Er wußte wohl, daß die Alte nicht nur wahr, „sondern auch die Wahrheit sagen würde — hatte er es sich doch was Kosten lassen.

B e w u ß t s e y n .

Ist's beschlossen, daß ich traure,
Nun so traur' ich still für mich,
Und kein Zwenter soll mich trösten,
Jeder sorge doch für sich.

Wie es dieser Brust ergangen,
Kann es deiner auch ergeh'n,
Und den leeren Schall der Worte
Wirst erst deutlich dann versteh'n.

Jedem wohnt ein Geist im Herzen,
Der ihm Heilung selber schafft,
Und der beste Trost im Leiden
Ist die eigne Menschenkraft.

F. H. Slawik.

Wandgemälde aus Pompeji.

Neapel, im September 1827.

(S c h l u ß .)

Zwey Centauren.

Als Irio, von der Schönheit der Göttermutter hingerissen, seiner Wünsche Ziel mit jener Wolke erreicht zu haben glaubte, so ihm Juno, in stolzer Verachtung seiner Flamme, vorzauberte, und der sie ihre vollkommne Gestalt verliehen hatte, entsprang aus seiner Vereinigung mit dem Phantom ein mißgestalteter und unglücklicher Sohn, nachmals der Centauren Vater. Wir übergehen hier Alles, was gemuthmaßt worden ist, um diese fabelhafte Angabe auf einen historischen Grund zurück zu führen, und bemerken bloß, daß nach Angabe der heidnischen Götterlehre, diese Centauren, den häßlichen Sitten und Gebräuchen ihres Erzeugers ähnlich, nach dem Weine lüfterner als die Satyrn selbst, die Unmäßigkeit bey den Bacchanalien, und eben so große Verschwendung und Wüßlinge, als Weinschläuche waren.

Ein nicht minder feuriger Anbether der Frauen, als seine Stammesverwandten, ist der in diesem Bilde dargestellte Centaur. Eine Bacchantinn hat ihm die Hände auf den Rücken gebunden, kniet auf seiner Groppe, reißt ihn mit der linken Hand bey den Haaren, setzt ihm den rechten Fuß in den Rücken, und ertheilt ihm mit dem Thyrsusstabe die verdiente Prügeltracht, die wahrscheinliche Ursache, daß er, einem gespornten Pferde gleich, seinen Lauf verdoppelt.

Wenn aber die Centauren fast durchgehends unmäßig und von niedriger Sinnesart waren, so macht Chiro hievon eine gerechte Ausnahme, und rettet die Ehre seines Geschlechts. Weise, klug und fündig, war er der Liebling der Götter und Menschen. Der Erfinder vieler Heilkräfte der Pflanzen, galt er für den ersten Phytologen, und wurde, wohl bewandert in allen Vortheilen der Jagd und der Musik, der Lehrer des Bacchus und Achill. Nach der Erklärung der herculanensischen Academiker, glauben wir, daß der, auf einem zweyten Wandgemälde desselben Zimmers dargestellte, etwas ältere Centaur, der einen blondhaarigen Knaben in seinen Armen hält, dem er, wie es scheint, die Leyer spielen lehrt, ein Chiro und Bacchus seyn könne. In dieser Muthmaßung bestärkt uns der Thyrsus, an dem eine Zimbel aufgehangen ist, und den der Centaur auf der Schulter trägt.

Beide Centauren sind im schwarzen Felde gemalt. Ihre Composition ist äußerst

gefällig und geistreich, die Ausführung aber höchst gelungen. Die thierische Hälfte der Centauren ist blaß goldfarb, ihr menschlicher Theil ein leichtes Braun, was sich so gut zusammen verbindet, daß das Auge, gleich als an einer wahren und gewöhnlichen Sache, daran Gefallen findet.

Zwey Centaurinnen.

Von dem Sohn des Irio stammen auch die Schwestern der Centauren ab, die bey einer namhaften Geschlechtsvermehrung, auch den monströsen Stamm erweiterten. Lucian erzählt uns Wunder von einem Gemälde des Zeuxis, auf welchem eine Centaurinn vorgestellt war, die zwey ihrer Jungen säugte. Auch Philostrat zeichnet sie im zwoyten Buche seiner Imagines höchst reizend, und sagt, daß, wenn man solche betrachtete, ohne den Pferdefuß zu gewahren, sie leicht geschürzten Najiaden gleichen. Diese Schilderung scheint der Maler gegenwärtiger Bilder vor Augen gehabt zu haben; beyde Centaurinnen sind im schnellen Laufe dargestellt: Ovid beschreibt die schöne Centaurinn Hylonome, die so reizend und geschmückt war, als ihr Leben in den Wäldern es gestattete, ihre glänzenden und wohlgeordneten Haare im frischen Quell- oder Flußwasser wusch, mit Blumen durchflocht, und sich mit den auserlesensten Thierfellen bekleidete. Der pompejanische Maler, der sich das alte Recht nicht streitig machen ließ, welches die Malerey und Dichtkunst mit einander gemein haben, nemlich jeden Gegenstand zu verschönern, zierte unsre Centaurinnen mit Schaufpennigen und Armspangen, und bekleidete sie mit zarten Mänteln. Wir bewundern mit allen Kennern der schönen Künste jene Centaurinn, die mit einem blühenden Knaben einher galoppirt, den sie hinter dem Rücken umschlungen hält, und der ein Deckels-Instrument gegen ein anderes ähnliches stößt, das die Centaurinn selbst in der rechten Hand hält, während ihre linke in eine fünfsaitige elegante Leyer greift, die sie auf ihre Groppe stützt. Der Zauber in den Bewegungen ist so groß, die Stellungen des Spiels und Laufens harmoniren so gut mit einander, mischen sich so vortreflich im richtigen Einklang, daß sie eine Übereinstimmung bilden, durch welche die Illusion herbegeführt wird, als ob Spiel und Trott nach demselben Tacte, nach denselben Gesetzen des Gleichmaßes geschähen. Die Centaurinn hat ihre Haare in eine weiße Binde geknüpft, ein violetter Mantel flattert auf ihrer Groppe; der Mantel des Knaben ist bleichblau.

Die zweyte Centaurinn scheint eben ein junges Mädchen zu einem Bacchus-Feste zu führen. Das reizende Kind sitzt, oder liegt vielmehr recht bequem auf ihrer Groppe, mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, und trägt als einzige Bekleidung eine gelbe Tunica. Mit der linken Hand hält das Mädchen einen Thyrsus, während die Centaurinn sich wendet, um einen grünen Feston an den Stab zu heften, ohne jedoch vom Galoppiren abzulassen. Auch diese Gruppe ist vorzüglich durch ihre Ausführung. Sowohl Lucian als Philostrat loben an den von ihnen geschilderten Centaurinnen die Kunst des Malers, der den weissen Leib eines schönen Weibes mit dem Körper eines Pferdes so gelungen zu verbinden wußte, und sagen, die Harmonie der Tinten und die richtige Gradation der Farbentöne sey so herrlich, die Vereinigung der Theile so adäquat gewesen, daß diese sonderbare Zusammenstellung nicht im geringsten unnatürlich schien, und sogar für das Auge einen angenehmen Effect hervorgebracht habe. Der Körper des Pferdes ist weiß, eine Farbe, die der Maler, meines Bedünkens, mit gutem Vorbedacht wählte, um die thierischen Formen mit dem weissen und zarten weiblichen Leibe zu verbinden. Auch diese beyden Gruppen stehen im schwarzen Felde.

Gehestens hoffe ich Ihnen einen Bericht über die Ausgrabungen liefern zu können, die jezt immer interessanter werden. H.

Correspondenz-Nachrichten.

Peßh, im September 1827.

(S c h l u ß.)

Die schönsten privaten Bauten neuerer Zeit sind in der Leopoldstadt gegen die Dorotheen-Gasse und auf dem Josephsplatz entstanden, und haben die:

sen Theil der Stadt zum schönsten so gewiß gemacht, als hier die bezügliche Behörde sich als wahre Verschönerungs-Commission bethätigt, und um ihren Werken hier die Krone aufzusetzen, nichts zu thun hat, als den Ausbau des Theaters vollenden zu lassen. Jedoch unter allen hiesigen Bauten dieses Jahres, wenn auch nicht vollendet, doch möglichst und bis zu den günstigsten Schlussfolgen gefördert, stehet oben an das neue an der Donau gegen den Ausladungsplatz hin errichtete Kaufhaus, welches eben so ziemlich unters Dach gebracht worden ist: — ein Gebäude, welches bey ungefähr 80 Schritt Länge und 50 Schritt Tiefe sowohl durch seine Lage, als durch seine architektonische Schönheit diesem Plage zur wahren Schlußzierde dienen wird. Der untere Theil des Gebäudes ist vor der Hand zu Waaren-Magazinen eingerichtet, kann jedoch leichtlich in für wichtigere Zwecke dienliche Locale umgeändert werden, und oben wird nächst mehreren ansehnlichen und behäbigen Appartements ein schöner geräumiger Saal sich befinden, wie noch keiner hiesigen Orts existirt. Überhaupt hat es mit diesem Gebäude die eigene Bewandniß, daß es nicht nur aus gesunder Verathung des hiesigen Handelsstandes über zweckmäßigere Anlegung gewisser, eben nicht zum Besten placirten Fonds hervorgegangen ist, sondern auch einen löblichen Eifer der hiesigen Kaufleute für Ordnung und Ehre ihrer Gilde bekundet hat: — einen Eifer, welcher für das hiesige so lebhaft, als wichtige Commercium um so schönere Früchte tragen muß, als der Credit eines Handelsplatzes nur durch strenge Geschäftsordnung und sichere Rechtsfindung aufrecht erhalten werden kann. Man hofft auf ein Wechselrecht für Ungarn — und in Folge dessen auf ein Wechselgericht in Pesth — und wo möchte dieß besser residiren, als im neuen Kaufhause? Ferner knüpft sich an den vollen Ausbau dieses halb-öffentlichen Gebäudes nicht nur die Hoffnung des Handelsstandes, ein seiner Wichtigkeit entsprechendes Local für seine gremialen Versammlungen und Verhandlungen, für Archiv ic. ic. zu besitzen, sondern man darf auch vermüthen, daß sich im gedachten Kaufhause über kurz oder lang für den ungarischen Binnenhandel, dessen Mittelpunct Pesth ist, etwas dem Londonischen Caffehaus Ähnliches n. b. mutatis mutandis — bilden werde, ja! es gehet auch die Rede, daß der schöne Saal mit seinen Appertinentien für die Folge zum Ressort der feinsten und vornehmsten Geselligkeit dienen könne.

Sie werden mich nun nach den Theatern in Pesth und Ofen fragen — und ich antworte Ihnen, daß es beyden Orts damit gut geht und steht: und wenn Sie den Theaterberichten vertrauen wollen, welche in der hiesigen Iris und in andern öffentlichen Blättern vorkommen, so fehlt es auch bey beyden Bühnen nicht an hohen Kunstgenüssen. Ich bescheide mich indessen, um der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, Ihnen so viel zu versichern, daß beyde Städte, zumal die civilistischen Ofener, mit den mittelmäßigen Leistungen der Schauspieler so zufrieden sind, daß es weder an Frequenz noch auch an Lobrednern fehlt, welche die liebe Kunst-Mittelstraße mit überschätzenden Phrasen präconisiren. Besondern Applauses, zumal in einigen Operndarstellungen, erfreute sich inzwischen und noch die ungarische Schauspieler-Truppe, allein billige und des Magnarismus entrathende Kritiker verkennen zwar weder das hervorragende Talent, noch den löblichen Eifer einzelner Mitglieder der mit allerley Schwierigkeiten kämpfenden Bühne, enthalten sich aber des vollen Beyfalls, welcher die Künstler so leicht hochmüthig macht. Im Allgemeinen hat das Theaterwesen, wie alle öffentlichen Vergnügungsanstalten, aus den oberwähnten Gründen fortwährende Frequenz, und sonach günstige pecuniäre Ergebnisse zu hoffen, was vielleicht auch nöthig seyn mag, um den guten Willen frisch zu erhalten. Wie es weiter mit uns geht — und daß es hoffentlich allenthalben wohlbestellt mit uns ist, — wird der angenehme Gegenstand meiner nächsten Correspondenz seyn.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Samstags, den 12. wurde in diesem Theater gegeben: „Cenerentola,“ und so außerordentlich gut ausgeführt, daß jede Nummer applaudirt wurde. Die feurige Execution dieser beliebten Oper wurde durch den wahrhaft schönen Gesang des Sigr. Rubin i,

welcher den Prinzen gab, außerordentlich belebt. Sein Vortrag veredelte jede Nummer, bey welcher er mitwirkte.

Sigr. Tamburini gefiel sehr als Stallmeister, und zeigte sich in dieser Rolle sehr vortheilhaft als Schauspieler. Sehr gut trug er seine pompöse Arie mit Chor vor, und imponirte durch sein schönes, hohes F.

Sigr. Comelli-Rubini befriedigte durch ihren kraftvollen, gelungenen Gesang als Cenerentola allgemein. Besonders glänzte sie in dem Duett mit dem Prinzen, und in ihrer Arie mit Chor am Schlusse der Oper.

Sigr. Verettoni war sehr glücklich in der Darstellung des Karrikatur-Charakters des Vaters, und durch seine schöne kräftige Bassstimme gewann diese Rolle außerordentlich.

Mlle. Bondra und Mlle. Roser gaben zur Zufriedenheit des Publicums die beiden Töchter. Der Chor und das Orchester zeichneten sich durch Kraft und Feuer besonders aus.

C o n c e r t.

Am 6. Jänner gab Mlle. Leopoldine Blahetka ein Concert im landständische Saale, und überzeugte ihre Landsleute, daß sie mit großem Ernst und Fleiß ein höheres Ziel zu erreichen strebt. Nicht allein ihre Bravour hat sehr zugenommen, sondern sichtbar hat sich ihr Vortrag mehr zu einem festen Charakter geneigt. Das oft bemerkte Schwanken im Tempo hat die junge Virtuofinn, nachdem sie in mehreren großen Städten sich öffentlich producirt hat, ganz abgelegt. Mit wirklicher Bravour und Kunstfertigkeit trug sie das A-dur-Concert von Henri Herz auf dem Pianoforte vor, und bewies, daß sie die schwersten Aufgaben zu lösen, die gehörige Kraft hat. Das schöne Pianoforte von Conrad Graf wurde von ihr mit besonderer Sicherheit und Delicatesse behandelt. Lauter, einstimmiger Beyfall und die Ehre des Hervorrufens wurde ihr zu Theil. Am Schlusse spielte sie große Bravour-Variationen über ein Thema von Rossini, in welchen sie sich zugleich als Verfasserinn und Virtuofinn auszeichnete. Weibliche Talente, welche nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern in ihrer Ausbildung so ernsthaft weiter schreiten, verdienen unter der aufwärts strebenden Menge von Kunstjüngern eine besondere Auszeichnung. Auch nach diesen Variationen wurde Mlle. Blahetka mit großem Beyfalle entlassen und gerufen.

Die zu Anfang executirte Ouverture aus Titus zeichnete sich durch eine besondere Kraft und Präcision des Vortrags aus. Als Intermezzo trug Hr. Dieze, unser trefflicher Dilettant, mit seiner schönen, kraftvollen Tenorstimme ein Gedicht von Müchler: „Die Liebe,“ mit Musik von Worzischek vor. Hr. Dieze besitzt Kraft, Zartheit und gefühlvollen Ausdruck. Großer Beyfall wurde ihm. Eben so erhielt Hr. Groß vielen Applaus wegen seines schönen Vortrags auf dem Violoncell. Er ließ uns die schwedischen Volkslieder von Romberg hören. Mlle. Müller, k. k. Hoffchauspielerinn, declamirte ein Gedicht von Kellstab: „Kaiser Maximilian“ mit der hohen Meisterschaft, welche das Publicum bey jeder ihrer Leistungen zu bewundern gewohnt ist.

B e n e f i c e - A n z e i g e.

Im Laufe dieses Monats wird der beliebte Komiker, Hr. Scholz, den zweyten Theil der Posse, die schwarze Frau, unter dem Titel: Der schwarze Mann zu seinem Benefice im k. k. priv. Theater an der Wien geben. Das Stück ist von ihm selbst verfaßt. Die Musik von Hrn. Capellmeister Gläser.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 24. Jänner 1828.

11

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbi, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halbi, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. W., bey K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbi und 26 fl. 24 kr. E. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Liebe Weh und Wonne.

Ein Kranz von sieben Liedern *), von Carl Hanisch.

I.

S c h e i d e n.

Lindor.

Aus der Liebe Zauberneken,
Die mich unvermerkt umspinnen,
Bin ich glücklich nun entronnen,
An der Freyheit mich zu legen.
Freyheit! goldne Himmelsfrucht!
Wohl, wer dich zu finden sucht!

Wie der Vogel in den Zweigen,
Wie der Fisch im klaren Quelle,
Wie das Tauchhuhn auf der Welle,
Will ich frey die Welt durchstreichen;
Fern von Lieb' und ihrer Pein,
Will ich frey und glücklich seyn.

Blauer Augen feuchter Schimmer
Und die Rosenglut der Wangen,
Nur geröthet von Verlangen,
Locket zum ersten Bund mich nimmer;
Auf des Lebens Blumenstür
Schwärm' ich, aber nippe nur.

Gute Linda! deine Thränen
Fließen, weil ich dir entgangen;
Denn du glaubtest mich gefangen;
Wirst dich ihrer bald entwöhnen.
Laß nun Andre um dich frey'n,
Ich will frey — frey will ich seyn!

*) Hr. Capellmeister Lindtpaintner hat die Composition dieser Lieder übernommen.

II.

K l a g e.

L i n d a.

Hast du wirklich mich verlassen,
Lindor, meines Lebens Licht?
Ach! ich sollte schwer dich hassen;
Aber hassen kann ich nicht.

Mit der Unschuld frommen Glauben
Ging ich unverwandt an dir;
Du nur konntest mir ihn rauben,
Und zugleich die Ruhe mir.

Solch ein Auge konnte lügen,
Lügen mir der fromme Mund?
In den edlen, freyen Zügen
Las ich Heil für unsern Bund.

Sage, was dich fortgetrieben
Aus der reinsten Liebe Arm?
Keine wird dich je so lieben,
Nie so treu, so fest und warm.

Mußtest du das Herz mir brechen,
Dieses Herz, nur dir geweiht?
Zittre! denn die Götter rächen
Jeden falschen Liebeseid.

III.

E r i n n e r u n g.

L i n d o r.

Im Freudengewühle,
Bey rauschendem Spiele,
Liebeln und Küssen
Mit leichtem Gewissen,
Das macht wohl Spaß:
Aber nach dem laut'sten Feste
Denk' ich an der Mädchen beste
Ohn' Unterlaß.

Gold öffnet die Pforten
Gleich schmeichelnden Worten;
Zärtliche Hände
Umschlingen behende
Uns wohl zum Spaß:
Doch mit reuigem Gemüthe
Denk' ich, Linda, deiner Güte
Ohn' Unterlaß.

Drum rasch sich entschlossen,
Hinweg mit den Poffen!

Leeres Getändel,
Verderbliche Händel,
Eclender Spas!

L i n d a, laß mich wiederkehren,
Lieben will ich dich, verehren
Ohn' Unterlaß.

IV.

S c h w e r m u t h.

L i n d a.

Vom trüben Himmel sinket
Die Nacht mit kalter Hand;
Kein Hoffnungsstrahl mir blinket,
Das Licht ist weggewandt.
Und schwere Nebel steigen
Aus dunkler Kluft empor,
Des Lebens Töne schweigen,
Nur Schrecken trifft mein Ohr.

Warum — so frag' ich leise —
Warum mir dieß Geschick?
Im weiten Schöpfungskreise
Nur ich entfernt vom Glück?
Was hab' ich denn verschuldet?
Ich habe treu geliebt,
Mein Schicksal still erduldet,
Und noch kein Herz betrübt.

D hüll' in deine Schatten,
Du Nacht des Grams, mich ein,
Mein Auge will ermatten,
Will nicht mehr seh'n und seyn.
D gieß aus deiner Schale
Mir Trost, Vergessenheit!
Und leite mich zum Thale
Der stillen Ewigkeit.

V.

S e h n s u c h t.

L i n d o r.

Hinter jenen blauen Hügeln
Ist der Liebsten Heimatsort;
Mit der Winde schnellen Flügeln
Möcht' ich durch die Lüfte fort.

Alle Täuschung ist vergangen,
Und geheilt mein Flattersinn.
Ach! es zieht mich mit Verlangen
Zu der ewig Theuern hin.

Einsam sitzt sie dort im Haine,
Wo ich ew'ge Treue schwur,
Wandelt still im Mondenscheine
Durch die schlummernde Natur.

Schicket Seufzer in die Ferne,
Wo der eitle Flüchtling weilt,
Und ihr Blick von einem Sterne
Wünschend zu dem andern eilt.

Linda! trockne deine Thränen,
Dein Geliebter kehrt zurück;
Dieses Herzens tiefes Sehnen
Stillt allein dein Engelsblick.

Oder — hätt'st du mein vergessen? —
Nein, nur ich vergaß der Pflicht!
Deine Liebe zu ermessen,
Reicht mein ganzes Leben nicht.

VI.

A h n u n g.

L i n d a.

Überrascht vom Schummer	Konnt' ich ab mich wenden
Ruh' ich — Welch' ein Glück!	Von dem Huldgesicht?
Frey von meinem Kummer	Strafend Blicke senden?
Einen Augenblick.	Nein, ich konnt' es nicht.

Und der Traumgott neigte —	Thränen auf den Wangen
Gegen Unglück mild —	Fühlt' ich, liebesfroh,
Seinen Stab und zeigte	Mich von ihm umfangen —
Mir des Liebsten Bild.	Als der Traum entfloh.

Seine Augen schienen	Holdes Traumbild! kehre
Still mich anzuseh'n,	Wieder ein zur Zeit.
Aus den holden Mienen	O wie selig wäre
Sprach sein Herz so schön.	Mir die Wirklichkeit!

VII.

W i e d e r s e h e n.

L i n d o r.

Dich, Linda, seh'n, und alle Pulse beben,
Dich, ewig theure Linda, wiederseh'n!
Kannst du dem Irrenden vergeben?
Vergeben ist so schön!

L i n d a.

Du kehrest zurück — Kannst du dir selbst vergeben?
Ich kann's nicht mehr — ach! längstens ist's gescheh'n.
Ein treues Dulden ist mein Leben,
Und dir vergeben schön.

B e y d e.

Nie dich betrüben,
Ewig dich lieben:
Selige Pflicht!

E p i g r a m m.

Beystimmung.

„Komm mir nicht mehr vor's Angesicht,
 Sonst, Bursche, geht dir's wahrlich schlecht.“
 Rief Star — „Mein Sohn, nein! bist du nicht.“
 „Ja,“ sprach die Mutter, „du hast Recht.“

E. A. Glaser.

Correspondenz-Nachrichten.

Mayland, am 6. Jänner 1828.

Die seit dem 2. December geschlossenen Pforten der Scala öffneten sich am 26.,

„Der weite Saal faßt nicht die Zahl der Gäste,
 Die wallend strömten zum Theater-Feste.“

Man gab „Elisabetta,“ Oper von Rossini, das große Ballet: „il Paria,“ von Taglioni, und das kleine Ballet „la virtù premiata,“ von Gianini. Die Musik der Oper, nach dem eigenen Geständnisse des Compositeurs, eine seiner schwächsten Arbeiten, konnte nicht sehr ansprechen; vor einigen Jahren im Theater Ré gegeben, und unzählige Mal in Balleten der Scala gehört, war der Reiz ihrer Neuheit längst abgestreift, die Ausführung allein vermochte einiges Interesse zu erregen. — Ausgezeichnet schöne Stimme, vollkommene Methode, durchdachtes, würdevolles Spiel erhoben die Leistung der Mad. Meric-Lalande in der Hauptrolle zur vorzüglichsten Kunstschöpfung. Verdienter stürmischer Beyfall lohnte diese Sängerin. Schon im verflohenen Herbst, in den Opern: „l'ultimo giorno di Pompei“ und „il Pirato,“ der gefeyerte Liebling des Publicums geworden, bewährte sie auch diesmal ihre hohe Vortrefflichkeit. David (Leicester) ließ seine gewöhnlichen Racketen steigen, viele plakten an der Erde, manche erreichten die Höhe und entflochten einige Bravo's; unbillig schienen die ihn verfolgenden ziemlich häufigen Zeichen des Mißfallens; nicht zu vergleichen mit Rubini dem Entzückenden, gehört er doch in die Reihe der besten italienischen Tenore; kein Sänger für das Gefühl, erregt er doch oft Staunen; sein Streben, sein Wille ist unverkennbar, schön deshalb sollte man ihn weniger streng richten. — Eine neue liebliche Erscheinung war Ulla. Unger als Matilde; mit einnehmender Gestalt und angenehmer Stimme, verbindet sie musicalische und theatralische Bildung. Sie fand laute, aufmunternde Anerkennung, und erschien nach dem Ende der Vorstellung an Mad. Meric-Lalande's Seite. — Unglücklicher Norfolk-Ravaglia! dein Schicksal ist bedauernswerth! Von Elisabetta am Schlusse verurtheilt, hatten die Zuhörer schon im Beginnen über dich den Stab gebrochen. Steige wieder hinab in das Dunkel, aus dem du dich wagtest, werde, du zweyter Icarus, wieder das, was du warst — ein zweyter Tenor! —

Casimir Delavigne ist der Dichter des Trauerspiels der Paria. Taglioni versuchte aus demselben mit Veränderungen ein Ballet zu gestalten. Mayland blieb fäster bey diesem, als Paris bey jenem. — Idamore (Hr. Ramacini) von unbekannter Herkunft hat sich durch die Befreyung Indiens auf die höchste Stufe der kaiserlichen Würde geschwungen, er ist im Begriffe, sich mit Neala (Mad. Conti), der Tochter des Oberbramins Akebar (Hr. Costa) zu vermählen. Eine verschmähte Geliebte Mirza (Mad. Voci) besaußt Idamore's Zusammenkunft mit seinem Vater dem Paria Zanete (Hr. Trigambi) und erfährt so das Geheimniß der Abstammung des glücklichen Helden aus dieser verworfenen Kaste; racheglühend entdeckt sie dies dem Oberbramin und dem versammelten Volke; die Liebenden werden getrennt, und der Paria parvenu endet in den Flammen des Holzstoßes.

(Der Schluß folgt.)

The Bijou, or Annual of Literature and the Arts. London, bey William Pickering, 1828.

Dieses Taschenbuch hat mit dem Forget-me-not, dem Literary Souvenir, und mehreren ähnlichen Werken gleiche Tendenz und ziemlich gleichen Werth, denn dieselben Autoren haben Beyträge dazu geliefert, und dieselben Künstler dafür gearbeitet; der etwas anmaßende Titel, und die noch anmaßendere Vorrede sind daher bloße Puffs.

Unter den Kupferstichen, deren das Werk 15 enthält, sind „Sans Souci,“ nach Stothard, von Brandard; „Girl and Flowers,“ nach Thomas Lawrence, von W. Humphreys; „Portrait of a Lady,“ nach Lawrence, von W. H. Worthington, die besten. Ganz vorzüglich gelungen ist „The Oriental Love-Letter,“ nach einem Gemälde von Pickersgill, gestochen von Edward Finden. In „The Boy and Dog,“ von Lawrence, gestochen von W. Humphreys, ist der Kopf des Knaben vortrefflich, der linke Fuß verzeichnet, und die Stellung à la Bernini.

„Sir Walter Scott and Family,“ von David Wilkie, gestochen von Augustus For, ist als bloße Skizze zu betrachten; keins der darauf vorkommenden Individuen ist getroffen, am allerwenigsten Sir Walter. Der Brief des letztern, der diesen Stich begleitet, erinnert sehr lebhaft an eine Stelle im Vicar of Wakefield, wo der ehrliche Landprediger beschreibt, wie er und seine Familie sich von einem Limner, who travelled the country, and took likenesses for fifteen shillings a head, malen ließen, und das Gemälde so groß ausfiel, daß es nicht ins Haus gebracht werden konnte, und von den Nachbarn mit Robinson Crusoe's großem Boote verglichen ward, das zu unbehüllich war, um bewegt werden zu können. Dieselbe Motive, die Mrs. Primrose bestimmte, sich als Venus malen zu lassen, und den Maler zu bitten, nicht zu sparsam mit den Diamanten zu seyn, bewog wohl auch Sir Walter, sich als Müller, und seine Frau und Kinder als Landleute, concerting a merry-making, darstellen zu lassen.

Unter den prosaischen Aufsätzen sind „Essex and the Maid of Honour,“ von Horace Smith, „Jessy of Kibes Farm,“ von Miss M. R. Mitford, „Marie's Grave,“ vom Verfasser des Subaltern, und „Holloran the Pedlar,“ vom Verfasser des „Diary of an Ennuyé,“ die besten. Bey dem ersten ist vorzüglich der Eingang sehr interessant. „Jessy of Kibes Farm“ ist mit Gefühl, ohne alle falsche Sentimentalität, in Miss Mitford's bestem Style geschrieben; nur sollte sie sich des Beschreibens von Gegenden, von denen sich der Leser, wenn er sie nicht gesehen hat, ja doch keine Vorstellung machen kann, etwas mehr enthalten. Die beyden letztern erhalten das Interesse immer wach, und sind gut durchgeführt.

„The Suitors rejected,“ von Miss Emma Roberts, ist nicht für die Ewigkeit geschrieben — es ist eine Ewigkeit in sich selbst, ohne Anfang noch Ende — ohne Kopf noch Schweif, und wir würden eine unendlich hohe Meinung von dem Scharfsinn des Lesers fassen, der uns sagen könnte, was die schöne Verfasserinn denn wohl eigentlich damit hat sagen wollen. Es ist weder Erzählung, noch Novelle, noch Skizze, noch Fragment, sondern ein Gemengsel von Verbiage, das Miss Emma Roberts bloß zusammen gehackt zu haben scheint, um die wohlklingenden Namen Victorine, Eugénie, Dugarde, Montrose, Beaujeu und Normanville darunter mischen zu können. Wenn doch alle Damen, die gerade keine Staël oder Morgan sind, und vielleicht keinen andern Beruf zum Schriftstellern haben, als daß sie etwa die Wäsche nicht gern wechseln, und die Löcher in den Strümpfen, oder die Federn in den Haaren nicht bemerken, beherzigen wollten, was Swift von den gelehrten Weibern sagt (obgleich wir bey unsern heutigen Schriftstellerinnen nicht über all zu große Gelehrsamkeit zu klagen haben)

Though Artemisia talks by fits, of Boyle, Malbrange, and Locke,
T'were better she would pare her nails, and wear a cleaner smoke.

„The Wanderings of Cain,“ von S. L. Coleridge, ist eine unvollendete Skizze mystischen Inhalts.

„The Ritter von Reichenstein“ und „Sketch from Life,“ von Verfassern, die höchst weislich ihre Namen verschwiegen haben, sind sehr dull, und hätten sammt Miß Emma Robert's Suitors rejected, den übrigen guten Sachen, die das Bijou enthält, nicht beygefügt werden sollen.

Der poetische Theil ist sehr reichhaltig, zu reichhaltig, um eine Auseinandersetzung zu vertragen, und enthält einzelne, sehr werthvolle Sachen; sehr hübsch ist zum Beyspiel a Simile on a Lady's Portrait, von James Montgomery. Der Vergleich mit den beyden Strömen ist sinnig und gut gewählt — der Schluß ist so glücklich, daß wir uns versucht fühlen, ihn anzuführen:

From din, and pageantry, and strife,
Midst woods and mountains, vales and plains,
She treads the paths of lowly life,
Yet in affection's bosom reigns;
No fountain scattering diamond-showers,
But the sweet streamlet, edged with flowers.

Miß Landon (L. F. L.) hat zwey Beiträge (in Versen) „The City of the Dead“ und „Sans Souci,“ geliefert. Selbst schätzenswerthe englische Blätter, wie z. B. die Literary Gazette, haben sich bemüht, Miß Landon bis in den Himmel zu erheben; sie haben sie Scott und Byron gleich gestellt, und sind hierin gänzlich von dem alten englischen Grundsatz: „To the devil his due,“ im Guten wie im Bösen, und im Bösen wie im Guten, gänzlich abgewichen. Eine einzige gelungene Scene in Scott, wie z. B. die in the Lady of the Lake, wo Ellen nach dem Schlosse von Stirling kommt, und John de Brent, nachdem er sie insultirt, sie in seinen Schutz nimmt, und gegen seine Cameraden in die Worte ausbricht:

„Hear ye, my mates; — I go to call
The captain of our watch to hall:
There lies my halbert on the floor;
And he that steps my halbert o'er,
To do the maid injurious part,
My shaft shall quiver in his heart! —
Beware loose speech, or jesting rough:
You all know John de Brent, enough!“

ist mehr werth, als alles, was L. F. L. je geschrieben hat, und wahrscheinlich noch schreiben wird. Scott ergreift und rührt *), Miß Landon kann es nie dahin bringen, dem Leser auch nur eine einzige klare, ausgeprägte Idee zu geben; sie liefert ihm höchstens die Materialien dazu, das heißt, eine Menge Mondschein, viel Silberbäche, Rosenlauben, von der Glut der Abendsonne beschienene Hügel, Lautentöne, weißarmige Mädchen, behelmte Ritter, und überläßt es dem gentle reader daraus zu machen, was er kann. Von Byron haben Miß Landon's Verse noch weniger etwas an sich, es wäre denn von seinem Gange — er hinkte, und war ewig bemüht es zu verbergen, woraus sehr unbehülfliche Bewegungen entstanden. Der Anfang des im Bijou vorkommenden Gedichts „The City of the Dead:“

Laurel! Oh fling thy green boughs on the air,
There is dew on thy branches, what doth it do there, etc.

kann als Beweis dienen. Von Byron könnte man sagen, daß er vom Geiste des Gesanges besessen war — Miß Landon hat nichts als Worte, — Worte! Worte!

*) Wen würden Ellen's Worte, mit denen sie, in derselben Scene, die in der Wachtstube versammelten Soldaten anredet:

— — „Soldiers, attend!
My father was the soldier's friend;
Cheered him in camps, in marches led
And with him in the battle bled.
Not from the valliant, or the strong,
Should exile's daughter suffer wrong!“

nicht ergreifen: das Gefühl ihres Unglücks, die Überzeugung, daß dieses Unglück ihr Ansprüche auf die Achtung aller Braven gibt, und der Glaube an die Großmuth Anderer, immer der sicherste Beweis eines edlen Herzens, konnten wohl schwerlich kräftiger, oder im schöneren Vereine ausgedrückt werden.

Sonntags, den 13. Jänner, gab Hr. Leon de St. Lubin im k. k. kleinen Redoutensaal ein Concert, in welchem derselbe sich zugleich als Violinspieler und Compositeur recht rühmlich zeigte. Bey allen Tonstücken bemerkt man Gewandtheit und Fertigkeit in harmonischen Constructionen, wird aber auch das Muster, nach welchem sie gearbeitet sind, deutlich gewahrt. Spöhr begeisterte den Erfindungsgeist des Hrn. Lubin. Dieß gilt gleich besonders von der Ouverture in E-moll, welche wir schon einmal gehört haben. Sie wurde recht brav executirt. Der Concertgeber spielte hierauf den ersten Satz eines neuen Violin-Concerts in C-dur, und zeigte Reinheit der Intonation, Geläufigkeit und Bravour. Sowohl während des Spiels, als auch am Schlusse äußerte das Publicum seine Theilnahme durch Beyfall und Hervorrufen.

Ein Nachtgesang für vier Männerstimmen wurde mit Zartheit vorgetragen, woben Hr. Kreiner die Oberstimme sang. Seine Stimme hat Kraft und angenehme Corden. Das öfter wiederkehrende Piano machte guten Eindruck.

Ein neues Octett für Pianoforte, Flöte, Clarinet, Fagot, Waldhorn, Viola, Violoncell und Contrebass, vorgetragen von Dlle. Leopoldine Blahetka und den Herren Rhauml, Dobihal, Hürt, Herbst, Weiß, Böhm und Colonius, gab uns Gelegenheit, die junge Virtuostin auf dem Pianoforte in ihrem feurigen Vortrage zu bewundern. Die Blas-Instrumente treten bisweilen hervor, besonders das Waldhorn, hingegen sind die Streich-Instrumente sehr stiefväterlich behandelt. Das Violoncell wirkt in Hummels Composition vortreflich. Hr. Lubin hat sich aber mehr an die blasenden Instrumente gehalten; und auch diese excelliren nicht, sondern sind ein bloßes Accompagnement des concertirenden Pianofortes.

Uns hat das Scherzo am besten gefallen. Das Rondo ist etwas lang, hat aber einen hübschen Wechsel der Instrumentirung. Ein allzu großes Streben nach Modulationen herrscht im Ganzen vor.

Die Execution war gelungen, besonders zeichnete sich die beliebte Clavierspielerinn vortheilhaft aus. Sie und die sämmtlichen Mitwirkenden wurden unter lautem Beyfalle hervorgerufen.

Hr. Anschütz, k. k. Hofschauspieler, trug nun ein Gedicht von J. G. Seidl: „Der Ägypter,“ mit der unübertroffenen Meisterschaft vor, welche jedes Mal das Publicum zum Entzücken hinzureißen pflegt. Der Beyfallssturm wollte kein Ende nehmen.

Am Schlusse spielte der Concertgeber seine Bravour-Variationen über ein Thema von Himmel, welche bey Pietro Mcheti im Druck erschienen sind, mit großer Meisterschaft, und errang sich durch sein schönes, kunstvolles Spiel ausgezeichneten, stürmischen Beyfall.

Modenbild IV.

Kleid von zwey Ansichten, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Kleidermacher in der Stadt, Dorotheergasse, Nro. 1108. Das der herrschenden Dame ist von Popeline; — das der anderen von dessinirtem Atlas, beyde gleich mit echten Marabouts und Blondspitzen gepußt.

Der Toque von Gold oder Silber durchwirktem Barege, nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Himmelfortgasse, Nro. 948, ist mit Reihfederen geschmückt.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

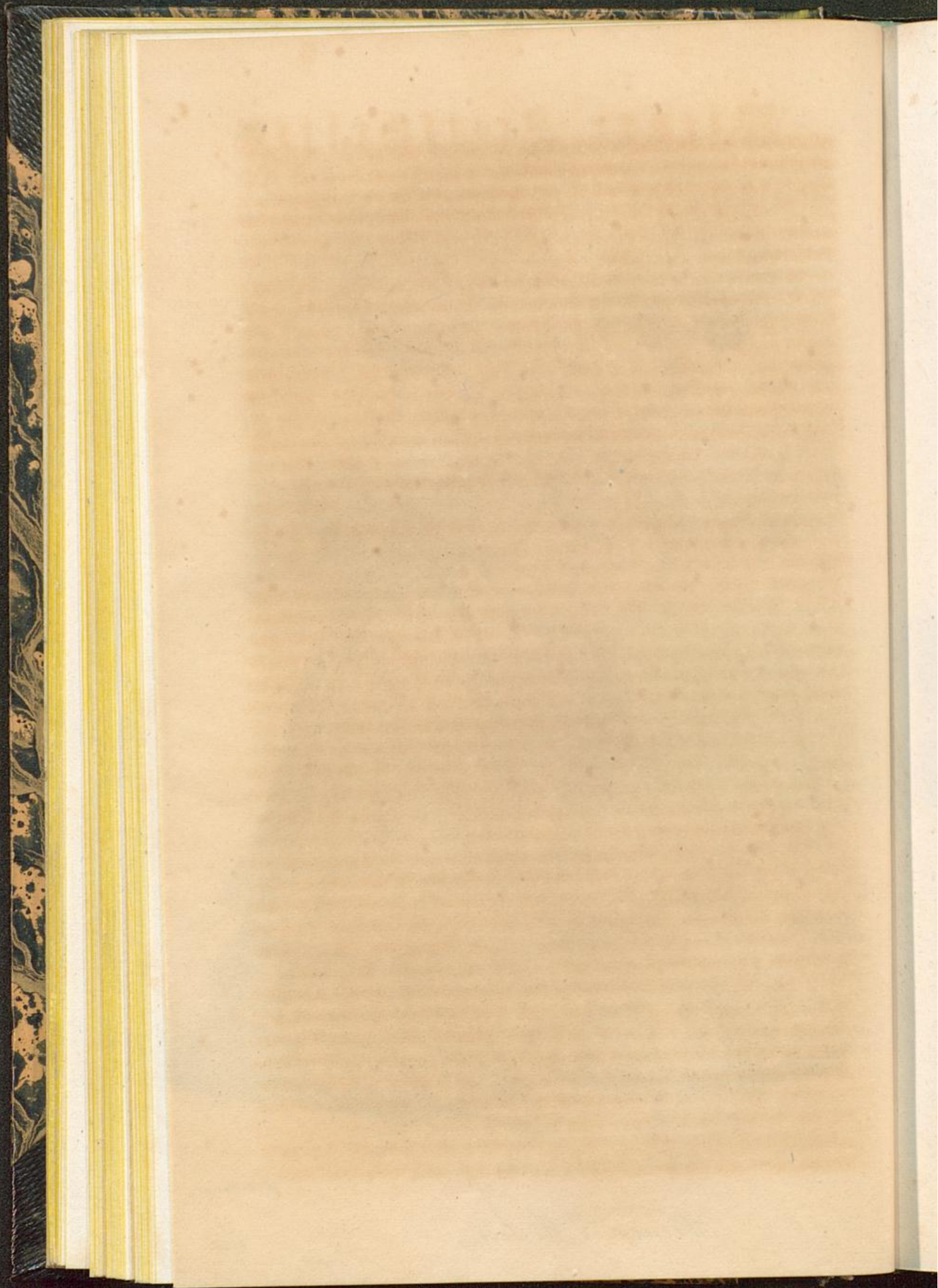
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



K. H. Höber. sc.

W. Wiener Moden.

11.
1828.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
Sonabend, den 26. Jänner 1828.

12

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der grüne Rock. Novelle.

Nach dem Spanischen des Don Vicente Rodriguez de Arellano *), frey bearbeitet
von Ferdinand Wolf.

Es war im Herbst des Jahres 1789, als der junge Walcour auf seiner Reise durch Deutschland nach Breslau kam, um sich einige Tage in dieser Stadt aufzuhalten. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an einen dortigen Kaufmann, Herrn Molten, abzugeben. Zu dem Bedürfnisse, das jeder Reisende fühlt, sich an einem gänzlich fremden Ort Eintritt in ein angesehenes Haus zu verschaffen, und so einen Anhaltungspunct zu gewinnen, gesellte sich bey Walcour noch das Verlangen, den Mann persönlich kennen zu lernen, an welchen das Schreiben ihn anwies. Denn Herr Molten war nach der Schilderung, die man Walcour von ihm gemacht hatte, ein Mann von einigen Vierzig, ausgezeichnetem Verstand und erprobter Rechtlichkeit, großmüthig wie Wenige seines Standes, aber dabey nicht frey von gewissen Sonderbarkeiten, die ihm den Namen eines Sonderlings zugezogen hatten. Kein Freund der großen Menge, denn er hatte in seinem Leben viele Schurken kennen gelernt, war er doch kein Menschenfeind, da er die Tugend für mehr als ein bloßes Traumbilde hielt. Seine Abneigung gegen jede Art von Biererey hatte vielen Einfluß auf sein Äußeres, das auf den ersten Anblick fast zurückschreckend war; sein Empfang war kalt, und im Umgange war er oft bis zur Unhöflichkeit trocken. Denn seine feine Beobachtungsgabe hatte ihn bald erkennen lassen, daß man jenen Menschen insgemein mißtrauen müsse, die sich geziert benehmen und bey jeder Gelegenheit eine große Empfindsamkeit zur Schau tragen. Daher um jede Übertreibung und Falschheit zu vermeiden, fiel er nicht selten in den entgegengesetzten Fehler, sich über die Geseze des Anstandes hinwegsetzend, und seine Freymüthigkeit artete manchmal in Unhöflichkeit und beleidigende Schärfe aus.

Das Schreiben, welches der junge Walcour ihm überreichte, war von

*) Diese Novelle, die nach der Versicherung des Verfassers selbst in allen Einzelheiten eine wahre Begebenheit ist, steht im 3. Theile seines Decameron Español, der 1805 zu Madrid in 3 Bändchen erschien.

einem seiner vertrautesten Freunde; er eröffnete es sogleich und las es mit vieler Aufmerksamkeit: es war voll von Lobeserhebungen *Balcour's*, von welchem es sagte, daß er diese Reise unternommen habe, um sich über den kürzlich erlittenen Verlust eines überaus geliebten Bruders zu zerstreuen.

Balcour's Aussehen, seine Blässe, der sanfte Ausdruck der Schwermuth in seinem Gesicht, erweckten *Molten's* Theilnahme, der jedoch in einem gleichgültigen Tone zu dem jungen Manne, den er mit einem durchdringenden Blicke dabey ansah, sagte: „Man hat Ihnen wohl dieses Schreiben mitgetheilt?“ — *Balcour*, dem eine solche Frage sehr seltsam vorkam, antwortete ihm: „Nein, mein Herr, ich habe es nicht gelesen, denn man übergab es mir versegelt im Augenblicke meiner Abreise. Doch erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob es wohl etwas enthalte, was Sie in Verwunderung setzen könnte?“ —

„Nein, fürwahr nicht, meine Frage wurde durch bloße Neugierde veranlaßt. Denken Sie einige Zeit in *Breslau* zu bleiben?“

„Acht Tage.“

„Mein Freund schreibt mir, daß Sie reisen, um Ihre Gesundheit wieder herzustellen.“

„So ist es; schon seit einiger Zeit befinde ich mich nicht wohl.“

„Darf ich Sie vielleicht um den Grund Ihres Leidens befragen?“

„Etwas Kopfschmerz . . . und was weiß ich!“ . . . *Balcour*, von solchen Fragen gequält, gab diese letzte Antwort mit einem gewissen Tone der Ungeduld, der *Molten* ungemein gefiel, der nicht minder darüber erfreut war, daß *Balcour* mit keinem Worte seines Schmerzes über den Tod seines Bruders erwähnte, und mit aufrichtiger Herzlichkeit zu seinem neuen Bekannten sagte er: „Mein Freund! betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, und erzeigen Sie mir von heute an die Ehre, mein Tischgenosse zu seyn, wenn Sie keine andere Verpflichtung davon abhält.“

Balcour nahm die Einladung an, und *Molten* führte ihn in den Speisesaal, wo er ihn seiner Frau vorstellte, einer reizenden Blondine, noch in voller Jugendblüthe, deren ungezierte Schüchternheit unwillkürlich die Sittsamkeit eines reinen, kindlichen Gemüthes verrieth. Drey liebliche Kinder umhüpfen die Mutter. Dieses Gemälde häuslichen Glückes zog *Balcour* ungemein an, der es mit beredtem Schweigen betrachtete. Aber eben dieses Schweigen nahm *Molten* nur noch mehr für seinen Gast ein, und er freute sich, daß dieser sein Gefühl nicht durch abgenützte Plattheiten entweihete, wie sie gewöhnliche Menschen bey ähnlichen Gelegenheiten aus bloßer Höflichkeit herzlos herzuaplappern pflegen.

Über Tisch entspann sich zwischen *Molten* und *Balcour* ein eifriges Gespräch, und sie fanden gegenseitig immer mehr Gefallen an einander. *Molten's* Gattinn aber nahm wenig Theil an dem Gespräche, denn sie beobachtete eine fast jungfräuliche Zurückhaltung. Man sah wohl, daß sie ihren Gemahl zärtlich liebte, aber die Achtung, die sie ihm erwies, schien fast an Unterthänigkeit zu grenzen, wenn man nicht wußte, daß sie die Wirkung einer beynahe kindlichen Ehrfurcht und inniger Dankbarkeit war.

Ein paar Tage darnach führte *Molten* seinen jungen Freund auf sein Landhaus. In einem der geschmackvoll, aber einfach eingerichteten Zimmer zog das Bild einer Frau *Balcour's* Aufmerksamkeit auf sich, und auf die

Frage, wen das Bild vorstelle, sagte ihm M o l t e n, daß es das Bild einer geliebten Schwester sey, die ihm der Tod nur allzu früh entrisen habe. W a l c o u r, an der wundesten Stelle seines Gemüthes getroffen, wandte sich ab, um die schmerzliche Rührung zu verbergen, von der er sich bey dieser Erinnerung an den eigenen Verlust ergriffen fühlte; da fragte ihn M o l t e n: „Haben Sie Geschwister?“ —

W a l c o u r antwortete mit einem kaum vernehmbaren Nein, und eilte, das Gespräch abbrechend, in ein Fenster, um sich zu fassen. Aber eben dieses beharrliche Schweigen W a l c o u r's über den Schmerz, der sein ganzes Herz erfüllte, gewann ihm vollends M o l t e n's Freundschaft, der bey all seiner Abneigung gegen weichliche Empfindsamkeit ein tiefes Gemüth bewahrt hatte und fühlte, daß er hier zu weit gegangen sey und seinen jungen Freund auf eine zu harte Probe gestellt habe. Er nahte sich diesem mit einem Blicke voll inniger Theilnahme, und mit einem sanften Händedruck den Bund der Freundschaft besiegelnd, fügte er hinzu: „Morgen ist der Jahrestag meiner Vermählung, den meine Frau jedes Mal in diesem Landhause feyert; ich sehe dann nur meine vertrautesten Freunde bey mir, das heißt, drey Personen, die noch diesen Abend hieher kommen, um hier zu übernachten. Machen Sie mir das Vergnügen von der Gesellschaft zu seyn und verweilen Sie bis übermorgen bey uns.“ W a l c o u r willigte ein. Bald darauf kamen die Freunde an; man plauderte, machte ein Spielchen, und um elf Uhr begaben sich Alle zur Ruhe.

Des andern Morgens versammelte sich die kleine Gesellschaft beym Frühmahl in einem freundlichen Gartensaale. Da trat auch M o l t e n's Gattinn in den Saal, an ihrer Hand die lieblichen Kleinen, die dem Vater zierlich gewundene Blumensträuße überreichten; dieser aber umarmte freudig gerührt seine Frau, und sein Blick ruhte mit einem Ausdrucke liebender Zärtlichkeit auf ihr, wie ihn W a l c o u r noch nie zuvor an ihm bemerkt hatte.

Aber noch mehr überraschte ihn der abenteuerliche Anzug der Frau von M o l t e n, denn einen grellen Gegensatz mit dem reichen Schmuck und der zierlichen Halskrause bildete ein abgetragener, grüner, wollner Rock, der noch überdieß durch mehrere Flecke von verschiedenen Farben entstellt war, die nur schlecht den Zahn der Zeit verhüllen halfen.

W a l c o u r's Erstaunen wuchs nur noch mehr durch die Bemerkung, daß keinem der Anwesenden diese Sonderbarkeit auffiel. Die vorhergehenden Tage hatte er Frau von M o l t e n immer sehr geschmackvoll gekleidet gesehen, und er konnte daher um so weniger begreifen, was sie wohl vermochte, sich an einem solchen Tage so lächerlich zu kleiden. Doch enthielt er sich, sein Befremden darüber zu äußern, und der Tag verging zu allgemeiner Zufriedenheit. Nach dem Nachtessen aber, wo einige Flaschen echten Rheinweins, die auf das Wohl der Familie mit frommen Eifer geleert wurden, zu traulicher Mittheilung nur noch geneigter gemacht, und allen Schlaf vollends verscheucht hatten, konnte man sich nicht entschließen, schon zu Bette zu gehen, und die Stühle näher zusammenrückend, setzte sich der kleine Kreis fröhlicher Menschen um den gastlichen Kamin, in welchem der rauhen Herbstnacht zum Trost ein wohl unterhaltenes Feuer einladend knisterte. Auch M o l t e n hatte das Gefühl häuslichen Glückes und der Genuß eines in der Mitte lieber Freunde froh durchlebten Tages gesprächiger und lebendiger als gewöhnlich gemacht; der kalte

Ernst, der sonst fein tiefes, fein fühlendes Gemüth verbarg, war einer frohen Laune gewichen; „ich fühle,“ sagte er, sich mit schallhaftem Lächeln zu *Walcour* wendend, „die Zartheit Ihres Betragens, aber bekennen Sie nur, der grüne *Rock* hat Ihre Verwunderung und Neugierde erregt.“

„Fürwahr, das hat er!“ — antwortete *Walcour* mit der seiner Nation eignen, wißbegierigen Lebendigkeit, „und ich schmeichle mir, da Sie selbst diesen Gegenstand berühren, daß Sie mich werth halten, die Lösung dieses Räthsels zu erfahren.“ Auch die übrigen Freunde stimmten *Walcour's* billigem Verlangen bey; selbst *Molten* sah sich nicht ungeru dazu gezwungen, ihm zu willfahren, und bewegt seiner Frau nachsehend, die sich so eben mit den Kleinen entfernte, um sie zu Bette zu bringen, rief er aus: „Sähen Sie mit meinen Augen, dieser abgetragene, wollne *Rock* würde Ihnen schöner dünken, als der geschmackvollste Anzug einer Pariser Dame! — Doch es ist billig, daß ich Ihre zarte Bescheidenheit durch die Mittheilung der anziehendsten Begebenheit meines Lebens erwidere, die nur meinen liebsten Freunden zu Theil wird; ohnehin muß ich befürchten, daß Ihre Erwartung schon zu sehr gespannt wurde, als daß ich sie durch die Erzählung eines einfachen, keineswegs romantischen oder außerordentlichen Ereignisses werde befriedigen können.“

(Die Fortsetzung folgt.)

L o g o g r y p h .

Launenvoller lebt als ich
Keine Schöne sicherlich,
Ja, zuweilen hat vor Allen
Mir das Albernste gefallen;
Willkür herrscht in meinem Reich,
Doch sind alle Stände gleich.

Wende mich, und raube mir
Einen Kleinen stummen Laut,
Sieh! von kühner Hand erbaut,
Steige ich in's Luftrevier,
Prange hoch in frommer Pracht,
Zeuge von des Geistes Macht.

Th. v. Haupt.

Correspondenz-Nachrichten.

Mayland, am 6. Jänner 1828.

(S c h l u ß.)

Costa und *Kamacini* waren die einzigen im Ballet „il Paria,“ die einige Hände in Bewegung setzten; *Mad. Conti*, als Nime nicht ohne Verdienst, eignet sich mehr für die gewaltsame Geberdensprache tobender Leidenschaft, als für den Ausdruck von Sanftmuth und Liebe.

Die Tanzstücke sind im Kreise des Gewöhnlichen; unter dem Gewöhnlichen war *Ulle. Kamacini*, die zum ersten Male in einem Terzett mit den beyden *Tagliozzi's* erschien.

Die Decorationen bestanden aus fünf Tempeln! selbst die Meisterhand *Sanquiere's* konnte die ermüdende Einformigkeit dieser Aufgabe nicht ganz bannen. Mit Recht

klagte man allgemein über die Ärmlichkeit des Costume's; auf Leinwand geklebte Gold- und Silberstreifen sind eben so geschmacklose als erbärmliche Nothanker herumziehender Komödianten-Truppen. Unerklärbares Räthsel scheint es, warum die beyden Paria braun überlicht auftreten. Die Paria sind keine andere Nation, sondern nur eine Rasse der Indier; die ganze Verwicklung des Ballets wird zur wahren Lächerlichkeit, wenn der Paria Idamore das so genannte Geheimniß seiner Abkunft mit dem Stempel seiner, ihn als solchen bezeichnenden Farbe, zur Schau trägt.

Die Geduld der Zuschauer wurde in der: *virtù premiata*, als kleines Ballet, auf die Probe gestellt. Noch vor der Vorstellung desselben verkündete ein Anschlag am Eingange des Theaters binnen kurzem die Aufführung eines andern als Ersatz. Dieser Wetterableiter wirkte. Um so fürchterlicher tobte das Unwetter am 2. Jänner, an dem „il Borgomastro di Saardam,“ in zwey Acten, mit Musik von Donizetti, zum ersten Male in die Scene ging. Dieß melodramma giocoso, das auf andern Bühnen nicht mißfallen hatte, wurde hier für sämtliche Sänger zur wahren Tragödie. Unger erhielt sich allein auf diesem Brack; zu schwach für eine prima donna in der Scala erkannt, zeichnete man sie dennoch lohnend aus.

X.

K. K. privil. Theater in der Leopoldstadt.

Am 8. Jänner zum ersten Male: Die gefesselte Phantasie, Original-Bauerspiel in zwey Aufzügen von Ferd. Raimund.

Hermione Königin der Halbinsel Flora, eine leidenschaftliche Freundin der Poesie, erklärte auf das Bitten ihrer Unterthanen, sich einen Gemahl zu erwählen, daß sie nur demjenigen ihre Hand reichen werde, welcher ihr das beste Gedicht bringen würde. Amphio, ein Königssohn, welcher aus Liebe zu ihr sein väterliches Reich verließ, um als Hirte ihre Lieblingsherde zu hüten, hat durch sein Flehen an Apollo, ihm die Gabe des Gesanges zu verleihen, den Gott bewogen ihm die Phantasie zu senden. Sie senkt sich alle Morgen zu ihm herab, ihm Lieder zu lehren, durch die es ihm auch gesüßt ist, bereits das Herz der Königin zu rühren. Vipria und Arrogantia, zwey der Königin feindlich gesinnte Zauberschwester, sehen indessen ihre ganze Macht in Bewegung diese Fürstin zu verderben. Sie belauschen die Zusammenkunft des Hirten mit der Phantasie, und bemächtigen sich derselben. Sie fesseln sie, und bringen sie in ihren Zauberpallast. Dadurch wissen sie vor der Hand alle Dichter der Insel unfähig den Preis zu erringen, und suchen nun ein Ideal von Gemeinheit und Häßlichkeit, um selbes mit Hülfe der in ihrer Macht befindlichen Phantasie zu einem guten Gedicht zu begeistern und auf solche Weise die Königin, welche durch ihren Eid gebunden ist, demjenigen, der das beste Gedicht bringt, sich zu vermählen, unglücklich zu machen. Sie finden ein solches Ideal in der Person des Wiener Harfenisten Nachtigall, entführen ihn, unterrichten ihn von ihren Absichten, und lassen ihn nun mit der, an sein Pult gefesselten Phantasie allein, um das verlangte Gedicht zu verfertigen. Allein die Phantasie erklärt, sie diene nur frey, und bleibt stumm. Nachtigall in der größten Angst, daß ihm nichts einfällt, indes die bestimmte Stunde bereits herangerückt ist, wo sich alle Dichter im Tempel versammeln müssen, um den Preis zu erringen, eilt endlich auch dahin, entschlossen eins seiner frühern Wirthshauslieder zu bringen, mit welchem ihm, nach seiner Meinung, ebenfalls der Preis nicht entgehen kann, da durch Hülfe der Zauberschwester, er der einzige seyn wird, der ein Gedicht bringt, welches als das einzige, nothwendig auch das beste seyn wird. Kaum hat er sich aber entfernt, als Jupiter durch das Flehen der Phantasie bewogen, seinen Blitz herabschleudert, die Ketten der Phantasie sprengt, und diese sofort schnell in den Tempel eilt, ihren Liebling Amphio zu begeistern, welcher nun das beste Gedicht recitirt, sich zu erkennen gibt, und den Preis erringt. Die tückischen Zauberschwester entschwinden beschämt, und mit allgemeinem Jubel schließt das Ganze.

Wir wollen unsere Kritik über dieses neueste Product des genialen Raimund mit einigen allgemeinen Bemerkungen eröffnen, welche zugleich als Einleitung über unsere Ansicht der Einzelheiten derselben dienen mögen. Hr. Raimund hat sich durch seine früheren Producte als einen der begabtesten und sinnigsten Dichter in jener Gattung bemerkbar gemacht, welche dieser Bühne vorzugsweise zusagt. Sein Fortschreiten war unverkennbar, und wurde von dem Publicum, welches das Talent eines der ausgezeichnetsten und beliebtesten Komiker auch im Gebiete der Dichtung mit Freude und Liebe begrüßte, auf die entschiedenste Weise gewürdigt und ausgezeichnet. Sein Streben, das Zaubermährchen zu veredeln, und in einer Gestalt auf der Bühne wirksam zu machen, wie sie den Forderungen einer fortgeschrittenen Zeit genügen kann, ist unverkennbar. So hoben sich seine Leistungen in schnellen Zwischenräumen mit jeder neuen Erscheinung auf einen höhern Standpunct. Wir bemerkten dieß in dem Diamant des Geisterkönigs, und im Mädchen aus der Feenwelt, so wie im Moissasur, welcher als Dichtung betrachtet, nach unsrer Meinung auf dem vorzüglichsten Puncte steht, und seiner Natur mehr zusagend, auch auf einer Bühne erschien, wo die Forderungen höher gestellt werden dürfen. Für das Theater in der Leopoldstadt möchte die Art und Weise, wie das „Mädchen aus der Feenwelt“ gestaltet ist, der Culminationspunct seyn, bis zu welchem die Veredlung eines Volks-Spectakels sich erheben darf, ohne sich aus jener Sphäre zu schwingen, in welche ihr dieses Publicum folgen kann, oder will. Das Leopoldstädter Theater hat seinen eigenen schätzbaren Wirkungskreis, entschiedener und schärfer bezeichnet, als jener irgend einer andern Bühne Deutschlands, vielleicht selbst Europens. In diesem muß es erhalten werden; alles was darüber hinaus schreitet, ist vom übel. Der Geist, der in diesem Gebiete walten mag, sey kein schmutziger Satyr in der Hannswurstjacke, aber eben so wenig ein süßelnder Bephyr mit Irisflügeln, sondern ein tüchtiger Jocus im buntscheckigen Gewande volksthümlichen Humors, mit nerviger Hand die Schellengeißel rüttelnd, und auf der Folie des kräftigen Scherzes den Edelstein der Moral zum schimmerndsten Glanze erhebend. In diesem Geiste zum Leben gerufen, wirkten bisher Raimunds geniale Schöpfungen. Steigender Beyfall begleitete ihr Erscheinen, und das Mädchen aus der Feenwelt erlebte in dem kurzen Zeitraume eines Jahres hundert Wiederholungen, eine, selbst in den Annalen dieser Bühne beispiellose Erscheinung; ein Beweis, wie volksthümlich und mächtig ihre Wirkung war.

Wenn wir nun „die gefesselte Phantase“ in Beziehung auf die eben gegebenen Sätze betrachten, so ergibt sich, daß Hr. Raimund diesmal auf einen Pfad gerathen ist, welcher nicht zu dem Ziele führt, welches das vorherrschende Princip aller Schöpfungen dieser Bühne seyn soll: Belehrung durch Unterhaltung. Zwar ist auch in dieser seiner neuen Schöpfung der Adel der Idee, die Lauterkeit des bessern Wollens nicht zu verkennen, aber der Standpunct, auf welchen er die Totalität der Dichtung stellen wollte, ist zu erhaben für ihre Bestimmung. Der Apoll vom Belvedere und die medicäische Venus auf die Spitze eines Thurmes gestellt, verlieren alle Wirksamkeit, und werden zu gestaltlosen Puncten, indessen ein Koloss von minderer Meisterhand sich in deutlichen Conturen dem Auge darstellt. Über der Zierlichkeit der Ausarbeitung und dem Streben nach höherer poetischer Tendenz, ist die Kraft des Humors verdunstet, und das mit allem Fleiße ausgemalte Miniaturbild in dem Rahmen einer Theater-Decoration vermag nicht zu wirken; dieß wolle Hr. Raimund, dessen schönes und seltenes Talent niemand herzlicher würdigen mag als Referent, beherzigen. Er kehre zurück auf den Standpunct, den er seinen frühern Dichtungen anzuweisen wußte, und wir dürfen dann gewiß von seinem genialen Wirken die erfreulichsten Resultate hoffen. Denn alles, wodurch die geringere Wirksamkeit dieses Stückes im Vergleiche gegen die früheren Werke des Hrn. Raimund herbeigeführt wurde, entspringt aus dem Streben, es höher zu stellen, als die Forderungen, welche man an diese Bühne macht. Eine der ersten derselben ist und bleibt indessen sich zu unterhalten. Nun ist aber die Leopoldstädter Bühne ein eigentliches Volkstheater, und das Volk will auch im Einklang seiner Begriffe unterhalten seyn. Die Unterhaltung ist aber eine andere in der Stube des Schweizers, und eine andere im Salon. Damit ist gar nicht ge-

sagt, daß die erstere gem ein seyn muß, aber eine Vortlesung Shakespears oder Schillers wäre dort darum noch nicht am rechten Plaze. Das eben ist die große Aufgabe, welche der Volksdichter dieser Bühne zu lösen hat, daß er die edleren Begriffe geistiger Ausbildung mit jenem allgemein faßlichen und allgemein ansprechenden Gewande zu bekleiden wisse, wodurch sie die beabsichtigte moralische Wirkung erzeugen, und daß Hr. Raimund diese Aufgabe zu lösen wisse, wie keiner besser, hat er uns zur Genüge bewiesen. Warum also abgehen von einer Bahn, auf welcher man so erfreulich und so nützlich werden kann?

Wir wissen wohl, daß Hr. Raimund uns entgegen kann, ein Dichter könne sich nicht durch solche Rücksichten fesseln lassen: er müsse seinen Stoff nun eben gestalten, wie es die Natur desselben, und die Begeisterung des schaffenden Augenblickes erheische, ohne auf örtliche Verhältnisse zu denken. Wir achten ein solches Streben, doch können wir es unter diesen Umständen nur mit gewissen Modificationen zugestehen. Hr. Raimund ist nun einmal an der Leopoldstädterbühne angestellt. Zwar nur als Schauspieler, nicht als Dichter, aber das Publicum, welches seine Entwicklung mit solcher Liebe und Theilnahme beobachtete, hat auch gewisser Maßen ein Recht sein poetisches Talent für ihren Genuß in Anspruch zu nehmen, und ihm steht daher die Bahn offen eine achtungswerthe und bedeutende Wirksamkeit auf dasselbe zu behaupten. Eine solche zu erringen soll und muß nun aber stets das Ziel jedes Schriftstellers seyn, und in so fern darf auch Hr. Raimund es nicht verschmähen. Es dürfte indessen sich auch hier ein Ausweg finden lassen. Fühlt Hr. Raimund die Glut und das Vermögen in sich, seinem Genius die Schwingen des Edelsten und Höchsten zu verleihen, so schüttle er die Fessel jeder Berücksichtigung örtlicher Bestimmung vollends ab, versuche seine Kraft in freyer Entwicklung für Gebilde auf allgemeine Standpuncte, und eigne sie somit zur Darstellung für größere Bühnen. Glücken diese Versuche, so sieht Hr. Raimund eine neue offene Bahn vor sich, seinem Genius zu folgen; so lange aber seine Schöpfungen durch das Medium dieser Bühne anschaulich gemacht werden sollen, so lange wolle er ihre Natur berücksichtigen und achten. Wir lassen der Dichtung der gefesselten Phantasie ihr unbestrittenes Verdienst, aber wir sprechen es unumwunden aus, daß sie weder für die Darsteller noch für das Publicum dieser Bühne passe. Auch können wir übrigens die Überzeugung nicht verhehlen, daß selbst die Natur dieser Dichtung sich mehr den eigentlichen Principien eines Volksstückes hätte zuneigen lassen, und sowohl durch Änderung der Besetzung, welche fast ohne Ausnahme unpassend genannt werden mag, als durch nur etwas veränderte Stellung an Wirkung im größern Maßstab gewonnen haben dürfte. Wenn z. B. Ull. Heurteur statt Ull. Krones die Rolle der Phantasie, Ull. Ennöckl jene der Königin (statt Ull. Heurteur) gegeben hätte, und Ull. Krones in einer Localrolle, etwa als Gattinn oder Geliebte Nachtigalls, ihm entgegengestellt worden wäre, dürfte hiedurch nicht das Ganze, ohne an seinem phantastischen Grundton zu verlieren, an Wirkung bedeutend gewonnen haben? Wir kommen durch diese Bemerkung auf die natürlichste Weise auf die Besetzung und Darstellung des Stückes zu sprechen. Wir schätzen die an dieser Bühne beschäftigten Talente nach ihrer ganzen Bedeutsamkeit, wir würdigen und erkennen den Fleiß und Eifer, welcher jede ihrer Leistungen begleitet, aber die Unparteylichkeit eines öffentlichen Urtheils macht uns zur Pflicht es unverhohlen auszusprechen, daß die Auffassung und Darstellung solcher Gattung Dichtungen außer dem Bereiche ihrer Wirkungsmittel liege. Ull. Krones, ausgezeichnet und anerkannt als treffliche Mime in ihrer Sphäre, fand in Sprache, Vortrag, Gesang und Spiel unübersteigliche Hindernisse in dieser, mit Wieland zu sprechen „aus Rosenduft und Lilienschnee“ gewobenen Rolle. Hr. Korntheuer, mit Recht geschätzt als wissenschaftlich gebildeter Künstler, und einer der glücklichsten und wirksamsten Darsteller dieser Bühne, vermochte sich dennoch ebenfalls nicht mit der Natur der Rolle des Narren zu befreunden. Zwar glauben wir, daß auch seine Individualität nicht zu derselben passe, die Phantasie denkt sich diesen tückischen Wihbold gerne in einer verschrobenen Gnomengestalt, aber auch das geistige Hauptprincip der Rolle, der ironische Groll, die humoristische Bosheit fanden in der Darstellung nicht den zweckmäßigen Ausdruck. Mit Lob darf Hr. Lang als Amphio erwähnt wer-

den, welcher mit Gefühl und Klarheit wirkte, so wie dasselbe Lob zweckmäßigen Vortrags auch in untergeordneter Sphäre Hrn. Kemetner als Oberpriester gebührt. Auch Hr. Fermier als Hofpoet Distichon genügte. Ulle. Heurteur erschien als Königin Hermione, und wirkte sehr angenehm durch den Wohlklang ihres Sprachorgans, die Sittigkeit der Rede, und das Gemüth und Gefühl des Vortrags. Im Spiele war jedoch die Anfängerin noch sichtbar, vorzugsweise in der Befangenheit des Armspiels und manchen stets wiederkehrenden Bewegungen, z. B. einem gewissen Aufschwellen des Oberleibes bey jenen Stellen, worauf besonderer Nachdruck gelegt werden sollte. Ulle. Heurteur wird diese unvermeidlichen Klippen des Kunstbeginnes, unter der Leitung eines so ausgezeichneten Künstlers wie ihr Vater, bald vermeiden lernen, und ihr Talent schnell und kräftig entwickeln.

Wir versparten es von der Darstellung des Hrn. Kaimund als Harfenist Nachtigall zuletzt zu sprechen, weil sie die vorragendste und bedeutsamste Parthie dieser Vorstellung bildete, nicht ihrer Natur und Anlage nach, aber durch die Wirkksamkeit, welche der Darsteller ihr zu verleihen wußte. Mit seinem Erscheinen weht ein neuer frischer Geist über die Bühne, und das Leben der wahren und echten Komik strömt in die Glieder des ehevor nur ephemere in einzelnen Regungen athmenden Körpers. Die Wirthshauscenen, in welcher Nachtigall zuerst auftritt, war bereits von der größten Wirkung. Das Publicum begrüßte seinen Liebling mit Enthusiasm, und begleitete die mit reger Komik fortschreitende Entwicklung der Rolle mit anerkennender Theilnahme. Besonders wirksam zeigte sich eine (nur am ersten Abend gegebene) Stelle, wo Hr. Kaimund eine sehr schickliche Gelegenheit fand, sich über das Gerücht auszusprechen, als ob er zu seinen Werken nur den Namen hergäbe, und dieselben nicht von ihm seyen. Die große Scene im zwayten Acte, wo Nachtigall, mit Hülfe der an sein Pult gefesselten Phantasie, das Preisgedicht verfertigen soll, wurde von Hrn. Kaimund mit der vollendetsten Meisterschaft gegeben, und reiht sich den ausgezeichnetsten Leistungen der komischen Bühne an. Das Publicum sprach sich auch mit der regsten Theilnahme aus. Hr. Kaimund wurde sowohl nach mehreren Scenen, als am Schlusse der Darstellung gerufen, und brachte seinen Dank in einem trefflichen kleinen Gedichte.

Concert = Anzeige.

Morgen, Sonntags den 27. Jänner, wird der dreyzehnjährige Clavierspieler, Stephan Heller, im Saale der n. ö. Herren Stände um die Mittagsstunde ein Concert geben. Die Ouverture aus der „Bestalinn“ wird dasselbe eröffnen. Der junge Clavierspieler wird sich in dem ersten Satz, dem Adagio und Rondo eines großen Pianoforte-Concerts von Hrn. Herz, und in einer freyen Phantasie hören lassen. Hr. Leopold Böhm, Solospieler des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt, wird von ihm componirte Bravour-Variationen für das Violoncell über ein Thema von Rovelli, vortragen; Hr. Strebingger, Orchester-Mitglied des k. k. Hof-Operntheaters, Mayseder's dritte Polonaise für die Violine (in E-dur) spielen, und der k. k. Hofschauspieler Hr. Heurteur das Gedicht: Vertrauen, declamiren. Eintrittskarten zu 3 fl. WB. sind in den Kunst- und Musicalien-Handlungen der H. H. Artaria et Comp. am Kohlmarkt, T. Haslinger am Graben, in der Wohnung des Concertgebers (Kohlmarkt Nr. 281) und am Tage des Concertes an der Casse zu haben.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 29. Jänner 1828.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halb- um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halb- um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der grüne Rock.

(Fortsetzung.)

„Nun sind es gerade fünf Jahre, daß ich eine Geschäftsreise nach Berlin machen mußte. Einige Tage nach meiner Ankunft kehrte ich eines Morgens von einem erquickenden Spaziergange zurück, der meine Gflust hinlänglich erregt hatte, und begab mich, um sie zu befriedigen, in das mir zunächst gelegene Kaffehhaus. Während man mir die Chocolate bereitete, setzte ich mich in einen einsamen Winkel des Saales, wo ich ungestört meine Pfeife schmauchen und meinen Grillen nachhängen konnte. Nach einer langen Viertelstunde brachte mir endlich eine Aufwärterin das ersehnte Frühstück, allein trotz der Geduldprobe, auf die man meine Gflust gestellt hatte, zog mehr als die anlockende Chocolate selbst, die Trägerin derselben meine Blicke an; ein Mädchen von kaum sechzehn Jahren, reizend wie eine eben aufblühende Rose (lächeln Sie nur immer, Herr von Valour, daß auch ich, ein Feind aller Übertreibung, mich eines dichterischen Gemeinplazes bediene, der sich mir unwillkürlich aufdrang), hätte das liebliche Kind selbst die Apathie eines Stoikers bezwungen; aber mehr noch als das anziehende Äußere des Mädchens nahm mich die holde Verschämtheit ein, mit der sie, ohne mich anzusehen, die Tasse vor mich hinsetzte, und die glühende Röthe, die ihre Wangen färbte, als sie bemerkte, daß meine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr verweilten. Indem ich mich im Stillen verwunderte, an einem Mädchen ihres Standes und in ihren Verhältnissen ein so zurückhaltendes, ja furchtsames Betragen zu finden, konnte ich mich nicht enthalten, meiner Verwunderung durch die Bemerkung, daß sie wohl noch nicht lange in diesem Hause diene, Worte zu geben.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ antwortete sie mit zu Boden gesenkten Augen, „ich diene in diesem Haus erst seit fünf Tagen.“

„Ist das dein erster Dienst, mein Kind?“

„Nein, mein Herr, bevor ich hieher kam, diente ich zwey Monate bey einer vortrefflichen Frau;“ und indem sie dieses sagte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, so sehr sie sich Mühe gab, sie zurück zu drängen.

„Warum aber verließest du das Haus einer so guten Frau?“

„Ach sie starb plötzlich!“ rief sie mit von Thränen erstickter Stimme und entfernte sich, um ihre Bewegung zu verbergen.

Da zeigte sich an der Glashür des Kaffehauses ein armes Weib in bit-
tender Stellung, ohne sich herein zu getrauen; das Mädchen schien die Bittende
zu kennen, denn kaum wurde sie dieselbe gewahr, als sie auf sie zueilte, ihr
die Thüre öffnete, und sie einlud, herein zu treten. Das Weib sah sehr krank aus
und war ganz erschöpft vor Müdigkeit. Ich ließ das Mädchen, das anfangs
nur meine Neugierde, nun aber immer mehr meine Theilnahme erregte, nicht aus
den Augen und sah, wie sie der Erschöpften ein paar Geldstücke in die Hand
drückte, ihr freundlich zuredete und sie in einem Winkel des Saales sich setzen
hieß, um sich etwas zu erholen. Da hörte ich, wie die Arme klagend ausrief: „Ach,
ich bin sehr elend! mir zittern die Glieder vor Fieberfrost, und ich habe nicht
einmal einen guten Rock, mich davor zu schützen; denn seht, dieser elende
Rock, der nächstens in Stücke zerfallen wird, ist der einzige, den ich habe.“

„Meine Frau hat mehr Röcke, als sie braucht, ich will zu ihr, um einen
für euch zu erbitten; erwartet mich hier,“ entgegnete tröstend das Mädchen und
entfernte sich eilig.

Sie zögerte lange; — endlich kehrte sie zurück, aber statt des neuen,
reinslichen Sonntagsrockes, den sie früher anhatte und nun der Armen hin-
reichte, trug sie einen alten, grünen, wollnen Rock; — kurz den selben,
der heute Ihre Bewunderung so sehr erregt hat. „Nehmt diesen Rock,“ sagte
sie zu der gleich mir Erstaunten.

„Das ist ja der eure,“ rief diese sich sträubend, das dargebotene Geschenk
anzunehmen, „derselbe, den ihr selbst kurz zuvor anhattet!“

„Nehmt ihn doch, ich bitte euch.“

„Also hat eure Frau sich geweigert, mir von ihrem Überflusse mitzutheilen?“

„Laßt das; nehmt diesen.“

„Und ihr wollt euch vielleicht des einzigen berauben, den...“

„Ich gönne ihn euch von ganzem Herzen.“

„Nun, so möge Gott euch lohnen für so viel Großmuth!“

„Wohnt ihr noch in der breiten Straße im ... schen Hause?“

„Ja wohl.“

„So bald ich kann, werde ich euch besuchen. Nun aber geht sogleich, denn
ich möchte nicht, daß euch meine Frau noch hier träfe.“

Ich verlor kein Wort von dieser Unterredung, obgleich sie schnell und
leise geführt wurde, und ich nur mit meiner Pfeife beschäftigt schien.

Das Weib verließ unter tausend Segenswünschen für das edle Mädchen
den Saal, und fast zu gleicher Zeit trat die Kaffehwirthinn in denselben, eine
Frau von einigen dreißig Jahren, gepuht wie eine Dame; ihre spitze Nase,
stechenden Augen und ein widriger Zug um den Mund verriethen viel Hoch-
muth und herrisches, heftiges Wesen. Kaum hatte das Mädchen dieselbe be-
merkt, als sie durch eine andere Thüre zu entweichen suchte, aber ein gellen-
der Ruf der Herrinn befahl ihr, zu bleiben, die mit einer Mischung von Ver-
wunderung und zorniger Verachtung die Veränderung in dem Anzug ihrer
Aufwärterinn bemerkte. „Was ist das für ein Anzug?“ rief sie mit schneiden-
dem Tone der Erschrockenen zu, „was soll dieser zerlumpfte Rock, an einem

Festtage, gerade zur Stunde des häufigsten Besuches? bist du von Sinnen? — warum antwortest du mir nicht?“

„Ich....“

„Nun was ich? — Ich frage dich noch einmal, warum hast du diesen Rock statt jenem, den du früher trugst, angezogen?“

„Verzeihen Sie....“

„Was soll ich verzeihen? — Willst du nicht die Güte haben, deine Antwort zu vollenden?“

Und bey jeder erneuten Frage wurde der Ton dieses hochmüthigen Weibes heftiger und beleidigender, während das arme Mädchen, immer verwirrter, mit an den Boden festgewurzelten Augen unbeweglich vor ihr stand, und nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Da kannte die Wuth des gemeinen Weibes, welches das Schweigen der gekränkten Unschuld für Trognahm, keine Grenzen mehr, und die Zitternde unsanft beym Arme fassend, rief sie erboht: „Nichtswürdige, auf der Stelle gehe dich umzukleiden!“

„Das ist mir unmöglich,“ antwortete endlich das Mädchen mit von Schluchzen erstickter, kaum vernehmbarer Stimme, „denn ich habe meinen Sonntagsrock verschenkt, und sonst keinen als diesen.“

„Wie, du erfrest dich, mir solche Ausflüchte vorzulügen? — Unverschämte! glaubst du....“

Nicht länger konnte ich mich bezwingen, und die Schmähreden der Wüthenden unterbrechend, sagte ich mit ruhigem, aber eindringendem Tone: „Das Mädchen lügt nicht, denn ich sah es selbst mit an, wie sie aus edlem Mitleid einer Unglücklichen, die halbnackt und vor Fieberfrost zitternd um einen Rock flehte, den ihrigen gab, und zwar denselben, den sie selbst kurz zuvor anhatte. Können Sie diesem schönen Zuge der Menschlichkeit Ihren Beyfall versagen? — Würden Sie an des Mädchens Stelle nicht dasselbe gethan haben?“ —

Der Vorwurf, der in dem Tone lag, in welchem ich die letzten Worte sprach, mochte selbst dieser Gefühllosen nicht ganz entgangen seyn, denn eine glühende Röthe brannte auf ihren Wangen, aber nicht die Röthe der Scham, jener Tochter des Himmels, sondern die dunkle Röthe des Zorns, die selbst das schönste Gesicht entstellt, und mich mit giftigen Blicken messend, antwortete sie mir mit kaum verhaltenem Grimme: „Jedermann hat seine Hausarmen, und ich bin nicht so thöricht, an die nächste beste Landläuferinn mein Hab und Gut zu verschwenden. — Sie aber Mamsell,“ fuhr sie fort, sich höhnisch zu dem zitternden Mädchen wendend, „mit Ihrem überaus mitleidigen Herzen werden die Güte haben, Ihre Werke der Barmherzigkeit zur Auf erbauung Ihrer Bewunderer künftig anderswo auszuüben. — Hast du mich verstanden, Unverschämte? — Schnüre deinen Bündel, und pack dich auf der Stelle!“ — Obgleich dieser Befehl wider alles Recht und Herkommen war, so gehorchte das arme Kind doch augenblicklich und verließ, ohne ein Wort zu erwiedern, still weinend den Saal.

Auch ich entfernte mich, doch nicht allzu weit von dem Kaffehause, denn ich wollte abwarten, was das Mädchen anfangen würde, das durch ihr Aufse-res und ihr Betragen meine ganze Theilnahme erregt hatte. — Nach einer kleinen Viertelstunde kam sie, mit einem Bündel unter dem Arme; ich ging auf sie zu und fragte sie, wohin sie gehen wolle? Als sie mich erkannte, ant-

wortete sie mir mit einiger Verlegenheit: „Ich gehe zu einer Freundin, um sie zu bitten, mir einen Dienst zu verschaffen.“

„Diese Sorge will ich auf mich nehmen, folge mir!“

„Aber, mein Herr, Sie kennen mich ja nicht...“

„Doch! ich glaube dich hinlänglich zu kennen.“

„Verzeihen Sie, ich diene nur bey einer Frau...“

„Beruhige dich, wir werden weiter darüber sprechen, aber jetzt folge mir ohne Zögern.“

Sie gehorchte, obschon mit einiger Unruhe. Als wir vor meiner Wohnung angelangt und im Begriff, in das Haus zu treten, waren, so zögerte sie nochmals, indem sie mich schüchtern erinnerte: „Sie vergessen vielleicht, mein Herr, daß ich nur bey einer Frau in Dienste trete?“ —

„Das ist eben meine Absicht,“ antwortete ich zu ihrer Beruhigung, und führte sie zu meiner Hausfrau, deren Obhut ich sie empfahl. Erst des andern Tags ließ ich ihr sagen, daß ich sie zu sprechen wünschte. Sie kam und war, wie ich vorausgesehen hatte, minder befangen und ängstlich in meiner Gegenwart, denn meine Hausfrau, die mich seit Jahren kannte, hatte sie über meinen Charakter und meine Absichten vollkommen beruhigt. Ich hieß sie sich setzen, und auf meine Fragen erzählte sie mir: daß sie Louise heiße, ihre Ältern früh verloren habe, und in einem Waisenhause erzogen worden sey; bey ihrem Austritt aus demselben war sie in die Dienste einer ehrwürdigen Matrone gekommen, die sie wie eine Mutter behandelte, aber leider bald darauf starb; hierauf brachte sie einige Wochen bey einer Verwandten, einer Nähterin, zu, da diese aber selbst arm war, so wollte sie ihr nicht länger zur Last fallen und nahm Dienste in jenem Kaffehause, wo ich sie kennen lernte.

„Wie nun, mein Kind,“ redete ich sie mit einem wahrhaft väterlichen Ton an, „hättest du keine Lust bey mir zu bleiben?“

„Ach! ich hätte nichts dagegen,“ erwiederte sie hocherröthend, „wenn Sie eine Frau wären, oder doch wenigstens schon sehr, sehr alt...“

„Nun, was das Letztere betrifft,“ entgegnete ich lächelnd, „könntest du dich mit meinem Alter wohl begnügen, denn ich bin schon geraume Zeit über die Mitte des Lebens hinaus, und könnte den Jahren nach eben so gut dein Vater seyn, als ich in der That dessen Stelle bey dir vertreten will, wenn du es zufrieden bist?“ —

„Mein Herr,“ erwiederte sie schüchtern, aber bestimmt, „halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich Ihnen nochmals erkläre, daß ich durchaus nur bey einer Frau in Dienste trete.“

„Genug davon für jetzt!“ rief ich mit einem so barschen, verdrießlichen Tone, daß das arme Mädchen ordentlich darüber erschrak, „aber nun nimm diese Kleinigkeit,“ setzte ich befehlend hinzu, „um dir Kleider zu kaufen; doch bedinge ich mir aus, daß du diesen Rock, hörst du, diesen Rock da ja nicht weg gibst!“ — Sie sah mich verwundert an und schien zu zweifeln, ob sie mich auch recht verstanden habe. — Ich aber wiederholte ihr nur noch nachdrücklicher: „Ja mein Kind, diesen alten, unscheinbaren Rock will ich durchaus, daß du behältst, ja für immer behältst.“ Ich gab ihr einen Beutel mit zwölf Friedrichsd'or und entließ sie.

Raum hatte ich mich zum Schreibtische gesetzt, als sie zurückkehrte, sich

mir schüchtern näherte und den Beutel, den ich ihr so eben gegeben hatte, auf den Tisch legte, indem sie, ohne mich anzusehen und über und über erröthend, hinzu setzte: „Mein Herr, das ist nicht möglich, daß Sie mir so viel geben wollten!“

„Und warum sollte es nicht möglich seyn?“

„Ich habe Ihnen ja noch gar keinen Dienst geleistet, und Sie wollten eine so große Summe...“

„Groß scheint sie nur dir, für mich ist sie unbedeutend. Nimm das Geld und verwende es wohl; aber für jetzt verlaß mich, denn ich habe wichtige Geschäfte abzuthun.“

„Verzeihen Sie, ich darf so viel nicht nehmen, denn was würde man denken...“

„Daß du kein Geld hast, ich aber mehr als ich brauche, und dir gern von meinem Überflusse mittheile; kann es etwas Unschuldigeres geben?“

„Und doch...“

„Wie, du weigerst dich noch immer? — Nun ich sehe wohl,“ setzte ich nach einer kleinen Pause scheinbar beleidigt hinzu, „zum Danke für meine Gutmüthigkeit traust du mir wohl selbst unredliche Absichten zu!“ —

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief sie mit treuherziger Lebhaftigkeit aus; „Sie thun mir Unrecht, mein Herr,“ setzte sie mit ihrer gewöhnlichen Schüchternheit hinzu, „wenn Sie mich für undankbar halten.“

„Wenn ich also glauben soll,“ versetzte ich ernst und eindringend, „daß du an der Redlichkeit meiner Absichten nicht zweifelst, daß du überzeugt bist, ich unterstütze dich nur deshalb, weil ich dich für ein braves, der Unterstützung würdiges Mädchen halte, so nimm ohne Zögern die paar Goldstücke wieder und beleidige mich nicht länger durch argwöhnisches Weigern.“

Diese kleine Straspredigt hatte die erwünschte Wirkung: denn als ich ihr nun nochmals den Beutel hinreichte, getraute sie sich nicht länger dessen Annahme zu verweigern; doch konnte sie nicht unterlassen, mich mit einem im voraus um Verzeihung stehenden Blicke ganz naiv zu fragen: „Aber nicht wahr, mein Herr, die Annahme Ihres gütigen Geschenkes verpflichtet mich noch nicht, in Ihre Dienste zu treten?“

„Keineswegs,“ erwiderte ich lächelnd; „sey unbesorgt, du behältst deine ganze Freyheit und kannst deshalb, wenn du willst, noch heute dieses Haus verlassen.“

„Ach mein Herr, Sie verkennen mich,“ flüsterte sie, indem sie erröthend und mit feuchten Augen mich ansah, in denen dankbare Rührung eines kindlichen Herzens sich malte, „ich setze nicht das mindeste Mißtrauen mehr in Ihre Güte und bitte Sie im Gegentheile, mir zu erlauben, in diesem Hause zu bleiben, so lange Sie in Berlin sind, wo ich mit Freuden jede Arbeit, die Sie mir befehlen und die meine Kräfte nicht übersteigt, für Sie verrichten will. — Ich bin gewiß nicht undankbar!“ rief sie bewegt in dem überzeugenden Ton eines reinen Gemüths, in dem eine einfache Versicherung mehr werth ist, als der feyerlichste Schwur, und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hand an ihre Lippen gedrückt.

„Wohl denn, ich glaube dir,“ erwiderte auch ich bewegter, als es meine Gewohnheit ist, mühsam die eigene Rührung verbergend, und unwillkürlich glitt streichelnd meine Hand über die rosig glühende Wange des lieblichen Kin-

des, „gern gewähre ich deine Bitte und nehme dein Auerbieten an; indessen erwarte mich bey meiner Hausfrau.“

Bevor sich Louise jedoch entfernte, bat sie mich angelegentlich um die Erlaubniß auf eine halbe Stunde ausgehen zu dürfen. Ich bewilligte natürlich ihre Bitte, und sie verließ mich eilig. Aber eben diese Eile erregte meine Neugierde, denn ihr bisheriges Betragen ließ mich nicht glauben, daß sie, bloß um sich Kleider zu kaufen, die Erlaubniß auszugehen so dringend von mir erbeten und die erhaltene so eilig benützt habe. Ich konnte mich daher nicht enthalten, ihr einen Diener des Hauses nachzusenden, mit dem Auftrage, ihr in einiger Entfernung zu folgen und mir dann zu berichten, wo sie hingegangen sey.

(Der Schluß folgt.)

Bühnenberichte aus Prag.

Im December 1827.

Die Douglas, oder: Der Kampf im Felsenthale, historisch-romantisches Schauspiel mit Gesängen und Chören in fünf Acten, von A. v. Tromlich. Musik vom Hrn. Capellmeister Triebensee. Wir wollen versuchen, ob es möglich ist, dem etwas verworrenen Gang dieses Schauspiels zu folgen, und die Handlung in Kürze heraus zu heben.

Die Häupter zweyer schottischen Familien, Archibald Douglas (Hr. Bayer) und Lord Lindsay (Hr. Polawskij) erscheinen als Todfeinde, der erste als edler Gegner, der zweyte anfangs etwas hinterlistig, doch handelt er am Ende auch ziemlich offen. Douglas ist verbannt, und hat seinen Sohn William (Hr. Moriz) zurückgelassen, der als der vermeintliche Sohn des blinden Harfners John (Hr. Köhler) herangewachsen, sich in Lindsay's Tochter, Elisabeth (Mlle. Wagner), der er das Leben rettete, verliebt, und mit seinem Sohne Georg (Hr. Swoboda) Freundschaft geschlossen hat, während Emmy, des Harfners Nichte (Mlle. Herbst) ihn hoffnungslos liebt. Endlich wird Archibald's Bann gelöst, und der König beschließt, die Häuser Douglas und Lindsay durch eine Vermählung der beyden Kinder zu versöhnen. Um diese Verbindung zu schließen, reißt Douglas seinen Sohn von Elisabeth weg (eigentlich ein Coup fürs Lustspiel) und führt ihn dem König vor; aber ehe die beyden Liebesleute sich erkennen, hat Georg den alten Douglas beleidigt und zum Zweykampf gefordert. An Versöhnung ist nicht mehr zu denken, Archibald wird wieder gefangen genommen, und William muß hongré malgré statt seines Vaters mit seinem Freunde kämpfen, was auch nach einigen Umarmungen geschieht; Georg wird am Kopfe verwundet, und bleibt am Actschlusse für todt liegen. Mittlerweile haben beyde Mädchen schottische Manns-kleider angezogen, Elisabeth, die sich mit ihrem Geliebten entzweyt hat, um den alten Archibald zu retten, was ihr auch gelingt, und nachdem sie ihrem William die frühere Lebensrettung abgezahlt, will sie ins Kloster gehen, zum Glück wird ihr aber die Thüre vor der Nase zugeschlossen, denn nun ist alles einig, den alten Lindsay angenommen, der endlich auch nachgibt, da — Georg gerettet ist, und mit verbundenem Kopfe das Stück schließt. Der Beyfall war spärlich, und die Douglas dürften nicht oft über unsre Breter gehen.

Die Dame im Schleyer, Lustspiel in 4 Aufzügen, nach dem Italienischen des Federici. Ein recht artiges Intriguenstück, das bey einer vortrefflichen Darstellung bedeutendes Glück machte. In der That waren sowohl Mad. Schmidt (Amalie) und Mlle. Herbst (Gräfinn) als auch Hr. Moriz (Lieutenant) und besonders Polawskij (Graf) ausgezeichnet brav.

Eine Freundschaft ist der andern werth. Lustspiel in 3 Acten, von C. Lebrün. Dieses Stück ist seinem Inhalte nach, bereits bey Gelegenheit der Auf-

führung auf dem Hoftheater in Ihrem Blatte besprochen, und es ist daher unnöthig, denselben hier zu wiederholen. Wellens Verdruss über das verlorne Vergnügen, die Furcht Frei's vor den Gerichten und andere Mißverständnisse gewähren dem Lustspiel einen sehr lebhaften Gang, und führen sehr ergezhliche Momente herben. Die beyden Freunde wurden durch die Hrn. Moriz und Polawsky sehr brav gegeben, besonders zeichnete der letztere den komischen Schmerz des bedrängten Epikuräers mit Meistersgügen. Die übrigen Personen sind eben nichts weiter als die Staffage des heitern Gemäldes, und waren zum Theil gut, zum Theil schwach besetzt.

Staberl als Freyschütz, Parodie mit Gesang in 3 Acten, von Hrn. Feistmantel zu seinem Vortheil erkiesien, hat ihm molto onore und molto contante eingebracht: obschon er diesen Staberl durchaus nicht genug individualisirte, wie wir ihn überhaupt im Lustspiele jetzt fast lieber sehen als in der Posse und Parodie. Die drolligen Situationen des Stückes erregten stürmisches Gelächter, des Klatschens war kein Ende, die Musik, zum Theil vom Hrn. Capellmeister Triebensee hinzugefügt, gefiel theilweise, vorzüglich ein sehr komisches Quodlibet, das wiederholt werden mußte, und das Ganze hat im vollen Sinne des Wortes seine Pflicht erfüllt, und ist seitdem schon mehrere Male repetirt worden.

Die Gastrollen des Hrn. und Mad. Devrient aus Dresden haben dem Theaterpublicum sieben genussvolle Abende gewährt, von welchen drey auf Rechnung des Hrn., vier auf jene der Mad. Devrient kommen. Wenn wir, um das „Chret die Frauen!“ in Ehre zu halten, mit Mad. Devrient den Anfang machen, so wird das dem Publicum Wiens wohl nicht unangenehm seyn, da es, der Genüsse eingedenk, die ihm Wilhelmine Schröder gewährt hat, gewiß begierig ist, etwas von den Fortschritten zu hören, welche die würdige Tochter der ersten deutschen Bühnenkünstlerin, in den letzten Jahren gemacht hat. Was Mad. Devrient als Emmeline und Agathe leistete, ist Wien zu bekannt, als daß es uns erlaubt seyn sollte, uns in eine Auseinandersetzung einzulassen; doch dürfen wir nicht übergehen, daß Mad. Devrient in der spätern Zeit ihre Ansicht der letztern Rolle geändert zu haben scheint, die sie nicht mehr in reiner Idealität, sondern mit ländlicher Individualisirung gibt, was ihr freylich Gelegenheit verschafft, der Agathe eine größere Mannigfaltigkeit zu geben, die aber die Einheit des Ganzen stört, da in den Arien die hoch poetische Idealität mit dem übrigen nicht in Einklang zu bringen ist, was freylich dem Publicum nicht klar wurde. Mad. Devrient wurde in beyden Rollen mit dem innigsten, ungetheiltesten Beyfall aufgenommen. Anna in der weißen Frau, eine Rolle, die eigentlich auch keine so gefühlvolle Sängerin und so ausgezeichnete Schauspielerinn verlangt, gefiel zwar ebenfalls sehr, gleichwohl sprach sie minder an, als die beyden vorigen; doch die Krone ihrer Kunstausstellungen, eine neue und höchst überraschende Erscheinung war dagegen die „Corynthe,“ und wenn Fr. v. Czerny mit dem genialen, der Kunst zu früh entrissenen Carl Maria v. Weber bey der Durchführung ihrer Heldinn die Shakespearesche „Imogen“ vor Augen geschwebt zu haben scheint, so müssen sich beyde Dichter Glück gewünscht haben, ihre Ideen durch Mad. Devrient so gemüthvoll und phantasie reich verkörpert zu sehen. Hier ist Alles Bewegung, Leben und Seele, und der Gesang bald der zarte Hauch der Psyche, bald das stürmische Meer der Leidenschaft, das wohl überall zur Bewunderung hinreißen muß, und auch hier einer Oper, die anfangs sehr kalt empfangen wurde, die rauschendste Theilnahme verschaffte. Hr. Devrient ist von der Natur mit Mitteln zum dramatischen Künstler ausgestattet, wie sie solche nur selten ihren Lieblingen gewährt; allein wir möchten nicht behaupten, daß er selbe immer ganz zweckmäßig verwende. Hr. Devrient ist niemals unnatürlich, doch oft zu künstlich, und es scheint fast, als hätte ihn irgend ein großes Vorbild auf den Weg geführt, den er eingeschlagen, denn diese Kunstruhe, so unschätzbar sie am rechten Plage ist, schadet oft, wie es im Ferdinand von Walter, in „Cabale und Liebe“ der Fall war, der Wahrheit des Charakters, ja legt wohl selbst der Phantasie — welche Hr. Devrient in hohem Grade besitzt — in leidenschaftlichen aufgeregten Momenten Fesseln an. So waren im Roderich vor Allem die poetisch rednerischen Stellen vortrefflich, der Ferdinand ausgezeichnet, edel und männlich, fast zu männlich, denn mit dieser Haltung hätte

er den Posa spielen können, die Scene mit der Lady ausgenommen, wo er uns fast verlegener schien, als nöthig war, da Ferdinand mit dem festen Vorsatz hingeht, sie zu beleidigen, und erst durch ihren Edelsinn eines Bessern über den Charakter dieser Frau belehrt wird. Die wilde Stut, zumal des ersten Charakters, wurde nicht anschaulich gemacht, was um so beklagenswerther ist, da Hr. Devrient in den einzelnen Stellen, wo er auftritt, bewies, daß seine Stimme auch bey der höchsten Kraftanstrengung noch wohlklingend ist. Wenn der Arm e spart, so wird es Klugheit genannt, den Reichen tadelt man mit Recht darob. Eine ausgezeichnet schöne dramatische Kunstausstellung, in welcher Hr. Devrient alle Erwartungen übertraf, und die wir gerne noch einmal von ihm gesehen hätten, war *Die Henschlägers „Correggio,“* eine höchst ergreifende Darstellung des einfach rührenden Künstlergemüths, in seinem Innersten verlehrt von Michael Angelo's Härte, emporgehoben durch Giulio's Anerkennung, und endlich im Bewußtseyn seines vollen Künstlerwerthes verklärt, wie er den verwandten Raphael in seiner *Cäcilia* kennen lernt. Zwar könnte die Stelle: „Ich bin auch ein Maler,“ mit noch höherer Begeisterung gesprochen werden, denn in diesem Augenblick fühlt er seine Unsterblichkeit im vollen Umfange, und die Idee wird ganz Herr über das Irdische in ihm; doch wurde uns in seiner Darstellung die ganze Zuversicht klar, die mit dem Anschauen dieses Bildes in seiner Seele aufgegangen, und er rechtfertigte Octavio's Ausrufung: „Er ist ja ganz verwandelt,“ auf höchst künstlerische Weise. Dagegen klang der Entschluß, den Edelmann zum Kampf zu fordern, fast etwas zu ritterlich für das milde Künstlergemüth. Daß wir auch so kleine Flecken des schönen großartigen Bildes bemerkten und anmerken, sey dem jungen Künstler nur ein Beweis der großen Aufmerksamkeit, womit wir seine Ausstellungen betrachteten. Die übrige Rollenbesetzung war, sowohl bey den Opern, in welchen Mad. Devrient, als in den Schauspielen, worin ihr Gatte gastirte, die gewöhnliche, oft besprochene, und nach den Verdiensten der einzelnen Schauspieler gewürdigte.

Kunst = Anzeige.

Der rühmlich bekannte Chalkographe, Hr. Blasius Häfel in Wiener-Neustadt, hat ein neues Werk vollendet, welches, wie wir glauben, allen Freunden der Thiermalerey und allen Jagdliebhabern vorzugsweise eine willkommenere Erscheinung seyn wird. Es ist dies die Darstellung zweyer todten Rebhühner, nach einem trefflichen Original-Gemälde von P. F. von Hamilton, Hofmaler unter Kaiser Carl VI. und durch seine Werke im Genre der Thiermalerey längst den vorzüglichsten Künstlern dieser Gattung bengezählt. Auch dieses Blatt bewährt seine Meisterschaft auf die glänzendste Weise. Die Wahrheit und Vollendung in allen Theilen, so in der Gruppierung, wie in Ausarbeitung der einzelnen Theile, die ganz naturgetreue Behandlung des Gefieders von den starken Flügel Federn an bis zu dem weichen Flaum des Bauchgefieders, die Nuancirung in den Übergängen des Colorits dieser Federn, kurz alles ist wahrhaft der Natur abgelauscht. Hr. Häfel hat mit sichtlichem Fleiße und dem glücklichsten Erfolge gestrebt, diese Reize des Bildes auch in der Chalkographie zu erhalten, und sich dadurch abermals als echten Künstler bewährt. Sein Verdienst dürfte um so größer seyn, als in diesem Zweige seit Rie d i n g e r's Zeiten in der Kupferstecherkunst nichts mehr geliefert ward. Auch daß die Thiere in Lebensgröße gestochen sind, dürfte ein eigener, unsers Wissens bisher sehr seltener Vorzug seyn. Die Größe des Blattes ist 11 Zoll Höhe, und 8 1/2 Zoll Breite. Die dargestellten Thiere treten, durch den schwarzen Hintergrund gehoben, recht lebendig hervor, und dieser Kupferstich wird gewiß eine Zierde so mancher Sammlung, so manchen Zimmers werden. Der, für das, was geleistet wurde, sehr billige Preis von 3 fl. C. M. macht das Werk auch den weniger bemittelten Kunstfreunden zugänglich. Exemplare davon sind in Wien in den Kunsthandlungen Math. Artaria, Vermaan und Paterno, und in Wiener-Neustadt bey dem Künstler selbst zu haben. — ...

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte: Mode — Mod' — Dom.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 31. Jänner 1828.

14

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der grüne Rock.

(Schluß.)

Naum war die bewilligte halbe Stunde verflossen, als Louise zurückkehrte, und gleich darauf trat auch der ihr nachgesandte Diener in mein Zimmer und berichtete mir: Louise habe sich geradeswegs in die breite Straße begeben und sey dort in das ...sche Haus gegangen. Ich wußte genug; denn sogleich war mein Entschluß gefaßt, mich selbst hinzubegeben. Dort erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß Louise mit der wirklich an Allem nothleidenden Familie mein Geschenk getheilt habe. Dieß steigerte meine Theilnahme an dem außerordentlichen Mädchen nur noch mehr, und ich beschloß, mich nun selbst näher um Louisen's früheres Schicksal zu erkundigen; ich ging daher zum Vorsteher des Waisenhauses, in dem sie erzogen wurde. Dieser bestätigte mir nicht nur, daß sich Alles ganz so verhalte, wie es Louise mir erzählt hatte, sondern fügte unaufgefordert die vortheilhafteste Schilderung von ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten hinzu.

Je mehr ich aber von Louise n hörte, und je näher ich selbst sie kennen lernte, je weniger konnte ich mir verbergen, daß das, was anfänglich bloße Theilnahme an dem edelmüthigen, unschuldig verfolgten Mädchen war, immer mehr in mir zur Überzeugung werde, daß ich in Louisen die Begleiterinn des Lebens gefunden habe, wie ich sie mir stets gewünscht und bisher in den höhern Ständen vergeblich gesucht hatte. Mit mir war ich alsobald im Reinen; aber nun war noch eine Hauptfrage: wird auch Louise mich wollen? — ist ihr Herz noch frey? — War das Letztere der Fall, und hatte sie sonst keinen Widerwillen gegen mich, so hielt ich den Abstand der Jahre zwischen uns nicht für so groß, daß sich nicht bald bey Louisen's kindlichem, reinem Gemüthe die Dankbarkeit, die sie mir so lebhaft bezeigte, in jenes ruhige, auf Achtung gegründete Wohlwollen verwandeln würde, das ein dauernderes Glück verbürgt, als das schnelle Aufwallen der Leidenschaft, welches man insgemein Liebe nennt, und welches, befriedigt, oft eben so schnell wieder veriraucht.

Meine nahe bevorstehende Abreise bot mir die erwünschte Gelegenheit, Louise n auszuforschen und ihren Entschluß zu vernehmen. So wenig ich

aber ihre Dankbarkeit und kindliche Einfalt zu meinem Vortheile mißbrauchen wollte, so wenig wollte ich den auch für mein Lebensglück entscheidenden Schritt thun, ohne vorher jede Gelegenheit zu benützen, mich von Louisen's früheren Verhältnissen zu unterrichten. Von ihr selbst hatte ich Namen und Wohnung der ihr verwandten Nähterin erfahren; ich ersuchte daher meine Hausfrau, sich zu dieser zu begeben und um des Mädchens Aufführung während des Aufenthaltes bey derselben zu erkundigen. Meine Hausfrau, auf deren Redlichkeit und Verstand ich mich verlassen konnte, gewährte gern meine Bitte. Sie erhielt nicht nur die günstigsten Nachrichten über Louise's Aufführung, sondern erfuhr noch einen neuen Zug ihres edlen, wohlthätigen Herzens von ihrer Verwandten: denn als diese erkrankte, während Louise bey ihr war, so wartete das gute Mädchen sie mit aller möglichen Aufmerksamkeit und liebenden Sorgfalt, und wachte mit Nichtachtung der eigenen Gesundheit mehrere Nächte hinter einander an ihrem Krankenlager; ja als der geringe Geldvorrath der selbst unbemittelten, nur von ihrer Hände Arbeit lebenden Kranken bald erschöpft war, und ihre Pflege auch Louise'n hinderte, durch Arbeit etwas zu verdienen, so verkaufte das edle Mädchen, das über der fremden Noth stets die eigene vergaß, die wenigen Kleider, die sie entbehren konnte, um ihrer leidenden Verwandten Arzney und Linderung zu verschaffen. Aber eben so zartfüßig als edel hatte Louise diese Aufopferung ihrer Verwandten stets zu verheimlichen gewußt, die selbst erst ein paar Tage vor dem Besuche meiner Hausfrau durch Zufall davon unterrichtet wurde.

Vollkommen durch diese Nachrichten über Louise's Charakter und sittlichen Werth zufrieden gestellt, war mein Entschluß gefaßt. Nachdem ich meine übrigen Geschäfte in Berlin beendigt hatte, wollte ich auch die Angelegenheit, die mir nun die wichtigste geworden war, zur Entscheidung bringen. Ich ließ daher eines Morgens Louise'n zu mir rufen und sagte ihr, daß ich im Begriff stehe, nach Breslau zurück zu kehren. Als sie dieses hörte, sah ich Thränen ihre Augen füllen, und von innerer Bewegung ergriffen stand sie schweigend mit gesenkten Blicken vor mir. Auch ich mußte mich zusammen nehmen, sie ganz gleichgültig zu fragen: „Wie, mein Kind, du weinst? — sollte meine Abreise dir diese Thränen verursachen?“ —

Mit bebender Stimme erwiederte sie: „Wäre ich nicht sehr undankbar und gefühllos, wenn mich die Trennung von meinem Wohlthäter gleichgültig ließe?“ Nach einer minutenlangen Pause begann ich mit ernstem, beynahe feyerlichem Tone: „Diese Thränen machen deinem Herzen Ehre, und ich freue mich, in dir mich nicht getäuscht zu haben; aber ich fordere einen stärkern Beweis deiner Dankbarkeit als Thränen, ich fordere Vertrauen. Louise! ich hoffe, durch das, was du von mir gehört und wie du selbst mich kennen gelernt hast, wird jeder Argwohn in meine Absichten bey dir verschwunden seyn, und ich glaube es um dich verdient zu haben, daß du mir recht aufrichtig und ohne mädchenhafte Ziererey die Frage, die ich dir thun will, beantwortest: Ist dein Herz noch frey? — fesselt dich keine Verbindung, oder auch nur der Wunsch deines Herzens an einen Mann, der dir theurer wäre als die übrigen seines Geschlechts?“ —

Glühende Röthe überzog das Gesicht der Jungfrau, und eine verneinende Bewegung des Hauptes war ihre Antwort.

„Es ist nicht Neugierde,“ fuhr ich nachdrücklicher fort, „es ist die Theilnahme eines Freundes, die mich diese Frage an dich thun ließ; denn ich habe den Willen und die Mittel, dir zur Erreichung eines solchen Wunsches behülflich zu seyn, und es würde mich freuen, noch vor meiner Abreise dein Glück begründen zu helfen. — Sey also ohne Falsch gegen mich, Louise, vertraue mir wie einem Freunde, wie einem Vater!“ —

Da sah mir das Mädchen treuherzig ins Auge, und indem sie die Hand auf's Herz legte, betheuerte sie: „Ich verberge Ihnen nichts, mein Wohlthäter, ich vertraue Ihnen, wie einem Vater!“ —

„Wohl, Louise, ich glaube dir,“ versetzte ich, indem ich lächelnd hinzufügte: „ich will dein Vertrauen sogar erwidern; denn wisse, bevor ich noch Berlin verlasse, werde ich mich vermählen, du sollst meine künftige Frau kennen lernen, und wenn ihr, wie ich nicht zweifle, Gefallen an einander findet, so wirst du auch keinen Anstand mehr nehmen, mich nach Breslau zu begleiten; denn ich bin überzeugt, du wirst in ihr nicht nur die nachsichtigste Herrinn, sondern auch die aufrichtigste Freundin, sie in dir die treueste Dienerinn finden.“ — Aber ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, das verlegen über meine Mittheilung nicht wußte, was sie sagen sollte, fuhr ich fort: „Nun aber, Louise, mußt du mir sogleich einen Auftrag ausrichten: ich hätte bald das arme Weib vergessen, das die Veranlassung unserer Bekanntschaft ward; gehe zu ihr und gib ihr diese Urkunde, worin ich ihr eine jährliche Unterstützung von zwölf Friedrichsd'or versichert habe.“

Mit freudiger Nührung vernahm das edle Mädchen meinen Auftrag, ihre leuchtenden Blicke sagten mir mehr als Worte, daß sie mir dafür danke, als hätte ich ihr selbst die größte Wohlthat erzeigt, und in froher Hast verließ sie mich, um als ein tröstender Engel in der Hütte der Armuth zu erscheinen. —

Wie groß war aber Louise's Erstaunen, als sie bey der Rückkehr in ihrer Kammer einen vollständigen zierlichen Anzug fand, wie er sich für Frauenzimmer der mittleren Stände schickt, ja sogar ein Schmuckkästchen mit einer Perlenchnur, Ohrgehängen und Ringen; als bald darauf meine Hausfrau mit der Louise's verwandten Nähterin in die Kammer trat, und Beyde ihr erklärten: ich fordere als einen Beweis ihres Vertrauens, daß sie sogleich diese Kleider anziehe, mit dem Geschmeide sich schmücke und ihnen in das Wohnzimmer der Hausfrau folge, wo ich sie bereits mit Ungeduld erwarte, da ich Louise's Dinge von Wichtigkeit zu sagen hätte. „Betrachte nur einmal, liebes Kind,“ setzte bedeutsam Louise's Verwandte hinzu, „diese Perlenchnur, Perlen bedeuten Thränen, aber man weint nicht immer Thränen des Schmerzes. Drum sträube dich nicht länger, Nörren, laß dich ankleiden und schmücken; dein Wohlthäter will durchaus, daß du gepuht wie eine Braut zu ihm kommst.“ Nur nach vielem Zureden und durch die ausdrückliche Versicherung, daß ihre Weigerung mich auf das empfindlichste beleidigen würde, gab das überraschte und durch die Reden der Nähterin nur noch mehr verwirrte Mädchen nach und ließ sich von den beyden Frauen ankleiden und schmücken.

Wirklich erwartete ich bereits mit Ungeduld Louise auf dem Zimmer meiner Hausfrau. — Endlich kam sie; geschmückt wie eine Braut folgte sie schüchtern und zagend den beyden Frauen. — Es war ein eigener Anblick, wie das zierlich gekleidete und reich geschmückte Mädchen dastand: mit gesenk-

tem Haupte, glühend wie eine Rose, und mit vor Scham und Verlegenheit thränenfeuchten Augen, die sie nicht aufzuschlagen wagte.

Da ergriff ich Louise's Hand und sprach mit herzlichem aber entschiedenem Tone: „Louise! ich versprach dir, dich noch vor meiner Abreise mit derjenigen bekannt zu machen, die ich mir zur Gefährtinn des Lebens erwählt habe: du bist es selbst, wenn es anders auch dein Wille ist, mir auf immer anzugehören und mir als Hausfrau in die Heimat zu folgen; aber ferne sey es von mir, deine Dankbarkeit zu mißbrauchen, oder durch Überraschung deinen Entschluß zu bestimmen! — Drum sprich frey und rücksichtslos, willst du mein Weib werden?“ —

Hatten früher Scham und Verwirrung die Wangen des Mädchens mit glühender Röthe gefärbt, so ergriff jetzt diese überraschende Mittheilung sie so mächtig, daß sie bleich wie eine Lilie ward, ihre bebende Hand drückte die meine krampfhaft, ihre Augen schlossen sich, und ich mußte die Halbbohm-mächtige zum Canapee führen. — Als sie sich nach einigen Minuten etwas erholt hatte, schlug sie die Augen auf, und sah um sich wie Jemand, der aus schweren Träumen erwacht, und erst als sie mich wieder erblickte, schien sie sich auf das zu besinnen, was so eben vorgegangen war. Schweigend, mit durchdringenden Blicken sah sie mich an, dann plötzlich, ehe ich es hindern konnte, stürzte sie zu meinen Füßen, ergriff meine Hand, die sie mit Thränen und Küssen bedeckte, und lispelte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Nein, nimmermehr kann ich die Ihrige werden! ich kann Ihre Großmuth nicht annehmen; wenn auch Sie vergessen, wer ich bin, wer Sie sind, so würde doch die ganze Welt Ihren Entschluß mißbilligen.“

Ich hob die sanft Widerstrebende auf und suchte sie zu beruhigen, indem ich lächelnd erwiederte: „Gewiß, meine Liebe, wenn ich ein Prinz wäre, dürfte ich mich über diese Rücksichten nicht hinaussetzen, aber zum Glück bin ich nur ein einfacher Kaufmann von Breslau, den nichts hindert, über seine Hand nach Willkür zu verfügen; ich wüßte daher nicht, was Jemand mit Recht daran tadeln könnte, wenn ich mich mit einer ehrbaren Bürgerstochter von Berlin verbinde. — Mögen Andere durch Reichthum, Schönheit oder Rang sich bey der Wahl ihrer Gattinnen bestimmen lassen, meine Absicht war es stets, nur ein an Tugend reiches, und durch Schönheit des Herzens und Adel der Gesinnung ausgezeichnetes Mädchen zur Gefährtinn des Lebens zu erwählen. Daß ich in dir ein solches Mädchen gefunden habe, hat deine Gesinnung, haben deine Handlungen, die nicht unbemerkt von mir geblieben sind, mich überzeugt. — Wenn dein Herz sonst nichts dagegen hat, so schlag immer auf meine Gefahr hin ein, denn du siehst an meiner leidenschaftlosen Ruhe, daß ich überlegt habe, was ich thue, und daß ich überzeugt bin, daß mich dieser Schritt nie gereuen werde.“

Sie ward durch diese ruhige Auseinandersetzung meiner Absicht allmählig gefasster; der Schreck, den ihr mein überraschender Antrag verursachte, machte ihrer gewöhnlichen, mädchenhaften Schüchternheit Platz, und die erst todblaffen Wangen färbte wieder die glühende Röthe der jungfräulichen Scham; zwar wagte sie anfangs nicht, mich anzusehen, und schien wie in sich versunken, doch als ich wiederholt in sie drang, mir ihren Entschluß kund zu thun, begegneten ihre thränenfeuchten Augen, aus denen dankbares Wohlwollen strahlte,

den meinen, und mit sichtbarem Kampf entschwebten ihren bebenden Lippen die Worte: „Wenn Sie es so wollen. . .“

„Nicht wenn ich es will,“ unterbrach ich mit sanftem Vorwurfe die zögernde Rede der Jungfrau, „nur dann, wenn es auch dein Wille, dein freyer Wille ist. — Bedenke, daß du über das Glück deines Lebens entscheidest!“ —

„Ach!“ rief sie mit inniger Rührung, die Hände wie zum Gebeth über dem Busen faltend, „so groß ist mein Glück, daß es mich fast noch ein Traum dünkt; erst noch eine arme, verlassene Waise, eine verstosene Magd, und nun“. . . . Wie über die eigene Rede betroffen stockte sie wieder und senkte das Köpfschen verschämt.

Ich aber zog die sanft Widerstrebende an mich, bedeutsam sie fragend: „Bist du auch sicher, mein Kind, daß die Erwachende nie diesen Traum bereuen werde?“ —

„Nie!“ lispelte die Jungfrau, und der Brautkuß besiegelte den Bund.

Mit einem fröhlichen Mahle, zu dem ich ein paar meiner liebsten Freunde gebeten hatte, beschlossen wir diesen glücklichen Tag. Die Erzählung meines Abenteuers war natürlich der Gegenstand unsers Gespräches, und die Frauen konnten nicht aufhören, die Tugenden und das Glück des Mädchens zu preisen; da bemerkte Louise's Verwandte mit selbstgefälligem Lächeln, daß sie ihr ja oft vorausgesagt habe: sie sey nicht zum Dienen geboren, und ihrer warte ein besseres Loos; „stehen dir ja doch, liebes Kind,“ fügte sie als unumstößlichen Beweis ihrer Sehergabe hinzu, „diese zierlichen Kleider und dieser prächtige Schmuck, als seyst du dazu geboren!“ —

„Ja wohl,“ erwiderte ich, „nimmt sich Louise recht artig in diesem Anzug aus, doch“ fuhr ich fort, mich zu meiner Braut wendend, „weiß ich einen besseren Schmuck für meine Louise zum Hochzeittag; erinnerst du dich noch, meine Liebe, daß ich dir einschärfte, jenen unscheinbaren grünen Rock ja nicht wegzugeben, den du trugst, als ich dich kennen lernte? — Dieser Rock ist dein wahres Ehrenkleid, du würdest mir in keinem besser gefallen. Nicht wahr, du erfüllst meine Bitte, dich mit diesem Rock am Hochzeittage zu schmücken.“

Sie können sich, lieber Freund, den Schreck der Frauen bey dieser Zumuthung vorstellen, die ich nicht wagen würde an eine Ihrer schönen Landsmänninnen zu thun, doch bey uns geschmacklosen Barbaren siegt jene Grillenhaftigkeit, die wir Gemüth nennen, und wofür es Ihrer Sprache an einem Ausdrücke fehlt, selbst manchmal über weibliche Eitelkeit. Und so war es auch bey Louise; denn sie erfüllte wirklich trotz aller Gegenvorstellungen ihrer Freundinnen die Bitte ihres Sonderlings von Bräutigam, was sie um so leichter konnte, da wir ganz im Stillen und nur in Gesellschaft weniger Freunde, die mich genau kannten, unsre Hochzeit feyerten. — Und seitdem macht mir Louise die Freude, jedes Mal an dem Jahrestag unserer Vermählung diesen mir über Alles theuren Rock anzuziehen, da sie wohl weiß, daß sie mir in keinem Anzuge reizender erscheint. — Das ist die Mähre vom grünen Rock,“ schloß Molten mit einem launigen Lächeln seine Erzählung.

Balcour aber wandte sich mit der seinem Volk eigenen, feinen Galanterie an Frau von Molten, die während dem zu ihren Gästen zurückgekehrt war, indem er ausrief: „Wahrhaftig, meine Gnädige, Sie können mit eben so gerechtem Stolze wie einst die Mutter der Gracchen sagen: „Dieser Rock ist mein schönster Schmuck.“ —

R. K. Hoftheater an der Burg.

Am 12. Jänner zum ersten Mal: Die Reise nach Paris, Lustspiel in 4 Aufzügen, von Johanna Franul von Weiffenthurn.

Baron Ewendheim war mit der jungen Baronesse Elise von Gilbach verlobt. Am Hochzeitstage selbst hatte sich eine unbegreifliche Angst und Schüchternheit seiner bemächtigt. Das Beyspiel so vieler verunglückten Ehen nahm seine Sinne so ganz ein, daß er gleichsam bewußtlos sich in den Wagen warf, und nach Paris reiste, um der Hochzeit zu entgehen. Ein so auffallender Schritt hatte natürlich das größte Aufsehen erregen müssen. Jetzt, nach einem Jahr, kehrt er zurück, und findet seine Braut als die Verlobte

widerstrebt. Octaven, Sexten, Decimen, Terzen, laufen bey Hrn. Slawik so oft parallel, daß man einen fertigen Clavierspieler zu hören glaubt. Ja dreystimmige Sätze erscheinen im schnellen Tempo. Sein Staccato überraschte ganz außerordentlich. Mit wahren Vergnügen bemerkten wir in einigen lichten Stellen seines Concerts, daß derselbe alle Kunst besitzt, einen seelenvollen Gesang schön zu tragen. Möchte doch sein Talent sich mehr zu diesem Gebiete, dem wahren Gebiete des Schönen, hinneigen, er würde noch mehr Entzücken als Staunen erregen. Der Beyfall war stürmisch, unerachtet mehrere Stellen des Concerts durch ihre Bizarrerie ein wunderliches Gefühl erregten, denn er zeigte sich als tüchtiger Meister trotz seiner Eigenthümlichkeit. Eben so groß war der Beyfall bey den Variationen, welche er spielte, doch nehmen wir den Vortrag des Themas aus, denn das will fest und bestimmt gespielt seyn. Seine Arpeggio's, sein Staccato, seine Sprünge und Doppelgriffe wurden ihrer Seltenheit wegen sehr bewundert. Sein schönes sanfteres Spiel trat mehrmals anmuthsvoll hervor. Großer, ausgezeichnete Beyfall wurde auch hier dem Meister, und die Ehre eines zweymaligen Hervorrufens.

Zuletzt spielte er mit dem trefflichen Clavier-Virtuosen Hrn. Bocklet eine Phantasie für Pianoforte und Violine von dem rühmlich bekannten Romanzen-Compositeur Schubert. Die Composition dieses Tonstücks zeigt den tief denkenden Clavier-Compositeur, und ist an einigen Stellen durch eine treffliche Führung in der Nachahmung höchst interessant. Die Thema's sind mit kunstfertiger Hand ausgearbeitet, und treten durch schönen Wechsel hervor. Hr. Bocklet zeigte sich auch heute als trefflicher Meister, und accompagnirte so discret, und doch so präcis und rund, daß ihm das Publicum großen Beyfall zollte. Hr. Slawik, der hier nur als Executor mitwirkte, spielte sehr schön, und erwarb sich durch seinen ausdrucksvollen Vortrag ebenfalls rauschenden Beyfall.

Zum Anfang wurde der erste Satz einer Symphonie von Horzalka gespielt. Wir haben öfter die gelungenen Clavier-Compositionen dieses jungen Compositeurs rühmlich erwähnt, doch glauben wir, daß dieß Werk, theils zu übereilt ans Licht gebracht, theils in der Probe zu wenig studirt wurde. In den Zwischenräumen wurden Singquartetten aufgeführt, bey denen Hr. Schuster, Mitglied des Hofopertheaters, sich durch einen gemüthvollen Vortrag sehr auszeichnet. Hr. Vorschikly, Hofopernsänger, trat mit seiner gebildeten Bassstimme ebenfalls mehrmals kräftig hervor. Das zweyte dieser Singquartetten mußte auf Verlangen wiederholt werden. Großer Beyfall wurde auch den Sängern.

Concert-Anzeige.

Hr. Leopold Jansa, Mitglied der k. k. Hofcapelle, wird Samstag den 2. Februar um die Mittagsstunde im großen Saale der nied. österr. Herren Landstände ein Concert geben. Cherubini's Overture aus der Oper: die Lage der Gefahr eröffnet das Ganze. Sodann wird Hr. Jansa ein neues, von ihm componirtes Violin-Concert vortragen. Hierauf folgt der Gesang König Richards aus Scott's Ivanhoe, in Musik gesetzt von Hrn. F. Schubert. Fräulein Wisner aus München, Schülerin des Hrn. L. M. von Bocklet, trägt sodann einen Satz des H-moll-Concerts für das Pianoforte, von Hummel, auf diesem Instrumente vor. Die k. k. Hofschauspielerinn Dlle. Müller wird Seidl's Gedicht: Die beyden Gräber (welches in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift erscheinen wird) vortragen, und dann der Hr. Concertgeber zum Beschlusse Variationen für die Violine, von ihm selbst, über eine, von Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen Moriz von Dietrichstein componirte Romanze, verfasst, vortragen. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. H. Artaria et Comp. am Kohlmarkt, Haslinger und Pennauer am Graben, und am Tage der Production an der Cassé zu haben.

Modenbild V.

Ballanzug (nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Kleidermacher in der Stadt, Dorotheergasse, Nro. 1108), von Crep, mit schwarzen Atlas-Rollen, goldgewirkten Gaze-Bändern und Marabouts-Federn verziert. Die Binde von Crep.

Die Coiffüre ist nach einer Ausführung von Hrn. Th. Zeipel, bürgl. Damen- Friseur am Graben, im Trattnerhof, 4. Stiege, 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

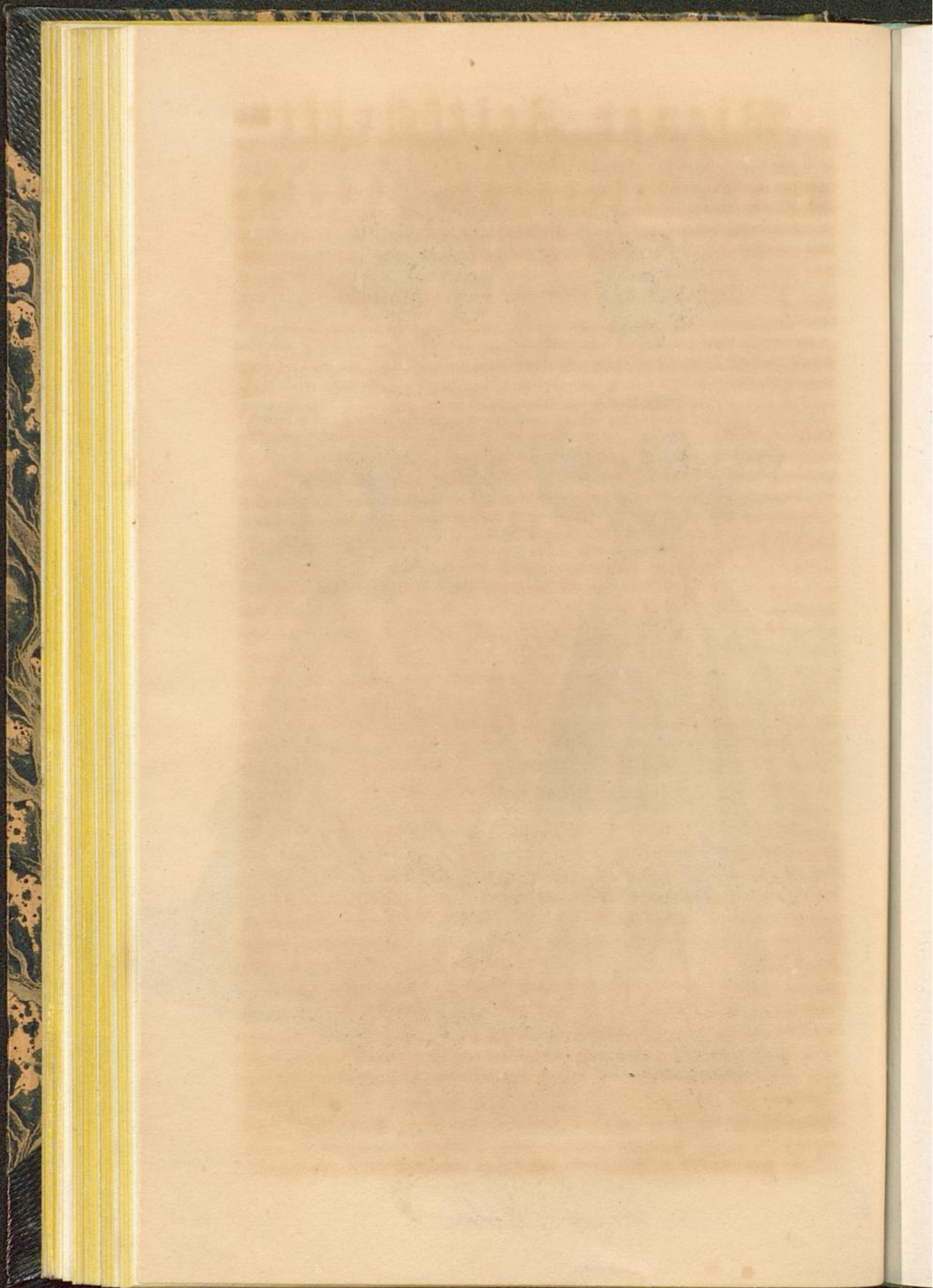


J. H. Huber sc.

V.

Wiener Moden.

14.
1828.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 2. Februar 1828.

15

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die beyden Gräber *).

Zwey feindliche Geschlechter wohnen
In Spaniens alter Königsstadt,
Die nichts in ihrem Hasse schonen,
Des tiefen Grolles nimmersatt.
Das Fluchkorn, so die Väter sä'ten
Im Taumel blinder Eifersucht,
Gepflogen wird es, statt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht!

Doch wie am starren Gletscherhange
Die Alpenrose freundlich glüht,
So ist, zum Trog' dem freveln Zwange,
Die frömmste Lieb' auch hier entblüht!
Alfons — des einen Hauses Erbe, —
Wächst hier, zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um sie werbe,
Lorenza dort, als Erbinn auf.

Die Liebe läßt sich nicht bedeuten,
Was nicht geschehen soll, geschah: —
Das Kinderpaar der Hasentzweyten
Sieht sich und liebt, seit es sich sah!
Und liebt so heimlich, weil so innig,
Und liebt so innig, weil so fromm,
Und birgt vor aller Welt so sinnig,
Was längst zur hellsten Blut entglomm.

Wohl sehen sie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn schließt;
Doch Schwestern sind sich Lieb' und Hoffen,
Und das erwärmt, wo jene spriest.
Oft brüten sie an Sühnungsplanen,
Und fiel' auch ihre Thrän' auf Erz —
So bleibt ja ihrem sel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz!

*) Zur Declamation für Dlle. Müller im heutigen Concerte des Hrn. Leopold Jansa bestimmt.

Wer ist, wenn sie sich so begegnen,
 Wer ist wohl glücklicher, als sie —
 Sie sind versucht, ihr Leid zu segnen:
 Ihr Leid ist ihre Harmonie!
 Wenn Aug' im Auge perlend schimmert,
 Wenn Seufzer sich in Seufzer mischt;
 Und wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
 Ein Lächeln dann den Gram verwischt;

Wenn sie auf sich beschränkt sich fühlen,
 Selbstschöpfer einer eignen Welt;
 Wenn sie mit dem Geschosse spielen,
 Das, eh' sie's ahnen, wohl schon fällt;
 Wenn sie den Finger kühn verachten,
 Der zürnend ihrem Bunde droht, —
 Das Meer von Sehnen dann und Trachten
 Verschlingt den Tropfen ihrer Noth!

Doch endlich trifft der Pfeil! Verrathen
 Wird, was er längst geahnt, dem Haß:
 Bedroht steht er die Höllensaaten,
 Die er mit Schadenfreude maßt.
 Doch Liebe soll ihm nicht zerstören
 Den langgebauten, eh'nen Plan —
 Der Eine mag den Sohn nicht hören,
 Der And're großt die Tochter an.

Hier droht die Vaterhand erhoben
 Alfonso'n mit des Fluches Graun! —
 Gebeugt ist dort von wildem Toben
 Lorenza's krankes Haupt zu schau'n!
 Berkerkert hinter Schloß und Riegel,
 Zergrämt sich hier und dort die Noth —
 Doch Liebe findet ihre Flügel —
 Wenn nirgend anders — doch beym Tod!

Und diesem reifen sie entgegen —
 Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar;
 Ein Herz weiß von des andern Schlägen —
 So scheint's — denn Beyde bricht ein Jahr!
 Zu Beyden tritt an einem Tage
 Der düst're Friedensengel ein;
 So sargt sie mit verhalt'ner Klage
 Der Ältern Haß im Todtenschrein.

Nur daß man ihnen Eins erfülle,
 Verlangten sie der Welt noch ab:
 Bey sammen — hieß ihr letzter Wille, —
 Bey sammen wünschten sie ihr Grab! —
 Wie feilscht der Haß, der dumpfergrimmte,
 Selbst noch um dieß Recht mit dem Tod —
 Allein des Richters Spruch bestimmte:
 Der letzte Wille sey Gebot!

So trägt man — was getrennt im Leben, —
 Denn nun vereint zum letzten Haus:
 Hier schläft Alfonso — und hart daneben
 Ruht hier Lorenza schlummernd aus.

Doch fühlt der Haß sich's nicht verleidet,
Und mitten auf den schmalen Raum,
Der schonend beyde Gräber scheidet,
Pflanzt er — erfind'risch — einen Baum!

Pflanzt ihn — daß er die Wurzeln berge —
Daß er hinablang' in den Grund,
Und von einander dräng' der Särge
Geheimnißvollen Gräberbund;
Und wirklich scheint es so zu werden;
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schooß der Erden
Verzweigt er seinen Wurzelkranz!

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht;
Man sieht sie unten durch sich zwängen,
Wie sich um's Korn die Hülse schiebt!
Und dichter schwellen sie, und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor —
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Ältern sehn's mit schwäch'rem Grollen,
Durch Zufall einst am Grab vereint;
Sie wissen selbst nicht — was sie wollen,
Ihr Aug' beschämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu weh'n im Mayenlicht:
Das Herz sich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen, läßt die Liebe nicht.

Joh. Gabr. Seidl.

Die königlich freye Bergstadt Schemnitz.

Historische Skizze von Carl Stegmayer.

Mährer, ein Gemische von Markomannen, Quaden und Slaven, ausgezeichnet im Kriege wie in den Künsten des Friedens, die im sechsten Jahrhunderte und früher Pannonien erobert, hatten sich wahrscheinlich zuerst auf den Höhen des dermaligen Schemnitzer Bezirkes und in dem von ihnen umkränzten Thale niedergelassen, und gewannen da mit leichter Mühe die unterirdischen Schätze, die damals Mutter Erde so freygebig ihren Söhnen bot. Wann aber die einzelnen Hütten und Handlungen *) zur Stadt wurden, die sich auf einem, nordöstlich, vom heutigen Schemnitz liegenden Hügel, ausdehnte (deren Daseyn die noch auf demselben befindlichen Ruinen, welche jetzt unter dem Namen der alten Burg bekannt sind, bezeugen), und woher die Stadt ihren Namen bekam, ist ungewiß. Im Schemnitzer städtischen Archive vorhandene Urkunden, geben das Jahr 745, als das der Erbauung von Alt-Schemnitz an, und somit wäre Schemnitz um 25 Jahre älter, als Kremnitz, um 600 Jahre älter als Neusohl, was aber unter Ungarns Geschichtschreibern vorzüglich Bel bezweifelt, und

*) So heißt der Bergmann Gebäude zum Behufe bergmännischer Verrichtungen in der Nähe von Schächten und Stollen.

dafür wahrscheinlichere Belege für die Entstehung von Alt-Schemnitz im eilften Jahrhunderte darlegt. Der älteste Name von Alt-Schemnitz, Banya (Grube), ist aus einer Schenkungs-Urkunde unter Ladislaus V. erwiesen, der in der Stadt Schemnitz „so ehemals Banya hieß“ den Prediger-Mönchen eine Capelle zugeheiliet. In der Herleitung des spätern Namens Schemnitz, sieht man sich jedoch genöthigt, mehr der Sage, als der Geschichte zu folgen. So erzählen Einige von einem Hirten, der durch Zufall das Ausbeissen *) eines sehr edlen Ganges entdeckt, dieß den rings um zerstreut wohnenden Bergleuten angezeigt, von ihnen aber um den gehofften Lohn betrogen worden seyn soll, und nun durch die immerwährende Klage, daß ihm nichts — (Sebe nie) werde, Anlaß zu der, durch das Zusammenziehen der Bergherren gegründeten Stadt gegeben habe.

Andere leiten, was mich wahrscheinlicher dünkt, den Namen der Stadt von dem böhmischen Worte Zemnice (Grube). Zu den ersten Bewohnern von Schemnitz gesellten sich die Sachsen, die Carl der Große nach Pannonien versetzte, den Glauben ihrer Väter ersterben zu machen. Durch die anstrengendste Arbeit suchten die Ankömmlinge den Schmerz in ihrer Brust zu tödten, und so entspann sich unter den Slaven und Deutschen ein edler Wettseifer, der das allgemeine Beste förderte; aber als die Slaven beschämt sich von den Deutschen übertroffen sahen, als die Deutschen im Übermuthes ihres Glückes der Slaven spotteten, da wandelte sich dieser Wettseifer in Haß und Streit, der immer lauter, verderblicher und blutiger ward, bis der Einfall der Tartaren (1241) zwar diesen endete, aber auch nicht nur all die schönen Denkmale der friedlichen Zeit und des rüstigen Gesamtstrebens (z. B. die kostbaren Maschinen und Anstalten zum Betriebe des Bergbaues), sondern selbst die Stadt großen Theils vernichtete. Eine Flamme fraß den Segen beyder Parteyen, in einem Strome hin rann das Blut der heftigsten Widersacher, und die des Feindes Schwert verschont, sanken unter des Hungers gräßlichen Qualen, versöhnt, aber sterbend neben einander hin. geraumer Zeit und bedeutender Privilegien bedurfte es, bis Schemnitz sich aus seinen Ruinen erhob, und erst unter Ludwig I. (1355) stieg es bis zur bedeutenden Höhe, wozu das Hinzukommen und Entstehen der um Schemnitz gelegenen Orte, Schüttersberg, Fuchslotz, Siglisberg, Goldbach u. a. m., natürlich das Meiste beytrug. Zwey Jahrhunderte waren vorüber, noch lebte, wenn auch geschwächer, in den Bewohnern Schemnitzens die Erinnerung an all die Gräuel, die der Einfall der Tartarn über die Väter herbeigeführt, als ein Einfall der Hussiten die schreckliche Vergangenheit zu erneuern drohte. Diese erbittert darüber, daß Sigismund ein Kreuzheer nach Böhmen geführt, drangen mit einem Male, durch Rache und Religions-Fanatismus entflammt, in Ungarn ein (1429), verheerten um Preßburg, Tyrnau und die Waag hinauf, und sengten und mordeten im Lande, bis sie durch ein zahlreiches Heer in Furcht gesetzt, beutebeladen nach Hause zogen. Doch nur bedräuet hatten die Hussiten Schemnitz, wirkliche Drangsale erlitt es durch die Factionskämpfe unter der Regierung Elisabeths (1440), die durch Erdbeben gesteigert, die Stadt abermals ihrem Ende nahe brachten. Jahre, wechselnd in Freud' und Leid, erglühend im herrlichen Morgenschim-

*) Ausbeissen, das Sichtbarseyn eines reichen Ganges an der Erdoberfläche.

mer königlicher Gunst und bürgerlicher Freyheit, wieder verdüstert durch Gewitterwolken, die äußere Kämpfe und innere Unruhen nach sich zogen, brausten nun an dem wieder erstandenen Schemnitz vorüber, in denen es, ausharrend in der Liebe zum Bergbaue, alle angewandte Mühe reichlich vergolten sah, und rühmlichst nennt die Geschichte die Namen damaliger Oberst-Kammer-Grafen, Peter Schneider, Mathias Jengler, Seyfried Pirsch, vorzüglich aber Georg Thurzo, der mit den reichen wohlbekannten Fuggern in Augsburg bedeutende Verbindungen zum Nutzen des Bergwesens einging, Männer, die mit Geist und Kraft das Ganze leiteten, und als echte Patrioten das Beste des Landesfürsten und des Landes förderten. So kam es, daß Schemnitz nicht nur die erste Bergstadt, sondern auch eine der bedeutendsten Städte Ungarns ward.

Der erste König aus dem Hause Habsburg, Ferdinand I., gab Schemnitz unzählige Beweise seiner Huld, darum hielt es dankbar und fest an ihm, auch als Johann von Zapolya im Kampfe um die Krone sich diese auf einige Zeit errungen hatte (1526). Bald sollten jedoch die Bergstädte, vorzüglich Schemnitz, kostbarere Opfer auf den Altar des Vaterlandes legen. Die Türken, denen Johanns unermessliche Herrschsucht den Weg in's Königreich ebnete, überschwemmten Ungarn, und richteten bald ihr Augenmerk auf die Bergstädte, in den dort aufgehäuften Schätzen reichen Lohn ihrer Mühe und Kämpfe hoffend. Aber Glaube, Vaterlandsliebe und Furcht vor zu erwartendem Gräuel, Gefühle, deren jedes dem Menschen übermenschliche Kräfte verleiht, und ihn antreibt, ohne Zagen, ja in nie geahnter Lust, Habe und Gut, Blut und Leben zu opfern, stählte die Bewohner von Schemnitz zu jeder Anstrengung, die getroffen ward, um den Feind heldenmüthig zu empfangen. Ein Burghauptmann ward gewählt, Mathias Markus, dem auf das feyerlichste die Vertheidigung der Burg und die Leitung der Vertheidigungs-Anstalten überhaupt übertragen ward. Nur achtstündiger Ruhe genossen abwechselnd die Bürger, die übrige Zeit ward in Gewinnung der Erze und in Waffenübung hingebracht. In der Hand das Fäustel, gewapnet und umgürtet mit der Wehre, stiegen sie in den aufgeschloßnen Schooß der Erde. Oft rief Feldgeschrey die Ermatteten daraus gegen den Feind. Im Streite erneuerten sich die Kräfte und die Männer, welche Gefahren und Tod nicht gescheut hatten unter der Erde, trosteten nun beyden im blutigen Gefecht, und so fanden die Osmanen statt Beute, Schmach und Tod in den Thälern von Schemnitz. Selbst in Zweykämpfen versuchte sich die Tapferkeit der Schemnitzer, und die Geschichte hat uns in dieser Beziehung den Namen des Burghauptmanns, Theodor Kubigallus, rühmlichst überliefert. — Wohl schmerzten die Wunden, die der Feind dem Lande schlug; aber mehr noch bluteten, heftiger schmerzten die, die Ungarns wackere Söhne, durch politischen und religiösen Fanatismus verblendet, selbst dem Vaterlande schlugen. Auch Schemnitz litt viel in dieser herrnlosen, schrecklichen Zeit. So ward es in den Botskayschen Unruhen von einem gewissen Franz Redei eingenommen und geplündert (1606). Der Wiener Frieden (1606) gab zwar Schemnitz einen Theil des Geraubten zurück, jedoch neue Unruhen unter Ferdinand II., durch Bethlen Gabory erregt, führten bald über dasselbe unsägliche Drangsale herbey. Dieser Mann, dessen Ehrgeiz ohne Grenzen war, wie sein Glück, hatte die Fahne des Aufruhrs erhoben, und

in der Zeit als die Flammen in Deutschland aus dem seit Jahrhunderten aufgehäuften Brennmaterial hoch empor schlug, konnte es geschehen, daß eine Unzahl von Menschen der blutigen Wimpel jauchzend nachtaumelte, daß Gaborj an der Spitze einer Armee von 40,000 Mann Ungarn verheerte, daß er die höchste Stufe erklimmte, die der Ehrgeiz eines Unterthans nur erringen kann, daß er nemlich (am 22. August 1620) als König von Ungarn ausgerufen ward.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.“

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

London, im September 1827.

(Wegen Menge an Materialien verspätet.)

Während der letzten zwey Monate ist kaum etwas Berichtswürthes in unserer Theaterwelt vorgefallen. Die größeren Bühnen, Coventgarden, Drury-Lane und die italienische Opera sind geschlossen; das Ende der Sommer-Ferien ist jedoch nicht fern. Die Green-Room-Neuigkeiten, wenn man ihnen trauen darf, versprechen uns eine volle Karte. Die italienische Opera soll unter die Leitung der Herren Chambers und Sohn kommen, die Musik von Hrn. Boschia dirigirt werden; die hier so oft erwähnte und bisher vergebens erwartete Mlle. Sonntag wird dem Publicum mit der größten Zuversicht versprochen; dem Mr. Kemble, sagt man, sey während seiner Sommerreise im Lande eine außerordentliche Schauspielerinn aufgestoßen, mit der er uns bey Eröffnung seiner Bühne zu überraschen meint; sie soll als Gegenstück des „Great unknown“^{*)}, des Hrn. Price, Director von Drury-Lane, aufgeboten werden. Auch bedroht man uns mit einem neuen Lustspiel von der Feder des Dr. Kenney, und einem neuen Trauerspiele, in welchem Mr. Macready die Hauptrolle nehmen wird. — Ich bin Ihnen noch den Ausgang der letzten neuen Oper schuldig, die zum Vortheil der Mad. Pasta kurz vor dem Schlusse der italienischen Oper aufgeführt wurde. Das Ungewöhnliche einer neuen Oper, und das Interesse, das auch nur der Name „Maria Stuart“ erregte, verursachten ein ungeheures Gedränge. Obgleich wir nicht mit Enthusiasmus von dieser neuen musicalischen Production sprechen können, so müssen wir ihr doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die Gunst des Publicums verdiente; die Musik ist angenehm, und den Umständen anpassend. Mad. Pasta stellte natürlich die unglückliche Mary vor; die zarten sowohl als die erhabenen Eigenschaften im Charakter der schottischen Monarchinn, verloren nichts im Spiele dieser meisterhaften Sängerin. Wir haben selten, vielleicht nie eine Sängerin gesehen, die das doppelte Talent der Musik und Tragödie auf diesem höchst vollkommenen Grade in sich vereinigt. Die hochmüthige Elisabeth fand eine ziemlich gute Stellvertreterinn in Sigra. Tosso; Curioni und Galli verdienen unser höchstes Lob; jener als Leicester, dieser als Burleigh.

Elison hat wieder die Verwaltung des Surrey-Theater unternommen, und verspricht, unter seiner Direction, das vorzüglichste der Theater zweyten Ranges zu werden.

Der Garten zu Buxhall fährt fort, die zahlreichste Gesellschaft anzuziehen. Man hat dort eine kleine Bühne in der Rotunda für Vaudevilles errichtet; die Art der ältern Unterhaltungen: Seiltanz, Gaukelspiel, Feuerwerk &c. &c., fährt noch immer fort, den John Bull zu begeistern. Auch eine Schlacht bey Waterloo wird dort vorgestellt, Kanonendonner, Pulverrauch, Trommelgewirbel, kurz all das Lärmen und der Gräuel einer Schlacht fihelt das Ohr unsrer gutmüthigen City-Krämer. — In dem Haymar-

^{*)} Das ist bekannter Massen der Titel, den man Walter Scott beylegte, ehe er allgemeiner als Verfasser von Waverley sich bekannte.

ket hat man ein Stück, unter dem Titel: „The Goldsmith“ auf die Bühne gebracht; es ist derselbe Stoff, der Ihnen aus Hoffmanns: „Fräulein von Scudery“ bekannt ist. — Mr. Arnold war der erste hier, der des unvergesslichen Webers „Frenschütz“ auf die englische Bühne brachte; sein Fleiß und richtiger Geschmack für Ihre Musik verdienen gewiß die größte Aufmunterung des englischen Publicums, und daß er solches fortwährend zu verdienen sich bestrebt, beweist das mit ungetheiltem Beyfall in seinem Theater, die englische Opera, aufgeführte Stück „The Freebooter“ (Freybeuter) aus dem Deutschen, mit Musik von Paer.

Die ungemeynen Ereignisse, die täglich durch die Polizeyberichte vor das Publicum gebracht werden, sind oft höchst merkwürdig. Wer viele der possierlichsten zu lesen wünscht, wird seiner Laune den reichlichsten Unterhalt verschaffen, wenn er „Mornings at Bow Street“ mit illustrativen Rißstichen von Cruikshank durchliest.

Royal Academy. Diese Gallerie enthält diesmal viele Stücke von ausgezeichnetem Werth; wir haben nicht Raum, aller der vortrefflichen zu erwähnen, die diesmal dort ausgestellt sind, und werden bloß einige der verdienstvollsten heraus heben. Nro. 13 ist „die Einschiffung der Cleopatra auf dem Cydnus,“ von dem Pinsel des Hrn. Dauley. Die Architektur trägt das Gepräge des uralten ägyptischen Styls, und ist völlig classisch ausgedacht; sie hat zwar etwas Rauhes, das Erhabene ist aber dennoch unverkennbar, und bey dem ersten Anblicke kann man sie nicht für die trümmernden Überreste einer grauen Vorwelt verkennen. Die königliche Pracht ist im reichsten Geschmack, jedoch nicht überladen, dargestellt. Das Wasser brennt von dem zurückstrahlenden Glanz des vergüldenden Lustschiffes, das in Hinsicht seiner Form und Verzierung auf eine natürliche und prachtvollte Weise ausgeführt ist. Auch die Scene längs dem Strome ist bemerkenswerth; der Gedanke, eine in der Ferne versammelte Volksmenge vorzustellen, ohne jedoch dem Raume Eingriff zu thun, den das königliche Prachtgefolge erfordert, ist ihm auf eine meisterhafte Art gelungen. Ungeachtet der großen Vortrefflichkeiten, die dieses Bild enthält, können wir nicht umhin, uns über einige, Sinn und Natur widersprechende Gegenstände aufzuhalten. Die Art von Licht und Schatten, die Mr. Dauley dem Bilde gibt, läßt uns unmöglich errathen, welchen Theil des Tages — oder ob es gar den Tag — vorstellen soll. Denn die Gesichtsfarbe der „schwarzlichen Äthiopien-Königin“ gleicht mehr dem Ansehen einer Londner blauäugigen Putzmacherinn — und warum erscheint Cleopatra selbst in dem einfachsten weißen Gewande? und dieß in der Mitte von Pracht und von einer prachtliebenden Herrscherinn! Cines Alderman's Tochter, wenn sie sich mit ihrem Papa in die City-Yacht einschiffet, thut es ihr wahrlich an Staat zuvor. Das Ganze hat dennoch seine ausgezeichneten Verdienste, und wird von dem Publicum geschätzt werden. Hr. Martin hat uns mehrere vortreffliche Seestücke geliefert, zum Theil unter dem feuerstrahlenden Lichte der untergehenden Sonne, oder dem Silbergewölke des aufsteigenden Mondes — seine Gegenstände versehen den Anschauer in ein süßes, tiefführendes Nachdenken; man wähnt den Genuß eines erfrischenden Abends bey dem Hinabsinken der glühenden Sonnenstrahlen. — Ruhe kößt das zitternde Licht der Mondstrahlen auf die Spiegelfläche des Meeres ein. — Ein Porträt von Sir Thomas Lawrence, den Chaimberlain von London vorstellend, ist ein seiner Kunst würdiges Bild. — Da unsre Zeit beschränkt war, und wir einige der Arbeiten in Marmor und einige Modelle besehen wollten, so begaben wir uns bald in den nächsten Flügel. Der Stern dieser Sammlung ist unstreitig Gibsons „Psyche von Zephyren getragen.“ Ein classischeres Werk dieser Art haben wir hier noch nicht gesehen. Der Ausdruck der anmuthvollsten Bekümmerniß liegt in den Zügen der Figuren, welche die zarte Last tragen. Mr. Gibson ist ein junger und viel versprechender Künstler. — Nro. 1125 ist ein Gussstück von Mr. W. F. Woodington, die Maria von Sterne vorstellend; es ist ein vortreffliches Bild im vollsten Ausdruck des tiefgefühlten Schmerzes. Der Künstler hat sich einer Metapher in der Bildhauerkunst bedient, indem die fliegenden Haare einer vom Wind bewegten Thränenweide ähnlich sind; der Gedanke ist auf eine geschickte Weise ausgeführt. — E. Moore hat mehrere verdienstvolle Büsten, und unter andern die des jungen Malers Göthenberger geliefert. Auch Chantry hat zwey vortreffliche Bildsäulen dort, die eine den Sir Jo-

Joseph Banks, die andere Stephen Habbington vorstellend. — John Kemble, von Flayham, glauben wir nicht nach dem Leben gehauen zu seyn; wenn wir sagen Leben, so meinen wir das, welches dieser vortreffliche Künstler sich eigen machte; das Elegante seines Wesens, der auf's allerhöchste raffinirte Geschmac, die seinem Körper und Geiste beynah eine zweyte Erschaffung aus einer idealischen Natur bewirkten: sind Aufgaben, die der Künstler auch bey dem genauesten Studium vielleicht nie lösen wird.

Literatur. „Reise von Buenos Ayres durch die Provinzen von Cordova, Tucuman und Salta nach Potosi; von da durch die Wüsten Caranja nach Arica, Santiago de Chili, Coquimbo etc. auf Befehl der Chilier und Peruvischen Bergwerk-Gesellschaft während der Jahre 1825 — 1826, von Capitän Andrews, ehemals Befehlshaber des Schiffes Windham. 2 Bände. London, 1827.

Die Werke der Herren Miers und Capitän Head sind vor kurzem ebenfalls, über dieselben Gegenstände, vor dem Publicum erschienen. Beyde aber lassen sich mehr über den Hauptzweck ihrer Sendung, als über das Interessante der Landesbeschaffenheit ein. Capitän Andrews hingegen hatte Neigung und Gelegenheit, den allgemeinen Charakter des Landes, Gebräuche und Eigenheiten der Einwohner zu bemerken. Seine Erzählung ist unterhaltend, sein Styl leicht, und die Materialien des Werkes so zusammengestellt, daß sie sowohl zum Unterhalt, wie auch zur Belehrung dienen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Concert = Anzeige.

Mit hoher Bewilligung wird die Clavierpielerinn Maria Straßmayer Sonntags den 3. Februar, im Saale des Musikvereins (im rothen Tegel, unter den Tuchlauben Nro. 558), um die Mittagsstunde, ein Privat-Concert geben. Sie selbst wird sich in demselben in dem ersten Satz des E-moll-Concerts für das Pianoforte, von F. Kalkbrenner, und in einem Rondo brillant, aus dem Concerte in Es-dur für das Pianoforte von Würfel, hören lassen. Die H. Schuster, Groß, Preisinger und Fuchs werden ein von Hrn. Seipelt componirtes Vocal-Quartett mit Clavierbegleitung vortragen, und Hr. Sträßinger Variationen über ein ungarisches Thema für die Violine, von Pechatschek, spielen. Hr. Anschütz, k. k. Hofschauspieler, wird Mahmanns Gedicht: „Saul und David“ declamiren. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunst- und Musicalienhandlungen der H. P. Mechetti, am Michaelsplatz, Diabelli, am Graben, und bey der Concertgeberinn: Tuchlauben Nro. 443 in dem Laden des Mandoletti-Bäckers, zu erhalten.

Ball = Anzeige.

Montags, den 4. Februar, wird zu dem wohlthätigen Zwecke der Errichtung der neuen Versorgungsanstalt für arme, erwachsene Blinde, in dem Salon zur Kettenbrücke, eine Tanzunterhaltung Statt finden. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind, da am Abende des Festes keine Casse besteht, gegen Angabe des Namens und Charakters bey dem Director des k. k. Blinden-Institutes, Hrn. W. Klein (Gumpendorf, große Steingasse, Nro. 213), in der Leopoldstadt bey dem Hrn. Consistorial-Rathe und Pfarrer bey den Carmeliten, Ph. Ab. Mayrhofer, und in der Stadt im Auskunfts-Comptoir (Petersplatz im Auge Gottes) zu erhalten, woselbst auch für höhere Beyträge besonders quittirt wird. Jedem Abnehmer einer Eintrittskarte wird ein Exemplar der von dem Hrn. Director des k. k. Blinden-Institutes herausgegebenen Sammlung von Gedichten von und für Blinde gratis verabfolgt. Diese Gedichte sind auch sonst in der Wallishauserschen Buchhandlung um 30 kr. C. M. zu haben.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 5. Februar 1828.

16

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Abendstern *).

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
Der Lenz mit seiner Blütenpracht
Ist schnell erwacht.
Nach langen, langen Wintertagen
Wollt' schier des Menschen Herz verzagen;
Doch nahe war des Herren Huld:
So lohnet Gott Vertrau'n, Geduld.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
Wie reizend dort im blauen Raum
Am Himmelsaum!
Wie sanft beleuchtet er und milde
Die segenthauenden Gefilde;
Wo sich sein zartes Silberlicht
In den belaubten Bäumen bricht.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
Des Tages Rauschen hat die Nacht
Zur Ruh' gebracht.
Es herrscht ein allgemeines Schweigen,
Ein Säuseln nur in Blüthenzweigen,
Und Weste hauchen durch die Flur
Den Balsamodem der Natur.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
Der Nachtigallen Lied erschallt
In Au' und Wald.
Der Liebe wollustvolles Stöhnen
Erklingt in ihren Flötentönen:
Ihr schmelzender Gesang erquickt,
Wen sanfte Zärtlichkeit beglückt.

*) Aus dem Nachlass meines verewigten Freundes, dessen Nekrolog ich anderwärts mittheilen werde.
Dr. Eduard Sommer.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
 Auch wird im Weizenfelde wach
 Der Wachtelschlag.
 Der Halmenfaat fruchtreicher Segen
 Wallt duftend, labend mir entgegen:
 Mit Dank erfüllet sich das Herz,
 Und Blick und Sinn strebt himmelwärts.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
 In dieser schönen Einsamkeit
 Voll Seligkeit
 Senkt sich mit glänzendem Gefieder
 Des Lebens goldner Traum hernieder.
 Ich denke der vergangnen Zeit,
 Was in ihr tröstend mich erfreut.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
 Ein Zauberspiel ist diese Welt,
 Vom Licht erhellt.
 In immer wechselnden Gestalten
 Sieht man die Schönheit sich entfalten,
 Die leider nur zu unverweilt
 In schnellem Flug vorüber eilt.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
 Auch mild auf meiner Freunde Grab
 Blickt er hinab.
 Möcht' doch von diesen stillen Höhen
 Ihr Geist auf mich hernieder sehen!
 Mit mir verbunden waren sie
 Durch meines Herzens Sympathie.

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
 Das schönste Licht im Sternengefeld
 Von ihm entquillt.
 Die besten Wesen aller Zonen,
 Die müssen diesen Stern bewohnen.
 Wer sieht nach Tages Last nicht gern
 Den freundlich schönen Abendstern!

Wie herrlich funkelt der Abendstern!
 O möchte, wenn mein Auge bricht,
 Von seinem Licht
 Ein Strahl auf seinen schnellen Schwingen
 Den letzten Hauch ihm überbringen!
 So, nach vollbrachtem Lebenslauf
 Wacht' ich zu neuen Freuden auf.

Dr. Georg Ernst Kletten.

Die königlich freye Bergstadt Schemnitz.

(S c h l u ß.)

Neue Ereignisse raubten Bethlen den königlichen Titel, drängten ihn aus dem weiten Gebiete königlicher Macht in die beschränkte Herrschaft über sieben

Somitatē*), und so unterwirft der Friede zu Nikolsburg (1621) auch Schemnitz dem kaiserlichen Zepter wieder. Doch hatten die erlittenen Drangsale Schemnitzens Bewohner so eingeschüchtert, Furcht vor Plünderung, die eine unausbleibliche Folge des steten Herrnwechsels, weder öffentliches noch Privateigenthum schonte, aller Herzen sich dergestalt bemächtigt, daß sich die Stadt ohne Gegenwehr den Auführern unter Rakoczy's Führung ergab (1644). Ja es war so weit gekommen, daß Tököly Schemnitz (1678) an die Türken verkaufen wollte, wenn nicht, als die Gefahr am dringendsten war, General Burm es entsezt hätte. Sonach durfte das geängstigte Schemnitz nimmer Ruhe erwarten, so lange Tököly's raub- und blutigierige Scharen die Gegend durchschwärmten. Besonders litt die Stadt durch einen Anführer dieser Banden, Namens Josua. Dieser, ein Mann von nicht geringen Geistesgaben, aber von einem bösen Leidenschaft durchglühten Herzen, hatte mit wildem Jubel die Ereignisse seiner Zeit vernommen und benutzt. Er entfloh aus dem Kloster, in welches sein Schicksal ihn geführt hatte, und wohin konnte der Rebell sicherer flüchten, als unter das Banner des Hochverrathes, wo ungestrafter seinen Lüsten zu fröhnen hoffen, als in den Scharen, die die Zwietracht geworben, der Haß führte, und das Verbrechen lohnte? Er stellte sich in Tököly's Reihen, und manch' fluges Wort, manche kühne That erhoben ihn bald zum Führer. Nun brachen in heller, verderblicher Lohe alle seine Leidenschaften aus. Auch Schemnitz sollte den Schrecken der Umgebung näher kennen lernen. Als Josua durch seine Späher die Nachricht erhielt, daß die Silberfuhr unter starker Bedeckung Schemnitz verlassen müsse, brach er mit einigen Wagehälften mit einem Male in die Stadt ein, hieb im mörderischen Gefechte die Bedeckung nieder, steckte, um den Schrecken und die Verwirrung der Bürger zu vermehren, den Kammerhof, die deutsche Kirche und einige umstehende Häuser in Brand, und kehrte reich an Beute, und triefend vom Blute seiner Landsleute, in das Hauptquartier der Auführer zurück. Aber bald nach dieser Wagehat ereilte ihn die Gumenide. Durch sein herrisches Gemüth mit Tököly zerfallen, ging er zu den Kaiserlichen über, und nützte diesen nicht wenig im Kampfe gegen eine Parthey, deren Stärke und Schwäche, Hoffnung und Furcht er nur zu gut kannte. Eben darum boten Tököly und seine Anhänger Alles auf, um Josua's im offenen Kampfe, oder durch heimlichen Überfall, todt oder lebendig habhaft zu werden. Endlich schlossen sie ihn in einem Städtchen ein, und jubelten der süßen Rache entgegen. Doch Josua, der, wäre er unter bessern Sternen geboren worden, vielleicht sich hochgestellt unter den Feldherrn seiner Zeit, dessen Ruhm uns die Geschichte dann überliefert hätte, wie sie ihn jetzt in seiner Verruchtheit brandmarkt — Josua starb wie ein Held, denn als er sah, daß er nimmer länger sich halten, nimmer sich Bahn brechen könne durch die ihn rings umzingelnden, rachgierigen Scharen, und jede Hoffnung auf Entsaf vergeblich sey, sprengte er sich mit den Seinigen in die Luft. Tököly, dem Josua's gelungener Überfall, reiche Beute spendend, seinen Vortheil so recht wieder zu bedenken veranlaßt, meinte, daß immerhin ein wenig mehr Blut fließen könne, wenn man dadurch an die Quelle zu sitzen käme, als daß jeder geholte, den Durst keineswegs stillende

*) Diese waren die Szathmarer, Szabotscher, Ugotscher, Beregher, Szemirer, Vorschoder und Abauvarer Gespannschaften.

Trunk so viel Mühe und Kampf koste, und in dieser Überzeugung rückte er nun mit allen seinen Streitkräften gegen Schemnitz (1682). Dort führte damals Graf Traun den Oberbefehl, ein wackerer Feldherr, ein tüchtiger Soldat, den aber sein Hang zu sinnlichem Genuß und zu langer Aufenthalt in der Stadt ins Verderben stürzte. Seine Pflicht war's, sobald er Kunde von Tököly's Absicht erhalten, den heranrückenden Geschwadern entgegen zu gehen, und in offner Feldschlacht der Waffen Glück zu erproben, denn das wußte er wohl, daß die unbefestigte, entmuthigte Stadt einer Belagerung nicht Stand halten könne. Desungeachtet schwelgte er noch an reich besetzter Tafel, als schon die auf der Warte des alten Schlosses bestellten Späher ihm das Naheseyn der Feinde meldeten, und die verzweifelnden Bürger, auf dem Markte sich zusammenrottend, ihn laut und ungestüm an ihre Spitze riefen. Jetzt raffte er sich auf, und zog hinaus, meinend, die indisciplinirten Scharen der Rebellen bald zu versprengen. Aber es war zu spät, unaufhaltsam drangen die Feinde vor, und Nichts blieb ihm, als durch rühmlichen Soldatentod dem Zorne seines Kaisers, den Vorwürfen der, seiner Hut vertrauten Städte und seines Gewissens zu entgehen. Über seinen, und manchen tapfern Streiters Leichnam zogen die Rebellen jauchzend in die Stadt. Tököly, seinen Vortheil wohl erwägend, behandelte Schemnitz schonend, aber neue Ereignisse riefen ihn wieder ins Feld und nun beherrschte der von ihm bestellte Kammergraf Janocki die Stadt mit despotischer Willkür. Also trieb er es, bis die Entsetzung von Wien (1683), Grans Wiedereroberung, und die schnell benützten günstigen Folgen dieser Ereignisse, auch Schemnitz unter kaiserliche Herrschaft brachte. Und als nun die Stadt sich wieder zu erholen begann, da brach der Sturm der Elemente los, und häufte neues Elend. Das Ertrinken der reichsten Baue vernichtete den Fleiß vergangener und die Hoffnung kommender Jahrhunderte mit einem Male. Zwey furchtbare Erdbeben (1689) und (1692) begruben viele Bürger unter den Trümmern ihres Glücks, und zerstörten alle Vorkehrungen, die man getroffen, die Grubenwässer zu bewältigen. Bald darauf nahm Rakoczy's Partey die Stadt ein, und herrschte darin mit dem Rechte des Stärkern in übermüthiger Willkür, bis General Schlick, der seine Truppen mit denen des Simon Forgats vereinigte, und einen Unterfeldherrn der Rebellen, Namens Otskai, bey Lewenz in die Flucht geschlagen, die Bergstädte einnahm. Nicht lange so bringt Bertseny's Waffenglück Schemnitz neuerdings in die Hände der Mißvergnügten. Schemnitz sandte dem anrückenden Feinde eine Deputation entgegen, an deren Spitze der damalige Oberst-Kammergraf, Baron v. Hellenbach, stand, und diesem gelang es, den gegen die arme Stadt geführten Streich, wenn auch nicht abzuhalten, doch zu schwächen. Bald bot sich eine noch günstigere Gelegenheit, Hellenbachs Klugheit, Überredungsgabe und Mannesfinn im hellsten Lichte zu zeigen. Getreidemangel und andere drückende, durch alle das Unheil der Zeit herbeygeführte Umstände, steigerte die Erbitterung zur verzweifelnden Entschlossenheit, die endlich in einen förmlichen Aufstand ausbrach. Wohl beschwichtigte Hellenbach einige Zeit die empörten Gemüther, aber immer ungestümer wurden die Forderungen, immer höher die Wogen des Aufruhrs, und erst als ein gewisser Neumann mit starken Truppen-Corps in Windschacht einrückte, ward durch Drohungen und die Gewalt der Waffen die Ruhe wieder hergestellt. Indessen führten die Greig-

nisse der Zeit, worunter vorzüglich der glänzende, über die Franzosen bey Hochstädt erfochtene Sieg, wichtige Veränderungen in den Gemüthern der Mißvergnügten herbey, Ragoczy trat mit Unterwerfungsvorschlägen auf. Leopold, der längst mit blutendem Herzen all die Gräuel gesehen, die seine Erbländer verwüstet, und die von ihm geliebten Völker verwildert, ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, und Schemnitz ward zum Versammlungsorte der Abgesandten erwählt. Dahin nun begaben sich kaiserlicher Seits Graf Kohary, der Pro-Kanzler Seyler, Graf Szirmay, Protonotar und Andere, von Seite der Mißvergnügten Bertsfény, Karoly und Mehrere.

Bänglich sah Europa, zitternd Ungarn dem Resultate der zu Schemnitz gepflogenen Unterhandlungen entgegen, und Unmuth und Klage, Haß und Furcht erfüllte die Lande, als es nun die beyderseitigen Abgesandten, die Hand an's Schwert gelegt, scheiden sah. Aber größer als alle Sorge, war Leopolds Güte, dessen grenzenlose Milde dem Vaterland die lang entbehrte Ruhe und den Frieden wieder schenkte.

Reiseart mingrelischer Fürstinnen.

Der Ritter Gamba, französischer Consul in Tiflis, hat voriges Jahr ein interessantes Werk herausgegeben: Voyage dans la Russie méridional, et particulièrement dans les provinces situées au-delà du Caucase, fait depuis 1820 jusqu'en 1824. Daraus theilen wir mit, was der Verfasser über die Reiseart der mingrelischen Fürstinnen sagt.

Ihr Gefolge bestand in zehn bis zwölf Frauen, die, wie die Fürstinnen, zu Pferd waren. Ihnen folgten dreyßig oder vierzig mingrelische Fürsten und Herrn, gleichfalls zu Pferd. Dazu kamen noch eben so viel Unterthanen oder Diener, die zu Fuß laufen, und dabey doch auf's genaueste den Pferden folgen, dabey aber bisweilen bis an den Gürtel im Wasser waten müssen. Fast alle Frauen trugen einen Mantel von Scharlachtuch und auf dem Kopf einen runden Filzhut von derselben Farbe, der links und rechts mit Bändern aufgestülpt ist. Goldborden, Schnüre, Münzen von Gold und Silber zieren diese Kopfbedeckung. Diese Hüte und Mäntel werden nur auf der Reise getragen und gehen von einer Generation zur andern über. Die Pferdedecke, auf der die Prinzessin Dadian saß, war von schwerem Goldstoff, und hing bis zum Boden hinab. Ein mingrelischer Großer führte ihr Pferd am Zügel. Aber nicht alles auf dieser Reise zeigte orientalischen Luxus. Die mingrelischen Adelligen, die vor der Prinzessin reisten, hatten in Kotais gesalzenen Stör zu ihrem Unterhalte gekauft, und die Bündel hingen rechts und links an den Pferden. Die Sklaven gingen zerklumpt in bloßen Füßen neben her. Auch ein Pope oder griechischer Priester zu Pferd war im Gefolge der Fürstin, desgleichen ihre zwey Söhne und ihr Hofmeister. Unter den Fußgängern bemerkten wir besides zwey Secretäre, die, wie die Griechen bey der Einnahme von Constantinopel durch die Lateiner, und wie die Griechen noch heut zu Tage, ein langes Penal mit Tintenfaß von Metall im Gürtel trugen.

London, im September 1827.

(Fortschungs.)

Die englischen Leichendiebe (Resurrection-Men). Ich weiß nicht, ob es Ihren deutschen Lesern bekannt sey, daß wir hier eine Classe betriebsamer Mitbürger haben, die es sich zum Geschäft macht, die Todten aus ihren Gräbern zu erwecken, — nicht um sie ins Reich der Seligen zu führen — wohl aber für 5 — 10, ja auch zuweilen, wo die Luft gesund, die Menschen robust, und Freund Hämmerlein nur selten anpocht — um 30 Pfund Sterling an einen Wundarzt zu verkaufen, der während der Zeit er seinen Studenten Collegium über Bergliederung ic. ertheilt, natürlich Körper haben muß, um seine Theorie am schicklichsten anschaulich machen zu können. Der Student, welcher die Medicin oder Wundarzney studiert, ist keineswegs gebunden, die Vorlesung eines gewissen Professors zu hören. Er muß eines der berühmten Spitäler in London drey Jahre lang und im Lande während vier besucht haben, ehe er einem Examen vom College der Wundärzte zugelassen wird. Die Mediciner haben mit dieser Einrichtung nichts zu schaffen, sie mögen heilen oder tödten, Brechpulver oder Roast beef verschreiben: der Staat hat keine Beschränkungen auf diese Söhne des Aesculapius gelegt. Den Namen Doctor darf sich jeder Surgeon (Wundarzt), aber niemand unter beynähe 10 Jahre Studium und gehörigen Examen beylegen. Es ist wahr, diejenigen Ärzte, die unter die Classe von Physicians kommen, machen eine ehrbare Ausnahme. Jedoch steht es nicht in der Macht eines jeden, diese letzte Classe von Ärzten an sein Krankenbett rufen zu lassen, denn jeder Besuch kostet eine Guinee. Das Kirchhoffüllen bleibt also hauptsächlich die emsige Beschäftigung der falschen Priester des epidaurischen Tempels. Die Vorlesungen in den Hospitälern sind nicht immer hinreichend für den Wißbegierigen, und viele der geschicktesten Männer dieses Standes halten Vorlesungen in ihren eigenen Anatomie-Sälen. Die Anschaffung der Körper ist aber in beyden Fällen ungemeyn schwierig, und in den Hospital-Vorlesungen im Verhältniß der größern Anzahl von Zuhörern. Nach unsern Gesezen werden bloß die, des Hochverraths schuldig Gefundenen dem Bergliedermesser bestimmt, die aber, welche einer unerhörten grausenden That überwiesen, und zum Tode verdammt sind, auf Gutachten des Richters — übergeben. Da diese höchste Schmach und Strafe, noch nach dem Tode, sehr selten von dem Richter ausgeübt werden, die Verwandten des Verbrechers also das Recht, ihn zu beerdigen haben: so muß es in einer Facultät wie London und in den übrigen großen Städten Englands an Körpern zur Anatomielehre gebrechen. Die Öffnung der in den Hospitälern Sterbenden ist ebenfalls durch die Geseze streng untersagt. Der Wundarzt, der dieß übertreten würde, dürfte sich der strengsten Verfolgung der Verwandten aussetzen. Uebrigens hat der Engländer, ohne Unterschied des Standes, einen besondern Abscheu gegen die Öffnung eines Körpers, und der Gedanke, daß die Hülle eines verbliebenen Anverwandten oder Freundes in ihrer modernden Ruhe gestört — dem Auge oder Geiste eines gefühllosen Fremden zur Belehrung diene, — hat etwas Grausendes für ihn; es liegt etwas Religiöses und Zartfühlendes in dem erklärten Abscheu, den die Nation in dieser Hinsicht fühlt. Es wäre also um die anatomischen Vorlesungen geschehen, gäbe es nicht eine Classe der gefühllosesten Geschöpfe, die sich durch den Leichenraub ihren Unterhalt verschaffen. Ich habe oft in den Criminalberichten, die in den öffentlichen Blättern erscheinen, über die strengste Bestrafung Mancher, die dieses furchtbare Gewerbe betreiben, und auf der That ertappt wurden, gelesen; nie aber etwas über die nähern Verhältnisse dieser Knochenräuber und deren systematisches Verfahren gewußt, bis ich vor kurzem zufälliger Weise mit einigen von dieser mitternächtlichen Zunft zusammen stieß. Es war an einem Abend im July, als mehrere meiner Freunde, worunter ein junger Wundarzt, ein Student vom St. Thomas-Hospital, vorschlugen, den Baurhall-Garten zu besuchen. Ein Vorschlag, der allgemeinen Beyfall fand; wir zauderten nicht lange, unsern Vorschlag auszuführen, und da wir uns gerade unserm dem Tower befanden, und von da eine ziemliche Strecke nach dem Baurhall ist, so beschloßen wir

den Weg zu Wasser zurück zu legen. Sobald wir uns dem Strome naheten, wurden wir von einer Anzahl Bootsleute umgeben, die uns durch ihr wetteiferndes „want a boat, want a boat“ zu betäuben drohten. Jeder von ihnen bestrebte sich, uns durch eine besondere Vortrefflichkeit, die er ausbietet, anzuziehen; Einer rühmte die Schnelle seines Bootes, ein Anderer dessen Größe und seine Bequemlichkeit, ein Dritter schwor, daß er uns halb umsonst, ein Anderer, daß er uns für noch weniger fahren wolle. — Ein alter, vielleicht der Pfiffigste unter ihnen schrie: „Laßt die Gentlemen in Ruhe, macht Platz; die Herren werden schon wissen, was sie zu thun haben.“ — „Alter Narr, halte das Maul, oder ich werde dir diesen Fünfer (ein Gaunerausdruck für die Faust) in dein altes Brillengestell (seine Augen) setzen.“ Ich verlor beynahe alle Geduld, und sagte ihnen, daß, wenn sie uns länger quälten und so zudringlich wären, wir uns genöthigt fänden, umzukehren, also ein jeder gewiß die Möglichkeit einbüße, von uns gebraucht zu werden. Diese Apostrophe schien sie von der Billigkeit, uns freye Wahl zu lassen, zu überzeugen. Sie machten Raum, schrien aber alle auf den dienstfertigen friedlichen Alten aufgebracht, der, wie es schien, durch sein höfliches Betragen unfre Kundschaft an sich ziehen würde. Es ist merkwürdig, mit welcher Vollkommenheit sogar diese rohen Menschen ihre politischen Streiche in ihrem ungesitteten Staate spielen können. Mit seiner Mühe in der Hand, folgte der Alte; wir fragten ihn, was er verlange, uns in seinem Boote nach Vaurhall zu fahren? „Meine Herrn, ich überlasse Ihnen es zu bestimmen.“ „Wohl werdet ihr mit drey Schillingen zufrieden seyn?“ „O ja;“ wir bestiegen ein Boot auf das er zu deuten schien — ehe wir uns versahen, wurden wir von zwey Kerlen, die sich darin befanden, in die Mitte des Stromes gerudert — keiner dachte etwas Arges, daß der ehrliche Alte nicht selbst am Ruder war. Es ist wohl dem Beobachter ein interessanter Anblick, die Themse hinauf zu fahren; die unzählige Menge von Schiffen jeder Größe; die einen Wald bildenden Mastbäume, von denen die Flaggen von beynahe jeder Nation herab hängen; die freischwimmenden Matrosen, die in einer wilden Harmonie, während sie einen Anker lichten, oder ein Schiff eintauen, ihr „Hoy up“ brüllen; die zahllosen Boote, die den Strom decken; das emsige Treiben und Thun — kurz auch der gleichgültigste Beobachter kann sich der Bewunderung nicht enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Der hier durchreisende Sängler Hr. Weils, welcher schon ein Mal als Gast auftrat, hat sich noch in einem Debut, als Johann von Paris gezeigt, und nicht angesprochen.

Die Wiedererscheinung der Italiana in Algeri wurde durch mehrere neue, eingelegte Stücke gewürzt, noch mehr aber gewann diese Oper an Leben und Reiz durch den vortrefflichen und kunstvollen Gesang des Sigr. Rubini, welcher den jungen Italiener mit außerordentlichem Beyfall gibt. Seine Gattinn, Sigr. Comelli-Rubini, excelsirt ebenfalls in der Parthie der Titelrolle. Sigr. Tamburini gibt den Mustafa gleichfalls vortrefflich und zeigt sich stets als wahrer Sängler. Die H. Rubini und Tamburini wurden wegen ihres schönen Vortrags bey dem Duett in G mit stürmischem Beyfall gerufen. Die eingelegte Pollacca in A, wurde von Sigr. Comelli-Rubini mit großer Kraft und Kunstfertigkeit vorgetragen, und stürmisch applaudirt. Eben so wurde Sigr. Tamburini bey seiner kurzen Arie mit großem Beyfall gerufen. Im zweyten Act gesiel die Cavatine von Caraffa, ferner das burleske Terzett und eine Arie mit Chor, in welcher Sigr. Comelli-Rubini die allgemeine Theilnahme erregte. Sigr. Tamburini wurde bey seiner Schluß-Arie mit Chor in Es mit lautem Bravo überhäuft, und hervorgerufen. Was die Leistungen des Orchesters und Chors betrifft, so zeigten beyde auch in dieser Oper die gewohnte Präcision und Feuer. Als Solo zeichnete sich das Waldhorn, von Hrn. Lewy dem ältern geblasen, in der Arie des Hrn. Rubini (in Es) vortheilhaft aus, und erhielt Beyfall.

Am 16. zum ersten Male: Die Höhle Soncha, großes melodramatisches Schauspiel mit Chören in 4 Aufzügen von C. Treuholt. Musik von Hrn. Franz Koser, Capellmeister des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore.

Wir befinden uns in einiger Verlegenheit, den Inhalt dieses Stückes zu erzählen, denn es hat eigentlich keinen. Es ist dieses Schauspiel eine jener dramatischen Compositionen, wie sie öfters an den Pariser Nebentheatern zum Vorschein kommen, um dem Maschinenisten oder Decorateur Gelegenheit zu geben, ihre Talente zu entwickeln, und die Masse des Publicums durch überraschende, scenische Erscheinungen anzuziehen. Was nun dergleichen Conceptionen für dichterischen Werth haben können, ist leicht zu ermessen. Genau in diesem Falle befindet sich auch das hier in Rede stehende Stück. Es ist bloß gemacht, um die Räuberhöhle, einen Einzug, eine Schlacht u. dergl. darzustellen, und steht in poetischer Hinsicht unter Null. Es wäre unnöthig, mehr darüber zu sagen, wir wollen uns also hier bloß mit der Art beschäftigen, wie dieses Stück zur Darstellung gebracht wurde, und in dieser Beziehung kann man sich nur lobend äußern. Die scenische Ausstattung ist in allen Rücksichten gut. Die Decoration der Räuberhöhle ist sehr schön (auf dem Zettel waren zwar neue Decorationen, also im plural angezeigt, wir haben aber nur diese einzige bemerkt), der Abzug der Räuber mit den Fackeln, ihre Gruppierungen in der Höhle u. s. w. waren äußerst zweckmäßig arrangirt und von guter Wirkung. Eben so der Festzug im dritten Act, und die nächtliche Schlacht; kurz, all jener Spectakel, der dieses Schauspiel zu einem eigentlichen Galleriestück macht, war mit Umsicht und Verständigkeit angeordnet, und in dieser Beziehung genügt dieselbe auch vollkommen. Daß höhere Forderungen nicht befriedigt werden konnten, ergibt sich schon aus dem Obengesagten. Ehedem war der Gebrauch, daß die Decorationen und der scenische Schmuck für die Stücke gemacht wurden. Seit einigen Jahren ist es umgekehrt, und man schreibt eigentlich Stücke für Decorationen und Spectakel. Was die Aesthetik bey diesem Wechsel gewinnen kann, ist klar. — Die augenblickliche Wirkung wurde auch erreicht. Das Stück wurde bereits mehrere Male bey vollem Hause wiederholt.

Was die Darsteller betrifft, so wirkten sie alle mit dem gewohnten Fleiße, der die Leistungen dieser Gesellschaft begleitet. Bey der gänzlichen Gehaltlosigkeit der Arbeit jedoch vermochte Niemand bedeutend hervor zu treten, ausgenommen Hr. Schmidt, welcher die komische Parthie des Sancho, Neffen eines Holzhauers, mit wahrhaftem Humor und sehr berechnetem Spiele gab. Die übrigen Gestalten alle sind zu vorübergehend und wesentlos, als daß sie in feste Formen gebracht werden könnten.

Die Musik ist unbedeutend.

Concert = Anzeige.

Donnerstag, den 7. Februar, wird Hr. Bernard Romberg um die Mittagsstunde im Saale der n. ö. Herren Landstände ein Concert geben. Eine große charakteristische Ouverture (in C-dur) von Ludwig van Beethoven (noch Manuscript), wird das Ganze eröffnen. Sodann wird Hr. Romberg ein neues Concert für das Violoncell mit Begleitung des Orchesters, von ihm componirt, vortragen. Fräulein Josephine Fröhlich wird sodann Recitativ und Arie, aus der Oper: La donna del Lago, von Rossini singen. Dlle. Blahetka Bravour-Variationen für das Pianoforte, über ein Rossinisches Thema aus der Oper: „Die Belagerung von Korinth,“ mit Orchesterbegleitung, von ihr componirt, spielen, und endlich zum Schlusse der Concertgeber Introduction et Rondo à la Mazurka für das Violoncell mit Orchesterbegleitung, von ihm componirt, vortragen. Eintrittskarten zu 5 fl. W. W. sind in der Musicianshandlung des Hrn. T. Haslinger und am Tage des Concerts an der Casse zu haben. Die Erscheinung dieses berühmten Künstlers läßt allen Freunden der Tonkunst einen so hohen Genuß erwarten, daß einem zahlreichen Besuche dieses anziehenden Concerts entgegengesehen werden kann.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 7. Februar 1828.

17

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lebensbilder.

Von J. F. Castelli.

XII. Die charmanten Leute.

Der Titel: Ein charmanter Mann, wird so verschieden gebraucht und erklärt, daß es wohl der Mühe werth wäre, einmal eine ganze Abhandlung über das vielsagende und oft so wenig verlangende Wort: charmant zu schreiben. Heigelin in seinem Fremdwörterbuche übersetzt es mit: reizend, bezaubernd, entzückend, allerliebste, äußerst einnehmend, angenehm. Jedes dieser Wörter berührt wohl eine Eigenschaft eines sogenannten charmanten Mannes, aber ganz bezeichnet ihn keines derselben. Die Charmanteté ist eine Art von Ruf, welche man manchmal sehr wohlfeil kauft, manchmal sehr theuer bezahlt. Sie ist ein Gemisch von Geist und Artigkeit, ein Firniß von feiner Lebensart, welcher die Fehler über-tüncht und vergessen macht. Sie ist nur ein Ausdruck des Übereinkommens, womit man eine Person bezeichnet, welche man mit Vergnügen sieht. Am deutlichsten werd' ich den Begriff wohl erklären, wenn ich einige sogenannte charman-te Leute beschreibe.

Hr. v. N*** bat mich jüngst zum Mittagmahle. „Ich vereinige bey mir künftigen Dinstag (so schrieb er mir) eine Gesellschaft von charman-ten Leuten, welche mir gut sind; wollen Sie ihre Zahl vermehren, so werden Sie ein Vergnügen machen

Ihrem

N***“

Ich nahm die Einladung an und war am bestimmten Tage schon früher dort, als alle übrigen Gäste.

Hr. v. N*** selbst ist ein sehr charmanter Mann, Alle, welche ihn kennen, nennen ihn so. Zu einer Zeit, wo seine Handelsgeschäfte schlecht gingen, fallirte er zwar, allein dieses schadete seinem guten Rufe gar nichts; denn treu dem neuen Übereinkommen mit seinen Gläubigern bezahlte er diesen die Hälfte von dem, was sie ihm ganz anvertraut hatten. Da sie aber befürchteten

gar nichts zu bekommen, so sahen sie diese Art Wiedererstattung wie ein gefundenes Geld an, und erhoben die Rechtlichkeit des Hrn. M*** bis zum Himmel. Dieser war in seinen spätern Geschäften sehr glücklich. Man schätzt sein Vermögen jetzt schon auf 200,000 Gulden, und da er versprochen hat, er werde seinen einstmaligen Gläubigern ungezwungen auch noch die andere Hälfte seiner Schuld bezahlen, wenn es ihm gelingen würde sein Vermögen zu verdoppeln, so beeifert sich jeder derselben ihm die Mittel dazu an die Hand zu geben. Dieses gibt nun seinem Credit einen neuen Schwung und seinem guten Namen einen neuen Nimbus. Die ganze Welt sagt, er sey ein charmanter Mann.

Der charmannte Hausherr war noch im Comptoir, ich fand daher Niemanden im Speisezimmer, als ein kleines, gepudertes Männchen mit einem so jovialen Gesichte, daß ich mich auf der Stelle zu ihm hingezogen fühlte.

Auf den Couverts lagen Karten, worauf die Namen der Gäste geschrieben waren. Ich durchsah sie. Das Männchen fragte mich lächelnd, ob ich die Herren und Damen wohl alle kenne, mit denen ich speisen werde? „Ihre Namen,“ antwortete ich, „hab' ich wohl schon öfters neunen gehört, aber persönlich sie zu kennen hab' ich nicht das Vergnügen; ich weiß nur, daß es durchaus charmannte Leute seyen. „Nun, das will ich meinen!“ entgegnete der Gepuderte lächelnd, nahm eine Karte nach der andern, las die Namen, und setzte Folgendes hinzu:

„Herr von Sackel. O das ist ein sehr charmanter Mann. So gefällig, so zuvorkommend, so hülfreich. Daß er etwas davon haben muß, das versteht sich wohl von selbst, denn umsonst ist der Tod. Der gute Mann beschäftigt sich meistens damit, die Leute zu rangiren, wenn sie in Verlegenheiten gekommen sind, und hat sich durch lauter solche Rangements am Ende auch selbst bestens rangirt. Der Baron X*** z. B. Sie wissen, wie der Mann herabgekommen war. Seine Schuldenlast soll bey 40,000 fl. betragen haben, und er ging nicht mehr unangefochten auf der Straße. Da nahm er seine Zuflucht zu dem charmanten Herrn v. Sackel, der rangirte die Sache so, daß er jetzt ganz ruhig auf seinem Landgute sitzt, wo er eigentlich Verwaltersdienste thut, und die Einkünfte an Herrn v. Sackel abführt. Hingegen lebt er aber auch in Ruhe und Frieden. Der Herr v. Sackel hat sich mit allen seinen Gläubigern in seinem Namen ausgeglichen, und der Freyherr X*** ist nur diesem allein mehr 100,000 fl. schuldig, welche Summe er sammt Procenten nach und nach abbezahlen kann. Das nenn' ich doch glücklich wegkommen! Ist der Herr v. Sackel nicht ein charmanter Mann?“

„Frau von Fichtel. Nun die Frau von Fichtel werden Sie doch kennen?“

Ich. Leider nicht.

Der Gepuderte. Nicht? Ey leben Sie denn unter der Erde, daß Sie auf derselben die charmanteste aller Frauen nicht kennen? Freundschen! was soll ich Ihnen von ihr sagen? die Stadt spricht, die Welt spricht: Unterm Monde existiren nicht zwey solche Frauen, wie sie. Sie kann Alles, sie will Alles, sie versteht Alles, sie thut Alles mit einer Art und Liebenswürdigkeit, die ihres Gleichen nicht hat. Wünschen Sie ein Ämtchen? wenden Sie sich nur an sie, sie weiß den rechten Mann bey der rechten Seite zu packen.

Verlangt es Sie nach Bekanntschaften? thun Sie ihr nur ein bißchen schön, binnen 14 Tagen sind Sie von ihr in eben so viele Häuser eingeführt, wo Sie stets ein anderes Vergnügen erwartet. Brauchen Sie Geld? sie verschafft Ihnen dasselbe auf Pfänder und auch bloß auf Ihr gutes Gesicht, im letzten Falle müssen Sie freylich dafür etwas mehr bezahlen. Wollen Sie eine Neuigkeit unter die Leute bringen? nur sie davon unterrichtet, und in ein paar Stunden spricht die Stadt davon. Haben Sie Pränumerations-Scheine auf Bücher oder Lose auf ausgespielte Prätiosen? legen Sie selbe in ihre Hände, und die *charmant*e Frau bringt Alles in wenigen Stunden an Mann. — Haben Sie ein verliebtes Abenteuer, und wissen nicht wohin damit? nur zu ihr, lieber Freund! — Ja selbst bis zu den kleinsten Kleinigkeiten läßt sich die *charmant*e Frau herab. — Sie empfiehlt Ihnen einen Lehrer für Ihre Kinder, ein Stubenmädchen für Ihre Frau, einen Copisten für Ihre Schreiberen, sie procurirt Ihnen eine vacante Loge für die heutige Opernvorstellung, sie weiß eine schöne Sommerwohnung für Sie, sie verschafft Ihnen unter der Hand einen echten Shawl für Ihre Frau. Brauchen Sie Lose zu einer Güter-Lotterie? von ihr erhalten Sie selbe um wohlfeilern Preis. Sie spielt besser Whist und Hombre als jeder Mann, sie spielt in einer Gesellschaft auf dem Pianoforte die schönsten Walzer, sie singt vom Blatte, sie weiß Räthsel und Anekdoten in Menge, sie kennt jede Equipage, die auf der Gasse fährt, sie macht die Honneurs in dem Hause eines reichen Junggesellen, und bey allen diesen Dingen benimmt sie sich mit einer Offenheit, Freymüthigkeit und Liebenswürdigkeit, die gar nicht zu beschreiben sind. Nun die wird doch mit vollem Rechte eine *charmant*e Frau genannt werden?

J. h. Allerdings.

Auf der nächsten Karte, die mein Gepuderter mir zeigte, stand: *Baron von Reidligen*. „O,“ rief mein Erklärer, „auch ein sehr *charmant*er Mann. Jung, mit einem feurigen Augenpaar, und immer im neuesten Pariser Schnitte gekleidet. Ich kannte ihn freylich noch zu jener Zeit, als er einen ziemlich abgeschabenen, schwarzen Frack trug, an welchem die Nähte schon ins Graue fielen und die Knöpfe abgestoßene Ränder hatten; aber das hat sich alles zu seinem Vortheile geändert. Er heiratete die Tochter eines Gutsbesizers, nach dessen Tode ihm durch seine Frau eine reiche Erbschaft zufiel. Das gute Weibchen liebt ihren Gemahl, der im Gegentheile Alles vergessen zu haben scheint, was er ihr dankt. Er hat mehr verliebte Abenteuer, als Tage im Jahre sind, er sieht jeden Mittag zehn bis zwölf gute Freunde bey sich, und im Sommer ist ihm auf seinem Gute Jeder willkommen, der ihn besuchen will. Von allen wohlthätigen Instituten ist er Mitglied, er unterstützt Künstler und Gelehrte, und neulich hat der Compositeur *D**** von ihm für die Dedicacion einer Clavier-Sonate einen prächtigen Brillantring erhalten. Bey jeder Benefice-Vorstellung nimmt er eine Loge, und spricht dabey ganz naiv: „Ich bin reich, ich kann's thun.“ Seine Frau beweint freylich zwischen ihren vier Pfählen ihr trauriges Schicksal, und muß zwey Kinder erziehen, die er von andern — — angenommen hat, allein er mißhandelt sie nicht, er nennt sie sogar „mein Kind! und mein Schatz!“ wenn er des Monats einmal mit ihr spricht, und so macht ihm kein Mensch den Titel eines *charmanten Mannes* streitig.“

„Diese Karte trägt den Namen eines charmanten Fräuleins: Rosina von Wollenstein. Sie ist zwar schon im vorigen Monate großjährig geworden, aber das benimmt ihrer Liebenswürdigkeit nichts. Sie ist weder schüchtern noch blöde, und schlägt nicht gleich bey jedem gewagten Worte die Augen nieder, sondern taugt ganz in eine lustige Gesellschaft. Wenn's bey dem Pfänderspiele zum Küssen kommt und die jungen Gänschen sich gewaltig zieren, so löst sie ihr Pfand mit einer naiven Hingebung aus, der nichts gleich kommt. Sie soll, wie man sagt, schon mit drey jungen Herren bis zum Traualtar gekommen, aber dann von ihnen verlassen worden seyn; aber das erzählt sie Ihnen alles gleich in der ersten Stunde selbst mit liebenswürdiger Offenheit und setzt nur schelmisch hinzu: „Es hat nicht seyn wollen, es ist so besser!“ Sie tanzt ganz charmant und spricht ferm französisch. Man kann sich nicht charmanter benehmen, als sie.“

„Herr Dolst, welchem der Platz neben ihr angewiesen ist, macht ihr die Cour. Noch vor einigen Jahren war er ein armer Advocat. — Ein reicher Bucherer starb kurze Zeit nachher, als er eine große Summe bey ihm hinterlegt hatte. Die Familie wußte nichts davon, aber Dolst, der glaubte, sein darüber ausgestellter Empfangschein würde sich vorfinden, unterrichtete sie auf der Stelle hievon. Diese schöne That wurde zum Gespräche in der ganzen Stadt und kam auch zu den Ohren der verwittibten Frau von Zähring. Sie ward davon gerührt, suchte am andern Tage den Advocaten Dolst auf, um sich über die fruchtbringende Benützung ihres Vermögens bey dem rechtschaffenen Manne Rathes zu erholen. Seine schöne Gestalt rührte sie noch mehr als seine Rechtschaffenheit, und in einem Monate reichte der glückliche Dolst der 76jährigen, eine halbe Million reichen Frau, seine Hand am Altare. Sogleich ließ er bey seinem Schneider unter Einem das Hochzeit- und das Trauerkleid verfertigen; doch der Mensch denkt, der Himmel lenkt; die Frau schien der Zeit-Hohn sprechen zu wollen, jeder Tag gab ihr neue Kräfte, und ihr Gatte streute ihr bey dem Untergange ihrer Lebenssonne einige von jenen Blümchen auf den Weg, welche ihm die Jugend reichte. Diese Vereinigung, welche früher die Zielscheibe des Spottes und eine unverstiegbare Quelle aller Epigrammatisten war, fand jetzt überall Bewunderer. Dolst allein fand, daß der Spaß doch etwas zu lange daure. Er wußte, daß seine alte Frau früher außerordentlich coquet war; die Sorgfalt, welche sie noch immer auf ihre Toilette verwandte, zeigte ihm, daß sie noch jetzt diese Schwachheit besitze. Anstatt sie daran zu hindern, suchte er ihr vielmehr alle Mittel dazu an die Hand zu geben; er überredete sie, daß die Zeit noch kaum mit den äußersten Enden ihrer Flügel ihre Reize berührt habe, er schaffte ihr die neuesten Moden an, pries die Schönheit ihrer Formen, wenn sie recht leicht gekleidet erschien, und führte sie zu allen öffentlichen Vergnügungen. Man fand gar nicht Worte genug, um das Benehmen dieses jungen Mannes gegen seine alte Frau zu preisen. Ganze Nächte brachte er mit ihr auf Bällen zu, und tanzte alle Walzer mit ihr, und alle Galoppen nur mit ihr, bis sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnte. Alle Frauen blickten sehnsuchtsvoll auf den galanten, zuvorkommenden, schönen Ehemann, und neidisch auf seine glückliche Frau. Man kann wohl denken, daß die bejahrte Frau dieses wüste Leben nicht lange ertragen konnte. Sie tanzte der Grube immer näher, und ruhte schon binnen drey Monaten in derselben auf ewig aus. Ein Ande-

rer hätte nun die Maske abgelegt. Nicht so D o l f. Er schien untröstlich. „Sie war meine Wohlthäterinn,“ rief er, schloß sich mehrere Wochen in sein Gemach ein, um die Erbschaft in Ordnung zu bringen, und als er wieder an's Licht der Welt trat, beeiferte sich jeder Vater, diesem c h a r m a n t e n Ehemann seine Tochter in die Arme zu werfen.“

„Gleich hier nebenan sitzt der Schauspieler R o s e n h a u c h, gar ein lieber c h a r m a n t e r M a n n, der die schönsten Gedichte declamirt, und sich nicht schont, bis er heiser wird; auch weiß er immer die neuesten Späße und Liebesabenteuer und Feindschaften, die sich zwischen den Coulissen zugetragen, zu erzählen; gegen Damen ist er vorzüglich artig, und führt den Titel des c h a r m a n t e s t e n von allen Theaterpersonen mit vollem Rechte.“

„Zu seiner Rechten hier wird die Frau von K u r z sitzen, eine gar liebe c h a r m a n t e F r a u. Sie bricht nichts und macht nichts, lacht zu Allem, was man spricht, daß ihr das Kinn wackelt, präsentirt Jedem, mit dem sie spricht, Münzen = Bonbons aus ihrem kleinen Döschen, ist ein volles rundes Dämchen, mit einem zarten, weichen Patschen und zwey Grübchen in den Wangen, und man darf sich im Gespräche mit ihr nicht den mindesten Zwang anlegen.“

„Der Herr R a t h v o n M ü l l e r, dessen Name hier sammt dem Prädicate auf dieser Karte steht, ist ein gar charmanter Herr. Vom Amte ist er zwar in den Pensionsstand versetzt worden, weil er, wie die Leute sagen, meist in den Tag hinein gerathen hat; aber das muß doch nicht der Fall gewesen seyn, denn er hat sich während seiner Dienstleistung ein schönes Sümchen erspart, von dessen jährlichen Zinsen er jetzt ganz bequem lebt. Er kennt alle Weine bey dem ersten Tropfen, den er kostet, und sagt sogar richtig die Jahre, in welchen sie gewachsen sind. Sie werden ihn nie widersprechen hören. „So? — Ja! Hm! Ey Ey! der Tausend! Schau schau! Ey, wer sollte das meinen? — Da sehe man! — Jetzt gehen Sie weg!“ — sind so die Redensarten, die er stets im Munde führt, woraus erhellt, daß der charmante Mann wohl nur durch Cabale gestürzt wurde. Außer dem ist er ein Tausendkünstler, er macht Barometer-Figürchen, überträgt Kupferstiche auf Glas und Holz, weiß mittelst des Storchenschnabels zu silhouettiren, reparirt Uhren, schneidet den Stephansthurm aus Papier, verfertigt Cartönchen aus Pappe u. s. w. Ein gar lieber charmanter Mann!“

„Der Ritter von S ä b l i n g e n hier neben ihm würde sich nicht die kleinste tadelnswerthe Handlung erlauben. Er treibt die Delicatesse auf's äußerste. Allein dieser Ehrenmann ist der ganzen Welt schuldig und bezahlt keinen Menschen. Er gibt einem Armen, der ihn um Almosen anspricht, einen Zweyguldenzettel, verweigert aber dem Arbeitsmann, der ihm Dienste geleistet hat, seinen Lohn. Er hat neulich einen herrenlosen Pudel, der ihm auf der Straße nachlief, zu einer alten Frau in die Kost gegeben, und bezahlt monatlich fünf Gulden Abzugskosten für ihn. Das ist einer von Jenen, denen man neben dem Prädicate eines c h a r m a n t e n Mannes auch noch jenes eines g u t e n J u n g e n beylegt.“

„Diese Karte trägt den Namen eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten. Er gilt in der ganzen Stadt für einen der Unbestechlichsten. Er führt die Prozesse der Armen unentgeltlich, verliert aber auch richtig jene davon, die er gegen

angesehene Familien führt; dafür kann der *charmant*e Mann natürlicher Weise nicht.“

„Der junge Herr von Riesen, dessen Name auf dieser Karte so zierlich geschrieben ist, besitzt einen hellen Verstand, eine ausgezeichnete Bravour, und opfert sich immer für Andere. Er ist ein außerordentlich *charmant*er Mann. Stellen Sie sich vor: neulich hat er sich sogar für einen Mann geschlagen, dessen Frau er den Hof macht.“

„Hier ganz zu unterst sitzt der Lehrer der Kinder. Sie bemerken, daß sein Name auf der Karte ganz nackt ohne Herr und ohne von geschrieben steht. Ist auch ein *charmant*er Mann, die Kinder lieben ihn mehr, als den Vater, weil er sie zu nichts zwingt, sondern sie immer thun läßt, was sie selbst gerne mögen. Das ist nun so sein pädagogischer Grundsatz, man müsse die Kinder ihre Selbstständigkeit fühlen lassen, und ihnen nie Zwang anlegen. Die Buben sind daher auch wild wie der Teufel, und die ganze Welt nennt sie ein paar *charmant*e Jungen.“

Mein gepudertes, wie man sieht, ebenfalls sehr *charmant*es Männchen, wollte mir noch weiter erzählen, da öffnete sich die Nebenthür, und der Hausherr trat mit der beschriebenen *charmant*en Gesellschaft ein.

Correspondenz-Nachrichten.

London, im September 1827.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir die fünf prachtvollen Brücken zurückgelegt hatten, stiegen wir ans anderseitige Ufer. „Hier sind eure 3 Schillinge,“ sagte unser Zahlmeister zu einem der Bootleute, „und noch ein Sixpence für euer gutes Fahren zum Trinkgeld.“ — „Was, meine Herren, 3 Schillinge? Wir nehmen nicht weniger als 6.“ — „Sind wir nicht für 3 mit eurem Alten einig geworden?“ — „Sie haben nicht des Alten, sondern unsern Nachen bestiegen, wir haben also das Recht, unsern Preis zu fordern.“ Es war klar, wir waren geprellt. Wir drohten die Nummern des Bootes zu nehmen, und uns am nächsten Morgen vor der Behörde zu beschweren. Sie lachten, und alle die müßigen Tumultkrämer, die sogleich um uns herschwärmten, starrten uns höhnisch ins Angesicht — Einige schmeckten schon im Voraus das Süße einer Vorehre und nahmen uns eingeladen diese oder jene Partey — Andere hatten den weisern Einfall, sobald es ein wenig dichter werde, sich mit unsern Taschen bekannt zu machen. Beyde wurden schnell getäuscht; wir zahlten, kauften für drey Schillinge Weisheit, und lachten herzlich über den Kniff des alten Schlaufkopfs. Eine kurze Strecke vom Orte, wo wir ans Ufer traten, führte uns nach Baurhall. Nichts kann überraschender seyn, als der erste Anblick, mit dem man in diese Gärten eintritt. Die Tausende von Lampen, von beynahe eben so vielen verschiedenen Farben; das Gewimmel von Menschen, die verschiedenen Stände derselben, die sich kaum ungeachtet der sorgfältigen Kleidung verbergen lassen; die Musik hier, das Geschrey dort; das Singen in einem Theile, das Geläute mächtiger Glocken in einem andern, um die Anwesenden zu einem Puppen- oder Gaukelspiel zu rufen, wirkten so auf das Auge und auf die Sinne, daß man kaum für die ersten 10 Minuten weiß, was man thun soll, wo sich hinwenden, ob man träume oder wache. Nebst den verschiedenen Ergehungen, die ich schon oben erwähnt habe, scheint Essen und Trinken noch einen Haupttheil auszumachen. Wir hatten das Glück, noch mehrere Bekannte zu treffen, und ohne daß wir es gewahr wurden, stahl sich die Mitternachtsstunde vorbei. Einige Damen, die in der Gesellschaft unsrer Bekannten waren, klagten über die Lust, die allmählich anfang, kühler zu werden; die Heiterkeit des Himmels hatte sich verloren,

und ein düsteres schwarzes Gewölke umzog den Horizont. Die Bäume in dem Garten wurden stärker und stärker bewegt; die Strohhüte einiger Stutzer von einem plötzlichen Windstoße auf dem Boden herumgejagt; die Schleier der spazirenden Frauenzimmer standen wie volle Segel über ihren Häuptern, kaum hatten sie Gebot über ihre schnee-weißen Kleider — Aolus betrug sich sehr unartig — manche Schöne erröthete, mehr von ihrem hübschen Füßchen sehen lassen zu müssen, als sie wünschte. Eine Menge der Lampen erloschen, alles trug das Ansehen eines bevorstehenden heftigen Ungewitters. Man denke sich den Tumult und die Unordnung an einem Orte, wo nicht weniger als sechs bis acht tausend Menschen versammelt waren, wo ein jeder eitte, dem Gewitter auszuweichen, und sich so schnell als möglich auf den Rückweg zu machen. Die größte Verwirrung erfolgte. Der anscheinenden Lächerlichkeit der Scene ungeachtet war dieselbe dennoch für eine große Anzahl der Besuchenden von den traurigsten Folgen; mehrere Kinder und Frauenzimmer wurden auf eine beklagenswerthe Weise beschädigt. Der größte Theil unsrer Begleiter wurde von dem Strom fortgerissen. Ein junges Frauenzimmer, die Schwester eines der Freunde, die wir im Garten trafen, welche den Arzt des Wundarztes angenommen hatte, dieser und ich waren die einzigen, die den Überrest unsrer vorigen zahlreichen Gruppe bildeten. Da unsre schöne Gesellschafterin uns zu begleiten, das heißt, für mich eine Schuldigkeit, für meinen Freund den Wundarzt ein Vergnügen — denn dieser freute sich, als er hörte, daß sie ungefähr drey englische Meilen von hier auf dem Wege nach Deptford wohne — ich seufzte! Zudem war keine Miethkutsche irgendwo zu finden; auch diese Neuigkeit war meinem Freunde dem Lanzettenhelden angenehm, er konnte sich desto länger mit der Schönen unterhalten. Ich ergab mich in mein Schicksal und in die traurige Hoffnung, nicht vor 3 oder 4 Uhr Morgens mich zur Ruhe begeben zu können. Nach einer guten Stunde erreichten wir das Haus unsrer liebenswürdigen Gesellschafterin — denn auch ich fing jetzt an, sie liebenswürdig zu finden, — und nachdem wir sie wohlbehalten ihren Freunden zurückgeführt hatten, schiedten wir uns wieder zu unserm Rückwege an. Während der letzten halben Stunde schien sich der Sturm beynabe gelegt zu haben. Er erwachte nun mit doppelter Furie; der Wind blies so stark, daß wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten; am Himmel war kein einziger Stern sichtbar, alles um uns öde und dunkel; in der Ferne rollte der Donner leise drohend; ein mattgelbes Wetterleuchten erhellte zuweilen die finstre Nacht; es war schlechterdings unmöglich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden, wir konnten uns fühlen, aber nicht sehen. Plötzlich herrschte eine Todtenstille, und zwey Minuten lang rührte sich kein Windchen, das ferne Gemurmel des Donners schwieg, und schon wollten wir uns glücklich preisen, dem Ungewitter zu entgehen, als mit einem Male ein so lauter Donnerschlag hervor brach, hundertzackige Blitze jeden Theil des Horizonts durchschnitten, daß es uns grün und gelb vor den Augen wimmelte, und wir beynabe in völliger Betäubung auf den Boden fielen; ein heftiger Platzregen brachte uns zu unserm Sinnen. Dieselbe hoffnungslose Scene erneuerte sich jeden Augenblick, Donner folgte auf Donner, und mit jedem neuen Blitze schien die ganze Erdoberfläche in ein Flammenfeuer versetzt zu seyn, alle verheerenden Elemente schienen losgelassen zu seyn, die Gewisheit unvermeidlichen Verderbens bemächtigte sich der zitternden Brust. Unsre Kleider waren völlig durchnäßt, die Regengüsse fuhren fort mit blenscherer Wuth vom Himmel herab zu strömen, und noch konnten wir an das Ende unsrer Wanderung nicht gedenken. Wir waren augenscheinlich irre gegangen, wir wußten nicht, wo wir waren, nicht, wo wir hingingen. Schon waren wir anderthalb Stunden auf unserm Rückwege, und noch zeigte uns jeder wiederholte schrecklich leuchtende Blitz keinen bekannten Gegenstand. An unsern triefenden Armen hängend wanderten wir stumm, — sprachlos, wir vermieden einander ins Angesicht zu sehen, eine in der größten Finsterniß instinctive Bewegung, denn das blaugelbe Feuer des Blitzes entstellte uns durch ein gräßliches Farbenspiel.

(Der Schluß folgt.)

C o n c e r t.

Der 13jährige Knabe Stephan Heller gab Sonntags, den 27. Jänner, im landständischen Saale ein Concert, und spielte den ersten Satz des Concerts von H. Herz auf dem Pianoforte. Bravour und Fertigkeit zeigten sich hier deutlich, und der talentsvolle Knabe erhielt ermunternden Beyfall. Als er später das Adagio und Rondo vortrug, zeigte sich der Beyfall noch lebhafter, denn er trug das Adagio recht verständig und gefühlvoll vor, und zeigte Feuer im Rondo. Hier wurde derselbe hervorgerufen. Die am Schlusse gespielte, sogenannte „f r e y e P h a n t a s i e“ schien das ganze Publicum nicht abwarten zu wollen. Die, welche dablieben, meinten, dergleichen müsse nur ein anerkannt großer Meister wollen.

Stürmischen Beyfall erhielt der geschickte und beliebte Solospieler des Theaters in der Josephstadt, Hr. Leopold Böhm, wegen seines schönen und ausdrucksvollen Vortrags. Er spielte Bravour-Variationen auf dem Violoncell, von seiner Composition, und erhielt große, innige Theilnahme. Er wurde laut gerufen. Ein Gleiches gilt von Hrn. M. Strebingner, welcher Maysefers Polonaise (in E-dur) meisterhaft vortrug.

Hr. Heurteur, k. k. Hofschauspieler, declamirte ein Gedicht mit verdientem Beyfalle. Der Saal war nicht gefüllt.

C o n c e r t = A n z e i g e.

Sonntag den 10. Februar wird Joseph Vanny, Ehrenmitglied der Societä Apollinea zu Venedig, im Saale der n. ö. Herren Landstände mit einem aus 80 Mitgliedern bestehenden Orchester ein Concert geben, in welchem alle Musikstücke neu, von der Composition des Concertgebers sind. Zuerst wird das Fischerlied, von J. G. v. Salis für eine Tenorstimme, nebst Knaben- und Männerchor, die Academie beginnen; dann folgt Romanze und Rondo für die Oboe, vorgetragen von Hrn. Ernest Krämer, Mitglied der k. k. Hof-Capelle. An dieses schließt sich das Schifferlied: Ye mariners of England, nach Campbell, frey übersezt von J. G. Seidl, componirt für eine Tenor-Solostimme, Chor und Orchester. Die H. Sifora und Groß werden sodann ein Duett mit Orchester singen, woben Miß Griesbach die obligate Harfenbegleitung vortragen wird. Dann folgt ein Marsch für Orchester und Chor, aus dem großen Halleluja von Klopstock. Ein Chor von 4 Knabenstimmen mit Harmonie-Begleitung schließt das Ganze.

Die Texte werden am Eingange des Saales unentgeltlich verabfolgt werden. Eintrittskarten zu 3. fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Haslinger und Diabelli zu haben.

M o d e n b i l d VI.

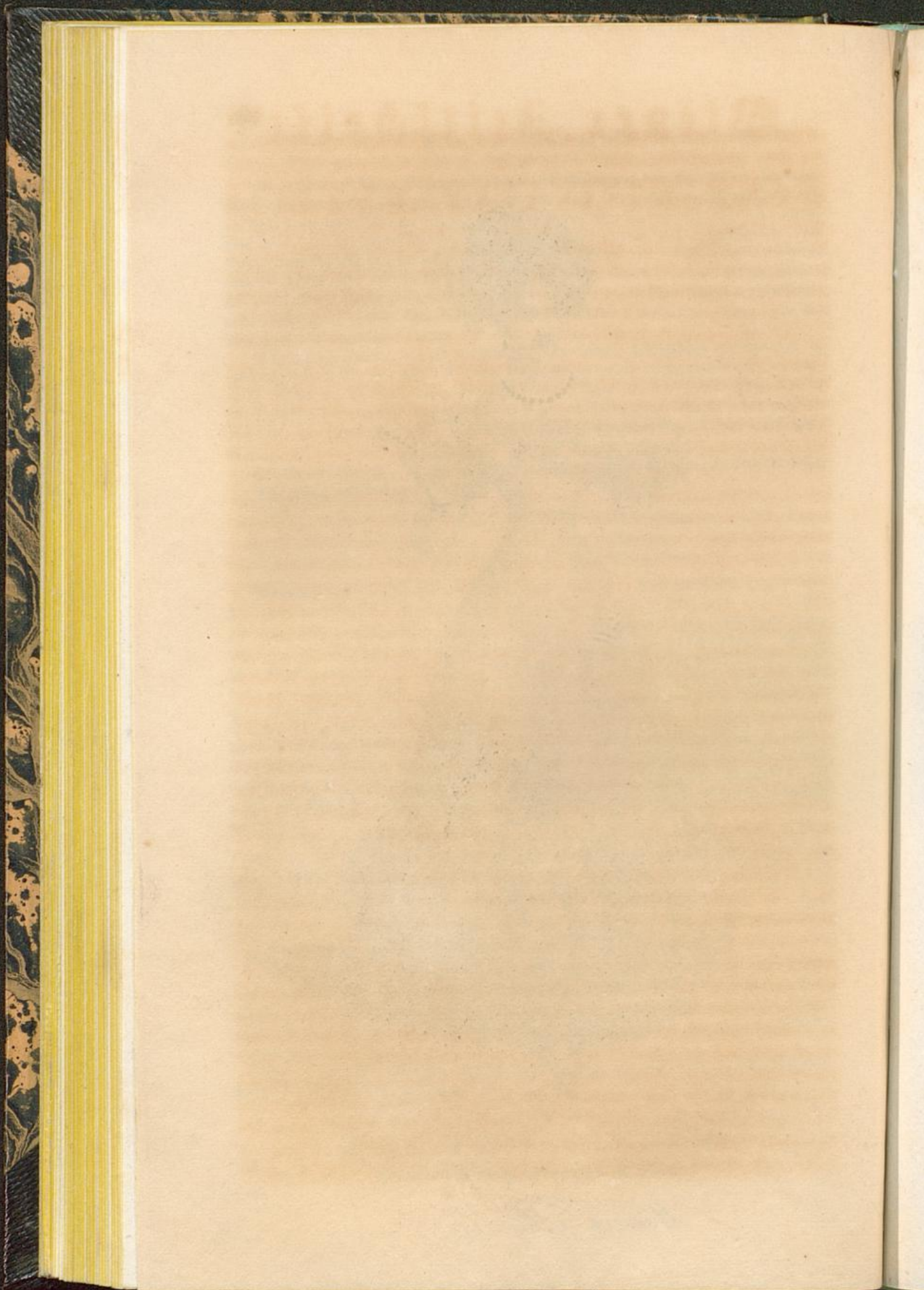
Ball-Kleid von weißem Crepp nach einem Original von Hr. Thomas Petko, bürgl. Kleidermacher, nächst dem Hof im Heidenschuß No. 237; das Corset ist glatt mit einem Kragen, dessen Spitzen sich vorne und rückwärts kreuzen. Die Falbe von schief geschnittenen Streifen, in Festonform gesetzt, ist oben mit Spangen von Gaze-Iris, und unten mit solchen von Atlas befestigt.

Die Coiffure ist nach einer Ausführung von Hrn. Th. Beipelt, bürgl. Damen-Briseur im Trattnerhof, 4. Stiege, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.





Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 9. Februar 1828.

18

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., da in ohne Kupfer viertel, um 3 fl., 45 kr., halbj. um 7 fl., 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl., 12 kr. halbj. und 26 fl., 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Des Kaisers Bild.

Im hohen, alten Saale mit Locken silberweiß
Da saß der alte Kaunis, der hohe Ehrengreis;
Des Tages letzte Flammen, die glühten düster aus,
Still saß er da und schaute in's Abendroth hinaus.

Wohl mochten all' die Tage, die er mit angesehen,
Die frohen und die trüben, an ihm vorüber gehn,
Man sah's an seinem Auge, im stillerglühten Blick —
Er dachte ernsten Sinnes in alte Zeit zurück.

Da trat mit tiefem Gruße der Maler schüchtern ein:
„Den neugewählten Kaiser, den soll ich conterseyn;
„Ich mal' ihn wohl in Seide mit Edelstein und Gold,
„So wie den alten Kaiser, den hehren Leopold?“

Da hebt der Fürst sich hastig, ein überirdisch Glühn
Blickt aus dem großen Auge gar jugendlich und Kühn,
Tief schaut er in die Zukunft mit ahnungsvollem Blick, —
Enthüllt ist ihm die Ferne, der Nebel sank zurück.

„Laß dießmal all' das Prunken, den stolzen, span'schen Glanz,
„Magst ihn im Stahlkleid malen den jungen Kaiser Franz!
„Statt weichem, sammtnem Wammse Kleid' ihm den Panzer an,
„Es kommen schwere Zeiten, da ziert nur Stahl den Mann!“

„Und an die Seite gürt' ihm des alten Habsburgs Schwert,
„Wohl wird sein kräftig Wirken des hohen Ahnen werth;
„Nicht wird er friedlich hausen im stillbeglückten Land,
„Sh' er das Schwert nicht führte gar blutig in der Hand.“ —

„Doch drüber mögst du malen das hellste Himmelblau,
 „Das Recht siegt und die Wahrheit, es flieht das Wettergrau;
 „Mögst leuchtend drüber malen ein golden Morgenroth,
 „Der schönste Tag wird strahlen, verklärt aus Kampf und Tod!“ —

Wohl hat er wahr gesprochen, 's war eine schwere Zeit,
 Die Feuerzeichen glühten im Lande weit und breit;
 Doch Wonne uns! schon leuchtet der stille Morgenglanz,
 Er hat den Kampf bestanden, hoch lebe Kaiser Franz!

Ad. v. Eschabuschnigg.

Mittheilungen für Gartenfreunde.

Wie groß die Veränderungen sind, welche die Garten-Cultur in der letzten Periode, und zwar am auffallendsten seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts erfahren, wie sehr der nun herrschende Geschmack, sowohl in der Auswahl als in der Vertheilung und Anordnung der Pflanzen, durch Rückkehr zur Natur und ihrer Nachbildung, von dem altherkömmlichen abweiche, wird durch jede, auch nur flüchtige, Vergleichung der vorzüglicheren neu angelegten Gärten, mit jenen Anlagen ersichtlich, die einst ausschließlich die Bewunderung der Kenner und Nichtkenner auf sich zogen. Wenn vormals die Bäume und Gesträuche der heimischen Erde, durch Künstley in die streng stereometrischen Formen der Architektur gezwungen, einen gleichsam gemauerten Lusthain bilden mußten, und aus dem reichen Blumenschmucke der Erde nur die Tulpen, Hyacinthen, Ranunkeln und Anemonen, nebst einigen wenigen Rosen, mit ängstlicher symmetrischer Ordnung in die entsprechenden Beete ausgetheilt, den ganzen Prunk der Gartenflur vollendeten, so zeigen sich dagegen jetzt, in zierlichen, mit ästhetischer Umsicht angebrachten Gruppen, unter einheimischen Bäumen und Stauden auch, in überraschender Mannigfaltigkeit, vielerley Fremdlinge aus den majestätischen Urwäldern Amerika's, so wie aus den wenig bekannten japanischen Cylanden des fernsten Ostens. Rosen in allen Graden der Füllung, durch alle Nüancen des Roths bis zur blendenden Weiße des Schnees, mexikanische Dahlien (Georginen), ausgezeichnet durch Wuchs und ungewöhnliche Blüthenpracht, China's baumartige Paeonien, so wie Blumen aus Sibirien und Chili, zieren nunmehr, natürlich gruppiert, das Gefilde.

Indem auf solche Weise die höhere Gartenkunst, durch die zahlreichen Mittel unterstützt, welche ihr der lebhafteste Verkehr aller Zonen an die Hand gab, anmuthigere und reichere Gewächsparthien im Freyen anzulegen lehrte, mußten bey so mächtigen Fortschritten nothwendig auch die Gewächshäuser, in ihrer Structur und ihrem Inhalte, manche vortheilhafte Veränderung erfahren. Herrliche Chrysanthemem, aus Indiens höheren Landstrecken, müssen in wunderbarem Form- und Farbenspiel, zur blumenärmsten Zeit, den Schmuck des Hauses bilden. Camellien, lange nur als botanische Seltenheit geachtet, prangen im feurigen Roth wie im glänzenden Weiß, bald Ranunkeln, bald Rosen ähnlich, an der Stelle, wo ehemals Ochsenzungen (Echien), Cisten-

röschen und Lavendelarten die Aufgabe hatten, mit ihrer ärmlichen Zierde das Auge zu erfreuen. Verschwunden beynahе sind die minder geschmückten Stammarten (Species) der Kranichschnäbel (Pelargonien) und üppige Spielarten (Hybridtaeten), größer in Blüten und ungleich schöner in Farbe und Zeichnung, nehmen den Raum ihrer unbekannt gewordenen Urspecies ein. Rhododendren, Azaleen, Amarylliden, so wie die den Tropen entsprossenen Hedychien, Neuhollands meist schon durch die Blattform ausgezeichnete Pflanzengeschlechter, und höchst merkwürdige Malven- und Lippenblüthen erfüllen das Gebäude.

Aber eben diese durch fortwährende neue Entdeckungen immer reichhaltiger werdende Mannigfaltigkeit des Gartenschazes führt nothwendig zu abermaligen Neuerungen, die sich auch, und vorzüglich durch die Auswahl und Zusammenstellung der cultivirten Vegetabilien kund geben. Weil es unmöglich ist Alles zu vereinigen, sucht man wenigstens diese oder jene Sammlung so vollkommen als thunlich zusammen zu setzen, diese oder jene Gattung, diese oder jene Gruppe vorzüglich zu hegen, und so entstehen denn jene Collectionen von Fettpflanzen, Pelargonien, neuholländischen Gewächsen, Camellien und Rosen ic., von welchen wir sowohl in Wien, als in der Umgegend ausgezeichnete Beyspiele aufzuweisen haben.

Unter den, nach solchen Ansichten geordneten Gewächsgruppierungen, die einer besonderen und ausführlicheren Schilderung sich würdig zeigen, dürfte wohl jene einen vorzüglichen Rang behaupten, welche in einem der, durch die Munificenz Sr. kaiserl. königl. Majestät mit den seltensten und auserlesensten Pflanzen reichlich dotirten Gewächshäuser des holländischen Hofgartens in Schönbrunn, unter hohem Einfluß der auf das umsichtigste und kräftigste unterstützenden Oberleitung, nach der Idee des Hrn. Hofgarten-Directors Bredermeyer und thätiger Beywirkung des, mit der Cultur der Gewächshäuser besonders beauftragten Hofgärtners Schott, neuerlich entstanden ist, in welcher Collection lauter Parasiten-Gewächse aus allen Welttheilen, und von den mannigfaltigsten Formen, mit Rücksicht auf alle Verhältnisse ihres Wachstums und ihrer sonstigen Eigenthümlichkeiten, in ein Ganzes zusammengestellt sind, wie es bisher in solcher Naturnachbildung und Gruppierung noch nicht gesehen worden ist.

Gleichwie in den Urwäldern des tropischen Himmels, wo die Natur in stillstandsloser Wirksamkeit die Zerlegung und Erzeugung vegetabilischer Organismen vollbringt, unter den mächtigen grünenden, auch umgestürzte und morsche Riesenstämme sich finden, die theils vielfältig von andern Gewächsen umschlungen werden, theils die Dammerde für junge hochausschießende Stämme und ausgebreitete Kräuter bilden, woraus dann, in Höhe und Tiefe, ein höchst gedrängtes und verworrenes Dickicht sich gestaltet; eben so zeigen sich uns hier in dem Gewächshause über bemoostes Gestein aufklimmende Pflanzen, mannigfaltig verflochten, die emporragenden Bäume überziehend, und schnurähnliche Wurzeln dem Grunde zusendend, während andere niedriger wachsende oder dahinkriechende Arten den freygegebenen Raum einnehmen. Farrenkräuter, Knabenkräuter (Orchideen) und den Aronswurzeln verwandte Gewächse (Aroideen) sind es vornehmlich, welche zu diesem nach Möglichkeit naturgetreuen Bilde gesellig sich vereinigen.

Weit entgegen strecken sich uns gleich beym Eintritte die pergamentartigen, großen und pfeilgestalteten Blätter des *Caladium speciosum*, indefs der dicke, beynah aufrecht stehende Stamm von herabhängenden Zweigen des, durch seine Blattform ausgezeichneten *Caladium panduraefolium* umrankt wird. Beyde Arten in Brasilien geboren, einigen sich hier dem aus Caraccas stammenden *Caladium lacorum*, so wie der, Westindien vorzüglich angehörenden *Calla Dracontium*. Ihnen zur Seite steigt, so hoch ihm der Raum gestattet, das dem bogenführenden Coroado so nützliche *Caladium Imbé*, dessen Wurzelrinde dem brasilischen Wilden zu den Befestigungsbändern seiner Pfeilspitzen dienet. *Caladium tripartitum*, *auritum* und *grandifolium*, in Süd-Amerika heimisch, gedeihen hier wie im Vaterlande, mit üppigem Laube die Stämme umkränzend, aus denen sie ihre Nahrung ziehen. Zwischen diesen hindurch, zum Theil auch weiter nach vorne hin, gewahrt man Pothos- und Arum-Arten niedrigeren Wuchses, hin und wieder mit Farren und Orchideen gemengt, während China's kriechende Feige (*Ficus stipulata*) mit ihren weithinreichenden Verästelungen durch alle Zwischenräume sich hindurch zieht.

Ausgezeichnet aber vor Allem, durch Wuchs und zweyfachgeschlitzte Blätter, prangt in Mitten des Ganzen das in Europa's Gärten nur einmal vorhandene *Caladium bipinnatifidum*. Astlos und senkrecht nach Palmenart, steigt es aus dem üppigen Boden an den Ufern des Macahé empor, und kleine Gruppen dieses Bäumchens, über den frischgrünenden Rasen zerstreut, schmücken den Vordergrund jener wunderherrlichen Landschaft.

An dieses Schaustück der westlichen Tropen-Vegetation schließt sich zur Rechten, mit schirmartig ausgebreiteten Blättchen, *Pothos digitatus*. Obschon länger bekannt, erweckt diese Pflanze dennoch durch jene Blattbildung Interesse, welche den amerikanischen Pothos-Arten eigenthümlich, und bey dieser Species am vollständigsten ausgedrückt ist. Aber ungleich mehr erfreut das Kennerauge ein seitwärts lang und graugrün sich hervorstreckendes Exemplar von *Pothos glaucus*, welches lebend aus Brasilien herübergebracht, den größten botanischen Seltenheiten beygezählt werden darf.

Ganz am Ende der Gruppe erblickt man sodann die, durch ihr hochgeschätztes Aroma vielbekannte Vanille. Indem sie dicht an den nährenden Stamm sich anschmiegt, erklimmt sie, ringsum Ranken entsendend, die Höhe. *Caladium Seguine*, ob seines giftigen ähnden Saftes dem Schierling verglichen, und doch in Westindien zur Läuterung des Zuckersaftes benützt, so wie *Clusia flava* harzliefernd für Heilkunst und Schiffbau, breiten reichbegabt ihr verschiedenartiges Laub umher.

Außer diesen erwähnten, vereinigen sich aber noch zahlreiche und seltene Arten des Auslandes zur Hebung des Ganzen, von denen jedoch nur *Besleria serrulata*, *Caladium eximium*, *nervosum*, *arisarifolium* und *lacinosum*, *Pothos longifolius*, *undatus*, *indecorus*, *affinis*, *oblongifolius* und *leptostachys*; *Calla integrifolia* und *lancifolia*; *Cyrtopodium Woodfordii*; *Xylobium squaleus*; *Aërobion maculatum* und *Polypodium longifolium*, und *latipes*, welche alle durch Wuchs und Blattform auffallend ausgezeichnet sind, angeführt werden sollen.

Wenn auch dieser Sammlung die, den andern oft nur allein Werth gebende, Blüthenpracht fehlet, so ersetzt sie diesen Mangel durch seltsam wun-

derbare Blatt- und Blumengestaltung, aber ihr vorzüglichster Werth ist darin zu suchen, daß durch ihr Bestehen uns angedeutet wird, welcher bedeutenden Fortschritte die Gewächs- und Garten-Cultur noch fähig ist. Verwandte Pflanzen, welchen gleiches Fortkommen, gleichartige Ernährungsweise eigen ist, werden hier, wo uns der feuchte, üppig bewachsene Wald des südlichen Amerika's möglichst anschaulich gemacht wird, naturgemäß gepflegt. Hier können die verschiedenen Arten ganz wie im Vaterlande gebildet erscheinen, es sind nicht verkrüppelte, kümmerlich erhaltene Exemplare, an denen bloß die Seltenheit zu achten, sondern vollkommene Muster der Pflanzen-Species, so schön sie nur der heimische Boden erzeugt.

Zu welchen Hoffnungen werden wir nicht berechtigt, wenn diese, eine treue Naturnachbildung bezweckende Cultur weitere Nachahmung findet, und auf das Ganze einer größeren Gartenanlage angewendet wird? Wie imposant muß nicht der Anblick eines Gefildes seyn, auf welchem das für uns erreichbare Ausgezeichnete und Schöne der fernsten Himmelsstriche, wenigstens in der Anpflanzung und naturgemäßen Gruppierung der dort heimischen Gewächse, eine lebendige Darstellung fände? Dieß würde eine neue Art (Nachbildung der erotischen Pflanzenwelt) der landschaftlichen Gartenkunst begründen, in welcher die Belehrung und Ergöhung kräftiger sich vereinte, als alle Zeichnungen, Gemälde und Schilderungen zu leisten im Stande sind.

C h a r a d e .

(Zweysylbig.)

Die Erste.

Kennst du den Trank, der uns in jeden Becher
Die herben Tropfen seiner Prüfung mischt?
Kennst du den Sturm, der, unsrer Freuden Rächer,
Den Blütenstaub von unsern Rosen wischt?
Kennst du die Schlange, die bald schlau verborgen
An unsrer Jugend Blumenfüße zehrt;
Bald offenbar der Stirne lichten Morgen
In falben Siechthums kalte Nacht verkehrt?

Die Zweyte.

Doch kennst du auch der Freyheit kühnen Sprossen,
Der gegen diesen Dämon siegreich kämpft,
Und ewig jung und ewig unverdrossen
Den Flammenaushauch seines Schlundes dämpft?
Er hat Alcide, Thermopylenstreiter,
Hat Roma's Helden einer Welt erzeugt:
Und seine Schule ist die sich're Leiter,
Auf der der Mensch empor zum Himmel steigt.

Das Ganze.

Doch wenn die Beyden innig sich vereinen,
Dann seht ihr gar ein wunderseltzam Weib,
Ihr Aug' halb licht, halb trüb von einst'gem Weinen,
Halb schwarz, halb schneeig eingehüllt den Leib;
Aus einer Schale Gall' und Honig trinkend,
Und einen Blüthendorsch an's Herz gepreßt,
Weißt sie an Gräbern, wo der Mondschein, blinkend,
Den Schmerz die Bahn zur Hoffnung finden läßt!

Joh. Gab. Seidl.

Hoch auf dem Gipfel des Bergs, wie flammt die göttliche Sonne!

Aber sie leuchtet nur, ob' ist es da oben und kalt.

Tief in den Thalgrund senkt sich des Lichtes zugehende Wärme,

Und die belebende Kraft reifet die schwellende Frucht.

Also strahlt aus schwindelnder Höh' die ewige Wahrheit,

Die als Schönheit glüht tief in der fühlenden Brust.

Franz v. Erco.

Correspondenz-Nachrichten.

London, im September 1827.

(S c h l u ß.)

Nie erinnere ich mich, eine solche fürchterliche Nacht erlebt zu haben, und sogar die ältesten Einwohner in und um London — wie ich des nächsten Tages hörte — sagten, daß sie sich während ihres ganzen Lebens keines so schrecklichen und verheerenden Sturmes erinnerten; die Anzahl der Scheiben, die der Regen und Hagel in den Treibhäusern in der Nachbarschaft einschlug, soll sich auf mehr als 30,000 belaufen; vieles Vieh wurde auf dem Felde vom Blitze getödtet. Eine rettende Vorsehung wachte über uns, und nachdem wir ungefähr zwei Stunden dem fortzubehenden Wetter ausgesetzt waren, konnten wir deutlich in der Ferne ein Licht bemerken; wir gingen darauf zu, und fanden zu unsrer Freude, daß es uns aufs Pflaster führte. Sobald wir dieses betraten, wurden wir durch einige dunkel brennende Straßenlampen erfreut; wir fanden, daß wir auf dem Wege von Greenwich nach London, aber noch 3 Meilen von der Brücke entfernt waren. Unser sehnlichster Wunsch war nun, ein Wirthshaus aufzufinden, das uns Schutz gegen den noch immer wüthenden Sturm gestatte. Dieß war vergebens, denn alle diese Häuser müssen, auf polizeuliche Verordnung, schon um 11 Uhr geschlossen seyn. Jedoch gibt es deren, die gegen diese Verordnung während der ganzen Nacht Gäste beherbergen; sie sind aber von der Art, daß kein ehrlicher Mann sie betreten möchte oder vielmehr dieß wagen dürfte. Von Nässe beynahe durchdrungen, und vor Kälte an allen Knochen zitternd, würde uns ein Ort willkommen gewesen seyn, der uns wenigstens ein Kamin mit Feuer darbot. „Wenn ich mich nicht irre,“ sagte mein Freund, nachdem er sich ein wenig in der Gegend orientirt hatte, „so muß nicht weit von hier in einer abgelegenen Straße ein kleines, elendes Wirthshaus seyn, wo sich gewöhnlich die Leichendiebe aufhalten, und zu jeder Zeit der Nacht Einlaß finden; ich kenne den Führer dieser Schelme, der unsern Hörsaal mit Körpern verzieht, und da sie uns nie ihre eigentliche Wohnung mittheilen, so haben sie gewöhnlich ein solches Haus, wo sie Aufträge empfangen; ich bin mehrere Male in diesem gewesen, und ob zwar diese Kerle, noch schrecklicher als Räuber, einen Fremden, der in ihre Höhle eindrange, sehr rauh behandeln würden, so hat dennoch ein Wundarzt nichts von ihnen zu befürchten — denn leider müssen wir dieses Übel nähren, um die Lebenden von tausend andern zu befreien; zudem ist dem Wirth mein Name bekannt. Dieß ist eine Nacht, die diesen Unmenschen eine reiche Ausbeute verspricht, denn sie können von der Polizei ungestört ihr fürchterliches Nachtwerk treiben.“ Nicht ohne Grausen hörte ich seinen Vorschlag, mich unter diese Art Menschen zu begeben; jedoch das Sonderbare und mehr noch der Regen und die Kälte, und die Hoffnung, ein trocknendes Feuer zu finden, bewegten mich, einzustimmen. Nachdem wir mehrere enge Straßen durchwandert hatten, gelangten wir an einen dunkeln Gang, und durch die Spalte eines Fensterladens sahen wir ein Licht schimmern. Mein Freund pochte mehrere Male leise an die Thüre, und endlich ließ sich eine Stimme mit einem gellenden „Wer da“ hören. „Billy“ — das Passirwort — antwortete der Wundarzt, und die Thüre öffnete sich leise, und der Wirth, ein fetter Kerl, ich hätte mir ihn vielmehr einen gelben eingeschrumpften Körper gedacht, hielt uns einem nach dem andern eine Laterne ins Gesicht, um sich zu überzeugen, ob wir ehrliche Gesellen wären. Er stuchte, da er mich sah; mein Freund verscheuchte sein Besorgniß durch wenige Worte, und bat ihn, daß er uns ein Zimmer und ein gutes Feuer gebe, bis das Unge-

witter vorüber wäre. „Ein gutes Feuer steht Ihnen zu Diensten; ein besonderes Zimmer habe ich nicht, Sie müssen sich mit dem, wo die Leichendiebe sind, begnügen.“ Wir sahen einander an, ich wenigstens war beynähe gänzlich erschöpft, die Aussicht, ein Feuer zu bekommen, freute mich, und wir folgten ihm. „Gentlemen,“ sagte er, indem er die Thüre der mit Tabakrauch und Gestank angefüllten Stube öffnete, „hier sind zwey Herren von dem St. Thomas-Hospital, Billy hat ihre Kundschaft, betragt euch höflich gegen sie; der Sturm hat sie überfallen, und sie wünschen hier zu bleiben, bis das Wetter sich aufklärt.“ Wir bestellten ein Glas Grog, und setzten uns zu dem Feuer. In der Stube mochten wohl acht Kerle und ein Weibsbild gewesen seyn, ein unglückliches Geschöpf von der Classe, die man nie ohne eine Mischung von Abscheu und Mitleid sehen kann. Als wir zuerst eintraten, unterbrachen wir ihr tobendes Gespräch, und nun fuhren sie ungestört fort. Der größte Theil der Ausdrücke, deren sie sich bedienten, war mir völlig unverständlich, mein Freund, der Wundarzt hingegen, war mit den meisten ihrer Kunstwörter bekannt. So viel erhellte jedoch, daß sie sich über die Vertheilung von fünf Pfund stritten, die sie für die Leiche eines Kindes den Tag zuvor empfangen hatten. Der größte Theil von ihnen war betrunken, und fiel über zwey her, die das Geld hatten; diese schworen in den gräßlichsten Flüchen, daß sie den ersten tödten würden, der ihnen nahe käme. Das fürchterliche Toben, das nun entstand, machte mir die Haare zu Berge stehen, ich erwartete jeden Augenblick eine Mordthat; es reute mich im Innersten, mich unter diese Unmenschen gewagt zu haben, es war aber nicht rathsam, unsre Gefühle merken zu lassen. Ein Jeder warf dem Andern seine früheren Verbrechen vor, ehe er zu diesem ehrbaren Stande kam, und diese waren allein hinreichend, Jemand mit Schauern zu füllen. Einer dieser Bagabonden, der durch den Branntweindampf und mehr noch durch sein Schreyen erschöpft war, röchelte auf uns los, und indem er sich mit einem Fluch an meiner Schulter festhielt, bestand er darauf, sich auf die Bank, worauf wir saßen, niederzulassen; sein Gesicht und Anzug, ein Bild des Efels, und die drohenden Mienen, mit denen er jede Bewegung begleitete, ließen uns nichts Gutes ahnen. Wir mußten uns bequemen, ihn neben uns zu dulden. Nun wollte er sich's angelegen seyn lassen, etwas von dem Streit zu erklären, daß nemlich mehrere in derselben Nacht, um einige Leichen in einem Kirchhofe zu stehlen, ausgeschiedt wurde, und da sie schon ihre Beute auf den Schultern hatten, ihnen einige Nachtwächter aufgestossen waren, und sie feigherziger Weise fortgelaufen und die Leichen im Stiche gelassen hätten, daß sie also keinen Anspruch auf dieß Geld hätten u. s. f., und nun fing er an, sich so behaglich zu fühlen, daß er mit seinen Beinen meine Knie, und meinen Begleiter mit seinem Kopf beehrte. Nun dachte ich, daß es Zeit wäre, den Ort zu verlassen; ich gestehe, es war mir nicht wohl zu Muthe, und der Sturm und die drohenden Elemente schienen mir nicht halb so fürchterlich als der Anblick der verwilderten Menschheit. Das Toben der Ubrigen fuhr noch immer fort, und es drohte jetzt zu einem allgemeinen Handgemenge zu kommen: als ich meinem Freunde einen Wink gab, wir den Kerl, der seine Beine und Kopf auf uns gelegt hatte, um Verzeihung für unsre Unhöflichkeit baten, die Thüre öffneten, und dem Wirthe zuriefen, uns auf die Straße zu lassen. Ich danke dem Schöpfer, daß wir uns wieder im Freyen befanden. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und wir schlugen unsern Rückweg nach London Bridge ein; es war nun beynähe heller Morgen geworden. „Es wundert mich,“ sagte ich meinem Freunde, „daß diese Menschen nicht öfter in die Hände der Polizien fallen.“ „Aus einem sehr natürlichen Grunde,“ versetzte dieser, „sie haben mit Todten, nicht mit Lebenden zu thun. Ein Dieb treibt sein Werk in der Mitte derer, die gegen ihn zeugen können — ein falscher Griff verräth ihn augenblicklich. Die Art, wie sie zu Werke gehen, ist diese: Ein Jeder von ihnen hat eine Art eiserne Handschuhe, mit ungefähr 8 Zoll langen Krallen, mit diesen scharren sie die lockere Erde von demjenigen Theile des Grabes weg, wo der Kopf liegt, und mit einer kleinen Lochsäge, die sie bey sich tragen, schneiden sie so viel vom Sarg weg, als hinreichend ist, Kopf und Schultern durchzubringen; haben sie dieß zu Stand gebracht, so ziehen sie den ganzen Körper durch dieß Loch, werfen ihn in einen Sack, schleppen ihn fort, und nicht fern von dem Orte steht ein Karren mit einem Pferde, so wie die Land-

leute haben, in dem sie ihre Erzeugnisse nach der Stadt bringen; auf diesen wird die Leiche geworfen, und ein Kerl, als Bauer verkleidet, fährt auf der Landstraße damit herum, bis sie, ohne den geringsten Argwohn zu erregen, am Morgen in des Arztes-Haus damit fahren, der sie bey ihnen bestellt hat. Auch ist der Kirchhof kein Plaz, den die Nachtwächter immer zu bewachen lieben; außerdem kommen sie sehr selten in einen und denselben. Sie bereisen die Umgegend, und fallen da, wo man sie am wenigsten erwartet, plötzlich ein. Sie halten ihre Spione, und wissen beynah 20 (englische) Meilen um London, wo die frischesten Leichen zu finden sind. Der Haupt-Agent dieser Resurrection-men ist beynah jedem Wundarzt in London und sogar im entferntesten Theil Englands bekannt; bey ihm kann man Bestellungen für Körper jeden Alters machen, und er verfehlt nie seine Kundleute damit zu versehen. Seine Preise sind weit höher als die der Kerle, die wir eben sahen, hingegen darf man sich ihm anvertrauen, ohne die geringste Gefahr, verrathen zu werden. Er hat gänzlich das Ansehen eines Gentlemen, fährt in seinem glänzenden Einspanner, und kommt regelmäßig, Bestellungen aufzunehmen, als trieb er das ehrbarste Geschäft im Lande; man schätzt sein durch dieß Gewerbe erlangtes Vermögen auf 1000 L. jährliche Leibrente. — Mein Freund war im Begriff, mir noch manches, besonders einige merkwürdige Criminal-Verfolgungen zu erzählen, die sich mehrere der gemeinsten Classe herzloser Menschen zuzogen, die die Körper ihrer Verwandten an diese Leichenräuber verkauften: als wir uns am Ende von London Bridge befanden, und unsre Unterhaltung unterbrachen, um unsern Wohnungen zueilen.

L i t e r a t u r.

Comus Geheimnisse über Anordnung häuslicher und öffentlicher, kleinerer und größerer Gastmahle, Picknicks, Theezirkel, ic. von G. Fr. Zenker, erstem Mundloche Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg, Herzog von Krumau. Wien, 1827, im Verlage der Carl Haas'schen Buchhandlung.

Die Kochkunst ist ohne Zweifel, sowohl in ihrem Einflusse auf den Organismus, als der Beziehung eines erhöhten und geläuterten Lebensgenusses, von allgemeinem Interesse. Anweisungen also, wie in dieser Kunst das Nöthige und Vorzügliche geleistet werden kann, sind keineswegs überflüssig. Hr. Zenker hat sich bereits durch mehrere Werke über Kochkunst, welche in verschiedenen Abtheilungen, so ziemlich das ganze Gebiet derselben umfassen, als einen wissenschaftlich gebildeten Koch, und in jeder Beziehung als Meister dieses Faches bewährt. Als Fortsetzung und Anhang seiner Kochbücher liefert er nun dieses Büchlein, welches gewiß eine willkommne Gabe genannt werden mag. Es verbreitet sich ausführlich über die sogenannten Außerlichkeiten der Tafelkunde, über die zweckmäßigste Art der Erscheinung der bereiteten Gerichte, über die Art, die Tafel zu serviren, über die Folgenreihe im Credenzen der Speisen und der Weine, über den Nachtsch, und endlich über die Trenschirkunst, welche auch, zu größerer Anschaulichkeit, mit mehreren Abbildungen begleitet ist. Der Vortrag, mit welchem Hr. Zenker seine Belehrungen bringt, ist zwar von einiger Prättiosität nicht frey zu sprechen, doch ist er überall klar und verständlich und dringt in die Tiefe des besprochenen Gegenstandes. Das Vorzügliche ist überall eine willkommne Gabe, und so ist es auch der Fall mit den Werken des Hrn. Zenker, welche ihrer Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit wegen, sowohl in den Haushaltungen des wohlhabenden Bürgerstandes, als für die Kochkünstler im Dienste der höheren Stände, für brauchbar und nützlich anerkannt werden dürften.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

D i n s t a g , d e n 1 2 . F e b r u a r 1 8 2 8 .

19

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Geister Gruß.

—*—*—

In der Nacht des 12. Februars 1828.

Alles rings ist still und dunkel,
Schweigend herrscht die Mitternacht;
Nur der Sterne hell Gefunkel
Strahlt in winterlicher Pracht.
Kein Geräusch von Mensch und Rossen,
Kein Gewühl auf engem Pfad —
Denn von Schlafes Arm umschlossen
Ruht die weite Kaiserstadt.

Und die Sterne blicken nieder,
Schimmernder als je zuvor,
Und des Domes Riesenglieder
Steigen in die Nacht empor,
Wo die Väter schon sie fanden,
Wo der altergraue Thurm
Schon Jahrhunderte gestanden
Manchem Donner, manchem Sturm.

Aber wenn das wirre Streben
Und das Spiel der Sinne schweigt,
Dann erwacht ein höhers Leben,
Das sich den Geweihten zeigt,
Reget sich im Schooß der Gräfte,
Steigt aus der Vergangenheit,
Und durchmisst die stillen Lüfte,
Unberührt von Raum und Zeit.

Denn im freyen Reich der Geister
Gilt kein Vormals und kein Jetzt,
Ihnen hat der ew'ge Meister
Solche Schranken nicht gesetzt.
Was seyn wird, und was gewesen,
Steht gleich hell vor ihrem Blick,
Und des Schicksals Blätter lesen
Sie so vorwärts wie zurück.

Sieh die Geister sich erheben,
 Und, als Führer ihrer Schaar,
 Einen schlanken Schatten schweben,
 Jugendlich mit goldnem Haar!
 Leicht behelmt mit Speer und Schilde
 Gilt die zierliche Gestalt,
 Welcher Kraft und Stolz und Milde
 Aus den edlen Zügen strahlt.

Rudolph ist's, des Domes Gründer *),
 Dieß Gemüth voll Blut und Kraft,
 Und er winket, daß geschwinder
 Sich die Schaar der Ruh entrafft,
 Spricht sodann: Mein Herrscherwille
 Ist's, der euch hierher gebracht,
 Jetzt, in dieser Stunden Stille,
 In der ersten Mitternacht.

Horch! das Erz hat ausgeklungen!
 Aber wißt ihr, welsch ein Tag
 Sich der Zeiten Schooß entrungen,
 Was er uns bedeuten mag?
 Sechzig Jahre sind verlossen,
 Seit in jenem schönen Land,
 Wo mein Blühn sich früh geschlossen,
 Eine Fürstenwiege stand.

Er, der dort als Kind geweinet,
 Ist's, der jetzt die Völker lenkt,
 Und der Tag, der bald erscheint,
 Hat ihn einst der Welt geschenkt.
 Wie die Länder blühn, die weiten,
 Welches Glück sein Volk ihm dankt,
 Wie im furchtbarn Sturm der Zeiten
 Er allein nur nie gewankt —

Wie er für das Recht gestritten,
 Wie viel Opfer er gebracht,
 Wie als Mensch und Fürst gelitten,
 Habt ihr staunend oft bedacht.
 Doch der Stürme wild Getümmel
 Ist verrauschet, mild und rein
 Strahlt der abendliche Himmel
 Nun in Gold und Purpurschein.

Und so wie der Stern der Liebe
 Glänzt im abendlichen Blau,
 Seht ihr hier auch treue Triebe
 Und das Walten einer Frau,

*) Rudolph der IV. aus dem Hause Habsburg, auch der Stifter genannt. Er vollendete den unter seinem Vorfahrer begonnenen Bau der St. Stephanskirche. Ihm dankt Osterreich viele nützliche Anstalten, vielen Glanz. Er brachte Tyrol an sein Haus, war der erste, der sich Erzherzog schrieb, und starb viel zu früh für sein Land in Italien, als er erst 26 Jahre alt war. Sein Bildniß, in Stein gehauen, ist nebst dem seiner Gemahlinn Katharina an mehreren Orten der Stephanskirche zu sehen, in welcher auch sein Grab ist.

Seht dem Herrscher mild und liebend
 Sein Gemahl zur Seite stehn,
 Jede Frauentugend ühend,
 Auch die kleinste nicht verschmähn.

Und mit Stolz vor den Genossen
 Sprech' ich meine Freude aus,
 Er ist meinem Stamm entsprossen,
 Sie aus nahem edlen Haus,
 Das, verwandtem Keim entsprungen,
 Schon in früher Zeiten Raum
 Vielfach sein Gezweig verschlungen
 Mit dem nachbarlichen Baum.

Darum hab' ich euch berufen,
 Segnet mit mir dieses Paar,
 Bringt an des Altares Stufen
 Ihm die Erstlingswünsche dar;
 Denn so wie der Tag sich zeigt,
 Strömt das Volk zum Dom heran,
 Und aus tausend Herzen steigt
 Dank und Jubel himmelan.

Unser sind nur diese Stunden,
 Was in unsrer Brust erwacht,
 Was wir tief und warm empfunden,
 Sey denn eilig auch vollbracht.
 Wünsch' dem Herrscher zu dem Feste,
 Ihr zum Gatten Glück und Heil;
 Doch der Segen wird, der beste,
 Wohl dem Volk durch Ihn zu Theil.

Car. Pichler.

Der Plan zur Erzählung.

Sinnend saß der Legationsrath Wilhelm Mauerhold an seinem Pulte und sah in das milde Licht der Argandischen Lampe; dann tauchte er die Feder ein, setzte sie an, und wieder ab, ein leises Lächeln flog über seine Züge. „Marie,“ rief er dann, „komme doch herein, du sollst mir rathen.“ — Ein leises Wiegenliedchen, das aus dem anstößenden, matt erhellten Cabinet heraus tönte, wurde unterbrochen, und eine melodische Frauenstimme rief durch die halb offene Thür: „Wart ein wenig, Männchen, muß erst Nino einschlafen, dann komme ich gleich.“ Wilhelm bog sich im Lehnstuhl zurück, sah mit freudeglänzenden Augen auf die Thüre, aus der die Rathgeberin kommen sollte, und die wenigen Minuten, die er warten mußte, wurden ihm nicht lange, denn er dachte an sein häusliches Glück und ließ sich wiegen auf dem Strome der innern Seligkeit. Da that sich die Thüre geräuschlos auf und wieder zu, Marie trat ein, rückte einen kleinen Schämel an die Seite seines Lehnstuhls, setzte sich darauf, und mit den Worten: „da bin ich,“ lehnte sie ihr Köpfchen an seinen Schooß, und sah mit dem Ausdruck der innigsten Liebe zu ihm hinauf. „Nun, was befiehlt mein hoher Herr?“ fragte sie lächelnd. „Du denkst wohl an das gestrige Schauspiel,“ sagte Mauerhold, indem seine Hand im weichen,

dunkelbraunen Haare des geliebten Weibes spielte, und die Locken in immer veränderten Formen um ihre leuchtende Stirne legte. „Ja, das war ein Dichter!“ fuhr er fort, „glimmte nur ein kleines Fünkchen in mir von diesem Genius!“ —

„Wahrhaftig, Wilhelm,“ fiel Marie ein, „als du mich gestern im Nachhausegehen frugst, warum ich so still und wortlos sey, so konnte ich dir's nicht sagen, aber ich sann und verglich und pries die Gewalt der Zeit, die Ritterthum und Faustrecht überdauert hat, und war herzlich froh, daß du kein Wetter vom Strahl bist; denn ich wüßte mir ja nicht zu helfen, und müßte dem hohen Herrn folgen durch Dick und Dünne, wenn auch als Magd, wie das arme Käthchen, oder wie Rosegartens nußbraune Maid. — Es ist doch gut,“ beschloß sie heiter lächelnd, „daß ein Legationsrath nicht so unartig seyn darf, als ein Ritter.“

„Aber der Legationsrath braucht eben einen geheimen Rath,“ sprach Wilhelm. „Ich habe meinem Freunde K*** eine Erzählung für sein Taschenbuch versprochen, und möchte gerne etwas liefern, was nicht gar so gewöhnlich ist, als die Liebesgeschichten, die mit dem Traualtar endigen, oder, zu des Lesers Bedauern, mit dem Sarge. Ein Excerpt aus den geheiligten Blättern der Weltgeschichte ist zwar beliebt, aber ich würde mich fürchten, daß die Manen irgend eines herausgeschwornen Mannes sich für allerley ihm ange-dichtete Allotria durch schmähliches Mißlingen an mir rächen würden. Criminal-Geschichten, Raub, Mord und wälsche Eifersucht widern mich an, auch haben wir deren die Hülle und die Fülle, und ich will etwas Seltenes malen. So selten aber ein glückliches Still-Leben den meisten Lesern der Taschenbücher auch seyn mag, so muß man es doch etwas piquant zu machen suchen, der erwähnten Gaumen halber. Ich möchte nun ein Verhältniß geben, wozu Götthe's Stella die Idee in mir erweckt hat: so einen modernen Grafen von Gleichen; weil aber dieß alles schon so oft da gewesen, so ist mir's eben eingefallen die Sache umzukehren, und zu versuchen, wie etwa ein, zwischen Dichtung und Wahrheit schwebendes Frauenbild sich ausnehmen müsse, von zwey gleich hochgesinnten Männern umgeben und geliebt. Aber ob Natur und Wahrheit in die Sache zu bringen sey, das sollst du mir sagen, du, die du kein anderes Urtheil hast, als dein Gefühl, und das wird die Frage am richtigsten entscheiden. Sinn' ein wenig nach, Marie, und sag' mir deine Meinung.“

Eine kleine Pause entstand, in der Wilhelm in seinem süßen Spiele mit den Locken fortfuhr, und darüber fast die Erzählung und seinen Plan vergaß; aber Mariens klares Auge blickte eine Weile still vor sich hin, dann sagte sie kopfschüttelnd: „Das wird nicht gehen. Willst du die Empfindungen der Frau, die du schildern willst, recht natürlich machen, und keine unwahren malen, so wird das ein wahres Fegfeuer seyn. Glaube mir, Wilhelm, ein echtes Weiberherz ist untheilbar, es kann nur den Einen lieben, der es ganz erfüllt. Liebt nun deine Heldinn so, so kann sie für den Andern nichts als Mitleid haben, und ein schmerzliches, weil es fruchtlos ist. Was in den zwey Männerseelen alles durch einander wogt und gährt, kann ich Weiberseele mir zwar nicht denken, aber das Weib kannst du nicht als glücklich schildern. Willst du sie so geben, daß ihr Herz den beyden Freunden zu gleichen Theilen angehört, so machst du ein Unwesen aus ihr, das jeden Leser disgustiren muß. Nein, nein!

je mehr ich mich hinein denke, je klarer wird mir die gänzliche Unmöglichkeit eines solchen Verhältnisses.“ —

„Denke es nur klar,“ erwiderte Mauerhold, „denke dir, wenn ich eben Freund K*** einlode bey uns zu wohnen, und er täglich und stündlich dich sähe und den Zauber fühlte, den du rund um dich verbreitest — und er still für dich entglühte?“ —

„Hör' auf um Gotteswillen,“ bat Marie ängstlich, „ach Gott, welche Pein, wenn jeder Kuß, den ich dir gäbe, ihn verwundete, ich dich nur heimlich lieben müßte um ihm nicht weh zu thun; und dann würde ich mir wiederum grollen, daß ich den Triumph meines Lebens: meine Liebe und deine, auch nur auf Secunden verschleyern könnte. Nein, Wilhelm, das wäre ein ewiger innerer Streit, und das reinste Gemüth müßte dabey sittlich zu Grunde gehen. Ich bitte dich, gib den Gedanken auf; es ist ein Unding.“

„Aber ich möchte doch so ein Ehe- Zerzett recht con amore ausmalen,“ sagte Wilhelm. „Ein Mann von zwey seltenen weiblichen Seelen geliebt, ohne Neid und Eifersucht, scheint dir das ausführbarer?“

Mit einem schalkhaften, prüfenden Blicke sah Marie zu ihm auf, und indem sie ihren Arm um ihn schlang, fragte sie lächelnd: „Hast du etwa so eine Dritte in petto und willst mich prüfen? Nimm dich in Acht; Hauben, Hüte und Shawls für Zwey kämen gar hoch — und ich könnte Ja sagen.“ —

„Könntest du das wirklich?“ frug der Legationsrath.

„Ja,“ sprach sie nach kurzem Besinnen; „wenn ich ein weibliches Wesen wüßte, dessen Nähe dein Glück zu erhöhen vermöchte, wenn ich eine wüßte, die dich liebt wie ich, ich würde ihr schon darum herzlich gut seyn, aber sie müßte dich auch mit ganzer Seele lieben. Vereint wollten wir dann alles anbieten, all deine Wünsche zu errathen, und dir das Leben recht angenehm zu machen.“

„Und neidlos könntest du es sehen, wenn ich eine Andere liebteste?“

„Nun neidlos wohl nicht ganz,“ erwiderte Marie, „aber aufkommen sollte mir der Neid nicht; ich würde denken: sie liebt dich ja. Wäre ich in der Küche, so sollte sie dich indeß unterhalten, wär' ich bey dir, so sollte sie dir indeß ein Lieblingsgericht bereiten; wie wollte ich ihr gut seyn, wenn sie dir eine rechte Freude gemacht!“ —

Da regte sich's im Nebenzimmer und ein Kinderstimmchen wurde laut. Marie erhob sich, da zog der Gatte sie an seine Brust und küßte die holden Augen. „Warte mein Sohn, ich komm' schon,“ rief die liebliche Mutter mitten im Kusse dem Säugling hinaus. Der aber nahm keine Notiz davon und erhob das Stimmchen noch lauter; da entwand sich die Mutter dem umschlingenden Arm, und brachte dem Knaben den reichen, stillenden Quell.

Mehr als eine halbe Stunde war vergangen, Wilhelm hatte schon etwas Planähnliches dem Papiere anvertraut, da schlug die gewohnte Ruhestunde. Wilhelm schob das Papier ins Pult, und trat leise ins Schlafgemach, um den Kleinen Störenfried nicht zu wecken; da lag Marie vor der Wiege auf den Knien, das Haupt auf das Kissen des Kleinen Lieblings gesenkt.

„Schläfst du, Marie?“ flüsterte Wilhelm, und faßte leise ihre Hand um ihr empor zu helfen aus der unbequemen Stellung, in der sie eingeschlummert schien. Da erhob sie ihr lächelndes Angesicht zu ihm — von Thränen naß.

„Marie, du hast ja geweint?“ frug Wilhelm erstaunt; „du scheinst so angegriffen; Marie, was ist dir? Wem gelten diese Thränen?“ —

„Meinem Glücke,“ sprach kaum hörbar das geliebte Weib, sich an seinen Arm schmiegend. „Ich schläferete den kleinen Nino ein und du warst so still; da ging unser eben unterbrochenes Gespräch mir lebhaft durch die Seele; und alle eben angeregten Ideen wurden lebendig in mir, und ich dachte dich, und eine dritte, wenn auch liebende Seele, zwischen dir und mir. Wilhelm! sich hörte den Ton deiner Stimme eben so liebend einen a n d e r n Namen rufen als den meinen, ich sah eine a n d e r e Gestalt auf meinem Schämel zu deinen Füßen sitzen und dich spielen mit i h r e n Locken, ich sah unsern kleinen Nino von einem a n d e r n Arme getragen als dem meinigen, und von a n d e r n Lippen geküßt, — da war's, als zerrisse mein Herz, — und ich mußte hinknien und mich ausweinen, und dann Gott mit noch heifern Thränen danken, daß ich dich nicht theilen darf mit einer Andern, und daß du kein Graf von Gleichen bist. Wenn auch mein Gei st die Kraft hätte, Alles für dein Glück zu tragen, mein Herz würde es nicht, es müßte unter der Last erliegen, und ich würde sterben, wenn deine Liebe theilbar wäre.“

Wilhelm fühlte an seinem Halse die heißen Thränen, die diese Worte begleiteten. „Marie, meine Marie!“ rief er und zog das unendlich geliebte Weib auf seinen Schooß, „wo hat deine Phantasie dich hingeführt?“ Er küßte die überströmenden Augen und die Stelle, wo das treueste Herz schlug, und die Erzählung blieb ungeschrieben, denn es war dem liebenden Manne unmöglich sich Ideen hinzugeben, die sein geliebtes Weib so tief erschüttert hatten.

Günzburg.

Gemälde-Ausstellung zu Paris im October 1827.

Man muß der französischen Malerey nachsagen, daß sie jetzt wenigstens mehr Maß hält, als sonst. Dieser Sinn scheint aus der Literatur in die Kunst übergegangen zu seyn. Vor zehn Jahren kannten die französischen Maler nichts als die Nachahmung der antiken Plastik. Bald darauf verfielen sie in das entgegengesetzte Übel, und wurden wieder Farbenjäger voll unausföhllicher Ziererey. Glücklicher Weise dachte man zeitig an die Armseligkeit, aus der Poussin und Lesueur die Malerey rissen, und schlug nun wieder einen andern Weg ein. Nun wurde über alte Nachahmung geschrien, man rühmte nur die Natur, und haschte nach dramatischem Effect und Ausdruck. Glücklicher Weise sah man bald genug die Gefahr ein, die bevor stand, und hielt inne. Davon gibt gegenwärtige Gemälde-Ausstellung ein günstiges Zeugniß. Man bemerkt weniger Ausgelassenheit in Composition, Zeichnung und Farbe als vor einiger Zeit; dagegen zeigen sich alle Style. So finden wir da die correcte und nüchterne Zeichnung Davids, aber auch seine Trockenheit neben der weniger schulgerechten der italienischen Meister, die aber mehr Charakter und Phantasie zeigen. Auch die leichtere und natürliche Zeichnung aus Rom und der Campagna selbst findet man nicht ohne Glück angewendet. Die alten Franzosen sind über diesen Eclecticismus der Malerey sehr unwillig. Wie sie eine scharf abgeschchnittene französische Literatur wollen, so auch eine französische Malerey. Andere gehen nicht so weit, behaupten aber, die Malerey müsse in jedem Lande ihren eigenthümlichen Schwung haben, und dürfe sich nicht damit begnügen, das Gute aus allen Schulen zusammen zu lesen und zusammen zu setzen.

Jedoch gehen wir etwas ins Einzelne. Jenes oben erwähnte Bild von Court, darstellend Antonius auf der Rednerbühne sprechend von Cäsars Tod, hat Künstler und Freunde der Malerey am meisten angezogen. Darin findet sich die sonderbare Mischung

aller Schulen und Style. Manche Figuren erinnern an David, manche an die Cartons von Raphael und Michel-Angelo, manche scheinen wieder aus den Straßen von Rom genommen, und diese kann man wohl für die vollendetsten halten. Nach Courts müssen die Mazarin von Schrey, ferner einige Bilder von Gerard, Horace, Bernet, Pigalon, Scheffer, Lacroix, so wie die Seestücke Gudin's gerühmt werden.

Von höherer Bedeutung für die Malerey sind die theils größern theils kleinern Gemälde, die für die neuen Säle des Musée de Charles X. im Louvre und für die vier Säle des Staatsraths, eben daselbst, bestimmt sind: theils Plafonds, theils Bilder für die Gewölbe und Füllungen. Es befinden sich darunter sehr interessante Darstellungen von den besten jetzt lebenden Meistern, auf welche wir in der Folge wieder zurückkommen werden.

Es ist bekannt, daß in Paris eine Jury ernannt ist, um über die Aufnahme der eingesendeten Gemälde zur Ausstellung zu entscheiden. Es wird entsetzlich über diese Jury geschrien, denn sie hat von den eingekommenen Gemälden 4730 Stücke — verworfen. Nun fragen die Leute, wozu solch eine Jury gut sey? Allerdings läßt sich wenig für ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit sagen, wenn die Aufrechthaltung der französischen Malerschule und ihres Ansehens, besonders bey den Ausländern, der Hauptzweck ihres Dafeyns ist. Denn warum sollte die Malerey nicht so frey seyn, wie die Literatur? und wehe ihr, wenn sie solche Mittel zur Aufrechthaltung und Ehrenrettung bedarf.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Das Streben der k. k. Hoftheater-Direction, uns im steten Wechsel die vorzüglichsten dramatischen Meisterwerke vorzuführen, beurkundete sich abermals in der Reprise des Schiller'schen Fiesco, an dessen Darstellung wir uns neuerlich erfreuten. Hr. Löwe gab die Titelrolle mit einem Aufwande von Studium und Kraft, welche unsre gerechte Bewunderung in Anspruch nahm, und ihn abermals als einen der ausgezeichnetsten Künstler erkennen ließ. Ohne Zweifel ist die Rolle des Fiesco eine der schwierigsten und colossalksten Aufgaben für den darstellenden Künstler, sey es nun in Betracht der körperlichen Anstrengung, welche die Masse der Rolle in Anspruch nimmt, sey es in Betracht der geistigen Mittel, welche bedingt werden, aus den divergirenden Stoffen dieses Charakters ein entsprechendes Ganzes zu schaffen. Daß Hr. Löwe besonders in letzterer Hinsicht Vorzügliches leistete, wird wohl keinem Widerspruch unterliegen, und daß seine Darstellung, im Ganzen genommen, nicht jene Wirkung hervorbrachte, welche sonst bey so genannten „Parade-Rollen“ zu erfolgen pflegt, dürfte ohne Zweifel in der Natur der Dichtung liegen. Nach unsrer Meinung gebührt Hrn. Löwe das größte Lob wohl für die Art der Auffassung, wodurch er einem von dem Dichter selbst (in dem Vorwort zum Fiesco) ausgesprochenen Zwecke wirksam wurde. Es ist dieß jener, den Helden, und somit die ganze Haupt- und Staats-Action, denn das bleibt dieses Trauerspiel seiner Grundlage nach denn doch wohl, dem Gefühle und dem Herzen näher zu rücken. In dieser Beziehung ist die Darstellungsweise, in welcher Hr. Löwe uns den Fiesco gab, wohl die zweckdienlichste. Daß jene Mischung von Großartigkeit und Tücke, von Schlaueit und Geradsinn, von Besonnenheit und Enthusiasm, aus denen der Charakter zusammengesetzt erscheint, von irgend einem Schauspieler zu vollkommner Harmonie zu gestalten sey, zweifeln wir. Es ist daher an Hrn. Löwe nur zu loben, daß er strebte, dem Charakter einen Grundton zu geben, und denselben fest zu halten mit sicherer Hand. In mehreren einzelnen Stellen griff auch die Wahrheit und künstlerische Macht der Darstellung entscheidend durch, und errang Hrn. Löwe den ungetheiltesten Beyfall. Dahin rechnen wir zuvörderst den vierten Act, wo der Mohr die Verschwörung an Doria verrieth, und von der Wache in das Palais Fiesco's zurückgebracht wird, die Verschwornen sich verloren glauben, und Fiesco Alles anbietet, sie zu beruhigen. Diese Scene gab Hr. Löwe mit solchem Aufwande von Kunst, daß der

ausbrechende Beyfall oft die Worte unterbrach. Nicht minder gelungen war der Vortrag der Fabel, und die leidenschaftlichen Ausbrüche nach dem Morde Leonorens, wo Hr. Löwe durch Wahrheit der Empfindung und des Ausdrucks, auch auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft, Vortreffliches leistete.

Die vorragendste Erscheinung nach Fiesco ist der Mohr Hassan. Dieses wirksame Gebilde, in seiner Mischung von Humor und Bosheit, von Verworfenheit und originaler Spitzbüberey zieht die Aufmerksamkeit in hohem Grade an. Hr. Anschütz, welchem die Ausführung dieser Rolle übertragen war, leistete Überraschendes, und bewies durch die Gewandtheit, mit welcher er sich in das ihm eigentlich fremde Gebiet warf, den hohen Grad seiner künstlerischen Ausbildung. Er fand die beyfälligste Aufnahme durch die Lebendigkeit, das Feuer und die Behendigkeit der Leistung. Daß er tief in den Geist der Rolle einzudringen wußte, war von ihm nicht zu bezweifeln, daß er aber auch in der äußern Form so ganz zweckmäßig und treffend erschien, erregte durch die Neuheit der Erscheinung ungewöhnlichen Beyfall.

Mlle. Müller war Leonore. Auch hier bewährte sich die Macht des Eindrucks, den das warme Gefühl, die tiefe Empfindung, womit diese treffliche Künstlerinn ihre Rollen aufzufassen und wiederzugeben weiß, stets übt. Ihr Spiel war besonders in den Scenen des zweyten Aufzugs mit der Imperiali und Calcagno, und am Schlusse des vierten Aufzugs von großer Wirksamkeit. Über ihr Costume hätten wir zu bemerken, daß es uns nicht zweckmäßig erschien. Das schwarze Kleid der Nobil-Donna in den alten italienischen Freystaaten ist ein zu nationales Abzeichen, als daß es hier hätte fehlen sollen. Selbst Jahrhunderte vermochten bis zur Stunde noch nicht die Edel Damen Venedigs und Genua's sich dieser Mode zu entschlagen. Hr. Heurtour als Andreas Doria war eine würdige imposante Erscheinung; besonders wirksam zeigte er sich in der ersten Scene, wo er dem despotischen Geiste des verworfenen Gianettino mit aller Macht eines großen Geistes entgegen tritt, und ihm seine Vergehungen vorstellt. Hr. Wotke als Gianettino ließ manches zu wünschen übrig. Hr. Wilhelmi als Verrina strebte nach besten Kräften, in dieser schwierigen Rolle zu genügen, und es gelang ihm auch theilweise wohl. Nur ist dieser Charakter, dieser schroffe Republicaner mit seinem eisernen und unbeugsamen Sinn von so gewaltiger Natur, daß die Anklänge, welche Hr. Wilhelmi aussprach, besonders in den wichtigern Scenen, wohl etwas zu mild erschienen. Die Verständigkeit der Auffassung im Allgemeinen war indessen nirgends zu verkennen. Hr. Korn erschien als Maler Romano, und sein Auftreten wurde von dem Publicum mit dem rauschendsten Beyfalle begrüßt, welches die Bereitwilligkeit eines so ausgezeichneten Künstlers, in einer so unbedeutenden Episode zum Ganzen mitzuwirken, mit der vollsten Anerkennung würdigte. Burgognino war durch Hrn. Sichten er, so wie die übrigen Verschwornen, durch die H. Pistor, Weber, Lembert, Marhofer, und die Rolle des Deutschen der Leibwache durch Hrn. Schwarz genügend besetzt. Die Aufführung geschah bey überfülltem Hause, und wurde bereits mehrere Male bey gleichem Zudrange des Publicums wiederholt.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Wehmuth.

Mit einer außerordentlichen Beylage.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

GENIO · PATRIAE ·

HOC ·

PIETATIS · CANDORIS · AMORIS ·

MONVMENTVM ·

PRIDIE · IDVS · FEBRVARIAS · ANNI · P · C · CIOICCCXXVIII ·

D · D · D ·

MVSA · VIENNENSIS ·

ARTIBVS · LITERIS · SCENIS · ORNATVSQVE · VARIETATI ·

INSERVIENS ·

HAVE ·

AVSTRIA ·

IMPERATORE ·

OPTIMO · SAPIENTE · PIO ·

FELIX ·

FINIBVS · VIRIBVS ·

INGENS ·

MACTE · VIRTUTE ·

FRANCISCE ·

CAESAR · AVGVSTE ·

CVM ·

AVGVSTA ·

BEATI · CONSORTII ·

DIGNISSIMA ·

CVM ·

PRINCIPE · IVVENTVTIS ·

CVMQVE · DOMO · TOTA ·

TOGA · SAGOQVE · CLARA ·

EN ·
LVX · APPARVIT ·
ORBI · TERRARVM · CARA ·
EVROPAE · CARIOR ·
ORBI · AVSTRIACO · CARISSIMA ·

HODIE ·
STADIVM · XV · OLYMPIADIS ·
ARDVVM · INCLYTVM · TANDEMQUE · BEATVM ·

PERMENSVS ·
CAESAR · ALTVS ·
TVRBIS · EXTERNIS · AVERSVS ·
PATRIA ·
SOSPITE · TVTA ·
AVSPICHS · FAVSTIS · FELICIBVSQVE ·
SENECTVTIS ·
INCHOAT · AEVVM ·

GAVDETE ·
POPVLI · GENTES ·
A · RHENO · AD · ISTRVM ·
AB · HADRIA · AD · VISTVLAM ·
AB · ALPIBVS · AD · VSQVE · SVDETOS ·

LAETAMINI ·
VRBES · IMPERII ·
VIENNA ·
INTER · OMNES · FVLGENS · VELVT · INTER · IGNES ·
LVNA · MINORES ·

PRAGA ·
REGINA · VIDVA ·
GRANDE · SERVANS · SUPERCILIVM ·
TEMPORIS · ACTI ·

BRVNA ·
CAPVT · DECORVM ·
MORAVIAE ·

LEOPOLIS ·
STELLA ·
SEPTEM · TRIONVM ·

OENIPONTVM ·

CLAVSTRVM · FIDEI · INTAMINATAE ·

GRATIVM · LABACVM · CLAGENFVRTVM ·

CARA · CAPITA ·

PROVINCIA RV M · AVITARVM ·

MEDIOLANVM · VENETIAE ·

LVMINA ·

ITALIAE · AVSTRIACAE ·

PRISCO · RECENTIQVE · SPLENDORE ·

CLARA ·

TRIPVDIATE ·

BVDA · PESTINVM · POSONIVM ·

SORORES · TYRRITAE

COR. ET · MEDVLLA ·

HVNGARIAE ·

CVM ·

CLAVDIOPOLI · ET · CIBINIO ·

TRANSSYLVANIAE · OCELLIS ·

CLAVDITE · CHORVM ·

EXSVLTATE ·

REGNA · PROVINCIAE · VRBES · MVNICIPIA ·

VICI · ARCES · VILLAE ·

HODIE ·

CVSTOS · RERVM ·

CELEBRAT · NATALES ·

VIGET ·

INCOLVMIS · SOSPE S ·

AEVI · PRAETERITI · SOLATIVM · DECVSQVE ·

FVTVRI · SPES ·

MANIBVS · IVSTIS · CERTIS ·

IMPERII ·

REGENS · HABENAS ·

SACRIS · FLAMMIS · CORVSCENT ·
VBIQVE ·
TEMPLA · AC · ARAE ·
PVDORI · IVSTITIAE · RELIGIONI ·
SVRGANT · VOTA ·
AD · DEVM · TER · OPTIMVM · MAXIMVM ·
DET ·

FRANCISCO ·
NESTORIS · ANNOS ·

—
LAETAMINI ·
MVSAE ·
PACIS · ALVMNAE ·
ACADEMIIS · PALAESTRIS · SECESSIBVS ·
CHORO ·
PLENO · CONGRVO · PIO ·
NE · DESINT · FESTO ·
FIDES · ET · HYMNI ·

—
SIC ·
HAVE · SALVE · VALE ·

FRANCISCE ·
IMPERATOR · INVICTE ·
SPLENDENS · CORONIS ·
PRISCIS · IVSTIS · INTEGRIS ·
MVNIMENTVM · EVROPAE ·
PATER · PATRIAE ·
DELICIAE · POPVLORVM ·

Außerordentliche Beylage

zur

Wiener Zeitschrift

1828. No. 19.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

Donnerstag, den 14. Februar 1828.

20

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

Von Paul Thorn.

„War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!“

Goethe.

Wenn man aus den weiten Schneefeldern und brausenden Tannenhörsten des Nordlands so viel Ergögliches berichten darf, als man für gut findet, warum sollte es nicht eben sowohl erlaubt seyn, in ein Journal, wie dieses, das classische Alterthum einzuführen, das uns am Ende näher verwandt ist, als man meint? Denn die scharfe Grenzlinie, die man mit allem Fug und Recht zwischen der neuen Welt und jener heidnischen Plastik gezogen hat, behält doch immer viel Ähnlichkeit mit den geographischen Kreisen, die nur eine imaginäre Existenz zum Behufe der Wissenschaft haben. Der Mensch bleibt im Ganzen immer derselbe, und das tout comme chez nous ist ein allgemein anwendbarer Satz, mit dessen Hülfe es nicht schwer fällt, sich hinein zu denken und hinein zu fühlen (was die Hauptsache ist), daß zu Rom und Athen Frauen und Kinder griechische und lateinische Märchen erzählt und gehört, und junge Herren und Damen Liebeserklärungen gemacht und erwiedert haben, und zwar zum Theil mit denselben Worten, die man noch heute von den Lippen der schönen Neugriechinnen vernimmt.

In dem lebensfrohen Alterthum fand der feinste gefellige Scherz seinen Ausdruck, und der üppigste Übermuth jubelte an den Saturnalien, daß der heutige Fasching sich dagegen ausnimmt, wie das interessant-blaße Antlitz eines Stokers zu dem Kerngesicht seines Ahnherrn. Winzer und Winzerinnen tanzten um Syrakus und auf Chios und Lesbos in eben so fröhlichen und schöneren Tänzen als:

„die heitern Ausrriaken“

um Gumpoldskirchen und Nußdorf; und Schnitterlieder priesen den Frosch glücklich, daß er nie Durst leide, sondern im Wasser sitzend zu trinken vollauf habe. Das wußte der alte Vater Hagedorn recht gut, da er die kerngesunde

Fröhlichkeit seiner Landbursche am frischesten mit einem Wort zu bezeichnen glaubte, wenn er ausrief:

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner,
Schwamg einst der braune Sabiner
Mit männlicher Freyheit den Hut.

Ja es ist kein Zweifel, daß, wie das Romantische sich schon im Homer nachweisen läßt, der antike Sinn nie untergeht, sondern beständig unter uns wandelt, und zwar nicht nur in einem oder dem andern Individuum, sondern in ganzen Classen. So sind wir unserer Seits von dem paradoxen Satz auf das innigste überzeugt, daß die Frauen (wie alles Schöne mit jeder Ansicht sich verträgt) eigentlich in der heiteren Grenzmarke zwischen dem Antiken und Romantischen heimisch sind; und wenn sie sich ja auf eine Seite bestimmt hinneigen, so ist es keine andere, als eben jene, was auch unsere Dichter singen und sagen mögen, welche die halbe Romantik aus der Natur der Frauen herleiten. Was diese dem Romantischen scheinbar geneigter macht, ist theils geschmeichelte Eitelkeit, theils ihr antiker Sinn selbst, welcher die Realität liebt, also sich an dem einmal Vorhandenen freut, und in dem gegenwärtig Geltenden heimischer fühlt, als in einer nur ideell wieder herzustellenden Welt. Am meisten werden sie aber durch die Unbekanntschaft mit dem Alterthum verhindert, ihren antiken Sinn durch Liebe dafür kund zu geben. Eine gewisse Scheu vor dürrer Trockenheit und unerhört schwierigem Verständniß schreckt sie zurück von jenen Schriftstellern, die ursprünglich griechisch oder lateinisch schreiben, Wörter, mit welchen sich der Begriff pedantischer Gelehrsamkeit und der unbehagliche Hinblick auf eine lange Reihe idyllischer Schuljahre unwillkürlich verbindet; aber diese Scheu wird eben allein durch die Unbekanntschaft mit dem Alterthum unterhalten. Im Grunde sind die Alten weder trockener noch schwerer zu verstehen, als die Neuen. Wie wäre es sonst zu erklären, daß sogar Kinder sich mit dem höchsten Interesse am Plutarch heraus bilden? Oder daß in England jede gebildete Frau den Homer gelesen und wieder gelesen hat, indeß die antike Welt vor unseren Damen ungefähr wie ein Zaubergarten liegt, von dessen unendlichen Wundern zwar allenthalben die Sage geht, in welchen hinein zu treten aber doch nur Wenige Lust und Muth empfinden? Wir erinnern uns bey dieser Gelegenheit der überraschenden Wahrheit des Eindrucks, welchen der Anblick eines römischen Kindes auf Albano in Jean Pauls Titan macht. Daß die Leute in Rom so gut wie an andern Orten als Kinder auf die Welt kommen, war dem gebildeten jungen Manne keineswegs unbekannt; und doch fiel es ihm fremd und neu in die Seele, unter den Trümmern jener Gigantengröße, an den heiligen Stellen, welche die Strahlen der höchsten Ideen wie ein goldenes Zaubernez über den Erdball auswerfen, ein Kind in unbewußter unmittelbarer Gegenwartigkeit spielen und lachen zu sehn, als ob von alle dem gar nichts wäre. Es würde uns freuen, wenn eines oder das andere der folgenden Blätter einen ähnlichen Eindruck hervorbrächte.

Wie ein reisender Dilettant seinen Freunden allerley interessante Kleinigkeiten in reinlichen Handzeichnungen anspruchlos nach Hause bringt, so ignoriren wir für dießmal die großen Historiengemälde und Heldenbilder, und fassen selbst aus den Blumenstücken nur hie und da ein Blümchen zu einer Ring-Mosaik heraus, oder copiren eine wunderliche Arabeske, die unter den

reichen Verzierungen des Prunksaales sich unbemerkt verliert, damit sie als ein kleines Ganzes den Blick auf sich ziehe; und wenn vielleicht ein reizender Mädchenkopf aus einem Fenster sieht, so nehmen wir von Pallast und Park wenig Notiz, sondern machen den Fensterrahmen gleich zum Gemälderahmen. Indem wir so auswählen, was dem neuen Geschmack am nächsten steht, sollen diese Mittheilungen zu einer kleinen Sammlung moderner und romantischer Antiken werden; das heißt, sie werden Dinge enthalten, die durchaus modern und romantisch sind, und wieder durchaus antik, weil sie eigentlich keines von beyden sind, sondern eben menschlich. Ballete, Märchen, Novellen, Gedichte, Reime, und vielleicht manches Andere werden mit einander abwechseln.

Das wäre ungefähr, was wir voraus zu schicken hatten; und es erübrigt nur noch, diese Einleitung mit einer entschuldigenden Anmerkung über die Anmerkungen und Einleitungen zu schließen, welche bey Übertragungen der Alten nun einmal eben so wenig ganz zu entbehren sind, wie z. B. bey Byron oder Walter Scott. Sind dergleichen Noten auch lange nicht für den Text, was die Noten für ein Lied, so sind sie doch oft genug, was der Schlüssel für ein Musikstück. Im Grunde fordert sie jeder Autor. Und was ist denn das ganze Conversations-Lexicon sammt seiner Fortsetzung anders, als ein voluminöses Notenbuch?

Antike Märchen.

Märchen aus allen Zeiten und Himmelsstrichen haben sich die allgemeinste Liebe gewonnen; nur aus den Alten, die ehemals für da A und B aller Autorschaft galten, hat man sie noch wenig herausgesucht. Freylich sind ihrer nicht viele auf uns gekommen, wenn man den unendlichen Reichthum der mythologischen und historischen Fabeln abrechnet. Die meisten sind verloren; und die nicht schreibenden Autoren, nämlich die Nleder- und Märchen-Dichter unter dem Volke, stehen ohnehin mit ihren schreibenden Kollegen im umgekehrten Verhältniß; denn indeß von tausend Bänden kaum einer ins Leben übergeht, versteigt sich von tausend Volksliedern und Märchen kaum eines in ein Buch. Aber gerade, je weniger davon aus dem Alterthum auf uns kam, um desto werther sollte man sie halten; und gält' es auch nur einen Beweis mehr, wie wenig die allmächtige Zeit über die Menschennatur Gewalt hat; denn zum Ärger Aller, die Sinn für Ordnung haben, blüht das romantische Gewächs unter den Antiken nach Herzenslust, gerade als ob es hingehörte; ja wir denken die Leser in den nächsten Blättern zu überzeugen, daß es den Alten sogar an Hoffmann'scher Phantasie keineswegs fehlte, wenn sie auch nicht für gut fanden, in ihren ewigen Werken viel Gebrauch davon zu machen; denn sie hatten vom Lesen und Schreiben etwas andere Begriffe, als wir.

Die Verwandlungen des Apulejus, aus welchen die nächsten Stücke entlehnt sind, bilden eine Art von Zauber-Roman, worin ein altes Volksmärchen (welches schon Lucian, und auch dieser wohl nicht zuerst, behandelt hatte) zum Goldfaden gemacht ist, an dem sich eine Schnur seiner Märchen- und Novellen-Perlen aufreht, von denen gleichfalls wenigstens die ersten lange zuvor ohne Ahnung ihrer literarischen Ewigkeit unter dem Volke bekannt und beliebt gewesen seyn mögen. Aber Kunst und Geschmack hat der Mann in dieser Musiv-Arbeit eben nicht bewiesen; und es heißt wahrlich nicht ein Ganzes

widernatürlich zerreißen, sondern den alten Mährchen ihr Recht geben, wenn man die geschmacklose Composition auflöst, und die einzelnen Stücke mittheilt, wie sie einzeln empfunden und gebichtet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dampfschiffahrt im sechzehnten Jahrhundert.

Die nachfolgende merkwürdige Erzählung, welche die Erfindung des Dampfbootes einem Spanier im sechzehnten Jahrhunderte zuschreibt, ist aus einem, erst unlängst zu Madrid von einem gewissen Señor de Navarete bekannt gemachten, die Reisen und Entdeckungen der Spanier seit dem fünfzehnten Jahrhunderte behandelnden Werke, übersetzt; derjenige, welcher sie ihm mittheilte, scheint dieselbe aus officiellen Quellen gezogen zu haben. „Blasco de Garay, ein See-Capitän, stellte dem Kaiser und König, Carl dem Fünften, in dem Jahre 1543 eine Maschine vor, wodurch Schiffe, selbst von der größten Gattung, ohne die Hülfe von Rudern und Segeln sogar bey der vollkommensten Windstille fortgetrieben werden konnten. Ungeachtet der Einwendungen, welche gegen diese Erfindung gemacht wurden, entschloß sich doch der Kaiser, einen Versuch damit unternehmen zu lassen, der am 17. July 1548 in dem Hafen von Barcelona, und zwar mit gutem Erfolg, wirklich Statt fand. Garay machte die Construction seiner Maschine nie öffentlich bekannt; allein während des Versuches konnte man bemerken, daß sie aus einem großen Kessel oder Gefäße mit siedendem Wasser, und an jeder Seite des Schiffes aus einem Rade bestehe. Der Versuch wurde mit einem Schiffe von 200 Tonnen, welches eben mit einer Ladung Weizen in Barcelona eingelaufen war, unternommen. Das Schiff hieß Dreysaltigkeit und dessen Capitän Peter de Scarza. Auf Befehl Carls des Fünften und des Prinzen Philipp, seines Sohnes, waren dabey zugegen: Heinrich von Toledo, der Gouverneur, Peter Cardona, der Schatzmeister Navago, der Vice-Kanzler Franz Gralla, und viele andere Personen von hohem Range, sowohl aus Castilien als auch aus Catalonien; worunter sich auch unter andern mehrere See-Capitäne während des Versuches theils am Ufer, theils auf dem Schiffe selbst befanden. Der Kaiser und der Prinz nebst mehreren Andern schenkten der Maschinerie ihren Beyfall, und belobten vorzüglich die Leichtigkeit, mit welcher das Schiff gewendet werden konnte. Der Schatzmeister Navago, ein Gegner dieser Erfindung, wendete ein, daß es nur zwey Meilen in drey Stunden zurücklegen würde, daß es complicirt und kostspielig, und der Kessel fortwährend der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt sey. Andere Commissäre bestätigten, daß das Fahrzeug, auf die gewöhnliche Art bedient, zweymal so schnell als eine Galeere gewendet werden könne, und daß es aufs allergeringste in einer Stunde einen Weg von vier Meilen machen würde. Nach der Beendigung des Versuches nahm Garay seine Maschine vom Schiffe, und nachdem er das Holzwerk davon in dem Arsenal von Barcelona niederlegte, behielt er die übrigen Bestandtheile für sich. Trotz den Widersprüchen und Hindernissen, welche Navago veranlaßte, fand die Erfindung Beyfall, und hätte die Expedition, auf welcher Carl der Fünfte sich eben damals befand, einen bessern Ausgang gehabt, so würde auch ohne Zweifel jene begünstigt worden seyn. Wie es scheint,

erhob er Garay zu einem höheren Posten, schenkte ihm eine bedeutende Summe (200,000 Maravedis), befahl, daß sämtliche Auslagen der Unternehmung aus dem Rentschake bezahlt wurden, und verlieh ihm noch andere Belohnungen.“

Dies sind die Thatsachen, welche aus dem in den königlichen Archiven zu Salamanca aufbewahrten Original-Protokollen gesammelt wurden, und die sich unter den öffentlichen Urkunden von Catalonien, dann jenen des Kriegs-Secretärs für das Jahr 1548 befinden.

Der Fähdrieh.

(Ballade.)

Zu Aspern nächst dem Friedhof da steht ein niedres Haus;
Rundum da gibt's ein Fechten und wildes Schlachtgebräu;
D'rin aber liegt ein Fähdrieh vom Osterreich' Land,
Sein Säbel, blutgeröthet, hängt neben ihm an der Wand.

Der Fähdrieh trägt die Schlinge um seinen rechten Arm,
Kaltshauernd von den Wunden, im Herzen glühend warm,
„Erzherzog Carl und Kaiser!“ — das ist das Lösungswort,
Das scheucht ihm alle Schmerzen aus seinen Wunden fort.

Jetzt lehnt er sich auf's Fenster, schaut über's Feld entlang,
Drauß lärmt ein wilder Jubel, Hailoh, Trompetenklang,
Und stolzer Hengste Wiehern und dröhnend Hufgestampf,
Da gibt's ein Hau'n und Schießen, da seht's doch einen Kampf.

„Horch! näher, — immer näher! — Wie's drauß dröhnt und fracht!
„Herr Gott! — das heißt ein Leben! — 'ne Osterreich' Schlacht!
„Nur ich muß hier verklümmern im dumpfen Siechenhaus,
„Kann nicht zu meiner Fahne an's Tageslicht hinaus!“

„Herr Jesus! — meine Fahne! da flattert sie hervor,
„Glück auf, Glück auf! Cam'raden! — empor die Fahne! — empor!
„Grad vor! — haut nieder, nieder! — Schaut, wie sie freudig weht! —
„An Aspern sollt ihr denken, so lang die Erde steht!“

„Ein Schuß! — Halt fest! — da sinkt er, Cam'rad! die Fahne in Aht!
„Dir gab ich sie, wie man mich forttrug vom Feld der Schlacht.
„Du kürzest? — Meine Fahne, mein einzig Gut dahin! —
„Herr Gott! bey den Franzosen die Fahne mitten drin!“

Der Fähdrieh ruft's und reißt sich den Säbel von der Wand,
„Die Fahne muß ich retten aus der Franzosen Hand!“
Und faßt den Säbel hastig, reißt jach das Thürschloß auf,
Rennt fort vom Siechenhause, grad mitten zum Feindeshauf'.

„Franzosen! meine Fahne! (die weht im Feindesheer)
„Platz da!“ er schwingt den Säbel, haut nieder um sich her,
Die Fahne errafft er jubelnd, ruft glühend: „Herr! mein Gott!
„Hoch Osterreich und der Kaiser!“ — drauf war der Fähdrieh todt.

Eduard Duller.

Bühnenberichte aus Prag.

Im Jänner 1828.

Die Tochter der Luft. Mythisches Drama von Kaupach (zum Besten der Mad. Schmidt). Der geniale Kaupach hat sich ein großes Verdienst um die deutschen Schauspielerinnen im heroischen Fache erworben, indem er die Calderon'sche Tochter der Luft dem Bedürfniß unserer Bühne anbildete, und diese Bearbeitung wird gewiß auf

allen größern Bühnen ein Repertoirestück bleiben, wäre es auch nur — wie es wohl hier der Fall seyn dürfte — um für Kunstreisende vorbereitet zu seyn. Er hat im vollen Sinne des Wortes frey bearbeitet, und eine höchst schwierige Aufgabe mit Glück gelöst, dem personificirten grenzenlosen Egoismus durch seine Großartigkeit ein bedeutendes Interesse zu verleihen. Die Semiramis, wie sie uns Calderon gibt, ein so herrliches Gebilde sie auch ist, würde schwerlich eine solche Prachtrolle für unsre Zeit geworden seyn. Nächst der Hauptperson ist von dem Dichter vorzüglich Menon (Hr. Moriz) mit großer Liebe behandelt worden, doch erinnert er zu seinem Nachtheil an Belisar, und ein junger blinder Mann ist wohl trauriger, aber nicht so tragisch als ein Alter. In Kaupach's Alisath (Ulle. Wagner) wird man gleichfalls, die unglückliche Liebe zu Menon abgerechnet, schwerlich Calderons Irene wieder erkennen. Die hohe Resignation jener ist höchst rührend, und von theatralischer Wirkung. Stiefväterlicher bedacht ist Ninus (Hr. Bayer), der bey all seinem wilden Feuer doch eigentlich passiv ist, und nur durch große Anstrengung des Künstlers Interesse gewinnen kann. Übrigens erfordert die Darstellung dieses Trauerspiels, wenn unsre Phantasie durch äußern Glanz so bestochen werden soll, daß wir dem raschen Gange des Ganzen, zumal den ungeheuern Zeitsprüngen der letztern Acte folgen können, einen Aufwand, den wohl nur ein Hoftheater an ein Werk wenden kann, dessen Tendenz es nur für den kleinen gebildeten Theil des Publicums zum öftern Genusse eignet. Die erstern Acte gefielen so sehr, daß Mad. Schmidt, welche die Semiramis mit großem Kunstaufwand und tragischer Erhabenheit darstellte, nach dem ersten Acte allein, nach dem zweyten mit Hr. Moriz gerufen wurde, von diesem Moment an nahm jedoch die Theilnahme ab, und das Ende wurde ziemlich lau aufgenommen. Ulle. Wagner legte ihre Rolle mit viel Zartheit und weiblicher Würde an, verfiel aber in den letztern Acten in eine gewisse Naivetät, die ein Landmädchen jener Zeit und jenes Landes recht wohl charakterisirt haben würde, doch die Schwester des Ninus kann, wenn sie sich auch zur Niedrigkeit äußerer Verhältnisse herabläßt, den Ton angeborner Hoheit nicht verläugnen. Tiridat ist die bedeutendste der kleinern Rollen, wurde aber mit großer Gleichgültigkeit dargestellt, desto sorgfältiger gab Hr. Polawsky die kleine Rolle des Samarya.

Löpfers Hermann und Dorothea bot Hr. Bayer Gelegenheit dar, als Feldern sein Talent im Gebiete des bürgerlichen Dramas zu versuchen, und den stürmischesten Beyfall zu ernten, den er vorzüglich mit Mad. Brunetti (Frau Feldern) und Mad. Binder (Dorothea) theilte. Am Schlusse wurden Alle vorgerufen. Auch Marsano's Isabella von Croye ist mit erneutem Beyfall wieder aufgeführt worden, und die beyden Helden des Stücks (Quintin Durward, Hr. Moriz, und Leslie, Hr. Polawsky) erfreuten sich abermals herzlich Theilnahme. Die kleine Rolle des Grafen Wilhelm von der Mark hatte diesmal Hr. Bayer übernommen.

Der Sylvester-Abend brachte eine Reprise des Gerleschen Lustspiels: Die Abenteuer in der Neujahrsnacht, oder: Die beyden Nachtwächter, welches in den meisten Theilen gut zusammen ging, und — besonders der dritte Act — wieder recht wohl gefiel; höchst ergötzlich war Mad. Ultram als Nachtwächterin, zumal in der drolligen Erzählung von der Arretirung der Nachtwächter, Hr. Feistmantel als Corporal der Stadtwache, und Hr. Moriz als Gärtner Philipp (alle drey hätten mehr Beyfall verdient, als ihnen zu Theil wurde), noch mehr aber Ulle. Wagner, welche wegen Krankheit der Mad. Binder das Köschen übernommen hatte, und in dieser Rolle ihre talentvolle Vorgängerin nicht nur vollkommen ersetzte, sondern einige der wichtigsten Momente noch lebendiger hervor hob. Dem Schlusse des Stücks war ein Epilog angefügt, den Hr. Feistmantel im Charakter des Corporals hielt. Wie er nemlich den Gärtner arretiren will, erschallt Musik, und ein Maskeuzug der sämtlichen Schauspielergesellschaft beginnt; da erscheint Mad. Brunetti als Königin Elisabeth, Mad. Ernst als Königin der Nacht, Ulle. Herbst als Cleopatra, Hr. Binder als Georg Browne, Hr. Volze als die Caprice (aus dem Bauerispiel: „Der lustige Friß“), Hr. Haas d. j. als Jason, Hr. Hartmann als Till (aus: „Laßt die Todten ruhen“), Hr. Podhorsky als Othello u. s. w. Wie sich der

Maskenzug um den Corporal gruppiert hatte, begann dieser eine dramatische Revue, sagte Einigen Galanterien über diese oder jene Rolle, Andern Wiße über ihre Stellung zur Welt und zur Bühne, und das Publicum stimmte bey den Stellen, die ihm am meisten zusagten, mit Klatschen ein. Das Ganze ist höchst launig gehalten, und enthält, besonders für den, welcher alle Verhältnisse kennt, sehr treffende Stellen. Wie der Nachredner mit seinen Collegen fertig war, wendete er sich gegen das Publicum, empfahl nach kurzem Neujahrswunsche die ganze Gesellschaft und die Direction der Huld der Theaterliebhaber, dann brachte er unter Trompeten- und Paukenschalle ein Lebehoch Sr. Majestät unserm allgeliebten Landesvater Kaiser Franz I. aus, das mit Enthusiasmus aus allen Herzen wiederhallte, und ein zweytes Sr. Excellenz dem Oberstburggrafen in Böhmen, Hrn. Grafen Carl von Chotek, nebst dem Danke für den hohen Schutz, welchen derselbe der hiesigen Kunstanstalt angedeihen läßt, der ebenfalls mit stürmischer Theilnahme vom Publicum empfangen wurde. Ein „Glückauf,“ das von den gesammten Personen gerufen, und in den Wolken, oberhalb der Stadt Prag schwebend, gelesen werden konnte, schloß das Ganze, das vom Publicum sehr freundlich aufgenommen worden ist. *Mad. Birch-Pfeifer* wird einen *Cyclus* von *Gastrollen* mit *Grillparzer's Medea* beginnen.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Der Vorabend des glorreichen Geburtsfestes Ihrer Majestät der Kaiserinn wurde von dem k. k. Hofburg-Theater mit der Darstellung des dramatischen Gedichtes von *Deinhardstein*, „*Hans Sachs*“ gefeiert. Das Haus war festlich erleuchtet und vor dem Stücke selbst wurde das Volkslied „*Gott erhalte Caroline*“ abgesungen. Das Stück erfreut sich noch immer der glänzendsten Theilnahme des Publicums. Wie sehr es auch vom Auslande geachtet werde, zeigt sich aus der umständlichen Beurtheilung desselben in den zu Hamburg erscheinenden durch die Strenge sowohl als durch die Schärfe ihres kritischen Urtheils gleich bedeutenden dramaturgischen Blättern von *F. G. Zimmermann* Nr. 77 — 80, welche es ein echtes Nationalgedicht der schönsten Art, und einen schätzbaren Pendant zu *Goethe's Tasso* nennen.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Rossini's „Mosè in Egitto“ wurde am 1. Februar mit theilweisem Glück und Beyfall gegeben. *Sign. Rubini* als *Osiride*, *Sign. Tamburini* als *Faraone*, und *Sign. Verettoni* als *Mosè* standen trefflich an ihrem Plage. Wenn *Rubini's* kräftig und schön gebildeter Tenor die Höhe und Tiefe mit überraschender Leichtigkeit durchfliegt, und seine Trillerketten bald in ganzer Kraft, bald im leisesten *Mezza voce* bildet, so reizt der schöne, wohlklingende Bass *Tamburini's* wieder durch die gebildete Kraft und volle Weichheit der Töne. *Hr. Verettoni* war wirklich imposant in seiner Erscheinung sowohl, als in der Ausführung seiner Rolle. *Sign. Rubini* riß das Publicum in seinen Solo's zum Entzücken hin, und erntete stets rauschenden Beyfall. Ein Gleiches gilt von *Sign. Tamburini*. Ihr Wirken im Duo oder ihr Vortreten in *Finale's* war ein Wettkampf, der stets mit rauschendem Beyfall endete. Das Publicum war in frohester Theilnahme, und doch machte die junge Gebräuerinn *Elcia* keinen guten Eindruck. Anfangs schwieg man zwar, und es schien, als ob man die freyere Entwicklung des Gesanges bey *Sigra. Biagioli* erst abwarten wollte, allein in der großen Arie des zweyten Act's konnte selbst der gebietende Stab *Mosis* das Ungewitter nicht beschwichtigen, welches über den Gesang der genannten Sängerin heranzog.

Sign. Cicimara führte die Parthie des *Araone* mit Glück und Anstand durch. Ein Gleiches gilt von *Ulc. Bondra*.

C o n c e r t e.

Hr. Leopold Janfa, Violinspieler und Mitglied der k. k. Hof-Capelle, ließ sich am 2. Februar in Saale der nied. österr. Herren Landstände mit einem neuen, selbst componirten Concerte hören, und zeigte Kunstfertigkeit, Sicherheit in Überwindung der Schwierigkeiten, und Anmuth des Vortrags. Seine besonders schöne Violine ist auf der E-Saite von höchstem Wohlklang. Der Vortrag ist kräftig und gefühlvoll, doch übt er etwas zu sehr die Manier mancher Virtuosen, welche das Tutti absichtlich langsam nehmen, und beim Solo jedes Mal in den Parade-Galopp fallen. Der Styl, in welchem Hr. Janfa spielt, ist zwar nicht groß zu nennen, aber die Reinheit und Nettigkeit seines Vortrags verdient aufrichtige Anerkennung, und erwarb ihm auch heute verdiente, laute Würdigung.

Er beschloß sein Concert mit Variationen, in welchen die Schwierigkeiten wo möglich noch höher gesteigert waren, von dem trefflichen Spieler aber mit großer Leichtigkeit gelöst wurden. Der Gesang des „Richard Löwenherg“ von Franz Schubert wurde als Intermezzo von unserm braven Dilettanten Hrn. Dieze gesungen, und vom Compositur am Clavier selbst accompagnirt. Das Tempo war offenbar zu geschwind, nemlich für den Sänger, wenn auch nicht für den Compositur. Der Sänger kämpfte zu sehr mit den Sylben, war aber gut bey Stimme und sang ergreifend. Das Publicum ehrte Beide durch Beyfall. Ferner spielte Fräulein Wisner, aus München, eine Schülerin des Hrn. v. Bocklet, einen Satz aus dem H-moll-Concerte von Hummel auf dem Pianoforte mit vieler Bravour und Geschicklichkeit. Als letztes Zwischenstück erfreute uns der meisterhafte declamatorische Vortrag der k. k. Hofchauspielerinn Dlle. Müller, welche „die beyden Gräber“ von J. G. Seidl, mit so viel Kunst als Liebenswürdigkeit declamirte. Auch ihr wurde stürmischer Beyfall. Sowohl der Concertgeber als alle übrigen Mitwirkenden wurden hervorgerufen.

Sonntags, den 3. Februar, gab Dlle. Marie Straßmayer im Saale des Musikvereins zum rothen Igel ein Privat-Concert, und spielte den ersten Satz des E-moll-Concertes für das Pianoforte von Kalbrenner. Ein Mitglied des großen Musikvereines, verdankt sie ihre jetzige vielseitige Ausbildung dem Unterrichte des Hoftheaters-Capellmeisters Hrn. Würfel, und berechtigt durch ihr schönes, kunstgerechtes Spiel in solcher Jugend zu recht schönen Hoffnungen. Sie arbeitet ihre Figuren nett und rein aus, und zeigt ein schönes Feuer des Vortrags. Lauter Beyfall wurde ihr zu Theil, so wie die Ehre des Hervorrufens. Hierauf folgte ein Vocal-Quartett, bey welchem Hr. Schuster sich durch angenehmen Vortrag auszeichnete. Diesem Tonstücke folgten Variationen über ein ungarisches Thema für die Violine, von Pehaczek, gespielt von Hrn. Ströbinger. Auch dieser brave Geiger erhielt würdigen Aufnahme. Das von Hrn. Anschütz declamirte Gedicht erregte durch den hinreißenden, schönen Vortrag dieses wahren, großen Künstlers, allgemeine Theilnahme. Den Beschluß machte ein Rondeau brillant aus dem Es-dur-Concerte von Würfel, in welchem die Concertgeberinn durch die gesungene Composition noch mehr Gelegenheit vorfand, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, und sich als eine geschickte Spielerinn anerkennen zu machen. Während des Spiels sowohl als am Schlusse wurde ihr lauter, ehrender Beyfall zu Theil.

M o d e n b i l d VII.

Vallanzug, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Kleidermacher in der Stadt, Dorotheergasse, Nro. 1108), von Crep-Aréophane mit mehrfarbigen Marabouts- und Federblättern geziert. Die Coiffure ist nach einer Ausführung von Hrn. Th. Zeipelt, bürgl. Damen-Parfumeur im Trattnerhof, 4. Stiege, 1. Stock.

Der Anzug des Herrn ist nach Originalen von Hrn. Jos. Gunkl, bürgl. Kleidermacher am Graben, Nro. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

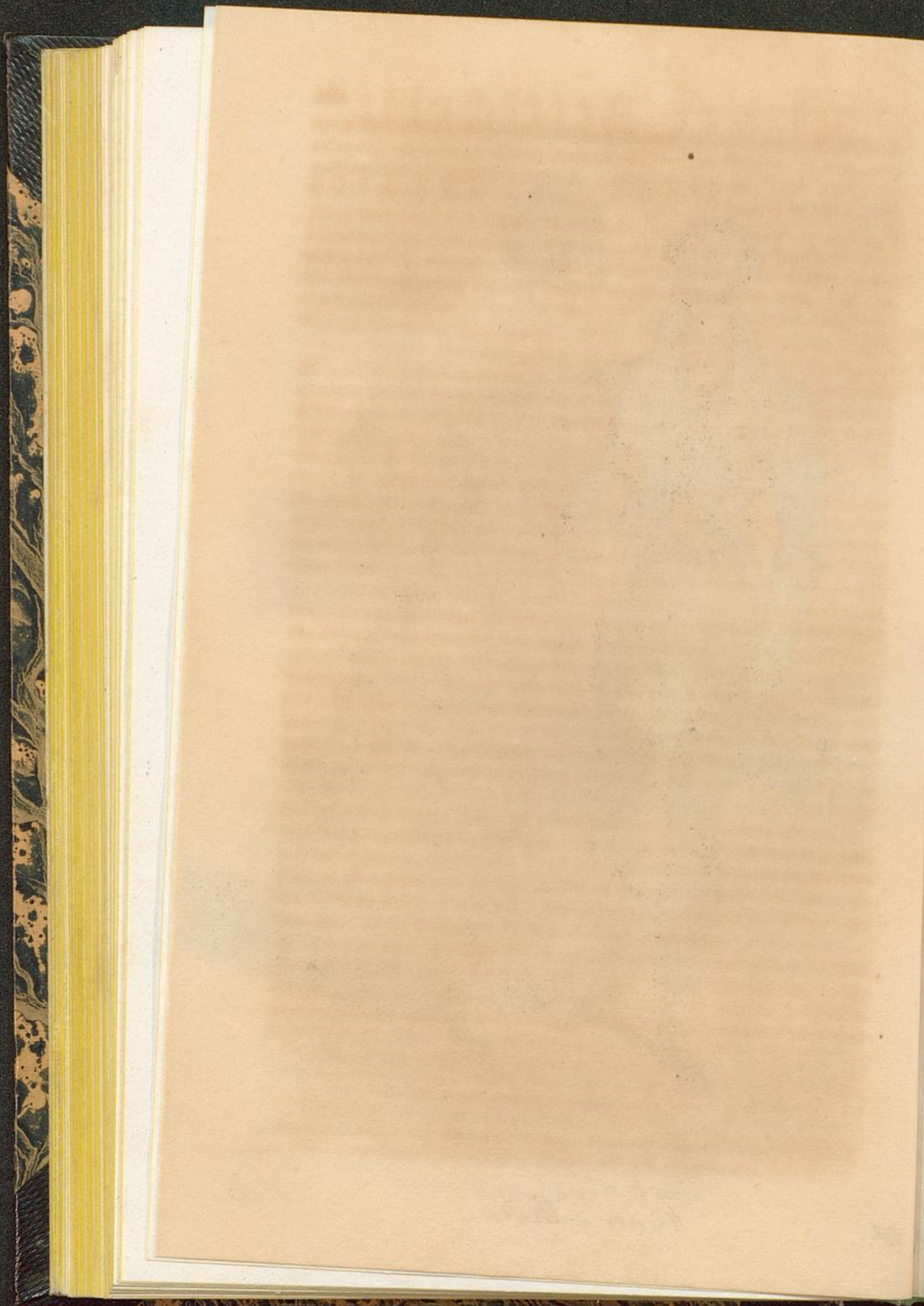


L. Haban. sc.

20.
1828.

VII.

Wiener Moden.



Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

Sonnabend, den 16. Februar 1828.

21

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

(F o r t s e h u n g.)

Das Lachfest zu Hypata¹⁾.

M ä h r c h e n .

„Ist das Hypata?“²⁾ fragte ich eine freundliche Alte. Sie bejahte es.

„Kennst du einen gewissen Miso, einen der Ersten von der Stadt?“

Sie lächelte. „Wohl kenne ich ihn, und nichts ist gewisser, als daß er einer der Ersten von der Stadt ist; denn er wohnt noch außen vor dem Thore.“

„Ohne Scherz, gute Mutter, sag mir, wo ich ihn finde, und zeig' mir seine Wohnung.“

„Siehst du dort die letzten Fenster, die gerade auf die Stadt hinschauen, und auf der andern Seite die Thüre, die gegen die enge Gasse geht? Dort wohnt er.“

Ich trat in das Haus; ein allerliebstes Mädchen machte mir auf; das schien mir eine gute Vorbedeutung; ich sagte, daß ich ihrem Herrn einen Brief von dem Korinthier Demeas brächte.

„Verziehe nur einen Augenblick, ich melde dich sogleich,“ sagte sie mit unendlicher Anmuth; und im Augenblick war sie wieder da: „Er erwartet dich.“

Ich trat ein; und fand ihn mit seiner Frau gerade bey Tische. „Sey mir willkommen!“ rief er mir entgegen. Ich dankte, und übergab ihm den Brief. Er überlief ihn flüchtig, und wandte sich dann an mich: „Ich bin meinem lieben Demeas sehr verbunden, daß er mir einen so angenehmen Gast zuschickt.“ Und damit nöthigte er mich Platz zu nehmen; und nachdem er mich eine Weile betrachtet hatte, fuhr er fort: „Dein Anstand und dein feines, bescheidenes We-

¹⁾ Apul. Verw. B. I. 2. 3.

²⁾ Eine thessalische Stadt in der fruchtbarsten Gegend. Thessalien galt bey den Alten für die rechte Heimat der Hexerey und Zauberey, wie bey uns ehemals Italien, vorzüglich die Wunderstadt Venedig. Für die Norddeutschen ist Böhmen ein ähnliches Wunderland.

sen würde mich an deiner edlen Abkunft nicht zweifeln lassen, wenn mein Demeas es auch nicht geschrieben hätte. Darum muß ich dich bitten, in meinem einfachen schlichten Hause vorlieb zu nehmen. Es wird mir zur Ehre gereichen und ein schöner Beweis deiner Mäßigkeit seyn, wenn du meinen kleinen Herd nicht verschmäht, wie ja auch Theseys, der Namensvetter deines Vaters, die Bewirthung der alten Hekale sich gefallen ließ¹⁾. Dann rief er das Mädchen, und sagte: „Fotis, bringe die Sachen unsers Gastes in das Zimmer dort; und dann nimm schnell Ohl, Handtücher und was sonst nöthig ist, und führe ihn ins Bad; denn er wird ermüdet seyn von der langen und beschwerlichen Reise“²⁾.

Als ich zurück kam, konnte ich der freundlichen Nöthigung meines Wirthes, der mich zu Tische bat, nicht ausweichen, wiewohl mir Ruhe und Schlaf angenehmer gewesen wäre, als Tafel und Wein. Milo erkundigte sich nach seinem Freunde Demeas, seiner Frau, seinen Kindern, seinem ganzen Hause. Die Rede fiel auf den Zweck meiner Reise, meine Heimat, und die edlen Familien daselbst, die Milo alle zu kennen schien.

Indeß war es dunkel geworden, und man zündete Licht an. Pamphile, die Frau vom Hause, die wenig mitgesprochen hatte, sah lange nachdenklich in die Flamme, und sagte endlich: „Hm! was wir morgen für einen fürchterlichen Regenguß haben werden!“ Und auf die Frage, wie sie das so bestimmt vorher wisse, erwiederte sie, das Licht sage es ihr. Milo rief lachend: „Ja, ja, wir haben an der Lampe da eine gewaltige Sibylle im Hause, die von ihrem Leuchter, wie von einer Warte aus, alles was in der Sonne und am Himmel vorgeht, auf das genaueste beobachtet.“

Ich versetzte: „Allerdings hat man die entschiedensten Proben von dieser Art der Divination³⁾; und es ist nicht zu verwundern, wenn dieß Flämmchen, obschon klein, und von Menschenhänden genährt, gleichwohl seines höhern Ursprungs und seiner Mutter, jener himmlischen Flamme, eingedenk bleibt, und durch eine Art von geistiger Ahnung vorempfindet und uns anzeigt, was jene in der Höhe des Himmels bewirken werde. Setzt doch eben jetzt bey uns zu Korinth ein Chaldäer⁴⁾ die ganze Stadt durch seine außerordentlichen Weissagungen in Aufruhr, indem er Jedem für einen gewissen Preis die Geheimnisse der Zukunft enthüllt: welcher Tag den Vermählungen Segen bringt; welcher einem Bauwerk Dauer verspricht; welcher dem Kaufmann vortheilhaft; welcher für eine Wanderschaft, oder eine Schifffahrt günstig ist. Ich fragte ihn über den Erfolg meiner Reise, und er hat mir sehr Vieles, die mannigfaltigsten und wunderbarsten Dinge gesagt.“

Milo fragte mich lächelnd: „Wie sieht er denn aus, und wie heißt denn dieser Chaldäer?“

¹⁾ Hekale war ein armes Weib, welches den Theseys in seiner Jugend, so gut sie konnte, nemlich mit Waldkräutern, bewirthete. Ihre Armuth ward zum Sprüchwort.

²⁾ Bäder gehörten bey den Alten zur täglichen Erquickung und Reinlichkeit des Geringssten, wie des Vornehmsten; zur öffentlichen Bequemlichkeit fanden sich aller Orten allgemeine Badeanstalten, wie noch jetzt im Orient und Rußland, und noch im Mittelalter durch ganz Europa, worauf noch der Name Bader deutet, wie bey dem gemeinen Mann auf dem Lande der Chirurg heißt.

³⁾ Wahrsagung.

⁴⁾ Ägypter, bey deren Priestern Plato und Pythagoras Belehrung suchten, und Chaldäer galten für die Besitzer aller geheimen Weisheit.

Ich antwortete: „Er ist groß, von etwas bräunlicher Farbe und heißt Diophanes.“

„Ganz recht,“ sprach er, „es ist der nemliche. Er ist auch bey uns gewesen, und hat Vielen gewahrsagt, und ansehnliches Geld verdient, bis ihn ein Zufall traf, von dem ich nicht weiß, soll ich ihn schmerzhaft nennen, oder scherzhaft¹⁾. Denn eines Tages, als eine Menge Volkes versammelt war, und einen dichten Kreis um ihn bildete, in dem er seine Prophezeyungen ertheilte, kam auch ein gewisser Altmeister, ein Kaufmann zu ihm, um einen guten Reisetag zu erfahren. Schon hatte der Chaldäer einen ausgewählt und bestimmt, schon hatte der Kaufmann den Beutel gezogen, das Geld ausgeschüttet, hundert Denarien als Honorar abgezahlt: da drängt sich auf einmal ein junger Mann von hinten heran, klopft dem Chaldäer auf die Schulter, fällt ihm, da er sich umwendet, um den Hals, und hört nicht auf ihn zu umarmen und zu küssen. Der Prophet, in der ersten Überraschung des Wiedersehens, drückt ihn an's Herz, läßt ihn neben sich niedersitzen, vergißt vor Freude den ganzen Handel, den er eben geschlossen, und ruft: „O wie freue ich mich, dich zu sehn. Seit wann bist du denn schon hier?“

„Gerade seit gestern Abend,“ rief der Andere; „aber nun erzähle auch du, Bruder, wie es dir, seitdem du so schnell von Euböa absegeltest, auf deiner Reise zu Wasser und zu Lande ergangen ist.“ Da rief Diophanes, der gerühmte Wahrsager, in seiner Gemüthsbewegung ganz außer sich: „Möge meinen Feinden und Hassern so eine widerwärtige, wahrhaft Ulyssäische²⁾ Wanderung zu Theil werden! Denn zuerst wurde unser Schiff von Stürmen und Orcanen zu Grund gerichtet, daß es Mast und Steuer verlor, und wie es endlich zur Noth gegen die Küste getrieben ward, sank es gar in den Grund. Alles war verloren; kaum gelang es uns noch durch Schwimmen das nackte Leben zu retten, und was uns dann mitleidige Menschen oder gute Freunde schenkten, das nahmen Räuber uns alles wieder ab. Ja den Arisvatus, meinen einzigen Bruder, der sich zur Wehr setzte, mußte ich vor meinen Augen erschlagen sehn.“

Wie er das noch ganz traurig her erzählt, rafft der Kaufmann sein Geld, das schon aufgezehrt da lag, zusammen, und macht sich, so schnell er kann, davon. Da erwachte Diophanes aus seiner Betäubung, und fühlte zu spät seine Unbesonnenheit, da er sah, daß wir Alle, wie viele wir herum standen, in ein lautes Gelächter ausbrachen. Aber mögest du, Herr Lucius³⁾, der einzige seyn, dem er wahr prophezeit hat! Mögest du recht glücklich werden, und Segen und Freude von deiner Reise haben!“

Während dieser langen Rede meines Wirthes seufzte ich im Stillen und ärgerte mich über mich selber, daß ich diese Geschichten, die kein Ende nahmen, auf die Bahn gebracht hatte; denn das Reden hatte mich noch mehr ermüdet, und ich konnte mich des Schlafes kaum erwehren. Endlich sagte ich: „Möge Diophanes sich in sein Schicksal finden und zu Land und Wasser neue

¹⁾ Reime, Assonanzen und Alliterationen, von denen der Redner Georgias schon Beispiele gegeben hatte, finden sich in der Prosa des Apulejus nicht selten, wenn auch nicht so häufig wie in den Schriften der heutigen Orientalen.

²⁾ Wer kennt nicht die unendlichen Drangsale und Reiseabenteuer des vielgewanderten Ulysses aus dem Homer?

³⁾ Der Gebrauch der Vornamen im vertraulichen Gespräch war damals so gewöhnlich, wie noch jetzt z. B. bey den Italienern, Russen und Neugriechen.

Beute zusammen treiben! Aber mir erlaube, daß ich mich zeitiger zur Ruhe be-
gebe, denn die Reise hat mich etwas angegriffen.“ Somit entfernte ich mich,
und die niedliche Fotis wies mich in mein Schlafzimmer, wo sie alles aufs
netteste zu meiner Bequemlichkeit hergerichtet hatte. Sie wünschte mir so freund-
lich gute Nacht, daß ich mich eines Seufzers nicht erwehren konnte, als sie
die Thüre hinter sich zuzog; und wenn ich trotz meiner Müdigkeit lange nicht
schlafen konnte, so war sie die einzige Ursache.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, stand ich sogleich auf, um die
merkwürdige Stadt zu besehen; denn das Wunderbare hat mich von jeher mit
eigener Gewalt angezogen, und jetzt fiel mir ein, daß ich mich mitten in Thes-
salien befand, der wahren Heimat aller magischen Künste und Zaubereyen,
in einem Lande, von welchem die ganze Welt wie aus einem Munde lauter
Wunder erzählt. Nichts, was ich ansah, kam mir natürlich vor, sondern mir
war es, als sey alles verheert und verwunschen ¹⁾; als ob die Steine eigent-
lich Menschen wären wie ich; die Vögel sangen so sonderbar; die Bäume mit
ihren rauschenden Blättern und Zweigen schienen mir so unheimlich, und ich
konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Brunnen eigentlich aus
Menschenherzen hervorsprängen. Jeden Augenblick glaubte ich, die Statuen
und Bildsäulen müßten einher schreiten, die Wände reden, die Thiere müß-
ten anfangen zu wetsagen ²⁾, und vom Himmel sich ein Orakel vernehmen
lassen.

So ging ich mit ängstlichen Ahnungen, wie in einem Rausch durch Stra-
ßen und über Plätze, ohne recht zu wissen, was ich wollte und sollte. Aber
mir begegnete nichts Ungewöhnliches; alles blieb in seiner natürlichen Ord-
nung. So war ich endlich auf den Marktplatz gekommen: da zog eine Frau
meine Aufmerksamkeit auf sich, die von einem großen Gefolge umgeben war.
Dieß und das Gold, womit ihre Ohren geschmückt und ihre Kleider ge-
stickt waren, ließ eine vornehme Dame in ihr erkennen. Ich eile näher, um
sie zu sehn. Da erblickt mich ein Greis, der ihr zur Seite ging, und ruft: „Ja
er ist es, wahrhaftig, es ist Lucius,“ und damit eilte er auf mich zu und umarmte
und küßte mich. Darauf flüsterte er der Dame etwas ins Ohr. Diese blieb stehen,
sah mich an, und fragte freundlich: „Nun kommst du nicht, deine Verwandte zu
begrüßen?“ Ich ward über und über roth, stand verlegen da, und wußte nicht,
was ich sagen sollte. Sie ließ das Auge mit Wohlgefallen auf mir ruhen, und
sagte endlich: „Wahrhaftig, ganz das schöne Ebenbild seiner edlen, herrlichen
Mutter Salvia; die schlanke Regelmäßigkeit, das blonde Haar, die blauen,
leuchtenden Augen, die ganze Haltung der Mutter.“ Dann kam sie auf mich
zu, umarmte und küßte mich, und sagte: „Ich habe dich auf diesen Armen
getragen, mein Lucius; bin ich doch mit deiner Mutter nicht nur verwandt,
sondern mit ihr erzogen, ja wir haben die nemliche Milch getrunken; denn wir
sind Beyde aus der Familie des Plutarch, und haben die nemliche Amme ge-

¹⁾ Verwunschen ist kein Provinzialismus, sondern eine unentbehrliche Form, wenn
verwünschen so viel heißt, als verheeren; ein verwünschtes Thier ist etwas ganz an-
deres, als ein verwünschenes Thier. Es wäre mir lieb, wenn die Anmerkung über-
flüssig wäre.

²⁾ Valerius Maximus sagt wirklich Cap. V. 5.: Im zweyten punischen Kriege war es
allgemein bekannt, daß der Ochs des Cn. Domitius sagte: (cave tibi Roma) „Nimm
dich in Acht, Rom.“

habt. Das Band der wärmsten Schwesterliebe verbindet uns, und es ist nie ein anderer Unterschied zwischen uns gewesen, als der des Ranges; denn ihr Gatte bekleidete die ansehnlichsten Staatsämter, der meinige lebte im Privatstande. Kennst du mich denn gar nicht mehr? Ich bin ja Byrrhaena, deren Namen du so oft von den Deinigen mußst gehört haben. O komme nur gleich zu mir, und thue, als ob du zu Hause wärest.“

Bescheiden erwiderte ich: „Wolle das nicht, liebe Mutter, daß ich meinen Gastfreund Milo verlasse, der mir keine Ursache zur Klage gegeben, sondern mich auf das freundlichste empfangen hat. Aber so oft ich wieder in diese Stadt komme, will ich nie in einem andern Hause wohnen, als in dem deinigen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Thränensee.

Von Carl Baldamus.

Wo ist denn der Ager so fröhlich und grün?
Drauf fand ich ja Blumen und Kräuter sonst blüh'n,
Da weideten harmlos die Lust und der Scherz;
Sie spielten wie Lämmer auf würzigem Plane,
Und tauchten in Liebe das kindliche Herz.
Sprecht, sind sie gestorben? Ach! Grauses ich ahne!

Sonst grüßte der Morgen die heitere Trift,
Der Abend gab Träume zur bräutlichen Gift,
Die Sterne bezogen die minnige Nacht;
Nun seh' ich den Morgen die Grüße sich sparen,
Kein Traumbild wird förder am Abend gebracht,
Nuch klanglos die Sterne die Kreise befahren.

Verlassen die Vögel ihr heimisches Nest,
Jagt ernst sie der Nord nach dem wärmeren West,
So bleibt von der Wohnung doch immer die Spur;
Sie hängt dann als Trümmer in grünenden Zweigen,
Und würde auch herbstlicher noch die Natur,
Kann man sie doch trauernd dem Grabe vergleichen.

Hier schau nach dem Neste vergebens ich aus,
Wer tilgte so feindlich das muntere Haus?
Es zeigt sich dem Auge ein düsterer See.
Wo jüngst ich noch muthige Wünsche gefunden,
Da ruft wie ein weinendes Echo das Weh,
Mit Flören sind selber die Wellen umwunden.

Bernimm denn, o Wandrer! den schwarzen Bericht,
Das Gräßlichste, glaub' mir, verhehl' ich dir nicht,
Damit du es warnend verkündest der Welt.
Die Trift ist versunken, vom Fluche getroffen,
Bald wurde zum See auch das blumichte Feld,
Doch stehet sein Spiegel dem Wimpel nicht offen.

Die Thränen des Fehles sie wuchsen zur Flut,
Nur mangelt dem Gusse die gärtliche Blut,

Es fühlet das Wasser wie schneidender Schnee,
Was immer sich nahet dem graufigen Becken,
Ob Blume, ob Vogel, ob Freude, ob Weh,
Sie müssen sich lautlos wie Leichen verstecken.

Schon birget die Wünsche das feindliche Meer,
Die Wohnung der Liebe ward öde und leer,
Dahem saß allein noch in Trauer die Schuld;
Sie suchte nach Sträußen, nach Kränzen vergebens,
Es fehlte dem Strande die duftige Huld,
Es sanken verdorret die Zierden des Lebens.

Und wie sie so spähte, ergriffen vom Leid',
Da sah ein Gesträuch sie im herbstlichen Kleid,
Mit Früchten, die lächelten rosig und frisch;
Es schienen ihr Äpfel voll labender Fülle,
Sie pflückte sie eilig, und schmückte den Tisch,
Doch Asche entdampfte der reizenden Hülle.

Mit Asche des Grabes erschreckendem Bild'
Ward strafend das brünstige Sehnen gestillt,
Zum bräutlichen Mahle lud dräuend der Tod.
Da regten im See sich die dunkelnden Wellen,
Es wurde das Ufer so abendlich roth,
Gleich Kerzen, die schweigend die Wahre erhellen.

Drauf stürzte zum See hin mit glühender Hast
Die Schuld, und versenkte die drückende Last
Tief unter dem Wasser, das salzig und kalt.
Es brausten die Wogen vom rasenden Falle,
Es wandelte schnell sich der Todten Gestalt,
Sie hob sich versteinert als blut'ge Koralle.

So steht sie noch heute am Ufer des See's,
Gibt von sich erschreckliche Töne des Weh's,
Wenn kofend die Welle die Brust ihr berührt.
Gebrochene Schwüre die Ufer umlaufen,
Der Wahnsinn die scheuen und flüchtigen führt,
Um hier sie im dunkelnden Wasser zu taufen.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im December 1827.

*) Der Enthusiasmus der Pariser mit den englischen Schauspielern ist schon verflo-
gen. Die erste Neugierde ist befriedigt, und der Zulauf hat bedeutend abgenommen.
Nur wenn die talentvolle Miss Smithson spielt, finden sich noch Leute bey den Vor-
stellungen ein, die wieder im Odeon Statt finden, wo sie begonnen hatten. Neu-
lich wurde in diesem Theater König Lear gegeben, aber so verstümmelt, daß man
dieses Meisterstück Shakspear's kaum wieder erkennen konnte; ein Verfahren, das bey
Engländern doppelt auffallend war, da man von ihnen eine solche dramatische Ent-
weihung am wenigsten erwartete. Der König von Frankreich und der Hofnarr sind als
überflüssige Personen ganz weggelassen, und mehrere Scenen und Monologe von frem-
der Hand eingeschaltet, um das Stück für die Bühne brauchbar zu machen. Ein

irländischer Dichter, Namens *Nahum Tate*, formte im Jahr 1681 dieses Trauerspiel gänzlich um, und nach dieser Bearbeitung wird es auf den englischen Bühnen dargestellt. Merkwürdig ist die Vorrede zu dieser Bearbeitung, in welcher der Bearbeiter Rechenenschaft über sein Verfahren ablegt, und über die gänzlich veränderte *Katastrophe*, die fast einen glücklichen Ausgang hat. Es läßt sich nichts Widersinnigeres denken, als das *Raisonnement*, womit der Bearbeiter seine Veränderungen zu beschönigen sucht. *Colman* ließ 1768 dieses Trauerspiel in *Coventgarden* mit der ursprünglichen *Katastrophe* aufführen, aber dieser Versuch mißfiel den Zuschauern. Im Jahre 1808 durchsah und verbesserte der berühmte *John Kemble* nochmals die Bearbeitung des irländischen Dichters, und nach dieser letzten Version wird das Stück in England gespielt. Im *Odeon* wurde es mit der ursprünglichen *Katastrophe* dargestellt. *Tierry* spielte den König *Lear* sehr mittelmäßig, und in der Verfluchungsscene strengte er seine Stimme so sehr an, daß sie ihre natürlichen Grenzen überschritt, was eine üble Wirkung hervorbrachte. Besser gelang ihm die Darstellung des Wahnsinns des alten verstorbenen Königs, besonders in den Momenten der Ruhe, wo der zurückgehaltene Schmerz den Greis zu überwältigen scheint, und ihm so rührende Worte abpreßt. Was von *Shakspeare* in diesem Trauerspiele übrig blieb, verfehlte, selbst bey den vielen Mängeln dieser Darstellung, den Eindruck nicht, den alle Worte dieses erhabenen Genius auf das Gemüth hervorbringen, nur konnte man sich nicht eines mitleidigen Lächelns enthalten, wenn die Einschüßel des „irländischen Dichters“ zum Vorschein kamen, die noch obendrein zuweilen ungebühlich lang waren. *Miß Smithson* bewährte in der Darstellung der *Cordelia* den Ruhm, den sie sich als *Julia*, *Ophelie*, *Desdemona* und *Jane Shore* mit so vielem Recht erworben hatte. Einfach und natürlich war ihr Spiel, wie der Ausdruck kindlicher Liebe, der sich selbst in der Verkennung nicht verläugnet. Jeder Charakter, den sie darstellt, im Trauerspiel wie im Lustspiel, trägt das Gepräge des reifsten Studiums über das innere Wesen desselben und der glücklichsten Auffassung. Ihr Talent ist so vielseitig, daß sie in gleichem Maße zu rühren oder zu erschüttern versteht, zu ergehen oder zu ermuntern, wie es ihre Rolle erfordert. Kurz sie ist unter den jüngern Schauspielerinnen eine der seltensten Erscheinungen, die wir je gesehen haben, und die so leicht keine Nebenbuhlerin finden wird.

Das neue Lustspiel im *Théâtre français*, „die Heirat aus Eignenutz“ (*Le mariage d'argent*) von *Scribe*, machte kein besonderes Glück. Das schöne *Baudeville* desselben Verfassers, „die Heirat aus Vernunft“ (*Le mariage de raison*) verleitet ihn wahrscheinlich zu diesem Seitenstück, dessen Handlung zu weit ausgesponnen ist, um irgend ein Interesse zu erregen, und dem es ganz an jenem regen Leben fehlt, das die kleinern Stücke dieses Dichters so sehr auszeichnet und ihnen so viel Reiz gibt. Das ganze Lustspiel ist eine verworrene Zusammenhäufung von Scenen, die ohne nothwendige Verbindung nur locker zusammen hängen, und aus welchen die dürftige *Moral* zuletzt hervor geht, daß man des Geldes wegen keine Heirat schließen müsse, was man auf kürzerm Wege als durch drey lange Acte viel leichter hätte erfahren können. Der Dichter that Unrecht, aus seiner *Sphäre* heraus zu treten, in der er sich mit so vielem Glück bewegt, und hoffentlich wird er auf die vorige Bahn bald wieder zurück kehren, die für ihn so reich an glänzenden Triumphen war, und die auch sein Lebensglück begründete, denn *Scribe* könnte schon jetzt gemächlich von dem Ertrag seiner Stücke leben. Ein solches glückliches Loos genießen hier mehrere Dichter, die bey „der Theilung der Erde“ nicht zu kurz gekommen sind, und die daher auch mehr auf Erden als im Himmel leben, und von *Jupiters* Einladung keinen Gebrauch machen, da sie bey den *Pariser Tafeln* weit besser bewirthet werden, als im Haine der *Musen*, wo es nur *Ambrosia* und *Rosendüfte* gibt.

Im *Théâtre des Nouveautés* wurde ein *Faust*, von *Theaulon* gegeben, der weit pffigger als sein Meister war, denn er zerriß den *Contract*, nachdem er empfangen, was er gewünscht hatte. Da keine Zeugen bey dem Abschluß des *Contract*s zugegen waren, so hat der *Teufel* den Prozeß verloren, was eine ganz neue Erfindung ist, da der Fürst der Finsterniß sonst doch sehr vorsichtig zu seyn pfflegte. Dieses Machwerk setzte anfangs ganz *Paris* in Bewegung, denn man glaubte allgemein, es sey eine

Nachahmung von Göthe's bekanntem Werke, bis einige Journale diese seltsame My-
stification aufklärten und diesen neumodischen Faust sehr unglimpflich behandelten, in-
dem sie die Abgeschmacktheiten dieses Stückes und die gänzliche Verunstaltung der so
schönen und lehrreichen Fabel gründlich darlegten. Es erschien bey dieser Gelegenheit ein
sehr geistreicher Aufsatz im Globe, in welchem die Tendenz des Göthischen Werkes mit phi-
losophischer Auffassung und klarer Einsicht entwickelt wurde, und wir glauben kaum,
daß in Deutschland etwas Treffenderes über diese Dichtung geschrieben worden ist. Das
ist der einzige Gewinn, der uns von dem falschen Faust übrig geblieben, der neben
den falschen Wanderjahren in verdiente und gerechte Vergessenheit versunken ist, nach-
dem er wie diese einige Zeit lang etwas Lärm gemacht, den müßigen Pöbel belustigt,
und einer Schmutz-Buchhandlung einigen Vortheil eingebracht hatte.

(Der Schluß folgt.)

C o n c e r t.

Hr. Joseph Slawik trat Dinstags, den 5. Februar, in einer musicalischen Aca-
demie im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore abermals mit seinen Variationen
auf, welche schon im landständischen Saale ihm den Beyfall des Publicums erworben
hatten. Aufrichtig gesagt, im Theater tritt ein ganz anderer Fall ein. Das akustische
Verhältniß ist viel richtiger, denn die vielen Decorationen und Coulissen, so wie der
Bau des Theaters selbst verschlingen den Nachhall, und dadurch wird ein großes Miss-
verhältniß vermieden, nemlich das der falschen Repercussion. Aber eben deshalb treten
auch manche Verhältnisse in einen noch zarteren Reflex. Dieß wollen wir nicht als einen
Tadel für den jungen Violin-Virtuosen gesagt haben, sondern unsre Absicht ist auch
hier nur, ihn auf die Vermeidung greller Effecte aufmerksam zu machen. Sein schönes
kühnes und doch gelungenes Spiel erhielt allgemeine Anerkennung, denn auch im Thea-
ter waren der Kenner des Violinspiels Viele zugegen. Seine gewagten Sprünge
contrastirten recht gut gegen sein getragenes, so wie sein polyphonisches Spiel oft Stau-
nen erregte; sein Staccato imponirte. Er erhielt stürmischen Beyfall, und wurde ge-
rufen. Hierauf spielten Hr. Link und Hr. Heilingmayer ein Duo für Pianoforte
und Harfe von Kalkbrenner. Der Erstere zeigte sich brav im Fortepiano-Spiel, der
Letztere excellirte auf der Harfe, denn hier in Wien sind große Harfenspieler sehr selten,
und daher wäre dem jungen Manne zu wünschen, daß er einen großen Spieler zum
Muster nehmen könnte. Ein Quartett von Eisenhofer wurde von den H. H. Schu-
ster, Borschitzky, Kuprecht und Husch recht brav gesungen und gut aufgenommen.
Sie wurden gerufen.

Hierauf folgte abermals eine Einleitung und Variationen, welche auf der Rei-
nischen Aol-Harmonica von Hrn. Link gespielt, und von der Harfe accompa-
nirt wurden, und ein neues Rondo für die Violine, componirt und gespielt von Hrn.
Slawik, machte den Beschluß. Ein etwas heiterer Styl zeichnete diese Composition aus,
und Hr. Slawik zeigte hier abermals seine Bravour und Gewandtheit auf der Geige.
Überraschend waren seine kühnen Doppelgriffe, welche oft im schnellsten Passagen-Tempo
gemacht wurden, so z. B. Triolen in Terzen, Decimen ic. Die allgemeinste Anerkenn-
nung wurde dem jungen Virtuosen, und ein zweymaliges Hervorrufen bezeugte ihm die
freudige Theilnahme.

C o n c e r t = A n z e i g e.

Morgen, Sonntags, den 17. Februar, um die Mittagsstunde, wird Hr. Bernard
Komborg im Saale der n. ö. Herren Landstände ein zweytes Concert geben, in wel-
chem er sich mit einem neuen Concert (in E-dur) für das Violoncell mit Begleitung des
Orchesters, von ihm selbst componirt, so wie auch in einer von ihm selbst componirten
Idylle lyrique norvégienne hören lassen wird. Cherubini's Overture zu Anacreon
wird das Concert eröffnen, Ute. Josephine Fröhlich eine Kossinische Arie mit Chor
singen, und Ute. Leopoldine Blahetka von ihr componirte Bravour-Variationen
über ein ungarisches National-Thema auf dem Pianoforte mit Begleitung des Orche-
sters spielen. Die Gelegenheit, diesen berühmten Meister noch einmal zu bewundern,
wird ohne Zweifel den Kunstfreunden höchst willkommen seyn. Eintrittskarten zu 5 fl. W.W.
sind in der Musikhandlung des Hrn. Tobias Haslinger am Graben, und am Tage
des Concerts an der Cassa zu haben.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

D i n s t a g , d e n 19. F e b r u a r 1828.

22

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

(F o r t s e t z u n g .)

Das Lachfest zu Hypata.

(F o r t s e t z u n g .)

U n t e r d i e s e n u n d ä h n l i c h e n G e s p r ä c h e n w a r e n w i r b e y i h r e r W o h n u n g a n g e l a n g t . W i r k a m e n i n d a s p r a c h t v o l l e G e b ä u d e ü b e r e i n e n g e r ä u m i g e n V o r h o f , d e n h e r r l i c h e S ä u l e n g ä n g e z i e r t e n , u n d S t a t u e n s c h m ü c k t e n , w e l c h e g e s c h m a c k v o l l i n d e r M i t t e u n d a n d e n E c k e n a n g e b r a c h t , u n s b e y m E i n t r i t t g l e i c h s a m e n t g e g e n z u s c h r e i t e n s c h i e n e n . B e r w u n d e r t f l o g m e i n B l i c k ü b e r d i e r e i c h e P r a c h t . B y r r h e n a b e m e r k t e e s u n d s a g t e : „ B e t r a c h t e d a s A l l e s a l s d a s D e i n i g e , m e i n L u c i u s . “ D a s G e f o l g e v e r l i e ß u n s , u n d w i r t r a t e n i n i h r G e m a c h , w o e i n D i a n e n b i l d a u s p a r i s c h e m M a r m o r i h r e m S o f a g e r a d e g e g e n ü b e r s t a n d .

A l s w i r a l l e i n w a r e n , e r g r i f f s i e m e i n e b e y d e n H ä n d e , u n d s a g t e : „ O b e y d i e s e r k e u s c h e n G ö t t i n n , m e i n L u c i u s , w i e b i n i c h u m d i c h i n S o r g e ! n i c h t a n d e r s a l s o b d u m e i n e i g e n e s K i n d w ä r e s t ! N i m m d i c h i n A c h t , o i c h b i t t e d i c h , n i m m d i c h a u f ' s s o r g f ä l t i g s t e i n A c h t v o r d e n K ü n s t e n u n d R ä n k e n j e n e r P a m p h i l e , b e y w e l c h e r d u w o h n s t . S i e s t e h t i m R u f e d e r H e r e r e y u n d s o l l e i n e M e i s t e r i n n s e y n i n a l l e r Z a u b e r e y u n d N e c r o m a n t i e ; s i e b r a u c h t n u r g e w i s s e Z w e i g e , K l e i n e S t e i n c h e n u n d d e r g l e i c h e n u n b e d e u t e n d e D i n g e a n z u h a u c h e n , u m a l l e s L i c h t d e s H i m m e l s i n d e n A b g r u n d d e r H ö l l e u n d d a s a l t e C h a o s z u b e g r a b e n . “

„ Z u d e m e n t b r e n n t s i e , s o b a l d s i e e i n e n s c h ö n e n J ü n g l i n g s i e h t , u n d w e i ß s e i n H e r z s o s ü ß z u b e s c h m e i c h e l n , d a ß e r a l l e B e s i n n u n g v e r l i e r t , u n d n u r i n L i e b e f ü r s i e l e b t . A b e r d i e i h r e n L o c k u n g e n w i d e r s t e h e n , d i e w e r d e n i n S t e i n e o d e r T h i e r e v e r w a n d e l t , w e n n s i e i h n e n n i c h t g a r d e n T o d g i b t . D a r u m z i t t e r e i c h f ü r d i c h , m e i n L u c i u s , u n d b i t t e d i c h i n s t ä n d i g , n i m m d i c h i n A c h t ! D e n n w i e g e s a g t , s i e i s t v e r l i e b t , u n d w i e d u g e s e h e n h a b e n w i r s t , j u n g u n d s c h ö n d a z u . “

S o s p r a c h B y r r h e n a m i t ä n g s t l i c h e r S o r g f a l t m i r z u . I c h h ö r t e i h r e W o r t e m i t e i n e m G e m i s c h v o n A n g s t u n d F r e u d e . M e i n e E i n b i l d u n g s k r a f t , d i e v o n j e h e r m i t Z a u b e r e y e n u n d d e n g e h e i m e n K r ä f t e n d e r N a t u r n e u g i e r i g g e s p i e l t

hatte, wurde aufs höchste entflammt, als ich hörte, wie nahe an der Quelle ich war. Ich fühlte mich in der innersten Seele hingezogen; aber die Furcht hielt mich wieder zurück. Ich war in einer Unruhe, daß ich es nicht länger aushalten konnte, sondern sobald wie möglich von Byrrhenen mich losmachte, und mit raschen Schritten gerade nach Milo's Hause ging.

„Nun sey auf deiner Hut, Lucius,“ sprach ich zu mir selber, „nun nimm dich in Acht!“ Die Gedanken durchkreuzten sich in meinem Kopf. Daß ich mich in meine Hausfrau verlieben sollte, da war mir nicht bange; dazu hatte die hübsche Fotis zu sehr im ersten Augenblick mein ganzes Herz gewonnen, und mir fiel so mancher kleine Nebenumstand ein, der hinlänglich zu beweisen schien, daß auch ich ein Pläschen in dem ihrigen hatte. Und nun galt es ja, gegen Pamphile's Künste mich auf alle Weise zu schützen. Hätte ich einen besseren Vorwand finden können, mich rücksichtslos meiner ganzen Liebe zu dem schönen Kinde hinzugeben? Vielleicht war das sogar der kürzeste Weg, hinter die Geheimnisse zu kommen, nach welchen mich die Neugier verzehrte. „Quod bonum felix faustumque sit“¹⁾, rief ich vergnügt aus, als ich mit diesen Betrachtungen zu Rande war; und eilte mit beyden Füßen gerade auf die Seite los, für welche ich mich entschieden hatte²⁾.

Glücklicher Weise fand ich weder den Milo noch seine Frau zu Hause, sondern nur meine liebe Fotis, welche in einem reinlichen schneeweißen Kleide und rother Binde mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war. Ich blieb stehn vor Überraschung und Freude; mein Herz schlug, mir brannten alle Adern. Ich glaubte jetzt zum ersten Mal ganz zu sehn, wie unendlich reizend das holde Geschöpf war; vollends ihr üppiges reiches Haar nahm mir alle Besinnung; denn das Haar ist immer das Erste, worauf ich sehe, und was mich am eiladendsten verlockt. Das Haar ist der erste Artikel der Schönheit; das ist bey mir eine entschiedene und ausgemachte Sache; denn dieser köstliche Theil eines schönen Leibes liegt immer ganz offen vor uns da, und fällt zuerst ins Auge. Was ein geschmackvolles Kleid für den Leib, das ist für das Haupt die natürliche lebendige Umhüllung des Haares. Doch sagt das Bild noch zu wenig; denn das Gewand kann man allenfalls ablegen, und die Schönheit bleibt oder gewinnt noch; die durchsichtige Röthe der feinen Haut kann es gar wohl mit dem Goldstoff des reichsten Kleides aufnehmen. Aber — der bloße Gedanke ist eigentlich schon eine Sünde, und alle Götter verhüten, daß er je zur Wirklichkeit werde — wenn ein Weib ein Wunder von Schönheit wäre, und du nimmst ihr das Haar: so ist all ihr Reiz mit einem Mal hin; und wäre sie vom Himmel gekommen, und aus dem Meere gestiegen; wär' es die Venus selber, umgeben von allen Grazien, und dem ganzen Völkchen der Amoretten, und geschmückt mit ihrem Gürtel, in dem alle Reize verborgen liegen; und duftete sie wie Bisam, und träufelte sie von Balsam — wenn sie mit einem kahlen Kopfe käme, — nicht einmal ihrem Vulcan könnte sie mehr gefallen. Aber was soll

¹⁾ Eine Redensart, die man häufig gebrauchte zur Abwendung jedes bösen Omens, und selbst als eine gute Vorbedeutung; ungefähr, wie wenn wir sagen: Gott gebe seinen Segen dazu!

²⁾ Wenn im römischen Senate die Zeit zum votiren zu kurz war, so sagte der Redner: „Wem das heilsam und dienlich scheint, wohlan denn, der trete auf die rechte Seite!“ Und so gaben die Füße das votum, das hieß: einer Meinung *ben t r e t e n*, *pedibus ire in sententiam*.

man erst von der reizenden Farbe und dem eigenen natürlichen Glanze des Haares sagen; wenn es lebhaft im Sonnenlicht an den Rändern gleichsam sprüht, und weiterhin wie umschattet, sanft schimmert, und in allen Abstufungen des Colorits gleich lieblich, bald wie blankes Gold strahlt, bald in das zarte Helldunkel der reinen Honigfarbe sich verliert; oder wenn es rabenschwarz glänzend, wie ein bunter Taubenhals in die lichtereren Tinten hinüber spielt; oder wenn es mit arabischer Myrrhe geneht, und von dem scharfen Kamm gescheitelt, nach hinten zusammen geschlagen, dem Auge des Liebenden gleich einem Spiegel sein Bild verschönt zurückwirft; wenn es in unendlicher Fülle sich über dem Scheitel zusammen drängt, oder in reichen üppigen Locken breit über den Rücken hinab strömt? Ja von so hoher Bedeutung ist das Haar, daß ein Weib, und träte sie in den köstlichsten Gewanden, in Gold, Juwelen, und dem gewähltesten Schmucke einher, nicht einmal für angezogen gelten könnte, wenn sie versäumt hätte, das Haar zu ordnen.

Aber bey meiner Fotis erhöhte gerade die anscheinende Kunstlosigkeit und gesuchte Nachlässigkeit die Anmuth; ihr reiches Haar senkte sich schwer und los vom Hinterhaupte herab, drängte sich um den Nacken, und war gegen das Ende einfach geflochten wieder hinauf geschlagen, und auf dem Köpfschen in einen Knoten geschlungen. Ich konnte dieß beynah schmerzliche Vergnügen nicht länger aushalten, sondern nahte leise, und über sie hingebogen drückte ich ihr mitten auf den Scheitel, von wo das Haar wie aus einem reichen Born nach allen Seiten ausströmt, einen heißen Kuß. Sie fuhr zusammen, bog den glänzenden Nacken anmuthig herum, und indem sie mich mit schlaun leuchtenden Augen ansah, sagte sie lächelnd: „Nimm dich in Acht! Weißt du nicht, wie gefährlich ein Kuß ist? Der Schmetterling, der ins Licht fliegt, verbrennt sich; und zu viel Honig verdirbt den Magen.“ Aber ich erwiederte lachend: „Sorge nicht! Die Liebe hat ihre Helden, wie der Krieg; und ich wäre im Stande für einen Kuß von dir mitten ins Feuer zu springen.“ Und damit hielt ich sie umfaßt, wie sie sich sträubte, und unsere Lippen begegneten sich.

Aber wozu brauche ich die ganze Biographie meiner Liebe im Detail zu erzählen? Genug, sie sagte völlig die Wahrheit, wenn sie ausrief, indem sie sich von mir losmachte: „Armer Junge, ich glaube wirklich, du brennst schon lichterloh;“ und es ging ihr vom Herzen, was sie hinzu setzte: „Wahrhaftig, du dauerst mich.“

So war es, ohne daß wir es merkten, Mittag geworden, und mit ihm kamen Gastgeschenke, die mir Byrrhena sandte: Geflügel, Wild, und ein Fäßchen alter Wein ¹⁾, nebst einer Einladung zur Tafel auf den folgenden Tag. Der Wein kam gerade zu rechter Zeit; ich trank meiner Fotis den ersten Becher zu, auf das fröhliche Gedeihn unserer jungen Liebe; und sie nippte mit den feinen Lippen von dem Dargereichten, und mich anblickend mit den schönen Augen schlürfte sie langsam tropfenweise von dem köstlichen Getränk.

Die Nachhausekunft meines Wirthes machte diesem epikurischen Frühtrank ein Ende. Der übrige Theil des Tages verging mit Spazirengehen, Baden, und an der Tafel meines Wirthes, wo ich eingedenk der Warnung Byr-

¹⁾ Fremden Bekannten und Freunden Geschenke zu schicken forderte die Sitte. Statt „Fäßchen“ steht im Original Cadus, ein ovales Weingefäß, das etwa 36 Kannen hielt.

rhenas, um meine Augen vor Pamphile's Reizen auf alle Weise zu verwahren, sie desto länger auf der Kleinen Fotis ruhen ließ, die mit gewandter Geschäftigkeit die Bedienung besorgte.

Des andern Tages bereitete ich mich, Byrrhena's Einladung zu folgen. Meine Fotis entließ mich nicht ohne Sorge, und ermahnte mich noch an der Thüre, mich ja nicht zu verspäten, sondern bey Zeiten nach Hause zu kommen; „denn,“ sagte sie, „die Stadt ist durch Parteyungen beunruhiget, und die öffentliche Sicherheit gefährdet. Es ist nichts Seltenes, mehr als einen Todten auf der Straße liegen zu sehen, und du als ein Reicher und Fremder bist doppelt jeder Gefahr ausgesetzt“¹⁾. Aber ich beruhigte sie: „Seh ohne Sorge, liebe Fotis; ich komme gewiß bald zurück; überdies bin ich nicht unbewehrt, sondern habe meinen kleinen Stoßdegen bey mir, mit dem ich mich wohl zu vertheidigen denke, wenn es Noth thut.“ Somit ging ich.

Ich traf eine große Gesellschaft, die Blüthe der ganzen Stadt versammelt. Alles war kostbar und zeugte von eben so viel Geschmack als Pracht. Über die elfenbeinernen Sofas breiteten sich goldgestickte Teppiche; die Speisen waren ausgesucht köstlich, die Trinkschalen von den verschiedensten Formen, aber gleicher Schönheit und gleichem Werth; theils von glänzendem Glas mit künstlichem Bildwerk, theils aus geschliffenem und geschnittenem Krystall, von weißem Silber, oder rothem Gold, und künstlich ausgehöhltem Bernstein. Was man sich nur denken kann, war da. Glänzend gekleidete Bediente machten die Vorschneider; reizende Mädchen dienten; Knaben mit schön gekräuselten Locken reichten den Wein herum.

Mit den angezündeten Lichtern wurde das Tischgespräch lebhaft und allgemein. Ein Scherz erregte den andern, ein Witz begegnete dem andern; es wurde gescherzt, gelacht, und der heiterste Frohsinn herrschte an der Tafel. „Nun wie gefällt es dir in unserm Vaterlande?“ erkundigte sich Byrrhena.

Ich ergoß mich in das Lob der Stadt: „Ich gestehe, daß ich mich trotz der Furcht vor den Hexen und Zaubereyen, die Jeden ergreifen muß, der zum ersten Male hieher kommt, niemals so frey und froh gefühlt habe.“

„Wenigstens,“ nahm Byrrhena das Wort, „was Tempel, Bäder, überhaupt Werke der Architektur anbelangt, hat Hypata vor den thessalischen Städten unbedingt den Vorzug; und an allem, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört, steht es gewiß keiner andern nach. Wir genießen einer ruhigen Freyheit; der fremde Geschäftsmann findet hier den lebhaften Verkehr der Hauptstadt, und der ruhige Privatmann die Stille des Landlebens; so ist Hypata ein wahrer Lustsitz für die ganze Provinz, den Viele suchen, um eine Zeitlang ihrer Neigung zu leben“²⁾.

Der Abend war unter Genuß und Gespräch auf das angenehmste verschwunden. Während die Gesundheiten ausgebracht und erwiedert wurden, wandte sich Byrrhena an mich: „Wir begehen morgen ein großes Fest, das unsere Stadt von ihrer Gründung an beständig gefeyert hat, das Fest, wodurch wir von allen Sterblichen allein dem heiligen Gott des Lachens mit un-

¹⁾ Die Rechte des Fremden waren bey weitem noch nicht so sicher gestellt, wie bey uns.

²⁾ Die Nachrichten der Geographen stimmen mit den Lobsprüchen, welche Hypata in diesem Märchen erhält, nicht zum besten überein.

gebundener, herzlicher Fröhlichkeit huldigen ¹⁾). Deine Gegenwart macht uns den Tag um so angenehmer. Es wäre sehr schön, wenn auch du einen artigen Scherz zur Ehre des Gottes erfännest, und so zu dem allgemeinen Freudenopfer beyträgest!“

„Wenn mir der Gott seinen Beystand nicht versagt,“ erwiederte ich, „an mir soll es nicht fehlen; ich wünschte nichts sehnlicher, als einer so erhabenen Gottheit ein würdiges Opfer zu bringen.“

Endlich da die Nacht schon hereingebrochen war, und ich fühlte, daß ich des trefflichen Weines etwas zu wenig geschont hatte, stand ich auf, nahm Abschied von Byrrhenen, und machte mich, nicht eden mit sehr festen und sicheren Schritten, sammt meinem Bedienten auf den Weg.

Es war stockfinster ²⁾, und wie wir um die nächste Ecke bogen, löschte ein plöthlicher Luftzug auch die Laterne aus, auf die wir uns noch verlassen hatten. So tappten wir durch die Finsterniß fort, und stießen uns die Zehen an den Steinen wund.

Wir taumelten durch manche StraÙe hin, bis wir endlich in die letzte einbogen, die zu unserer Wohnung führte.

Da stürzen auf einmal drey gewaltige, dickleibige Kerle mit aller Gewalt gerade auf unsere Thüre zu, und statt durch unsere Gegenwart sich irre machen zu lassen, strengen sie vielmehr alle Kräfte um so rüstiger an, so daß sie uns, und vorzüglich mir, natürlich als Diebe und Räuber von der ersten Classe vorkommen mußten. Ich reiÙe also, ohne mich lang zu besinnen, meinen Degen, den ich zur Vorsorge unter dem Rocke trug, aus der Scheide, werfe mich im Augenblick unter die Räuber mitten hinein, und stoÙe einem nach dem andern, wie sie sich entgegen stellten, den Degen bis ans Hest in den Leib, bis sie alle drey, von vielen tiefen Stichen durchbohrt, vor meinen FüÙen den Geist aufgaben. Der Lärm hatte meine Jotis aufgeweckt; sie riÙ die Thür auf, ich stürzte müd und keuchend von dem Kampf, und ganz mit Schweiß übergossen, ins Haus, warf mich wie ein anderer Herkules nach meinem Geryonssteg ³⁾, matt von der Züchtigung der argen Räuber, sogleich auf mein Lager, und schlief, vom Weine betäubt, unverzüglich ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Auch Pausanias spricht von diesem Feste; Plutarch erwähnt eines zu Sparta dem Gelächter geweihten Tempels, und erzählt, daß auch Lykurg eine Bildsäule diesem Gotte gesetzt habe.

²⁾ Die Straßen waren bey den Alten so wenig beleuchtet, als noch in unserer Zeit in Rom, und in den meisten Städten, wenn im Kalender Mondschein steht.

³⁾ Die Besiegung des dreyleibigen Königs Geryon ist eine der zwölf Arbeiten des Herkules. Wahrscheinlich gaben drey gleichnamige Brüder, die sich liebten, als hätten sie nur eine Seele, zu der Fabel Anlaß.

Sonett an Ottilie.

Was jagest du? O Theuro, weine nicht!
Wenn Rosen auch nicht unsern Pfad umblühen,
Wenn Schmerzen oft im bangen Herzen glühen,
Und Kummer unsrer Jugend Blüthe bricht:

O baut mit frommen Sinn, mit Zuversicht
Auf Gott! er schafft es, daß nach schweren Mühen
Uns einst des Harmes finstre Geister fliehen,
Und strahlend leuchten wird der Freude Licht!

Vertrau' nur ihm und seinem heil'gen Willen!
Zum Vater auf sey stets dein Blick gewandt:
Dann wird er auch des Kummers Thränen stillen.

Ja, sicher wandeln wir an seiner Hand!
Er wird der Zukunft Wonnen uns enthüllen,
Und segnend knüpfen treuer Liebe Band.

Etard Marquardt.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, im December 1827.

(S c h l u ß.)

Das Théâtre des Variétés gab ein sehr heiteres Vaudeville: „le vieux Gabelon“, das zu den Stücken gehört, in welchen das Pariser Volksleben mit treffenden Farben geschildert wird, Mißbräuche gegeißelt, und nützliche Wahrheiten im scherzhaften Gewande den Leuten eingepägt werden. Das Variétés ist besonders reich an solchen Stücken, die selten ihren Zweck der Erheiterung verfehlen, und die bey den Parisern auch besonders beliebt sind. Man muß lange in Paris gelebt haben, um diese Vaudevilles vollkommen zu verstehen, wozu eine bloße Kenntniß der Sprache nicht hinreichend seyn würde. So wird man schwerlich in einem Wörterbuche die Bedeutung des Wortes „Gabelon“ finden, ein Ausdruck, womit das Volk diejenigen Mauthbeamten bezeichnet, die bey den Barrieren die eingeschwärtzten Waaren in Beschlag nehmen. Der alte Gabelon in diesem Stücke ist der Schrecken aller Schleichhändler, und das Muster, wonach die Jüngern in seinem Fache sich bilden, und welches sie im Eifer nachzuahmen streben. Die listigen Streiche, die die Schleichhändler anwenden, um ihre Zwecke zu erreichen, werden in diesem Stücke sehr belustigend dargestellt, und höchst ergötzlich ist die Scene, wo die Mauthbeamten einen wirklichen Buckeligen anhalten und verhaften, da sie Kenntniß erhalten haben, daß ein Schleichhändler Spizen in einem falschen Buckel einschwärzen will. Das Ganze ist ein gelungenes Local-Gemälde, das sich gewiß lange auf der Bühne erhalten wird.

Die neue Oper im Theater Feydeau: „Masaniello“ Musik von Caraffa, erfreute sich eines großen und verdienten Beyfalls. Die bekannte Verschwörungsgeschichte des neapolitanischen Fischers ist zu dieser Oper sehr glücklich benutzt, und bot dem berühmten Tonsetzer Gelegenheit genug dar, sein vielfach erprobtes Talent in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Die ganze Introduction, die sämmtlichen Chöre und Finales, ein treffliches Duett im vierten Act und mehrere Arien brachten die imposanteste Wirkung hervor, und wurden mit stürmischem Beyfall aufgenommen. Die Direction wird sich bald für ihren großen Aufwand von Costumes und Decorationen entschädigt sehen, welches um so erfreulicher wäre, da dieses Theater mit seinen Neuigkeiten eine Zeit lang nicht sehr glücklich war.

Das Odeon hat mit seinem schwachen Sängers-Perfonale den unverzeihlichen Versuch gewagt, Mozart's „Don Juan“, in der französischen Übersetzung, auf die Bühne zu bringen, und der Erfolg war, daß man nach beendigter Vorstellung von allen Seiten den Ausruf hörte: Quelle Profanation! ein strenges, aber leider nur zu wahres Urtheil, von welchem jedoch das treffliche Orchester dieses Theaters und die unvergleichliche Sängerin Mad. Schüh, die in der Rolle der Zerline Mozart's erzürnte Manen gewiß versöhnt haben muß, eine Ausnahme verdient. Auch nur ihretwegen wird diese Oper noch fortwährend gegeben, und bey großem Zulauf, denn von allen Berlinerinnen im italienischen Theater, hat

noch keine diese Rolle in Gesang und Spiel mit so großer Vollendung ausgeführt, als diese treffliche Künstlerinn, auf deren Besitz jedes Theater stolz seyn darf und wahrlich zu beneiden ist.

Das Vaudeville hat durch den Tod seines Directors, Hrn. Dèsaugiers, einen doppelten Verlust erlitten, da dieser allgemein geschätzte Mann zugleich einer der glücklichsten Vaudeville-Dichter war. Der talentvolle komische Schauspieler, Bernard Léon, vom Théâtre Madame, folgt ihm in seinem Amte, wodurch diese Bühne auch einen vorzüglichen Künstler erhält. Wir sahen ihn neulich in dem Stückchen: Jérôme ou les deux époques, in welchem er die Rolle eines Sarkochs mit unnachahmlicher Laune gab. Da Brunet schon alt ist, und Potier die Bühne verlassen hat, so wird Bernard Léon gewiß bald der Liebling des Publicums werden, denn von den übrigen Schauspielern der kleinern Theater kann sich keiner mit ihm in komischer Auffassung der Volks-Charaktere messen. Das Vaudeville Jérôme gehört übrigens mehr zur rührenden als komischen Gattung, und hat mehrere Züge menschenfreundlicher Aufopferungen während der Schreckenszeit der Revolution, und in der Epoche der Auswanderungen zum Gegenstand. Die Schreckenszeit ist verschwunden, aber die Elemente derselben sind leider noch vorhanden, und werden bey den jetzigen Umständen wohl nicht so leicht zu zerstören seyn.

F.

Mayland, am 2. Hornung 1828.

Maskenfest des Herrn Grafen Anton von Batthyán, gefeyert
am 30. Jänner 1828 zu Mayland.

Ein herrlicher Gedanke war es, das gewählte, wohlhabende und ausgezeichnete Publicum der lombardischen Residenz zu einem Feste zu vereinen, bey welchem die Gesladenen Gelegenheit fanden, ihren Erfindungsgeist in Bewegung zu setzen, und ihren Reichthum mit Geschmack zur Schau zu tragen. Diesen Gedanken faßte der edle gastfreundliche Graf von Batthyán, und führte ihn so glücklich durch geschmackvolle und reiche Vorrichtung seines Hauses und durch die Vereinigung der ersten Bewohner dieser Stadt aus, daß das Andenken dieses, der anständigsten Fröhlichkeit gewidmeten Tages in Mayland lange nicht verlöschen wird. Es war am 30. Jänner dieses Jahres, an welchem sich gegen Abend ein großer Theil der Bevölkerung dieser Hauptstadt auf dem Corso und auf den Bollwerken nächst der Porta orientale einfand, um die äußere Beleuchtung des gräflich v. Batthyánschen Pallastes und Gartens zu bewundern, und wo möglich die anfahrenden und aussteigenden Masken zu betrachten, denn man wußte, daß an diesem Orte Reichthum und Gastfreundschaft mit Geschmack und Fröhlichkeit einen Bund geschlossen habe, um alles Schöne und Liebenswürdige der Hauptstadt zu versammeln. Es erschienen nach und nach Quadrillen, einzelne Masken, mitunter auch ernste Dominos; alle begaben sich über eine mit Blumen und Tapeten verzierte, geschmackvoll beleuchtete Treppe in den Saal, aus welchem die Quadrillen in eigene Zimmer gewiesen wurden, um sich gehörig zu ordnen. Nachdem die Gäste, beynahe 400 an der Zahl, beisammen, und die Quadrillen vertheilt waren, öffnete sich die Thüre des Saales, und der Geber des Festes erschien in einem reichen altdalmatinischen Anzuge mit einem silbernen Stabe in der Hand als Anführer des prächtigen Maskenzuges. Ein feyerlicher Marsch erscholl im Saale, und nun folgten die Quadrillen nach der Reihe. Vor allen erschien Rodrigo mit seinen sechs Helden, nach Manzoni's historischem Roman (promessi Sposi) gekleidet, an die sich Räuber aus den Abruzzen schlossen, diesen folgte ein Trupp Cosaken. Ein kleiner mit dem Schilde geschmückter Herold führte nun die Quadrille der Mathilde e Malec Adel, aus dem Romane der Mad. Cottin genommen, an, in welcher eine überauswunderschöne reiche Eleganz folgende Damen schmückte: die Herzoginn Visconti als Königin Berengaria, die Fürstin Nidda und die Gräfinn Julie Crivelli als Prinzessinnen von Monferat und Cypern, die Gräfinnen Ervenville und Torresani, die Marquise Tribulzi und die Frau

v. Mirabeaud, als Pelagia von Antiochien, Gräfinn Tolomeo, Markgräfinn v. Thyr und Salisbury; als Mathilde schloß diesen Zug die Tochter der Fürstin Nidda, wunderschön und reizend durch geschmackvolle Einfachheit. Diesem Bilde aus den Zeiten der Kreuzzüge folgte die Quadrille des Othello von 17 Personen beyderley Geschlechts vorgestellt. Das Costume war sehr getreu nach den Gemälden der Venetianer jener Zeit ausgeführt. Als Desdemona erschien Frau de Franchetti da Ponte, und als Damen die Marquisen Olivazzi, Peverelli und die Frauen Pedrolli Maineri und Damillo. Mit sehr gutem Geschmacke gekleidet, stellten sich acht Portugiesen aus Johann IV. Zeiten dar, unter denen sich die Gräfinn Paravicini d'Adda, und die Marquise d'Adda-Casani durch hohe Schönheit auszeichneten. Das an schönen Costumen reiche Rußland lieferte eilf Damen die Ideen zu ihren Anzügen, unter denen die Gräfinn Somoyloff, die Marquise Terzy, die Gräfinn v. Giulay und die liebliche junge Baronesse Hruschowsky aller Augen auf sich zogen. Am glänzenden Hofe der Mediceer, der aus zwölf Personen bestand, wurden vorzüglich die Gräfinn Martini, die Marquise Incesa und die Frauen v. Blondel, Lanzi, Bonacina und v. Krammer ausgezeichnet. Diesen folgten zwey Paare geschmackvoll gekleideter Slaven, unter denen man die M. Trotti Brunni und Litta Trotti bemerkte. Schöne Costume der griechischen Inselbewohner brachte die folgende Quadrille, unter denen Lady Mildmay und Gräfinn Uvari glänzten. An diese schloß sich ein Charletan mit seinem Gefolge, der seine Wunder=Curen anrühmte, und Anzeigen von Wundermitteln gegen alle Krankheiten austheilte. Mit diesem lustigen Gefinde wechselte sehr auffallend der ernste Zug der Römer und Römerinnen, in welchen man, die Frauen von Luini und Landriani betrachtend, die Überzeugung schöpfte, daß Schönheit auch im schlichsten Anzuge den Sieg davon tragen müsse. Zum Beschlusse des Quadrillen=Zuges langte endlich der Hof Franz I., Königs von Frankreich, an, der an Reichthum, Geschmack und Richtigkeit des Costumes keiner der vorigen Quadrillen nachstand. In diesem erschien als Königin Anna Freyinn v. Hruschowsky; als Diana v. Poitiers die Marquise Visconti d'Uragona; als Hofdamen die Prinzesse Belgiojoso und Gräfinn Agosti, deren Schönheit und feine Wahl des Anzuges allgemein bewundert wurde. Unter den übrigen Masken bemerkte man noch die vier ersten Maler der lombardischen Schule, und manche einzelne geschmackvolle, mitunter auch bizarre Costumes.

Sobald der Zug der Quadrillen den Saal und die Schau passirt hatte, gab eine Polonaise das Zeichen zum Tanze. Es mischte sich nun Alles durch einander, um Terpsichorens Freuden zu genießen. Kaum hatte man verschiedene Arten von Tänzen durchgetummelt, so zeigte sich ein Transparent im Saale mit der Inschrift: Le souper est servi. Die großen Flügelthüren öffneten sich, und man entdeckte eine herrlich beleuchtete Stiege, um in den zu ebener Erde befindlichen Speisesaal hinab zu steigen. Aus diesem Saale hatte man durch die Fenster die Aussicht auf den schön erleuchteten Garten. Über 150 Personen fanden an der Tafel Platz, die übrigen soupirten am Büffet.

Der humane und freygebige Herr des Festes, seine lebenswürdigen Töchter, die Gräfinnen Philippine und Eleonore, und sein Sohn Graf Casimir haben an diesem Abende durch Anmuth, Leutseligkeit und herablassende Dienstfertigkeit den schönsten Beweis der edelsten Bildung, die in diesem ungrischen Magnatenhause herrscht, abgelegt. Mayland ist stolz, einen solchen Gast in seinen Mauern zu besitzen, welcher der gesellschaftlichen Freude eine Nahrung zu verschaffen wußte, an der auch der Handel und Gewerbsmann Nutzen finden.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 21. Februar 1828.

23

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb, und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

(Fortsetzung.)

Das Lachfest zu Hypata.

(Fortsetzung.)

Mit der Morgenröthe erwachte ich aus einem tiefen Schlaf, und mit dem Tage kam Besinnung und Angst in meine Seele, indem ich meine Mordthat in der gestrigen Nacht überdachte.

Trostlos saß ich in meinem Bett, die Hände traurig über den Knien zusammen geschlungen, und Thränenströme brachen aus meinen Augen. Ich erblickte mich schon auf dem Markt und Gerichtsplatz, hörte mein Todesurtheil, und sah den Henker leibhaftig vor mir. Wo sollte ein so gutmüthiger Richter herkommen, mich frey zu sprechen, auf dem ein dreysacher Mord lag, an dem das Blut so vieler Bürger klebte? „Das ist also die ruhmvolle Wanderschaft, welche Diophanes mir so zuversichtlich prophezeit hat?“ rief ich aus, und jammerte laut auf, indem ich mein ganzes Unglück überdachte.

Da wurde es plötzlich laut auf der Straße; lärmend und schreyend pochte man an die Hausthür! Das Thor wurde mit Gewalt aufgerissen, und das ganze Haus war voll Gerichtspersonen und einer Menge Volks, die mit hineingeströmt war.

Zwey Viktoren legten auf Befehl der Obrigkeit sogleich Hand an mich, und nahmen mich in Empfang; ich dachte an keinen Widerstand. Wie wir auf die Straße kamen, drängte sich die ganze Stadt in unendlichem Gewühl vor uns, um uns, und hinter uns her. Aber, obgleich ich mit niedergeschlagenen Blicken traurig einherging, und den Kopf schon der Unterwelt entgegen hängen ließ, so konnte mir doch der unbegreiflichste und verwunderungswürdigste Anblick nicht entgehn; denn unter so vielen Tausenden war auch nicht ein Einziger, der nicht vor Lachen hätte vergehn wollen. Der Zug ging durch alle Straßen, und ich wurde, wie ein Opfethier am großen Sühnungsfest, durch alle Winkel der Stadt umhergeschleppt, bis man mich auf dem großen Marktplatz vor das Gericht stellte¹⁾.

¹⁾ Gerichte wurden öffentlich auf dem Marktplatz, mitunter auch in den freyen, ungeheuren Amphitheatern gehalten.

Schon hatten die obrigkeitlichen Personen auf der erhabenen Bühne ihre Plätze eingenommen; schon hatte der Herold Ruhe geboten, als auf einmal die ganze Versammlung mit einem Munde bat, man möchte wegen der übergroßen Masse des Volks, damit nicht etwa jemand in dem Gedränge Schaden nähme, das Schauspiel eines so außerordentlichen Gerichtes ins Theater verlegen ¹⁾.

Und damit drängte sich das Volk voraus nach dem Theater, und im Augenblick war im ganzen Schauspielhaus kein Platz mehr, ja sogar die Eingänge und das Dach gestopft voll Menschen. Einige hatten sich an den Säulen in die Höhe gearbeitet, Andere hingen an den Statuen, Andere steckten die Köpfe zu den Fenstern und Luftlöchern hinein; jeder drängte nur um etwas zu sehn, und kümmerte sich nicht um die Gefahr, die er dabey lief. Die Gerichtsdienere führten mich, wie ein Opferthier, über das ganze Proscenium, und stellten mich mitten in das Orchester.

Laut rief der Herold nunmehr den Ankläger vor; ein ällicher Mann stand auf, und nachdem die Wasseruhren gerichtet waren ²⁾, redete er also zu dem Volke: „Keine kleine Sache ist es, würdige Männer von Hypata, die hier verhandelt wird, sondern die auf die Ruhe und Sicherheit der ganzen Stadt einfließt, und durch ein abschreckendes Beyspiel für die Folge vom höchsten Nutzen seyn kann. Daher liegt euch ob, daß ihr Einer, wie Alle, genau Acht habt, wie es das Ansehn und die Würde der Stadt fordert, daß der verruchte Mörder nicht ungestraft seine Hände in dem Blute so vieler Bürger gebadet habe. Glaubt nicht, daß ein Privathass oder eine persönliche Feindschaft gegen ihn mich leitet; aber mir ist die Polizey-Aussicht über die Sicherheit der Nächte anvertraut; und ich meine nicht, daß einer von euch bisher Ursache gehabt habe, meine Wachsamkeit zu tadeln. So will ich denn die ganze Sache, wie sie sich heute Nacht zugetragen hat, treu berichten. Es war etwa gegen die dritte Nachtwache ³⁾, als ich mit der genauesten Sorgfalt die ganze Stadt, Thüre für Thüre, durchwanderte; da erblicke ich den entsetzlichen Menschen mit gezücktem Schwert eben mitten im Morden und Würgen begriffen. Drey schon waren seiner grausamen Wuth gefallen, und lagen mit blutigen, zuckenden Gliedern röchelnd zu seinen Füßen. Von dem Bewußtseyn einer so ungeheuren Unthat ergriffen, rettete er sich im Schutze der Dunkelheit in ein Haus, wo er sich die Nacht über verborgen hielt. Aber die göttliche Vorsehung läßt einem Schuldigen keinen Frevel ungestraft hingehen. Ich wachte sorgsam, daß er sich nicht etwa durch eine heimliche Flucht rettete, und stellte ihn gleich mit dem Morgen zu Recht und Urtheil vor euren heiligen Richterstuhl. Das Blut so vieler Bürger besleckt ihn; ich selbst habe ihn auf der That ertappt; zu allem dem ist er ein Fremder. Wohlan denn, laßt das strengste Recht über den

¹⁾ Die amphitheatralisch emporsteigenden Sitze gaben jedem Zuschauer freyen Blick, was auf dem ebenen Markt nur wenigen geworden wäre. Zum Verständniß aller folgenden Ausdrücke wäre eigentlich eine Beschreibung der alten Theater nöthig, wozu hier kein Raum ist.

²⁾ Die Zeit der gerichtlichen Reden wurde gewöhnlich nach Wasseruhren gemessen, deren jede etwas über eine Viertelstunde dauerte. Dem Angeklagten wurden einige Wasseruhren mehr, als dem Kläger, gestattet.

³⁾ Die Nacht, von Sonnen-Untergang bis Aufgang, wurde in vier Nachtwachen eingetheilt. Ihre Länge war also nach den Jahreszeiten verschieden. Gegen die dritte Nachtwache ist ungefähr um Mitternacht.

Ausländer ergehen, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, wie ihr es auch an einem eingebornen Bürger auf das härteste ahnden würdet.“

So beschloß mein Ankläger seine laute, heftige Rede.

Da wandte sich der Herold zu mir, und gebot mir, das Wort zu nehmen, wenn ich etwas darauf zu erwiedern hätte. Im ersten Augenblicke konnte ich nur meinen Thränen freyen Lauf lassen; denn lauter als die Anklage sprach mein Bewußtseyn. Aber endlich schenkten mir die Götter Kraft, und ich begann:

„Wohl fühle ich, wie schwer es ist, wenn drey erschlagene Bürger vor Aller Augen da liegen, und der Thäter den Mord nicht abzuläugnen vermag, seine Unschuld einer großen Versammlung darzulegen, so rein er sich wissen, so genau er sich an die Wahrheit halten mag. Aber, wenn eure Menschlichkeit mir ein kurzes Gehör vergönnt, so hoffe ich dennoch euch zu beweisen, daß nicht meine Schuld, sondern ein unseliger Zufall und gerechter Zorn mich in dieß Unglück gestürzt hat. Denn da ich gestern Nacht spät, etwas betrunken, wie ich nicht läugnen kann, von einem Schmause nach meiner Wohnung zurück kehre (euer Mitbürger der edle Milo ist mein Gastfreund), da seh ich auf einmal drey starke Kerle, eben im Begriffe in das Haus einzubrechen, und Thor und Riegel mit Gewalt zu stürmen. Sie hatten schon die festen Schlösser losgerissen, und beriethen sich gerad' über das Verderben der Inwohner. Der Handfesteste und Dickste rief den Andern zu: „Jetzt Kameraden nicht länger gesäumt, laßt uns als Männer mit Muth und Kraft über die Schlafenden herfallen! Verscheucht alles Mitleid aus eurer Brust! Laßt den Mord mit gezücktem Dolch über das Haus los. Wer im Schlafe liegt, sterbe; wer sich zur Wehre setzt, falle! Wenn im Hause keiner sich rettet, dann sind wir gerettet.“ Da, ich gestehe es, ihr Männer, da schien es mir die Pflicht eines guten Bürgers, zu helfen, wie es ginge. Es galt die Rettung meines Gastfreunds, und meine eigene. Ohne mich lange zu bedenken, stürzte ich mit meinem Stoßdegen, den ich für alle Fälle bey mir trug, auf die Räuber ein, um sie entweder in die Flucht zu treiben, oder niederzumachen. Aber die Barbaren und Unmenschen wichen nicht, sondern wie sie mich im Stahl sehen, kehren sie sich gegen mich; ihr Anführer fällt mit überlegener Gewalt über mich her, faßt mich mit beyden Fäusten beym Kopf, und ist eben im Begriff, mir von hinten mit einem Stein den Tod zu geben; aber wie er noch darnach ruft, nehme ich den Augenblick wahr, und strecke ihn mit einem sichern und festen Stoß zu Boden; dann stoße ich das Schwert dem andern, der sich wie eine Klette an meine Füße gehängt hatte, durch die Schultern, und durchbohre dem Dritten, wie er sich wüthend auf mich stürzt, glücklich die Brust. So hab' ich für die Ruhe und Sicherheit der Stadt kämpfend das Haus meines Gastfreundes vom Verderben gerettet, und weit entfernt Schmach und Strafe dafür zu erwarten, war ich mir vielmehr einer öffentlichen Belohnung gewärtig; denn niemals in meinem Leben ward ich um des geringsten Fehltrittes willen vor Gericht gefordert, sondern genoß unter meinen Mitbürgern den Ruf und das Ansehn eines braven Mannes; jeden Vortheil der Welt habe ich stets meiner unbescholtenen Ehre nachgesetzt, und ich kann nicht einsehen, wie man mich deshalb auf Tod und Leben anklagen kann, weil ich gegen Schurken und Räuber mich zur Wehre gestellt, da Niemand mir nachzuweisen vermag, daß ich einen persönlichen Haß gegen diese Menschen gehegt, ja daß ich sie jemals zuvor

auch nur gekannt, oder gesehen hätte. Und wo ist denn die Beute, die mich zu einem so ungeheuren Verbrechen könnte verlockt haben?“

Die Thränen stürzten mir bey diesen Worten aus den Augen, und mit ausgestreckten Händen flehte ich bald die Sinen bald die Andern bey allem Heiligen, bey der Liebe zu ihren Kindern, bey Allem, was dem Menschen theuer ist, um Erbarmen an. Und da ich alle von Mitleid mit meinen Thränen gerührt, von der Stimme der Menschlichkeit ergriffen glaubte, und die allsehende Sonne und die ewige Gerechtigkeit zu Zeugen meiner Unschuld anrufend, und mein Schicksal in die Hände der göttlichen Vorsehung empfehlend die Augen empor hebe: da sehe ich das ganze Volk vor Lachen beynahel plagen, und selbst mein Gastfreund und Verwandter Milo wußte sich vor Lachen nicht zu fassen.

O Treue, o Freundschaft! seufzte ich mit zerrissenem Herzen; für ihn bin ich zum Mörder geworden, für ihn hab' ich mein Leben verwirkt, und er, nicht genug, daß er es nicht der Mühe werth findet, ein Wort zu meinen Gunsten zu sagen: er lacht sich krank über meinen Jammer.

Während dem stürzte ein junges Weib mit einem Kind an der Brust, und mit ihr eine ältere, beyde in Trauerkleidern mit Öhlzweigen in den Händen, schluchzend und weinend mitten in das Theater, und über die Bahre hin, wo die Leichen der Gemordeten lagen, und händeringend jammerten sie: „Bey eurer Menschlichkeit, bey der ewigen Gerechtigkeit, erbarmt euch der grausam hingeschlachteten Jünglinge, erbarmt euch unser, der armen, verlassenen Witwe und Mutter, schenkt uns wenigstens den Trost der Rache! Erbarmt euch dieses Kleinen, verlassenem Geschöpfes, das in der zartesten Jugend seinen Vater verlor, und gebt das Blut des Mörders zum Opfer dem Recht und den Gesetzen hin!“

Da stand der älteste Richter auf, und redete zum Volk: „Das Verbrechen, das die härteste Strafe heischt, ist klar; der Thäter selbst kann es nicht abläugnen; doch Eines ist noch übrig; es liegt uns ob, auf alle Weise die Mitschuldigen des Frevels zu entdecken. Denn es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß ein Einzelner drey kräftige Männer sollte bewältiget haben. Der Slave, der ihn begleitete, ist heimlich entflohn¹⁾; es handelt sich nun darum, ihm das Geständniß seiner Helfershelfer zu entpressen, damit alle Sorge und Furcht mit einem Male gehoben, und die ganze Bande von Grund aus vertilgt werde.“ Feuer und Rad und alle Torturen standen mir bey diesen Worten vor Augen, und ein doppelter Schmerz ergriff mich, daß ich nicht einmal mit ganzen Gliedern in die Unterwelt kommen sollte.

Aber das alte Weib schrie: „Bevor ihr den Mörder, den Bürger meiner Kinder, ans Kreuz schlagt, edle Bürger, laßt die Leichen der Erschlagenen aufdecken, damit ihr Anblick und ihre Jugend zu eurem Herzen rede und ihr ihm die Strafe zuerkennt, die er verdient.“

Ein allgemeines Beyfallklatschen folgte auf diese Rede, und der eine Richter befahl mir, das Tuch von der Bahre zu heben. Ich sträubte und weigerte mich den Zorn des Volks durch diesen Anblick noch mehr zu entflammen;

¹⁾ Sonst wäre nach dem alten Recht an dem Slaven statt an dem Herrn die Tortur gebraucht worden, das Geständniß zu entpressen.

aber die Gerichtsdiener drängten mich, und faßten endlich sogar meine Hand, um mich zu zwingen. Der Nothwendigkeit weichend raffte ich mich zusammen, ergreife das Tuch, und ziehe es weg von der Bahre.

O all ihr guten Götter! welch' ein Anblick! Welch ein Wunder! welch' plötzliche Verwandlung der Dinge! Ich hatte mich schon zum Gefolge der Proserpina, und den Bewohnern des Orcus gezählt; und nun — nun starrte ich außer mir vor Freude und Entzücken die glückliche Wendung meines Geschicks an! denn — o wo nehme ich Worte her zu beschreiben, was ich sah, was ich empfand: statt der Ermordeten lagen drey Vocksschläuche auf der Bahre, an vielen Orten durchlöchert, und so viel ich mich noch erinnern konnte, gerade an den Stellen, wo ich die Räuber verwundet hatte. Das lange gewaltsam unterdrückte laute Gelächter des Volkes brach nun unaufhaltsam und unauslöschlich los. Die Einen wußten sich vor Freude nicht zu lassen, und die Andern lachten, daß sie vor Schmerz den Bauch halten mußten; Alle aber schwammen in einem Meer von Lust.

(Der Schluß des Märchens, und die Fortsetzung der Mittheilungen folgt.)

C h a r a d e .

(Vier Sylben.)

Mild und labend
Sank der Abend;
Bey dem Fehern der Natur
Thauten Perlen auf die Flur,
Nur im heil'gen Schweigen,
Rief aus Lilasweigen
Liebend eine Nachtigall
Dem entschlafnen Wiederhall.
Ach! Bey'm Mondenscheine,
Wandelt' ich alleine
In dem letzten Sylbenpaar:
Doch ein Fenster schließt sich auf,
Lauschend blicke ich hinauf,
Nehme meine Traute wahr:
„Holde Blüthenrose,
„Liebe kleine Lese,
„Soll ich hier in Gram vergehn?
„Sieh des Busens Sehnen,
„Diese stillen Thränen,
„Sieh um eins und zwey dich sehn!“
Kaum verschwebt mein Klage-ton,
Ist vom Fenster sie entflohn;
Über bald — wie find' ich Worte!
Öffnet leise sich die Pforte,
Und mein letztes Sylbenpaar
Wird der Herzen Hochaltar.

Mancher Morgen, mancher Abend
Einst wie jener, mild und labend,
Fand uns dort in Seligkeit,
Amors süßem Dienst geweiht;
Bey des Ganzen Liedesklängen,
Seiner Muse Hochgesängen
Wogte höher Schmerz und Lust
In der götterfel'gen Brust.

Hannover, den 8. December 1827.

Das Jahr neigt sich seinem Ende; ich kann es nicht scheiden lassen, ohne vorher Ihren Lesern noch etwas von seinen Herbsttagen zu erzählen. Draußen ist freylich Alles aus- und abgestorben. Mit Ausnahme der stinken Jäger, deren es bey unsern großen Forst-Revieren eine große Anzahl hier gibt, welche sich bey Treib-, Koppels- und Privat-Jagden jezt tüchtig in Bewegung setzen, ist die übrige große Welt nunmehr so ziemlich in der Residenz concentrirt. Unser Museum, ein großer Clubb, dessen Mitglieder aus den ersten und besten Familien bestehen, ist ein Hauptsammelplatz der Freunde der Geselligkeit. Die Spieltische sind in diesem Locale nur eine Nebensache, der Hauptzweck sind die Lesetische, die denn auch mit den neuesten Geistesproducten, allen Tagesblättern, politischen und wissenschaftlichen Inhalts, mit Flugschriften &c. &c. überfüllt sind. Diese Blätter, für den Umlauf der großen Leses-Gesellschaft bestimmt, werden hier zur vorläufigen Ansicht acht Tage lang in die Lesezimmer gelegt. Außer diesem Clubb gibt es noch mehrere solche Vereinigungspuncte für alle Stände, als, den alten Ballhofs-Clubb, mit Recht diesen Namen führend, da er der älteste in Hannover ist; den Börsens oder Kaufmanns-Clubb, den Bernhard'schen Clubb, die Union, und den neuen, oder so genannten Bürger-Clubb, ohne die, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne; also Clubbs zur Genüge. An dem Abende, wo kein Theater ist, fehlt es nicht an Assambleen, Thees- und mitunter auch Lesezirkeln.

Die Schmitz'sche Sing-Academie versammelt sich jeden Dinstag oder Donnerstag. Dieser Verein gestaltet sich sehr würdig, und führt die großartigsten Sachen auf. Mit diesen Recreationsmitteln kann man schon dem stürmischen Nordwind Trost bieten, und in bona pace in der Residenz leben. Der große Sammelplatz des Publicums, der Tempel Thaliens, lockt mehr oder minder die Schaulustigen heran. Die erste Vorstellung von Webers „Oberon“ war das Neueste jüngerer Zeit. Ich kann aber nur einen höchst unvollständigen Rapport über den Erfolg dieser Zauber-Oper abstatten. Ihnen sagen, daß sie allgemein gefallen habe, wäre zu voreilig, und daß sie mißfallen habe, zu vorlaut; darum lieber jezt Punctum, und mehr darüber, wenn sie eine zweyte Darstellung erlebt haben wird. Eine andere Novität war Marsano's „Isabelle von Troy“, nach Walter Scott's „Quintin Durward.“ — Wenn wir die sämmtlichen Scott'schen Romane dramatisirt zu sehen condemnirt werden sollten, o möchte für meinen Theil das Theater ein ganzes Decennium geschlossen seyn. Noch ist der Schauspiel-Dichter nicht erschienen, der uns die breiten Erzählungen solcher Romane mit dem dramatischen Storchschnabel in der Scenenordnung verjüngt, und sie so abgerundet habe, daß sie ungetrübt Interesse erregt hätten. Nichts desto weniger ist diese in Rede stehende Bearbeitung gewiß nicht die mißlungenste; es fehlt hier durchaus nicht an effectvollen Momenten, an Regheit und raschem Fortschreiten; ja oft möchte wohl die Handlung zu rasch fortschreiten, und die Gegenstände zu flüchtig an uns vorüber eilen. Übrigens hat das Stück nicht mißfallen, und wird jeder Theater-Casse einige gute Einnahmen machen. Mad. Artour (Isabelle) scharmant; Hr. Volkmar (Quintin) brav und charakterfest; Ludwig Leslie (Hr. Keller) mit ergötzlichstem Humor im veredeltsten Sinne; Hr. Kajiener (Meister Peter) mit gewohntem Fleiße, doch wäre er mehr noch an seinem Plaze gewesen, hätte man ihm den Herzog von Burgund zugetheilt. Für Hrn. Kibel war dieser Part nicht geeignet. Als Crevecoeur machte Hr. Röpe sich sehr verdient, besonders in der Scene, wo er vor dem Könige Ludwig seines Gebieters Rechte verfehlet. Hr. Struve karrikirte seinen Syndicus von Lüttich mit Glück; Hr. Börner (Wilhelm von der Mark) viel zu tobend. Die Herren Keller und Volkmar wurden gerufen.

Hr. v. Zieten, Regisseur des Leipziger Theaters, und Frau v. Zieten gastirten bey uns. Ersterer als Shylock im „Kaufmann von Venedig“, Daniel im „Majorat“ und Baron Wendel im „Königsbefehl.“ Das Vorzüglichste in diesem Kleeblatt war der Daniel. Diese Darstellung erwarb dem bekannten, braven Darsteller mehr als gewöhnlichen Beyfall. Wäre der bejahrte Shylock minder beweglich gewesen, hätte er eine ähnliche

ungetheilte Anerkennung gefunden. Dem Baron von Wendel fehlte es mitunter an Sicherheit, nicht aber an Leben und Plastik. Hr. Keller als König königlich und seine treffliche Copie ganz des großartigen Gegenstandes würdig. Die großen Verdienste des Hrn. v. Zieten als darstellenden Künstlers haben wir, wie diese uns der ihm schon vorangegangene Ruf verkündete, vollkommen bewährt gefunden. Fr. v. Zieten, erst seit einem halben Jahre Priesterin Thaliens, besteht würdig im Noviciat. Wir sahen sie als Agathe, Pamina und Prinzessin von Navarra. Die sonore Stimme, welche besonders in den höhern Regionen wohlklingend ist, unterstützt von einer jugendlichen Gestalt, macht die Erscheinung der Frau v. Zieten zu einer willkommenen auf jeder Bühne. Mit mehrerer Theater-Routine, die das Eckige der Bewegungen noch abschleifen muß, wird die Beginnende zu etwas Vollendetem schon reifen. Ubers „Schnee“ gehörte zu einer der gelungensten Darstellungen. Mad. Schmid (Prinzessin Elise) ausgezeichnet; Hr. Kauscher (Graf Lauenstein) und Hr. Ueb (Prinz von Nassau) Bravo! Mad. Nicola (Adele) sprach allgemein an, und das mit Recht. Hr. Sedlmayr (Gärtner Wilhelm), wie wohl nirgend vollendet. Die drastische Komik, ist ein würdiges Seitenstück zu der schönen, metallreichen Stimme. In No. 777 war uns Hr. Struve als Pfeffer neu, und als solcher ganz vorzüglich, so wie in dem „Diener zweyer Herren“ Hr. Wagner den Truffaldin zum ersten Male übernommen, und mit dem besten Erfolge ausgeführt hatte. Nur hätte er seine schnell segelnden Sprachwerkzeuge mehr im Zügel halten sollen; sehr oft war der Dialog unverständlich.

Unsre Winter-Concerte sind wieder in vollem Glanze; sie stehen ebenfalls unter der Leitung der Hoftheater-Comitee.

An Tagesbegebenheiten sind wir gegenwärtig recht arm; die Tage sind auch jetzt so kurz, daß fast nichts in den wenigen Stunden sich ereignen kann. Was die Abendsbegebenheiten anbelangt, so habe ich Ihnen schon Einiges davon am Eingange dieses referirt, und füge denn nur noch hinzu, daß ein Haupt-Rendezvous der Einwohner jetzt ein in diesen Tagen neu eröffnetes Kaffeehaus ist, dessen geschmackvolle innere Einrichtung, wenn auch nicht mit dem Café Milles colonnes rivalisiren könnend, dennoch unsern Beyfall verdient.

Eine andere Abendunterhaltung gewährt die jetzt hier anwesende van Aken'sche Menagerie, wo die Fütterungszeit am Abend das Publicum in Menge hinlockt. Die Sache ist auch der Mühe und des Entreegeldes werth.

C o n c e r t e .

Donnerstag, den 7. Februar, ließ sich der berühmte Meister des Violoncells, der geniale Künstler Bernard Romberg, im landständischen Saale hören, und entzückte wie immer durch sein herrliches Meisterspiel jedes gefühlvolle Herz. Wir vermuthen, daß die Erwartung und Hoffnung, sein Spiel später im Theater um einen geringern Preis zu hören, viele Musikfreunde abgehalten haben mochte, sich einzufinden, und dies mochte wohl die Ursache seyn, warum der Saal nur halb gefüllt war. Dieser große Künstler bleibt sich immer gleich und altert nicht, weder in seiner Körperkraft, noch in seinem Geschmacke. Seine Grazie, seine Leichtigkeit und Kühnheit in der Führung des Bogens ist immer noch die nemliche. Er spielte das H-moll-Concert von seiner Composition, und bezauberte sein Publicum. Wer wollte sein Spiel analysiren? Man muß ihn hören! Ein Beyfallsturm folgte seinem Abtreten.

Als Zwischen-Nummer sang Dlle. Fröhlich eine Rossinische Arie, und erfreute uns durch ihren schönen, gebildeten Vortrag, dem auch die Zierde des Trillers nicht fehlte. Nettigkeit und Zierlichkeit zeichnen ihren Gesang aus; sie erhielt vollkommene Anerkennung, und wurde ebenfalls gerufen. Ein Gleiches gilt von Dlle. Blahetka, welche jene Variationen auf dem Pianoforte vortrug, die sie in ihrem Concerte gespielt hatte, und durch ihre schöne Virtuosität sich allgemeinen Beyfall errang.

Am Schlusse spielte Hr. Romberg Variationen über ein Mazurisches Thema,

in welchen er die Fülle seiner Kunst und seines Humors in wunderbaren und schönen Figuren ausgoß. Die begeisterte Freude der Zuhörer lohnte den großen Künstler durch lange Beyfallsbezeugungen.

Die am Anfange dieser Academie aufgeführte neue Ouverture, welche sich im Nachlasse des verewigten Beethoven gefunden hat, ist eine Composition von vieler Kraft und Effect, welche von dem Meister früher zu seiner Oper „Fidelio“ bestimmt war, und an deren Stelle er später eine andere verfertigte. Wir schieben unser Kunsturtheil noch so lange auf, bis wir dieses Werk noch einmal gehört haben, indessen benachrichtigen wir die Kunstfreunde, daß diese Ouverture in 10 Ausgaben, von vollständiger Partitur an, bis auf das Pianoforte allein herab, bey Hrn. Tobias Haslinger im Stich erscheinen wird. Großer Beyfall wurde auch diesem Tonstücke gezollt.

Sonntags, den 10. Februar, gab Hr. Joseph Panny im landständischen Saale ein Concert, in welchem er folgende Musikstücke, sämmtlich von seiner Composition, aufführte. Er begann, ohne Ouverture, gleich mit einem Fischerlied von Salis, in Musik gesetzt für eine Tenor-Solostimme, nebst Chören von Knaben und Männern mit Orchester. Die Einleitung ist lang, und die Zwischenspiele des Orchesters scheinen den Effect des Gesangs zu stören. Dieß Tonstück sprach zwar nicht allgemein an, wurde aber doch mit einigem Beyfall aufgenommen. Eine Romanze und Rondo für die Oboe wurde von Hrn. Ernest Krämer, Mitglied der k. k. Hof-Capelle, recht brav vorgetragen, und erhielt viel Beyfall. Sowohl das Adagio in B, als das Allegro in F, enthält gelungene Sätze, welche für die Oboe dankbar sind. Hr. Krämer war recht glücklich in seinem Vortrage, und verdiente den Beyfall.

Hierauf folgte ein Schifferlied, übersetzt nach Campbell, von J. G. Seidl, abermals für Tenore solo, Chor und Orchester. Nach diesem ein Duett, gesungen von den Herren Sikora und Groß, mit Harfenbegleitung und Orchester. Bey diesem Duett scheinen die beyden Stimmen zu wenig gesondert.

Ferner ein Marsch für Orchester und Chor, aus Klopstocks Halleluja, und ein Schluß-Chor. Das letztere Tonstück erhielt Beyfall. Es ist in kräftigem Style geschrieben, und hat hübsche, effectvolle Momente.

Hr. Panny wurde am Schlusse gerufen.

Beneficie = Anzeige.

Heute, Donnerstag, den 21. Februar 1828, wird im k. k. privil. Theater an der Wien zum Vortheil des Schauspielers Carl Fischer zum ersten Mal gegeben: „Der Rosenstrauch auf Plankenfels“, romantisches Schauspiel in vier Acten, von F. C. Weidmann, pens. k. k. Hoffchauspieler.

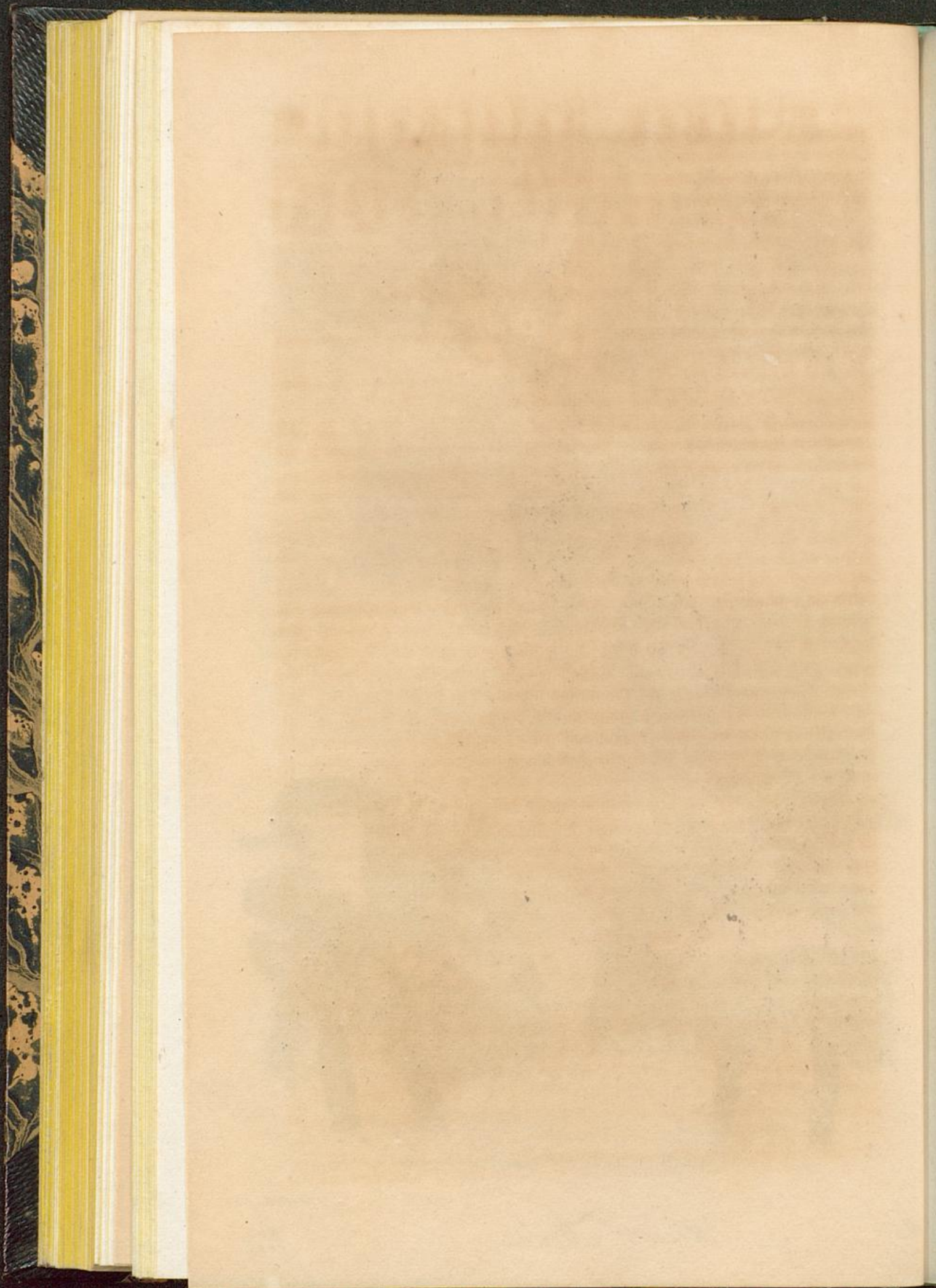
Modenbild VIII.

Crep-Hut mit geknüpften Straußfedern. Die Coiffure in der Mitte ist von Barge. Der Atlas-Hut mit Sammt gefüttert ist mit Federblumen und einem Blond-Boise geziert. Sämmtlich nach Originalen von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist in der Himmelfortgasse, Nro. 948.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.





Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 23. Februar 1828.

24

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

(F o r t s e t z u n g.)

Das Lachfest zu Hypata.

(S c h l u ß.)

Ich aber stand noch immer mit dem Tuch in der Hand regungslos und versteinert da, wie eine von den Bildsäulen des Theaters, und kam nicht eher wieder zu mir selber, als bis mein Gastfreund Milo mich bey der Hand ergriff, und mit sanfter Gewalt fort, und auf Umwegen durch abgelegene Seitengäßchen nach Hause zog. Er sprach mir auf das freundlichste zu; aber mir standen die Thränen noch immer in den Augen, und die Furcht lag mir noch in den zitternden Gliedern; und all seine Trostsprüche konnten den tiefen Groll und Unmuth über die erlittene Schmach, der meine ganze Seele erfüllte, nicht verschrecken.

Siehe, da erschienen die Staatsbeamten selbst mit allen ihren Ehrenzeichen geschmückt in meiner Wohnung, und suchten mich zu begütigen. „Dein Stand und Rang, Herr Lucius, sind uns keineswegs unbekannt; breitet sich doch der Adel und das Ansehn deines Geschlechtes über die ganze Provinz aus! Was dir widerfahren ist, und worüber du dich nun kränkest, sollte dir auf keine Weise zu irgend einer Schmach gereichen. Laß deßhalb allen Groll fahren, und verscheweche den Verdruß aus deiner Brust. Denn jedes Fest, das wir alljährlich dem freundlichen Gotte des Lachens feyern, zeichnet sich immer durch irgend einen neuen noch unerhörten Schwank aus. Und gewiß, dieser gütige Gott wird seinen Diener, der sich ihm geopfert, immer und überall mit seinem Schutze geleiten, und nicht dulden, daß irgend ein wahrer Schmerz dich je ergreife, sondern deine Stirne beständig mit schöner Freude erheitern. Und auch die ganze Stadt bietet dir die gewähltesten Ehrenbezeugungen zum Dank und zur Entschädigung; denn sie hat dich zu ihrem Patron ¹⁾ gewählt, und decretirt, daß dein Bild aus Erz gegossen, und öffentlich aufgestellt werde.“

¹⁾ Das Verhältniß des Patrons oder beständigen Anwalts und des Klienten oder Schutzbefohlenen bestand nicht nur unter den reichen und armen Bürgern zu Rom,

Überrascht erwiederte ich: „Ich sage dieser glänzenden und ersten von allen Städten Theßaliens meinen innigsten Dank für ihr gütiges Anerbieten; doch bitte ich sie, Statuen und Ehrensäulen für jene zu bewahren, die deren würdiger sind als ich.“ Mit dieser bescheidenen Antwort, und mit dem heitersten, freundlichsten Gesichte, das ich mir abzwingen konnte, entließ ich die Staatsbeamten. Kaum waren sie fort, so stürzte schon wieder ein anderer Diener herein: „Deine Verwandte Byrrhena läßt dich zu sich bitten, und erinnert dich an das Versprechen, das du ihr gestern beym Abschiede gabst, ihr heute das Vergnügen deiner Gesellschaft bey Tische zu gönnen.“ Aber mich erfaßte ein unwillkürlicher Schauer, als ich nur ihr Haus und ihre Tafel nennen hörte, woher mir so bitteres Ungemach gekommen war, und so erwiederte ich: „Wie sehr würde es mich freuen, von ihrer Güte Gebrauch zu machen, wenn nicht Milo mich bey dem Gotte, dessen Fest man feyert, beschworen hätte, ihm heute Gesellschaft zu leisten. Er selbst speißt zu Hause, und würde es ungern sehen, wenn Jemand von der Familie fehlte. Ich werde mir die Ehre für einen andern Tag ausbitten.“

Wie ich noch sprach, ergriff mich Milo bey der Hand, befahl den Baddienern uns zu folgen, und führte mich ins Bad. Ich drückte mich eng an ihn an, um die Augen der Vorübergehenden und ihr Gelächter, das ich auf meine Kosten erregt hatte, zu vermeiden. Die Scham hatte mich so übermannt, daß ich kaum weiß, wie ich ins Bad und wieder nach Hause kam, denn Aller Augen und Winke und Finger blickten, deuteten und wiesen nur nach mir.

Ich machte mich von der Tafel so bald als möglich los, indem ich heftiges Kopfsweh vorschükte, und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich aufs Bett warf, und die ganze Begebenheit noch einmal mit traurigem Herzen überdachte; als auf einmal meine liebe Fotis erschien, aber ganz wie verwechselt, nicht mit dem heitern, freundlichen Lächeln, dem spielenden Wit, sondern trübselig, die schöne, glatte Stirn in viele traurige Falten gezogen. Langsam und zögernd nahte sie sich mir; dann sprach sie rasch gefaßt: „Ich, offen bekenn' ich es, ich allein war die Ursache von dem ganzen verhaßten Austritt;“ und damit zog sie eine Geißel aus dem Busen, und überreichte sie mir mit den Worten: „Da nimm, ich bitte dich selbst, züchtige mich, wie ich's verdiene; ja nimm eine noch härtere Rache an mir, wenn es dir einigen Trost gewährt; nur beschwöre ich dich, nicht zu glauben, daß ich mit Absicht und Willen dir eine solche Todesangst bereitet habe. Nein, die Götter verhüten, daß dir um meinetwillen auch nur ein Finger weh thäte, mit meinem Blute wollt' ich das geringste Unglück ablaufen, das deinem theuern Haupt drohte. Nein, sondern was ich auf fremden Befehl um Anderer willen thun mußte, das hat ein böser Zufall zu deiner Schmach verkehrt.“

Meine Neugierde, die ein gemeinsames Erbstück unserer Familie ist, wurde durch diese Worte aufs äußerste gespannt, und ich versetzte rasch: „Ehe soll dieser verdammte, elende Strick, den du grausam zu deiner eigenen Strafe bestimmt hast, zerrissen und zerfasert zu Grunde gehn, als er deine weiche zarte Haut nur berühren soll. Aber nun bitte ich dich auch, erzähle mir treu und

sondern auch die einzelnen Städte und Provinzen wählten sich aus den angesehensten Familien ihre Patrone.

ausführlich, was du mit der ganzen Geschichte zu schaffen hast. Denn ich schwöre dir bey diesem deinem theuern Haupt, daß ich es Niemanden, nicht einmal dir selber jemals glauben könnte, dir sey auch nur ein arger Gedanke gegen mich in den Sinn gekommen.“

Mit diesen Worten schloß ich sie in meine Arme, und meine Küsse tranken die Thränen aus ihren feuchten schönen Augen.

Sie aber fuhr beruhigter fort: „Daß uns nur ja Niemand hört, denn ich brächte alles Unglück über mich, wenn es ausläme, was ich dir vertraue.“ Sie sah sich scheu um, legte die Hände auf meine Schultern, beugte das Köpfchen zu meinem Ohr, und sagte mit leiser schüchterner Stimme: „Ich scheue und fürchte mich das Dunkel dieses Hauses zu lichten, und die Geheimnisse meiner Frau aufzudecken. Aber ich habe alles Vertrauen zu dir und deiner Weisheit; aus einem edlen und angesehenen Geschlechte entsprossen, mit deinem Verstande, und noch dazu eingeweiht in mehrere Mysterien, wirst du mir die Zusage der heiligsten Verschwiegenheit nicht brechen. Ich bitte dich: was ich dir auch vertraue, das halte fest verschlossen in dem Innersten deiner Seele, und deine Verschwiegenheit sey der Lohn meiner unbesonnenen Aufrichtigkeit. Du, aber auch nur du, sollst Alles erfahren, was in unserm Hause vorgeht, und was ich allein von allen Sterblichen weiß. Wisse denn: meine Frau ist eine Zauberinn; die Seelen der Todten gehorchen ihr; sie hat Macht über Gestirne und Dämonen, und die Elemente sind ihr unterthan. Diese Gewalt macht sie nun geltend; denn sie ist verliebt in einen wunderschönen böotischen Jüngling, und bietet alle Mittel ihrer Kunst auf, um ihn zu gewinnen. Ich habe es gestern Abend gehört, mit diesen Ohren hab' ich es gehört, wie sie drohte eine dicke Finsterniß, eine lange undurchdringliche Dunkelheit über die Sonne selber zu werfen, wenn sie nicht zeitlicher unterginge, und der Nacht Raum gäbe für ihre magischen Beschwörungen. Nun hatte sie aber den jungen Menschen, als sie vom Bade nach Hause ging, gerade vor der Bude eines Friseurs sitzen sehn; und befahl mir sogleich, einige von seinen Haaren, die abgeschnitten umher lagen, heimlich wegzunehmen. Aber wie vorsichtig ich auch zu Werke ging, so ertappte mich doch der Friseur, und weil wir in der ganzen Stadt schon im Ruf der Hexerey stehen, packte er mich bey'm Arm und fuhr mich rauh an: „So hörst du denn nicht auf, sogar die Abschnitzel von den Haaren schöner Jünglinge zu stehlen? Gleich gib sie heraus, oder ich führe dich den Augenblick vor die Gerichte.“ Und damit riß er mir die Haare mit Gewalt weg.“

„Ich wußte mir vor Angst nicht zu helfen; denn ich kenne meine Frau, wie heftig sie ist, und nichts war gewisser, als daß ich die fürchterlichsten Schläge bekäme. In der Verzweiflung war ich schon schon daran, zu entfliehn, und auf und davon zu gehen, und nur der Gedanke an dich hielt mich zurück. Wie ich so traurig fortschleiche, erblicke ich einen Mann, der die Haare von einigen Vockschlächten abschor. Da ich nun sah, wie sie aufgeblasen so fest angebunden da hingen, daß schwerlich zu befürchten sey, sie möchten dem Zauberbann nachlaufen, so hob ich, um doch nicht ganz mit leeren Händen nach Hause zu kommen, einige von den längsten Haaren auf, die am meisten gelb und denen des

1) Gegen Zaubererey waren harte Strafen verhängt.

Böotiers, der zum Glück blond ist, am ähnlichsten waren, und brachte sie meiner Frau statt der rechten.“

„Zu Anfang der Nacht, noch ehe du von dem Gastmahle zurück kamst, steigt meine Pampbile auf die obere Galley des Hauses, die lüftig, frey und nach allen Himmelsgegenden zu, offen, der gewöhnliche Schauplatz ihrer nekromantischen Künste ist. Da richtet sie alles zu der Beschwörung in Ordnung: mancherley Gewürze, Tafeln mit fremden unbekanntem Charakteren beschrieben, Klammern im Sturm verunglückter Schiffe, Gliedmaßen von verstorbenen und begrabenen Leichnamen, wie Nasen, Ohren und dergleichen; dann Kreuznägeln, an denen noch das Fleisch hing; sorgfältig aufbewahrtes Blut von Erschlagenen, nackte Todtenschedel, und viel solche grauenvolle und entsetzliche Dinge.“

„Dann murmelte sie gewisse Zauberformeln über zuckende Eingeweide, und besprengte diese bald mit lauterem Brunnwasser, bald mit Kuhmilch, goß Berghonig darüber, nahm dann die Haare, schlang, nestelte und knüpfte sie verschiedentlich in einander und warf sie in die glühenden Kohlen. Da durch die unwiderstehliche Gewalt der Magie und die blind gehorchende Macht der beschwornen Dämonen, fuhr in die Leiber, deren Haare in der Blut knister-ten, menschliches Gefühl und Empfindung; sie wurden lebendig, sahen, hörten, wandelten, rissen sich los und eilten schnurgerade dem Opferdampf zu; statt jenem böotischen Jüngling stürzten sie nun mit Gewalt auf das Hausthor los¹⁾. Da kamst du unglücklicher Weise gerade dazu. Reichlich mit Wein besüßet, und von der Dunkelheit der Nacht getäuscht, wirfst du dich mit gezücktem Dolch auf sie, wie ein rasender Ajax, und noch tapferer als er, der die Heerden würgte²⁾, schlugst du drey aufgeblasene Bockschläuche todt, so daß nach dem dreyfachen Mord nicht ein Tröpfchen Blut an dir klebte.“

So scheu und traurig Fotis die Geschichte begonnen hatte, so schloß sie sie doch mit ihrem ganzen natürlichen fröhlichen Muthwillen, und auch ich mußte laut auflachen über diese Erzählung und rief: „Nun bey den Göttern! da kann ich ja mit allen Ehren meinen glorreichen Sieg neben eine von den Wunderthaten des Herkules stellen, welche ich will; denn es kommt nur auf mich an, ob ich meine drey erschlagenen Schläuche mit dem dreyleibigen Geryon oder mit dem dreyköpfigen Höllenhund selber vergleichen will.“ So verlor ich denn meinen Antheil an der allgemeinen Belustigung doch nicht ganz, die ich den Hypaträern auf meine Kosten gegeben hatte; und das ist die Geschichte des Lachfestes zu Hypata, in so fern ich einigen Theil daran hatte.

¹⁾ Und hier wird nun klar, daß jener begeisterte Preis des Haares in einer Erzählung, die sich ganz um diesen Punct dreht, keineswegs ein eingelegtes überflüssiges Prachtstück war.

²⁾ Der Telamonier Ajax, wüthend, daß des Achilles Waffen nicht ihm, sondern dem Ulysses als Ehrengeschenk von den Griechen zuerkannt worden, und von Minerven durch Raserey gebendet, erwürgte die Heerden der Griechen, statt ihrer Feldherrn. Als ihn der Wahnsinn verließ, trug er die Schmach nicht, sondern ermordete sich. Die Geschichte gab dem Sophokles zu einer seiner herrlichsten Tragödien Stoff.

Reiseliieder aus einer Novelle: Der Komiker.

1. N a c h t.

Da ich ein Schreiben sende
An die Geliebte mein,
So tauch' ich wohl die Hände
In Abendthau hinein;
Beschreib' auf großem Bogen,
In klarem Sternenzelt:
Wie ein sehnfüchtig' Bogen
Mir Herz und Busen schwellt.

Die Lust, gepaart mit Schmerze,
Mir in der Seele wohnt; —
Es leuchtet mir als Kerze
Der bleiche, feuchte Mond.
Schon wimmelt es von Lettern
Am Himmel hoch und tief!
Getreuer Liebe Göttern
Vertrau' ich meinen Brief.

Die Erde ist der Bote:
Sie vollet gar so schnell,
Da wird von Morgen rothe
Des Liebchens Kammer hell.
Da weckt aus heil'gem Traume
Sie banger Ahnung Frieß —
Sie liest am Himmels Saume,
Was in der Fern' ich schrieb.

2. M o r g e n.

Grünender Hügel, was lachst du so hell?
Buntes Gefügel, was fliegst du so schnell?
Blümlein, was blüht ihr auf grünender Au?
Bächlein, was zieht ihr, so tief, so blau?

Hügel umschling' dich mit Wintergewand!
Vogel o schwing' dich in fremdes Land!
Blumen verfliehet, dem Winde zum Hohn!
Bäche verfliehet: — Sie ging davon!

Blumen und Hügel wohl bleiben am Ort,
Haben nicht Flügel und können nicht fort.
Vögel und Bäche, auf, eilet zu ihr,
Jedliches spreche: er schickt mich dir.

3.

Als sie mir ihre Hand gegeben
Zum ersten Mal',
Drang in mein nachterfülltes Leben
Ein Hoffnungsstrahl.

An ihrem Auge hing das meine,
Von Thränen schwer;
Sie ging davon, ich blieb alleine —
Die Welt ist leer.

Wohl hat sie mir die Hand gegeben
Zum letzten Mal';
Und wehe mir, — es war auch eben
Zum ersten Mal'!

Ich hab' es ihr verschämt gestanden,
 Daß ich sie liebe heiß entbrannt,
 Und habe mich zu diesen Banden
 Wie einem Ehrenband bekannt.

Sie hat es lächelnd hingenommen,
 Und hat mich fragend angeschaut.
 Ach, wär' ich nur zu Wort' gekommen,
 Ich hätt' ihr wohl noch mehr vertraut.

Ich bin doch sonst nicht von den Feigen —
 Doch starb im Munde mir das Wort.
 Jetzt aber muß ich freylich schweigen,
 Denn ich bin hier — und sie ist dort.

Frisch von duft'gen Blumenkränzen
 Rings behangen ist der Saal,
 Und der Gäste Augen glänzen
 Bey dem reichgeschmückten Mahl.
 Geister heben sich — und Herzen,
 Und der Freude goldner Pfeil
 Fliegt beschwingt von leichten Scherzen
 Rings umher in froher Eil'!

Laute Freude des Vereines
 Jubelt aus in hellen Sang,
 Und der duft'ge Strom des Weines
 Rinnt bey voller Gläser Klang.
 Einer nur in bangem Sehnen
 Sitzt, versenkt in sich allein,
 Heiß gewürzt von seinen Thränen
 Stärker wird der starke Wein.

So berauscht im Liebeswahne,
 So erfüllt von Weines Blut,
 Folgt er in bewegtem Rahne
 Seiner Liebe durch die Flut.
 Ihre Winke sind ihm theuer —
 Schweigend nur blickt er sie an,
 Und das Wasser, wie sein Feuer,
 Sind der Hohen unterthan.

Daß sie mir gut sey, hat sie nicht gesagt!
 Daß sie mich hasse, will ich noch nicht glauben.
 So bin ich muthig bald, und bald verzagt,
 Denn jeder Tag kann mir die Hoffnung rauben.

Ihr Lieder! nehmt mein Herz auf eure Flügel,
 Zu der Holdseligen tragt es ehrlich hin,
 Es lenkt Erinnerung den Rosenzügel,
 Es treibt euch an ein treuer, treuer Sinn.

Lauscht, was sie sagt? — Ihr könnt ihn wohl verschmerzen,
 Des Jornes, wie der Kälte Todesblick.
 Bringt, Lieder, Kunde mir von ihrem Herzen!!! —
 Mein Herz, ihr Lieder, bringt mir nicht zurück.

Reisebericht über Pyrmont während der Curzeit 1827.

Hannover, im September 1827.

(Wegen Menge an Materialien verspätet.)

Dieser schöne Badeort, von dem selbst Hufeland einst sagte: „Wenn man der heilbringenden Natur einen Tempel bauen wollte, so wüßte ich keinen schönern Platz dazu, als Pyrmont,“ hat sich, trotz seines ausgebreiteten Rufes, in diesem Jahre keines so zahlreichen Zuspruchs von Curgästen zu erfreuen gehabt, als in frühern Jahren. Den Grund dieser Verminderung schreiben Manche der Zunahme der fast jährlich neu etablirten Badeörter und den früherhin bennabe völlig unbekanntem Seebädern zu, welche die Ärzte gegenwärtig mit einiger Vorliebe zu empfehlen scheinen. Andere sind hingegen der Meinung, daß hier von Seiten der Behörden mehr zur Verschönerung des Badeorts und eben so zur Bequemlichkeit der Curgäste geschehen könnte, ja, daß sogar die ältern Anlagen nicht sorgfältig genug unterhalten würden. — Welches nun auch der richtige Grund seyn mag, so ist eben bey der jezigen großen Concurrenz der Badeörter der Pyrmonter Brunnen-Direction die strengste Sorgfalt zu empfehlen, damit dieser Curplatz so reizend und bequem als nur immer möglich unterhalten bleibe, auch so viel thunlich noch mehr zu seiner Verherrlichung geschehe. Die Natur hat ihre reichen Spenden so verschwenderisch über diesen Hygiäensitz ausgebreitet, daß von Seiten der Kunst in der Hinsicht nur geringe Nachhülfe vonnöthen ist. — Beständig kann aber der Badegast die benachbarten Berge nicht erklimmen, und in deren paradiesischen Wäldern lustwandeln, zumal bey schlechter, naschkalter Witterung, wie diese in der ersten Hälfte des July in diesem Sommer vorherrschte. — Was bleibt nun aber dem, der seine Gesundheit und sein Geld nicht an den grünen Tischen vergeuden will, an so trüben Sommerabenden für eine andere Erholung als das Theater übrig? — Doch selbst dieses findet er hier nicht, seitdem die Pichler'sche Gesellschaft, durch nachtheilige Erfahrungen schein geworden, Pyrmont nicht mehr besucht.

Komödie wurde hier freylich während dieses Sommers gespielt, aber leider so gespielt, daß es besser gewesen wäre, wenn der unlängst neu erbaute, schöne Musentempel seine Pforten diesen Aktermimen nicht geöffnet hätte. An einem solchen Orte, der der Sammelplatz von Personen ist, die meistens zu den Gebildeten und Reichen gehören, welche mit den vorzüglichsten Bühnen genau bekannt sind, sollten solche Marionetten-Komödien nicht geduldet werden. — Mögen Provinzial-Städte, die keine stehenden Theater unterhalten können, sich die langen Winterabende mit ähnlichen Nothmadden-Bühnen ein Paar Wochenlang verkürzen; für Pyrmont war es mir aber zu schlecht, und noch weit schlechter die Wahl der aufgeführten Stücke. Dem Badegaste, dessen frohe Laune durch seine Körperleiden unterdrückt wird, sollte nur Fröhliches, Erheiterndes dargeboten werden. Da gaben nun aber die Pseudo-Dramatiker in dem kurzen Zeitraume von zehn Tagen: „Abällino, den großen Banditen,“ „Fridolin,“ und endlich gar zweymal unmittelbar nach einander das schauerliche „Majorat.“ Freylich umstalteten die Helden diese so traurig dargestellten traurigen Stücke zu Lustspielen; nichts desto weniger bleibt eine solche Auswahl doch ebenfalls höchst traurig. Wie ein Labetrunk in den Wüsten von Palmira erschienen noch zu Ende der Saison die lieblichen Säger, die Herren Herz, Huber und Wolke aus Wien, welche zwey Abendunterhaltungen gaben, die sehr besucht wurden, und das gewährten, was sie ankündigten: „Unterhaltung.“ Ihre Ensemble-Gesänge sprachen zu Ohr und Herzen, so wie ihre komischen Gesänge allgemein gefielen. Gerne hätten diese Herren größere Sachen mit Begleitung des Pianofortes vorgetragen, doch ward ihnen das Erlangen eines solchen Instruments, welches sich hier nur in den Händen einiger Dilettanten befindet, auf das ungarteste erschwert.

Die Gesellschaft Prager Musiker ist vorzüglich; sie zeichnet sich besonders durch zarten Vortrag der schwierigsten Compositionen aus. Was ihnen vorgelegt wird, executiren sie a prima vista, wie dieses namentlich bey einer Ouverture von Weber der Fall war, welche ein hannoverscher Garde-Capitän dahin gebracht hatte.

Hr. Aloys Schmitt aus Hannover entzückte alles mit seinem Concerte, worin er seine hohe Meisterschaft auf dem Pianoforte entfaltete.

Später gab die Bravoursängerinn Dlle. Böhm, von der hannöverschen Hofbühne, ein Vocal-Concert, mit dem sie mehr honneur als Honorar einerntete.

Ein blinder Flötist, Hr. Verkenbusch (ein wackerer Schüler des berühmten Fürstenau), versuchte ebenfalls sein Heil mit einem Concerte. Dasselbe wurde schon mehr besucht, und das von ihm vorgetragene Concert aus Cis-moll, von seines Lehrers Composition, gefiel allgemein. Dieß waren ungefähr die bedeutendsten Unterhaltungen der diesjährigen Pyrmonters Gurgäste.

Das bekannte Försterhaus hat jetzt einen freundlichen Wirth in der Person des Hrn. Professors Teichmüller, der mit seinen schönen Malereyen und unter Bekannten auch mit seiner kräftigen sonoren Bassstimme den bey ihm einkehrenden Gästen eine angenehme Unterhaltung verschafft.

Etwas höchst Merkwürdiges ist das Eishaus des Hrn. Amtmann Siemens; ein kolossales Gebäude von sehr dicken Eismauern construiert, und mit eben so dicken Lagen Stroh bedeckt, um den Einfluß der Wärme abzuhalten, welches einen umfassendern innern Raum über der Erde enthält, als die größten aller bekannten Eiskeller. Zwar ist diese Idee nicht neu, jedoch dem Ref. kein Gebäude der Art von solch' einem Umfange bis jetzt vorgekommen.

Außer dem, was dieses Eishaus für die Pyrmonters und die Bewohner der Umgegend zum Conserviren aufnimmt, ist darin auch eine enorme Quantität eingesalznen Fleisches niedergeseht, welches in großen Massen für die Schiffe der Hansestädte versandt wird. Die große Branntweimbrennerey dieses industriösen Ökonomen, welche bis dahin noch unbekannt gewesene, bedeutende Vortheile gewährt, verdient ebenfalls mit Recht die Beachtung des Publicums. Der Hr. Amtmann Siemens hat bereits mehrere solcher Anstalten in Schweden angelegt, und für diese gemeinnützige Erfindung den Wasa-Orden erhalten. Im gegenwärtigen Augenblicke ist der mit einem Monopol versehene Erfinder mit ähnlichen Unternehmungen in Curland beauftragt. Auch seine Bierbrauereyen sind großartig und ergiebig, so wie der Curacao, den er und andere fabriciren, den besten seiner Art nicht nachsteht, und bedeutenden Absatz findet.

(Der Schluß folgt.)

Concert-Anzeige.

Sonntags, den 24. Februar, wird die Harfenspielerinn Elise Katharina Krings im großen landständischen Saale ein Concert geben, in welchem sie sich in dem ersten Sage eines Concertes von Bochsa, mit Orchesterbegleitung, und in, von ihr selbst componirten Variationen auf der Harfe hören lassen wird. Außerdem wird Dlle. Tomaselli eine Arie von Caraffa singen. Hr. Professor Hellmesberger und Hr. Feigler werden Concertant-Variationen für zwey Violinen von Maurer spielen, und die k. k. Hofchauspielerinn Dlle. Müller u. W. Schlegels Gedicht: „St. Lucas“ desclamiren. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in den Kunst- und Musikhandlungen der H. H. Tob. Haslinger am Graben, und Artaria et Comp. am Kohlmarkt, so wie auch am Tage des Concerts an der Casse zu haben. Der Anfang des Concerts ist um halb 1 Uhr. Sowohl die Seltenheit der Erscheinung einer Harfen-Virtuosinn, der Ruf, welcher Dlle. Krings als eine der bedeutendsten Künstlerinnen dieses Instruments bezeichnet, welches gegenwärtig hier so wenig cultivirt wird, als das erste öffentliche Auftreten eines vaterländischen Talentes, der Dlle. Tomaselli, Tochter des bekannten Hrn. Hof-Capellsängers und Gesanglehrers, machen dieses Concert zu einer besonders anziehenden Erscheinung, und lassen einem zahlreichen Besuch der Kunstfreunde für daselbe entgegen sehen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Rosergarten.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dinstag, den 26. Februar 1828.

25

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

(Fortsetzung.)

Der redende Todte¹⁾.

Mährchen.

Ich war einmal zu Hypata in einem der angesehensten Häuser zu Tische geladen. Da eine auserlesene Gesellschaft versammelt, und überdieß mit verschwenderischer Pracht für alle Sinne gesorgt war, so bewegte sich das Gespräch bald lebhaft über die verschiedensten Gegenstände, bis die Rede auch auf Zauberereyen und die Hexen fiel, welche bekanntlich in Thessalien ganz eigentlich zu Hause sind. Man erzählte die wunderbarsten und außerordentlichsten Dinge; wie nicht einmal die Grabstätten der Todten vor ihnen sicher wären, indem sie den Leichen noch auf der Bahre, ja sogar vom Scheiterhaufen weg, Nasen, Ohren u. d. gl. zu stehlen wüßten, um sie bey ihren Beschwörungen zum Unheil der Menschen zu gebrauchen. Da rief einer aus der Gesellschaft: „Ja nicht einmal die Lebendigen bleiben von solchem Unfug verschont; wenigstens soll es Leute geben, welche die deutlichsten Beweise davon auf ihren Gesichtern herum tragen.“ Viele konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, und alle Blicke wandten sich auf einen Mann, der am Ende der Tafel lag. Dieser schien dadurch aufs höchste beleidigt, und machte Miene, den Saal zu verlassen. Aber die Frau vom Hause wußte ihn mit so freundlichen Worten zu begütigen, daß er sich endlich sogar herbeyließ, seine Geschichte zu erzählen, auf welche jener Gast auf eine unzarte Weise angespielt hatte.

Telephron (so hieß der Mann) legte sich also auf seinem Sofa zurecht und begann folgender Maßen:

Als ein junger Mensch verließ ich Milet, um die olympischen Spiele zu besuchen; und da das weitberüchtigte Thessalien meine Neugierde besonders anzog, so durchwanderte ich es von einem Ende zum andern, bis mich schwarze Vögel auch nach Larissa führten²⁾. Wie ich mich da überall umsehe, um mei-

¹⁾ Apul. Verw. B. 2.

²⁾ Im Original steht links fliegende. Diese bedeuteten Unglück.

ner Verlegenheit auf irgend eine Weise abzuheffen — denn mein Reisegeld war sehr zusammengeschmolzen — da sehe ich mitten auf dem Markt einen Greis, der auf einem Steine stand, und mit lauter Stimme ausrief: wer Lust hätte einen Todten zu hüten, möchte ihm ein Anbot thun. Erstaunt fragte ich einen Vorübergehenden: „Was soll das bedeuten? Laufey die Todten in diesem Lande davon?“ „Nicht so laut,“ war die Antwort; „du bist wohl noch sehr jung und weit aus der Fremde hergekommen, weil du noch nicht weißt, daß du mitten in Thessalien bist, wo Zauberinnen und Hexen die Gesichter den Todten verstümmeln, wo sie nur können; denn sie brauchen dergleichen für ihre höllischen Künste.“

„Und worin besteht denn diese Leichenwache?“ fragte ich weiter.

„Die Hauptsache ist,“ war die Antwort, „eine volle Nacht durch bey dem Todten mit der höchsten Aufmerksamkeit zu wachen. Aber da gilt es ja nicht einen Moment zu schlafen, sondern man muß die Augen beständig offen und fest auf die Leiche halten, ohne je einen Blick zu verwenden; denn die verschlagenen Hexen nehmen alle Gestalten an, und kriechen als unscheinbare Thiere so sachte herbey, daß sie wohl die Alles sehende Sonne selber zu täuschen im Stande wären; denn bald verwandeln sie sich in Vögel oder Hunde, bald kommen sie als Mäuse oder gar als Fliegen angeflogen; und dann schläfern sie die Wächter mit höllischen Beschwörungen ein. Kein Mensch ist im Stande auszuerzählen, wie viele Künste und Ränke die verdammten Weiber aussinnen. Und zum Lohn für so ein gefahrvolles Wächteramt gibt es nicht mehr als etwa vier oder sechs Goldstücke. Ja, und was ich beynah vergessen hätte: wenn einer am andern Morgen den Todten nicht ganz unbeschädigt, wie er ihn übernommen hat, zurückstellt, so muß er die fehlenden Theile von seinem eigenen Leibe ersetzen.“

Wie ich das Alles hörte, faßte ich mir ein Herz, ging zu dem Alten hin und sagte: „Rufe nicht länger; der Wächter ist gefunden. Bestimme nur den Preis.“

„Wohl,“ sprach er, „hundert Drachmen sollen für dich hinterlegt werden. Aber höre, junger Mensch; nimm dich in Acht, daß du den verstorbenen Sohn eines der ersten Männer in unserer Stadt vor den verruchten Harpyen ja wohl bewahrst.“

„Poffen,“ sagte ich, „du siehst einen Menschen von Stahl und Eisen vor dir. Ich bin ganz Auge, und sehe wohl mit dem Lynceus oder Argus zur Wette“¹⁾.

Nun führte er mich ungesäumt zu einem Hause, dessen Thor verschlossen war. Wir gingen durch ein kleines Seitenpförtchen; er brachte mich in ein dunkles Gemach, und stellte mich einer Frau in tiefer Trauer und schwarzen Gewändern vor; indem er sagte: „Dieser junge Mensch, edle Frau, hat den Muth gehabt, und sich zur Wache bey deinem Gatten verdungen.“

¹⁾ Lynceus, einer der Argonauten; wurde seines scharfen Gesichts wegen zum Sprichwort;

Vom Argus singt Ovid:

Argus, der wachsame, sah überall in die Runde mit hundert Augen, wovon stets zwey der erquickenden Ruhe genossen. Aber die übrigen sah'n hell um, und hielten die Wache.

Sie schlug die langen Haare, welche ihr über das Haupt hervorgestürzt waren, von beyden Seiten aus dem Gesichte zurück, das auch in seiner Trauer noch schön war; und indem sie ihr Auge auf mich richtete, sprach sie: „Ich bitte dich, bedenke das Amt wohl, das du übernimmst.“

„Sey ohne Sorge,“ entgegnete ich; „aber ich erwarte dafür auch einen gehörigen Lohn.“ Sie war es zufrieden, stand auf und führte mich in ein anderes Zimmer.

Da lag der Todte mit glänzenden Linnen bedeckt. In Gegenwart von sieben Zeugen, welche man herbeygerufen hatte, deckte sie ihn auf; und nachdem sie lange über seinem Gesichte geweint hatte, rief sie alle Anwesende zur Zeugenschaft auf und zählte mir mit ängstlicher Genauigkeit alles einzeln vor, indes ein Schreiber alles notirte. „Sieh da, eine ganze Nase, natürliche Augen, gehörige Ohren, unverkehrte Lippen, ein vollständiges Kinn. Darüber, ihr Männer, seyd ihr mir rechtskräftige Zeugen.“ Die Schrift wurde gesiegelt, die Sache war abgeschlossen, und ich sagte zu ihr: „Edle Frau, nun gebietet nur, daß ich Alles bekomme, was ich brauche.“ „Was wäre denn das?“ fragte sie. „Erstlich,“ sagte ich, „eine große Lampe mit hinlänglichem Öhl, dann Wein und warmes Wasser ¹⁾ mit einem Becher, und einen Tisch mit den Überresten deiner Tafel besetzt.“ Aber sie schüttelte den Kopf und rief: „Du bist wohl ein Narr, wenn du Schmause und Mahlzeiten in einem Trauerhause forderst, wo man schon so manchen Tag keinen Rauch auf dem Herde gesehen hat. Meinst du denn, du seyst zu einem Gelage gekommen? Wahrlich, es schickte sich besser, daß du mit uns trauertest und weintest. Myrrhine, bringe ihm sogleich seine Lampe und das Öhl.“ Damit verließ sie das Zimmer, und schloß mich mit der Leiche ein.

So dem Todten zum Trost selbst ohne sonderlichen Trost eingesperret, rieb ich mir die Augen, und strengte sie an zum Wachen, und vertrieb mir die Langeweile mit Singen.

Es wird finster; es wird Nacht; tiefe Nacht, Mitternacht; es wird noch später; und meine Furcht stieg von Augenblick zu Augenblick. Da — auf einmal, schlüpft ein Wiesel herbey; bleibt vor mir stehen, und schaut mich mit hellen und durchdringenden Blicken an, so daß das kleine Ding mit seinem Muth mir ordentlich angst und bange machte. Endlich faßte ich mich zusammen und rief: „Marsch, fort, du wüstes Thier; pack dich zu deines Gleichen, oder dich soll — willst du fort?“ Es wandte sich, und war weg. Aber es dauerte nicht lange, so überfiel mich ein tiefer unbezwinglicher Schlaf, und ich sank der Länge nach auf das Sofa hin, so daß der weisagende Apollo selbst schwerlich hätte entscheiden können, wer von uns Beyden eigentlich der Todte sey. So leblos und selbst eines Hüters bedürftig lag ich da.

Die Hähne krächten schon durch die Nachtstille, als ich endlich erwachte. Erschrocken fuhr ich auf, und sah sogleich nach der Leiche; ich untersuchte bey der Lampe Stück für Stück, alles traf ein. Da kam auch schon die unglückliche Gattinn weinend und ängstlich mit den Zeugen herein, stürzte sich sogleich

¹⁾ Mit heißem Wasser vermischt trank man die schweren, alten, feurigen Weine. Dies Getränk dürfte in den späteren Römerzeiten so wenig fehlen, als bey den Engländern der Punsch. Man nannte diese Art Glühwein warmes Wasser, etwa wie die Franzosen den gewürzten Egerwein Chaud-eau nennen.

über den Todten, den sie lange mit Küffen überdeckte, und untersuchte Alles auf das genaueste. Darauf wandte sie sich zu dem Alten, der mich gedungen, und gebot ihm, dem treuen Wächter ohne Verzug seinen Lohn zu geben.“ „Da, nimm das, junger Mensch,“ sagte sie, „und meinen herzlichsten Dank dazu. Wahrlich für den treuen Dienst, den du mir geleistet, sollst du von nun an zu meinen Leuten gehören.“ Ich war außer mir vor Freude über die unverhoffte glückliche Wendung der Sache, schwenkte das Gold in der Hand, und ich weiß selbst nicht, wie ich aus dem Hause kam. Kaum hatte ich in einer anstoßenden Gasse die Besinnung wieder gefunden, siehe, da nahte auch schon der Trauerzug, der, weil der Verstorbene zu den Vornehmen gehörte, feyerlich über den Marktplatz ging.

Ihm zur Seite ging laut weinend ein Greis, der sich das ehrwürdige graue Haar vor Schmerz ausraufte, und den Sarg mit beyden Händen fassend, laut schluchzend ausrief: „Bey eurer Liebe und Gerechtigkeit, ihr Bürger, bey Allem, was euch heilig ist, nehmt euch eines ermordeten Bürgers an, rächt, rächt die entsefliche Unthat an dem gottlosen, verruchten Weibe. Denn sie und kein Anderer hat den unglücklichen Jüngling, den Sohn meiner Schwester, aus ehebrecherischer Liebe und Geiz nach der Erbschaft vergiftet.“ So rief und schrie der arme Greis mit lautem Schluchzen und Jammern. Das Volk wurde unruhig; denn es war Manches, was die Sache wahrscheinlich machte. Einige schrien nach Feuer, Andere sahen sich nach Steinen um, und heßten sogar die Kinder zu Tod und Verderben des armen Weibes an. Diese aber vergoß Ströme erkünstelter Thränen, und schwur den heiligsten Eid bey allen Göttern, sie sey rein von einem so entseflichen Verbrechen.

„Wohlan,“ rief der Greis, „so laßt uns die Aufklärung der Wahrheit der göttlichen Vorsehung anheim stellen. Hier steht der Ägyptier Zachlas, ein großer Prophet und weiser Priester, der mir schon lange versprochen hat, den abgeschiedenen Geist auf eine Weile wieder herauf zu beschwören, und den Todten zu erwecken.“ Und damit führte er einen jungen Mann in leinenen Gewändern, mit Palmschuhen und abgeschornem Haupte mitten in die Versammlung¹⁾. Er küßte ihm die Hände; er umschlang seine Knie, und rief: „Erbarme dich, Priester, erbarme dich, bey den himmlischen Gestirnen und bey den unterirdischen Mächten, bey den elementarischen Kräften und der Ruhe der Nächte, bey den koptischen Umdämmungen und den nilotischen Überschwemmungen, bey den memphitischen Mysterien und den ägyptischen Sistrern! ²⁾ lasse ihn noch einen Augenblick die Sonne sehn, und gieße auf eine Weile Licht in die

¹⁾ Die ägypt. Priester trugen sich alle so. Apulejus sagt an einem andern Orte: Wolle setzt sich aus dem Leib des trägsten Thieres ab und ist daher schon nach Orpheus und Pythagoras Grundsätzen eine profane Bekleidung. Aber der zarte reinliche Lein, den die Erde als eines der besten Gewächse sprießen läßt, wird bey heiligen Dingen nicht nur zur Bekleidung, sondern auch zur Umhüllung gebraucht; und von den Schuhen der Isispriester sagt er: Aus den Blättern der Siegespalme gekochene Schuhe deckten die ambrosischen Füße.

²⁾ Plinius sagt: „Gleichfalls in Ägypten bey der Stadt Koptos ist eine, der Isis heilige Insel, welche, damit sie der Strom nicht durchreisse, von den Schwalben durch einen Damm geschützt wird, indem sie in den ersten Frühlingstagen mit Strohwerk und Lehm die Inselspitze befestigen, und so drey Tage fort Tag und Nacht ohne Unterbrechung ihre Arbeit mit solcher Anstrengung fortsetzen, daß bekanntlich viele darüber den Tod finden. Dieser Arbeitsdienst kehrt alljährlich zurück.“ Das sind die „koptischen Umdämmungen“ des Textes.

für ewig geschlossenen Augen! Ich widerstrebe ja nicht dem Schicksal; ich verweigere der Erde ja nicht, was ihr gehört; ich sehe nur um einen kurzen Augenblick Leben, um der Gerechtigkeit willen und der Rache.“

Der Agyptier versprach Gewährung, und legte ein gewisses Kraut drey-mal an den Mund des Todten, und ein anderes auf seine Brust. Darauf wandte er sich gegen Morgen und bethete zur aufgehenden Sonne.

Es war ein ehrwürdiger Anblick, und die Erwartung aller Anwesenden war gespannt auf so ein außerordentliches Wunder. Ich drängte mich mit Gewalt durch, stieg dicht neben der Bahre auf einen Stein, und wartete, den Blick neugierig auf die Scene geheftet, der Dinge, die da kommen sollten. Siehe, da fing die Brust des Todten an, sich zu heben; das Blut strömte von neuem, der Geist kehrte zurück, und die Leiche hob sich lang in die Höhe, und sprach: „Was zwingst du mich, da ich schon vom Lethe getrunken, und im stygischen Pfluß gebadet, von neuem zu kurzem Leben herauf? Laß ab, laß ab von mir, damit ich zurück kehre in meine Ruhe.“ Aber der Prophet rief: „Rede, ich gebiet' es dir, rede, und gib dem Volk Rechenschaft über das Geheimniß deines Todes: ich habe die Kraft die Todten zu beschwören, ich habe Macht dich zu foltern.“

Da hob der Jüngling von der Bahre an, und sprach tief seufzend zu dem Volke: „Durch die bösen Ränke meines jungen Weibes ermordet, im Wein vergiftet, habe ich ihrem Buhlen den Platz geräumt.“ Aber das Weib tritt mit unerhörter Frechheit dem redenden Todten entgegen, und wagt es die Anklage der Leiche eine Lüge zu schelten. Das Volk wurde unruhig, und theilte sich in Parteyen. Die Einen schrien, man solle das verruchte Weib gleich lebendig mit ihrem Gatten begraben; die Andern riefen, die Aussage eines Gespenstes verdiene keinen Glauben. Aber der Jüngling fuhr fort in seiner Rede und machte allem Zweifel ein Ende; denn tief aufseufzend sprach er: „Ich will euch deutliche Beweise geben, daß ich nur Wahrheit rede; denn ich will euch sagen, was kein Anderer weiß.“ Dann wies er mit dem Finger auf mich, und fuhr fort: „Der brave Mann hier ist es, der die Wache bey mir hielt; da die Heben, um mich zu verstümmeln, umsonst manche Gestalt angenommen hatten, und endlich sahen, daß sie seine Wachsamkeit nicht überlisten könnten; da warfen sie die Nacht des Schlafes über seine Sinne, und während er so in tiefer Ruhe begraben lag, ließen sie nicht ab, mich beym Namen zu rufen; aber bevor die müden Glieder und der erkaltete Leib der Gewalt des Bannes langsam und mühsam zu gehorchen anfangen, richtete sich dieser in die Kraft des Lebens und nur scheinbar tod dem Zauberruf gehorchend empor; denn er trägt denselben Namen, wie ich, und wankte gleich einem Gespenst einher; auf diese Art litt der Arme für mich, denn sie schnitten ihm Nase und Ohren ab, und klebten ihm dafür wächserne an, welche den seinigen bis zur Täuschung gleichen. Und nun steht der Unselige hier, und trägt die Spuren seines Unglücks auf dem verstümmelten Gesichte.“ Ich erstarre fast vor Schreck, wie ich das höre — fahre an die Nase — sie bleibt mir in der Hand, an die Ohren — sie fallen ab.

Die Überschwemmungen des Nils sind bekannt. Memphis mit seinen Pyramiden und Königsgräbern galt für den Hauptsitz geheimer ägyptischer Weisheit.

Sistrum war ein musicalisches Instrument, welches die Isispriester trugen, und das auf allen ihren Statuen vorkommt.

Ein kalter Schweiß überfloß mich; Einer zeltete mich dem Andern; man wies mit Fingern auf mich; bewußtlos stürz' ich mich unter das Gedränge, und entfliehe. So verstümmelt, und zu Spotte gemacht, wagte ich nicht in meine Heimat zurück zu kehren. Seitdem ließ ich mir die Haare zu beyden Seiten lang über die Ohren herunter wachsen. — Die geschändete Nase aber verbarg ich unter diesem Tuch. — So endete Telephron seine wunderbare Erzählung.

(Der Schluß der Mittheilungen folgt.)

Rath und Trost.

Sieh, es lechzt das Volk in des Lebens Wüste
Auf dem Zuge nach dem verheißnen Lande! —
Daß es nicht erliege der Wand'ring Mühsal,
Heischet es Labung.

Nimm den Wunderstab und berühre, gläubig
Seiner Macht vertrauend, den starren Felsen,
Daß der Quelle strahlende Nectarflut ihm
Freudig entstürze! —

Bleibt des Steines Schooß dir verschlossen, muthig
Greif zur Hack' und Schaufel, und unverdrossen
Mit des Armes Kraft aus des Bodens Tiefe
Fördre was noth ist!

Nicht die Quelle nur, die lebendig sprudelt,
Auch der Brunn auf kühlendem Grunde bietet
Einen Labetrunk, den der durst'ge Wand'rer
Dankbar dahin nimmt. —

J. C. Bernard.

Reisebericht über Pyrmont während der Curzeit 1827.

Hannover, im September 1827.

(S c h l u ß.)

Doch auch für Geistesnahrung wird in Pyrmont Sorge getragen; dem im Verlage des hiesigen Hofbuchhändlers Uslar im Jahre 1818, von dem Hrn. Nath Menke unter dem Titel: „Pyrmont und seine Umgebungen“ herausgegebenen trefflichen Werke, welches sich eines beyspiellofen Absatzes zu erfreuen hatte, reihet sich ein anderes, in derselben Verlagshandlung neuerlich erschienenenes, sehr interessantes Werk: „Pyrmonts Mineralquellen“ würdig an. Die beyden Verfasser, der Dr. Rudolph Brandes, fürstlich Waldeck'scher Hofrath und Apotheker zu Salzfeln, und Friedrich Krüger, fürstlich Waldeck'scher Medicinrath und Hof-Apotheker in Pyrmont, haben in diesem Werke die Resultate einer genauen Analyse der Mineralquellen Pyrmonts, welche sie in den Jahren 1822, 1823, 1824 und 1825 angestellt, treulich und faßlich niedergelegt, und dadurch das vor 36 Jahren erschienene treffliche Werk des berühmten Chemikers Westrum ergänzt, indem die Veränderungen, welchen Pyrmonts Heilquellen in dem dazwischen liegenden Zeitraume unterworfen waren, eine neue chemische Analyse nothwendig machten, welche dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ist. Diesen Erfordernissen wird in dem Werke vollkommen genügt, und die demselben beygefügte topographisch-petrographische Karte des Fürstenthums, von Kirchner und Curze gezeichnet, und von Leutemann in Leipzig gestochen, ist eine erfreuliche

Zugabe desselben. — Auch sind in derselben Verlagsbandlung überaus schöne Ansichten von Pyrmont ganz neuerlich erschienen, von denen nur die vorzüglichsten: 1) Ansicht von Pyrmont, vom Königsberge aus gezeichnet; 2) Ansicht Pyrmonts, östlich von der Papiermühle her, 14 Zoll hoch und 20 Zoll breit, treu nach der Natur gezeichnet und ausgemalt. Ferner: Ansichten vom Brunnenplatze, von der großen Allee, von dem fürstlichen Schlosse, von der Altenau, von der Saline und von Friedrichsthal. Diese schöne Sammlung ist gewiß ein willkommenes Zimmerschmuck für so manchen nahe und ferne Gäste Pyrmonts, bey dem sie sich des Orts und der Gegenden erinnern können, wo ihren Körperleiden Genesung ward.

Die in dem romantischen Friedrichsthal seit langen Jahren bestehende Messerfabrik hat der so eben erwähnte Hr. Uslar mit einem sachkundigen Compagnon für eigene Rechnung übernommen, und seitdem hob sich diese Fabrik unter der neuen Direction so bedeutend, daß sie sich eines blühenden Fortgangs gewiß erfreuen wird. Die große Anzahl der Arbeiter dieser Fabrik haben einen Fond zur Unterstützung derjenigen, die aus ihrer Mitte erkranken, oder hülfsbedürftig werden sollten, aus allgemeinen wöchentlichen Beiträgen gebildet. Den Plan dazu hat einer der Fabrikherren sehr sinnig entworfen, und derselbe kann andern ähnlichen Anstalten als treffliches Muster dienen.

Ein eleganten Boutiquen hat es auch in diesem Jahre zu Pyrmont nicht gefehlt, und die des Hrn. Juweliers Herz aus Braunschweig zeichnete sich namentlich durch ihre kostbaren Schmucke und Geschmeide glänzend aus.

Das große Kaffehhaus und die Canditorey werden jetzt für fürstliche Rechnung administrirt. In dem ersteren wird eben so gut wie früherhin gespeist; in letzterer aber sind die Süßigkeiten zu sehr überschätzt, und man vermist dort sehr den wackern Canditor Brun aus Hannover, dessen leckere Confecte Jedermann mundeten.

Die Hazardspiele waren von geringer Bedeutung. Am Roulet sah man fast nichts als Drittelstücke circuliren, der Pharaotisch war kaum zur Hälfte besetzt, und die Goldbank legte gar nicht auf. Bälle und Theegesellschaften gab es mit Ausnahme der kurzen Anwesenheit des Herzogs von Cambridge und Seiner durchlauchtigsten Familie, wo mindestens noch einiges Leben in Pyrmont herrschte, sehr selten in diesem Sommer.

Georg Harns.

L i t e r a t u r.

Neuestes, allgemeines, deutsches Gartenbuch u. s. w., von Carl Ernest Mayer. Mit vier Kupfertafeln. Wien, 1827, bey Mörschner und Jasper.

Die Gartenkunst ist ohne Zweifel eine der ältesten, angenehmsten und nützlichsten Künste. Durch den Umschwung, den botanische und ökonomische Wissenschaften in neuester Zeit gewannen, erhob sich auch die Cultur der Gärten durch so viele neue Verzweigungen, welche sich ihr verbanden, zu einem Studium der anziehendsten und wichtigsten Art. Wenn Herder in seiner Kalligone die Baukunst die erste, und die Gartenkunst die zweyte freye Kunst des Menschen nennt, so dürfen wir dieß in jeder Rücksicht als ein wahres und treffendes Wort achten. Abgerechnet von der Pracht und Herrlichkeit großer Gartenanlagen, jener mächtigen Schöpfungen Le Notres, oder der englischen Gartenkunst, so ist auch die Horticulturn in ihren so wichtigen Beziehungen auf exotische Pflanzen und deren Benützung und Acclimatisirung, in jenen der Erzeugung der Medicinal- und Küchenpflanzen u. s. w. so wichtig geworden, daß sie die Aufmerksamkeit aller gebildeten Menschen in hohem Grade und stets verstärktem Maße in Anspruch nimmt. Ja selbst die Blumisterey, diese so erheiternde und reizende Liebhaberey, spricht wohl jedes Herz freundlich und lieblich an, und gewinnt der Gartenkunst täglich neue Freunde. Nun ist es natürlich, daß es einer Wissenschaft, welche solche Fortschritte macht, und so ganz geeignet ist, die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller, welche einmal beginnen, sich mit ihr zu beschäftigen, als eine der angenehmsten und edelsten Unterhaltungen zu fesseln, nicht an Werken fehlt, welche über ihre Wesenheit im Allgemeinen sowohl, als ihre einzelnen Bestandtheile, ihre Liebhaber belehren, und

wirklich ist seit Hirschfeld und Walpole bereits eine namhafte Anzahl von Büchern über Gartenkunst und Gartenbau in allen Theilen an das Licht getreten: das Werk indessen, welches wir hier anzeigen, wird für alle Fälle seinen Platz darunter auf eine ehrenvolle Weise behaupten. Es sind die gesammelten Erfahrungen tüchtiger Praktiker über Erziehung aller in das Gebiet des Gartenbaues einschlagender Gewächse in Küchen-, Obst- und Biergarten. Auch gibt Hr. Mayer im Anhange lehrreiche Andeutungen über die Behandlung der Obstbäume in Gartentöpfen, einen Gartenkalender (Zusammenstellung der vorzüglichsten in einem jeden Monate, nach dem gewöhnlichen Witterungsverlaufe vorkommenden Beschäftigungen), ein alphabetisches Verzeichniß von lateinischen Benennungen der vorzüglichsten botanischen Kunstausdrücke, und ein eben solches von den lateinischen Benennungen der vorzüglichsten, der Garten-Cultur angehörigen Gewächse u. s. w. Das Werk selbst eröffnet Hr. Mayer mit einer Einleitung über die Eintheilung des Gartenbaues und allgemeinen Ansichten über denselben (S. I. — XII.) Die erste Abtheilung (S. 1 — 137) verbreitet sich über die nothwendigen wissenschaftlichen Vorkenntnisse zu Begründung eines rationellen Betriebes des Gartenbaues; die zweite Abtheilung (S. 137 — 621) handelt von der Erziehung der Gartengewächse in allen ihren Verzweigungen; der eben erwähnte Anhang endlich schließt das Ganze. Die vier Kupfertafeln stellen Geräthschaften des Gartenbaues vor, und sind mit einer Erklärung über deren Bestimmung und Gebrauch versehen. Das Buch ist der k. k. Wiener Landwirthschafts-Gesellschaft, deren Mitglied der Hr. Verfasser ist, gewidmet.

Wenn nun schon in der Art und Weise, wie Hr. Mayer hier seinen Gegenstand bearbeitete, keine neuen Resultate für die Kunst hervor gehen, wenn es dem Gelehrten, dem Manne vom Fache eben keine ihm nicht schon bekannten Lehren oder Aufschlüsse bringt, so ist es doch gewiß für jeden Gartenfreund, der diese reizende Liebhaberey treibt, ohne eben in die Tiefen der Wissenschaft eingedrungen zu seyn, ein belehrendes, das Ganze der Garten-Cultur in verständigem und klarem Vortrage umfassendes Handbuch, welches in jeder Beziehung eine willkommene Gabe genannt werden darf, und in welchem sich der Gartenfreund auf das angenehmste unterrichten und belehren kann. Hr. Mayer hat die Erfahrungen und Belehrungen bewährter Schriftsteller dieses Faches mit Verstand zu benützen und seinem Werke einzuverleiben gewußt, und auf solche Weise, verbunden mit seinen eigenen Ansichten, ein sehr brauchbares Buch gestaltet.

Große musicalische Academie

zum Vortheile des Pensions-Institutes für Witwen und Waisen
der Tonkünstler.

Nachdem Se. Kaiserl. königl. apostol. Majestät der Gesellschaft der Tonkünstler zum Vortheile des Pensions-Institutes für ihre Witwen und Waisen die allergnädigste Erlaubniß zu ertheilen geruhet haben, an den zwey Norma-Tagen, nemlich, am Sterbtage Sr. Majestät weiland des höchstseligen Kaisers Leopold und Ihrer Majestät der höchstseligen Kaiserinn Ludovica, große musicalische Academien in dem Hoftheater nächst der k. k. Burg zu geben, wird erwähnte Gesellschaft die Ehre haben, am ersten dieser Norma-Tage, und zwar am 29. Februar 1828 aufzuführen:

Die Schöpfung,

ein Oratorium in drey Abtheilungen; in Musik gesetzt von Joseph Haydn.

Die Gesellschaft gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum hiezu geziemend einzuladen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 28. Februar 1828.

26

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den N. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Mittheilungen aus dem Alterthum.

(S c h l u ß.)

Ein antikes Ballet.

Wenn der Werth der Dinge mit ihrer Seltenheit wächst, so ist ein antikes Ballet einer der interessantesten Reste des Alterthums; denn ein einziges, so viel uns bekannt ist, hat sich die Jahrtausende herauf bis zu uns gerettet. Da es sich in dem Märchenbuch eines Dichters findet, ist es wohl nie in die Scene gegangen; aber was thut das? Genug, daß es noch jeden Augenblick, wenn ein geschickter Balletmeister die Anordnung der Tänze übernähme, weit leichter in die Scene gesetzt werden könnte, als „die Brüder“ des Terenz, die unter Göthe's Leitung in Weimar, und später auch in Prag mit Glück aufgeführt wurden ¹⁾. So frisch und modern ist es, daß man ihm

„die faltige Stirn seines Alterthums“

gar nicht ansieht. Wollen unsere Leserinnen die Tänzer und Tänzerinnen des Theaters am Kärnthnerthor in Gedanken in ein antikes Amphitheater unter freyen Himmel versetzen, so können sie das Ganze eben so unbefangen genießen, wie die Exposition eines Noverreschen Ballets; ihre Phantasie wird unwillkürlich eine leichte Übersetzung des Alten ins Neue hervorbringen, welche dem Firniß gleicht, der die gedunkelsten Öhlfarben aufgefrischt dem Genuß übergibt; eine Übertragung, die ohnehin jeder Leser der Alten mehr oder weniger zu machen nicht umhin kann, ja wie sie sogar bey neueren Werken bis auf einen gewissen Grad unvermeidlich ist.

Das Urtheil des Paris ²⁾.

Das Vorspiel machten allerliebste Tänze ³⁾; Gruppen schöner Knaben und

¹⁾ Und zu Anfang unseres Jahrhunderts in Bordeaux, wo der Slave in römischem, alle andern Personen in steif französischem Degencostume auftraten, ohne daß das Publicum, welches das Stück für ein Lustspiel aus der Molièreschen Periode hielt, dadurch im geringsten gestört worden wäre. Siehe J. Schopenhauer: Reise durch Frankreich.

²⁾ Apul. Verw. B. 10.

³⁾ Eine getanzte Overtüre. Bloße Instrumental-Musik kannten die Alten nicht. Ihnen war Musik nur die begeisterte Begleitung der Poesie oder des Tanzes.

Mädchen führten in glänzenden Kleidern und mit ausdrucksvollen Geberden die anmuthigsten Touren aus, indem sie sich bald in einem Kreise, wie in einem beweglichen Rade durch einander schlangen, bald in Reihen ausdehnten und abwechselnd die verschiedensten Gruppen bildeten.

Endlich machte das, mit der Tuba gegebene Zeichen den vielgestaltigen Verschlingungen ein Ende; die Courtine fiel ¹⁾, die Vorhänge rollten zusammen und das Urtheil des Paris begann.

Kunstreich aufgebaut erhob sich ein Berg, welcher dem Homerischen Ida ²⁾ gleich, mit grünem Rasen bedeckt, und mit lebendigen Bäumen besetzt. Vom Gipfel ergoß ein künstlicher Strom seine Fluth; einige Ziegen rupften an den Kräutern, und ein schöner Jüngling, dem reichgestickte Gewande von den Schultern flossen, und eine goldene Tiara ³⁾ das Haupt bedeckte, stellte in der Rolle des Paris den Hirten vor.

Siehe, da erscheint nackt, nur daß ihm das Mäntelchen von der linken Schulter flatterte, ein schmuckes blondlockiges Mittelding von Knaben und Jüngling; aus den Haaren ragten ein paar goldene Flügelschen durch ein goldenes Band verbunden, und der Caduceus ⁴⁾ bezeichnete ihn als Mercur. Tanzend schwebt er herbey und überreichte dem Paris einen goldplattirten Apfel, indem er ihm Jupiters Auftrag durch Winke zu verstehen gab. Darauf zog er sich tanzend zurück und verschwand.

Nun erschien eine Frau von würdevollem Antlitz, deren Äußeres der Juno gleich; denn sie trug ein Scepter, und ein weißes Diadem umfaßte ihr Haar.

Rasch trat eine Andere auf, in der man die Minerva erkannte, das Haupt mit blitzendem Helm bedeckt, um den sich ein Olivenkranz schlang. Wie jene Göttinn im Kampf, schwang sie Schild und Lanze.

Da nahte noch eine Dritte von unwiderstehlicher Anmuth, deren ambrosischer Leint sie als Venus kund gab, so schön, wie die jungfräuliche Venus, als sie zum ersten Male der Welt in ihrer Gestalt die vollendete Schönheit offenbarte. Ein seidener Schleyer, mit welchem die Luft spielte, umfloß ihre Hüften. Zwey Farben schmückten die Göttinn; weiß war ihr Leib, weil sie vom Himmel gekommen, der Schleyer bläulich, weil sie dem Meer entschwommen ⁵⁾.

Jede der göttlichen Frauen hatte ihre Begleiter. Der Juno folgten Castor und Pollux, die eysförmige Sturmhauben trugen, von deren Spitzen Sterne glänzten ⁶⁾. Unter den heiteren Tönen einer Flöte trat Juno mit ruhiger, un-

¹⁾ Da die antiken Theater bekanntlich ohne Dach waren, so wurde natürlich die Courtine zu Anfang des Schauspiels nicht hinaufgezogen, sondern herabgelassen.

²⁾ Der Berg Ida bey Troja in Phrygien, dem Schauplatz der Ilias.

³⁾ Eine Art Turban der westasiatischen Völker.

⁴⁾ Der geflügelte Heroldsstab mit den Schlangen als Symbolen der Klugheit.

⁵⁾ Die Geburt der Venus aus dem mit des Uranus Blute vermischten Meereschaum ist bekannt.

⁶⁾ Pollux und Helena, Castor und Clytännestra waren Kinder der Leda, jene vom Jupiter, diese vom Tyndarus. Die Brüder liebten sich so, daß Pollux seine Unsterblichkeit mit Castor theilte. Als auf dem Argonautenzug, an welchem sie Theil nahmen, Orpheus während eines heftigen Sturms zu den samothracischen Göttern flüchte, zeigten sich zwey Sterne über ihren Häuptern, und der Sturm ruhete, daher man sie mit gestirnten Helmen bildete. Sie selbst wurden unter die Sterne versetzt und von den Seefahrern als heilbringend verehrt. Der Fabel nach hätte Juno alle Ursache sie zu hassen; aber die symbolische Bedeutung der Mythologie stellt sie, die segnenden Gestirne, ihr, der oberen Luft, um so näher.

gezwungener Bewegung vor, und mit würdigem Anstand versieffen ihre Geberden dem Paris: wenn er ihr den Preis der Schönheit reiche, wolle sie ihm die Herrschaft über ganz Asien verleihn.

Aber der Minerva, der gewaffneten Schlachtgöttinn, standen zwey Jünglinge, auf entblößte Schwerter trotzend, zur Seite: Schreck und Grauen. Hinter ihr wurde eine kriegerische Melodie geblasen, die bald dumpf dröhnend, bald schmetternd zu einem bewegteren, rascheren Tanz aufforderte. Stolz trug sie das Haupt und in einem raschen Tact bedeutete sie dem Paris mit drohendem Blick und heftiger Geberde: wenn er ihr den Sieg verleihe, so wolle sie ihn gewaltig machen und weitberühmt durch die Kriegs-Trophäen des Sieges.

Siehe, da tritt Venus unter unendlichem Applaus des Hauses süß lächelnd und anmuthig mitten auf die Bühne, umgeben von einem Völkchen der fröhlichsten, niedrigsten Kinder so zart wie Milch und Blut. Man mußte sie für Amoretten halten, für wirkliche Amoretten, die eben nur vom Himmel oder aus dem Meere herbeygeflogen wären; denn wunderbar glichen sie ihnen mit ihren Flügeln und ihren Pfeilchen, und in ihrer Gestalt und in ihrem ganzen Wesen; und als sollte ihre Herrinn zum hochzeitlichen Mahle wandeln, trugen sie ihr leuchtende Fackeln vor. Und die Blüthe jungfräulicher Mädchen strömte ihr zu, hier die lieblichen Grazien, dort die schönen Horen, und zum reizendsten Tanze gruppirt huldigten sie ihrer Göttinn mit Blumen und Blumenguirlanden und umschmeichelten sie mit den Locken des Frühlings ¹⁾.

Während nun weiche Melodien vieltöniger Flöten die Seelen der Zuschauer süß durchklangen, ging die noch viel süßere Venus in eine sanfte Bewegung über. Langsam, mit zögerndem Schritt, holdselig den Kopf neigend, schwebte sie einher, und die zarte Gestalt wogte bey dem schwankenden Gang ²⁾. Ihre sanfte Geberde begleitete die weichen Flötentöne; nun sank die Wimper über ihr schmelzendes, halbgeschlossenes Auge; nun traf ihr siegender Blick; und oft war es, als tanze sie mit den Augen allein ³⁾.

Wie sie vor dem Hirten stand, gelobte sie ihm durch Zeichen mit den schönen Händen: wenn er sie siegen ließe über die andern Göttinnen, so wolle sie ihm ein Weib vermählen, das schön wäre und reizend, wie sie. Da reichte der phrygische Jüngling mit herzlicher Freude den goldenen Apfel, den Preis des Sieges, der Huldinn.

Schmerz und Born ergriff bey dieser Entscheidung die Juno und Minerva, und mit Zeichen des Verdrusses verließen sie unwillig die Bühne. Aber Venus drückte voll Lust und Freude in einem Tanze ihre heitere Befriedigung aus; und alle ihre Begleiter freuten sich tanzend mit ihr. Und auf dem Gipfel des Berges sprang ein Strahl in Wein aufgelösten Safrans in die Luft; hoch stieg

¹⁾ Jede Sprache hat gewisse Metaphern, die in ihr natürlich klingen, ja durch den ewigen Gebrauch beynabe ihre Bedeutung verloren haben, indes sie in einer andern Sprache wunderbar ins Auge springen. Das Französische selbst ist nicht frey davon. Ein ähnlicher Fall ist es mit den „Locken des Frühlings,“ nemlich den Blättern und Blumen; ein Ausdruck, den auch der correcte Horaz braucht.

²⁾ Ein, auch den Orientalen sehr gewöhnlicher Ausdruck, die höchste Schlantheit und weichste Zartheit anzudeuten.

³⁾ Tanz hieß bey den Alten die Pantomime überhaupt; ihn allein in den Fußbewegungen zu suchen fiel Niemanden ein.

er empor und in unzähligen Tropfen niedersprühend fiel er wie ein duftender Regen auf die umher weidenden Ziegen, daß ihr weißliches Grau wie gelber Safran schimmerte, und das ganze Haus duftete von Wohlgeruch.

(Die Mittheilungen des Alterthums werden fortgesetzt.)

Der Uhu und die Fledermaus.

In einer grauen Weste Trümmer
 Verborg sich vor des Tages Schimmer
 Ein Uhu. Eine Fledermaus
 Verirrt sich in sein morsches Haus.
 Kaum hat er ihre Näh' verspüret,
 Als er den Hals gewaltig rühret.
 „Wer störet mich in meiner Ruh?“
 So ruft er barsch dem Flüchtling zu.
 „Warum erweckst du mich, du Nicht!“
 „Ach hoher Herr! ich wußt' es nicht,“
 Versetzt die Maus. „Ich kann nicht sehen,
 Bis Dämm'rungsflügel mich umwehen.“
 „So; ey! du bist mein Vetter. Sprich!“
 „Ach nein, ich bin —“ „Nun, sag's heraus!“
 „Ich bin nur eine Fledermaus.“
 „Du Sünderinn! Wo bist du?“ schreyt
 Er ob der Beute hoch erfreut.
 „Ach Herr! du bist mir fürchterlich,“
 Versetzt die Maus. „Verschone mich.
 Der Tag ist unsrer Beyder Feind.
 Drum sey mein Gönner, sey mein Freund.
 Bald sind ja diese Unglücksstunden,
 Vom Licht entweihet, hingeschwunden.
 Dann führ' ich dich zum fetten Schmaus
 In eines reichen Bauers Haus.
 Da kannst du Speck und Schinken speisen.“
 Der Uhu spricht: „Nicht reizt den Weisen,
 Nicht reizt mich schänd' Lustbegier.
 Doch fürchte nichts und bleibe hier.
 Umhüllt die Dämm'ung Flur und Hain,
 So sollst du mir Gefährtinn seyn,
 Und mir den schönen Vorrath zeigen.
 Ich will ihn Jedermann verschweigen.
 Doch schmause du dann nicht zu viel,
 Und setze deiner Lust ein Ziel.
 Denn der Begierde Blut bethöret,
 Und die Unmäßigkeit entehret.“
 So liest der Kauz der Maus Moral,
 Bis mit dem letzten Sonnenstrahl
 Die Sehkraft Beyden wiederkehret.
 „Nun,“ ruft er, „sey dein Wunsch gewähret.
 Komm, führe mich, wo Speck und Schinken
 Zum Schmaus dir, edle Freundinn! winken.“
 Schnell führt mit hoherfreutem Sinn
 Die Fledermaus den Gönner hin.

Als sie mit ihm nun unterm Dach
 Das Fleisch versuchte, rief: „Gemach!“
 Er plötzlich, und nimmt sie beym Kragen,
 „Du gehst voraus in meinen Magen.
 Es schmeckt, kost' ich zuvor dein Blut,
 Der Speck noch einmal mir so gut!“
 „So, Herr! befolgst du deine Lehren?“
 „Ich gab sie, um dich zu bekehren,
 Weil schon dein Tod beschloss'n war.“
 „Dich hasset auch der Vögel Schar,
 Wie mich, und wärest du mein Freund,
 So wären stärker wir vereint.“
 „Wer so wie du im Finstern raubet,
 An dessen Freundschaft Niemand glaubet.“
 „Ich bin, wie du, ein Freund der Nacht.“
 „'S thut nichts! Doch wirst du umgebracht;
 Mich deckt hier Nacht und Finsterniß.“
 Er sprach's, indem er sie zerriss.

Chr. Scher.

Arbeiten der französischen Pensionäre in Rom.

Wer die jungen Künstler in der französischen Academie zu Rom, wer diese Academie, ihr Wirken und Treiben selbst an Ort und Stelle beobachtet hat, kann sich erklären, warum die Jünglinge dieser Anstalt wenig Ausgezeichnetes liefern, und warum dort selbst die jungen Männer von besondern Anlagen zurückgehen, mittelmäßig und manieirt werden. Die Schuld liegt weniger an den Zöglingen als an der Anstalt selbst. Was ist die französische Academie in Rom? Eine Anstalt auf dem Pincio gelegen, wo Alles französisch ist, denkt, spricht, urtheilt, lernt und erlernt. Von Italien und Rom kommt ihnen wenig Gewinn, lernen doch nur sehr Wenige italienisch; römische Ansichten, Sitten und Kunst bleibt ihnen fremd, mit der ganzen übrigen Künstlerwelt sind sie in fast keiner Verührung, sie leben und arbeiten unter sich, und hören nur ihre französischen Professoren. Es ist demnach kein Wunder, daß sie in dieser Academie, in diesem Stück von Frankreich, studieren und componiren wie in Paris, und daß die Vorurtheile der Schule, die sie von dort mit nach Rom bringen, sich da nicht nur erhalten, sondern noch mehr ausgebildet werden. Diese Vorurtheile, dieses böse Fieber der Manier ist aber in einer Academie, wo keine fremde Luft hineindringt, so gefährlich wie die Pest in einem Lazareth. Alles wird davon ergriffen und angesteckt! Überall dieselbe Krankheit, dieselben Symptome, daraus entstehen bey Allen dieselben Schmerzen, bey Allen — stirbt die Kunst.

Die neuerdings von dort angekommenen Arbeiten der academischen Zöglinge haben dieß bis zur Evidenz bewiesen. Fast Alles was innerhalb der Academie nach ihren Studien und Mustern, so zu sagen unter ihrem fortwährenden Einfluß, erzeugt worden, ist mittelmäßig, ja selbst schlecht, ein einziges Gemälde ausgenommen, dessen Meister auch der Vorwurf gemacht wird, daß er sich nicht genug an die Schule und ihre Vorbilder halte. Dagegen sind die architektonischen Zeichnungen, Entwürfe und Restaurationen lobenswerth. Sie wurden ja größten Theils außerhalb der Academie bey römischen Trümmern oder ansehnlichen Gebäuden, im Anhauch einer andern Luft gemacht oder entworfen. Die Architekten haben es auch weniger mit academischen Modellen und Vorbildern zu thun; sie müssen mehr hinaus auf die Stätten der Kunst und ins Leben. Gehen wir jedoch etwas ins Einzelne, um unser Urtheil zu belegen.

Malerey. Sechs Gemälde wurden eingesendet. Alle sind unter der Erwartung, die man sich von Zöglingen machen mußte, die früher sehr gute Hoffnungen gaben. Der

Antonius, redend auf der Tribune neben dem Leichnam Cäsars, wie er dessen blutiges Kleid dem Volke zeigt, ein großes Bild von Court, verdient dagegen ausgezeichnete Erwähnung. Der Künstler hat den Schulstaub abgeschüttelt und sich den alten italienischen Meistern genähert. In Beziehung auf Zeichnung, Färbung und Beleuchtung ist Court wohl manches vorzuwerfen; alles Lob aber verdient er wegen der Ordnung seines Bildes und wegen des trefflichen Ausdruckes mehrerer Figuren. In dieser Beziehung erwähnen wir einen Greis, der mit einem jungen Menschen am Fuß der Rednerbühne sitzt, noch mehr aber ein Kind von fünf oder sechs Jahren, das mit auffallender Bewegung und durchdringendem Geist die schönen Augen fest auf Brutus heftet, gegen den des Volks Unwille eben ausbrechen will. Aber — ist dieß natürlich? ein Kind von fünf Jahren, das Brutus begreift und bewundert?

Bildhauerkunst. Diese Kunst wird in Frankreich täglich mehr Sache des Luxus und ist nahe daran den Leuten ganz überflüssig zu scheinen. Auch daraus erklärt sich zum Theil das Sinken dieser Kunst in dem Lande und die Trockenheit der plastischen Werke neuester Zeit. In den academischen Arbeiten dieses Jahrs war sogar die Wahl der Gegenstände unglücklich.

Architektur. Dieß ist die Kunst, die jezt am häufigsten in Frankreich in Anwendung kommt. Daher wird sie auch von so vielen Künstlern geübt, und von vielen mit Auszeichnung. Die drey Säulen des sogenannten Jupiter-Stator-Tempels, die Trajanssäule, die Restauration des Vesta-Tempels und eine der schönsten Ruinen von Ostia haben Veranlassung zu wackern Studien und geometrischen und architektonischen Aufrissen gegeben. Dabey ist aber gewiß zu bedauern, daß die französischen Architekten sich jezt auf dergleichen Aufrisse beschränken. Ein geometrischer Riß, oder der Abguß eines Säulen-Capitals kann sehr richtig und trefflich gearbeitet seyn. Es kann aber darnach seine Wirkung und Ansicht auf seinen eigenthümlichen Standpunct nicht berechnet werden. Ein in Gyps abgegossenes Capital, das vor unsern Augen auf der Erde steht, macht eine ganz andre Wirkung, als wenn es 20' bis 30' hoch auf einem schönen Schaft ruht und von unten nach oben gesehen wird. Nur ein Jögling der Academie hat ein Ganzes eigener Composition gegeben, den Plan zu einem Collège Royal de France.

Wir wiederholen es, das Beste unter den academischen Arbeiten in Rom ist von dem Maler Court und von den Architekten Duc, Labrousse, Duban und Guilbert.

Correspondenz-Nachrichten.

München, im Februar 1828.

Das Odeon, der Carneval, und Hans Sachs beschäftigen das Publicum. Das Odeon fand bisher seine Rechnung nicht: der Glanz macht das Volk, das Tanz und Lärm suchende, erblinden, die vorgeschriebene Bekleidung hält es ferne, da man nur unter dem Schutze eines Venetianermantels oder farbigen Domino's erscheinen und geduldet werden kann. Später wurde die alte Freyheit, die laut reclamirte, gestattet, in anständiger Kleidung bey maskirten Bällen zu erscheinen, und sich da! ohne Mäntelchen macht sich's besser. Dem zweyten maskirten Balle verschaffte ein großer Maskenzug Bevölkerung. Der Gewinn betrug 2890 fl. Alles drängte sich heran, und — balgte sich sogar, die Hochzeit Herzogs Georg des Reichen zu schauen; die Costume aus dem Zeitalter Ludwig XIII. von Frankreich, die schöne weiße Frau von Avenel, die Betheiligten bey der Wunderlampe, der bekannten Oper *Die Hlenschläger's*. Das ist auch Alles, was der Carneval mit sich brachte. Er selbst ließ sich noch nicht recht heraus, denn es haben ihn die abonnierten Gesellschaften für sich in Beschlag genommen, und dadurch ist er verhindert, sich unter das Volk zu mischen. Ich möchte durch einen Abrahamischen Witz kurz bezeichnen, was der Carneval in diesem Jahre mit sich führt, das „Vale,“ das ihm angehängt ist, ruft er gesammtem Volke zu!! —

Das Theater stellte das Drama „Hans Sachs“ dazwischen. Ein kleines Publicum nahm ihn kalt auf; ein großes, bey der Wiederholung am Frauentage, den 2. Februar

ein gemischtes, fand Behagen, und rief Hrn. Hölken, Hans Sachs, Hrn. Esclair, den Kaiser, dann Alle. Diesem Behagen genügte vor allen die lustige Ausstattung, die der Dichter dem Drama mitgab; ob er sie zur Carricatur herabgezogen haben wollte, zweifelte ich; uns wurden Zerrbilder gegeben. Hr. Hölken konnte sich in die Bonhomie der Sprache gar nicht finden; das Publicum, das kleine, wollte sich diesen Übelstand nicht gefallen lassen, und ließ Hrn. Hölken das Mißfallen fühlen. Hr. Hölken überließ den bestätigenden Ausspruch dem größeren, dem gemischten Publicum; und dieses erkannte, durch die Carricaturen gewonnen, reformando. Darüber umständlich im nächsten Berichte.

Schauspiele.

Das sechzigste Geburtsfest unsers angebetheten Monarchen wurde im Umfange der ganzen Monarchie die Veranlassung zu Feyerlichkeiten aller Art, bey denen sich die Liebe und Verehrung der Millionen, welche die große Familie des österreichischen Kaiserstaates bilden, für den geliebten Herrscher auf das feurigste aussprach. Es war natürlich, daß bey einer solchen Gelegenheit die Kaiserstadt, das Herz und Juwel der Monarchie, nicht zurück blieb. So gaben unter andern auch die Schaubühnen der Residenz an diesem Tage durch dramatische Gelegenheitsstücke der Begeisterung der Zuschauer Veranlassung, ihre Gefühle auszusprechen, und wir wollen diese Piecen hier etwas näher beleuchten. Das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore gab eine ländliche Scene mit Gesang und Tanz. Die Musik von der Composition des Hrn. A. Gyrweh, k. k. Hoftheater-Capellmeister. Die erfreuliche Veranlassung und gute Meinung, welche dieses Festspiel in das Leben riefen, stellen sie außer den Bereich gewöhnlicher Kritik, welche sonst die Art und Weise, wie hier die Gefühle der Huldigung für einen großen und geliebten Souverän ausgesprochen wurden, nicht zu den am glücklichst erfundenen zählen dürfte. Das Stück gab aber doch, durch die glänzende Entwicklung einer überraschenden, wahrhaft imposanten Schluß-Decoration, bey welcher während eines lieblichen Divertissements, in welchem die Herren Samengo und Garey, und die Damen Brugnoli-Samengo, Rozier, Brétel, Therese und Fanny Esfler und Pierson ihr Talent auf das glänzendste entwickelten, in einem von dem Ballet-Corps erbauten Tempel die transparenten Porträte Sr. Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserinn, umgeben von transparenten Schildern, mit den Initialen der Namen sämtlicher Mitglieder der allerhöchsten Familie erschienen, dem Publicum Gelegenheit, seine Empfindungen an diesem festlichen Tage auszusprechen, und das am Schlusse des Singspiels abgesungene Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser,“ wurde mit der lautesten Theilnahme begleitet. Rühmlicher Erwähnung verdient auch die dem Gelegenheitsstücke auf das zweckmäßigste angepasste Musik des Hrn. Capellmeisters Gyroweh, in welcher dieser geschätzte Tonsetzer neuerdings das Verdienst und Talent bewährte, welches seit einer so langen Reihe von Jahren in so zahlreichen Compositionen von Opern- und Balletmusik den Kunstfreunden so erfreuliche Genüsse verschaffte.

Das k. k. priv. Theater an der Wien feyerte den festlichen Tag mit einem Festspiel in zwey Abtheilungen, von B. Dypelt, unter dem Titel: Habsburgs Erhöhung auf eine würdige Weise. Wir halten dafür, daß die Verfertigung eines zweckmäßigen Gelegenheitsstücks zu den schwierigsten Aufgaben gehöre, und müssen daher gestehen, daß wir uns an dem Talente des Hrn. Dypelt, welchen wir hier zum ersten Male als Dichter auftreten sahen, und welcher diese Aufgabe auf wahrhaft genügende Weise löste, sehr erfreuten. Die historische Grundlage ist glücklich gewählt, und mit Verstand und sichtlich patriotischer Begeisterung für den Gegenstand aufgefaßt und durchgeführt. Die Art und Weise, wie die Vision der Geschichte des erhabenen Hauses, dessen Gründer uns hier in der ernstesten stillen Größe seines Sinnes lebendig vor das Auge tritt, zur Anschauung gebracht wurde, ist sinnreich und mit poetischer Weihe ausgestattet, und die Wirkung, welche das Ganze hervorbrachte, war mächtig. Der rau-

schendste Beyfall begleitete alle Stellen, welche nur immer des Bezuges auf den erhabenen Gegenstand der allgemeinen Liebe und Verehrung, dessen Feyer die zahlreiche Menge der Zuschauer heute versammelt hatte, fähig waren. Hr. Rott gab die Rolle des Grafen von Habsburg mit Gefühl und Würde. Er, und Hr. Director Carl, welcher die Rolle des Burggrafen von Nürnberg gab, wurden vorgerufen.

Hr. Carl Meisl lieferte für diesen festlichen Abend zwey Gelegenheitsstücke, deren eines im k. k. privil. Theater in der Josephstadt, das andere im k. k. privil. Theater in der Leopoldstadt dargestellt wurde. Das erste, unter dem Titel: Das Reimspiel von Landeck, ist ebenfalls auf historischen Grund gebaut. Es behandelt die bekannte Erkennung Herzog Friedrichs in Tyrol durch das Reimspiel bey Landeck. Auch dieser Stoff ist glücklich gewählt, und bietet Gelegenheit zu lebhaften Schilderungen von Unterthanenliebe und Treue, welche Beziehungen in Oesterreich niemals, und um so minder an einem solchen Tage ihre Anklänge an die Herzen verschlehen. Die Idee, diesen Stoff dramatisch zu behandeln, ist übrigens nicht neu, und Freyherr v. Hornayr führte sie bereits vor mehr als zwanzig Jahren aus. Daß er in hohem Grade zu solcher Benützung tauglich sey, unterliegt keinem Zweifel, und er bewährte sich auch schon damals. Hr. Meisl hat sein Stück auch in Druck gegeben, es an der Theater-Casse um den Preis von 20 kr. C. M. verkaufen lassen, und dem Ertrage die wohlthätige Bestimmung für den Fond für blinde Soldatenkinder gegeben. Die Musik dieses Festspiels ist von Hrn. Michéuz, welcher bereits im Theater in der Leopoldstadt die Musik zu dem Zauberspiele: „Das Feenkind,“ componirte und Beyfall fand. Die Aufnahme dieses Stückes war unter den gegebenen Umständen äußerst beyfällig, und die begeisterte Stimmung der Zuschauer sprach sich bey jeder Beziehung aus.

Daselbe war der Fall im k. k. privil. Theater in der Leopoldstadt, woselbst Hr. Meisl ein allegorisches Stück in einem Aufzuge unter dem Titel: Die Heimat des Glücks, gab, welches ebenfalls zahlreiche Gelegenheit gab, die Gefühle von Patriotismus und Freude über die festliche Veranlassung der Darstellung zu äußern, eine Gelegenheit, welche mit Enthusiasmus aufgefaßt wurde. So vereinte sich auch die darstellende Kunst an diesem feyerlichen Tage, an welchem alle Herzen von der heiligen Flamme der Liebe und Treue für den theuern Fürsten, welchen die Vorsehung uns schenkte, und so lange erhielt, mehr als je durchglüht waren, mit den übrigen zahlreichen Bestrebungen ihn zu feyern, und ihm die tief und innig gefühlten Huldigungen seiner getreuen Unterthanen darzubringen. Se. Majestät selbst, begleitet von Ihrer Majestät der Kaiserinn und der allerhöchsten Familie, geruhten an diesem Abend das k. k. Hofburgtheater mit Allerhöchstherr Gegenwart zu beglücken, und wurden bey festlich beleuchtetem Hause von dem zahlreich versammelten Publicum mit unaussprechlichem Jubel empfangen. Die Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser,“ ward von dem gesammten Publicum mit Enthusiasmus abgesungen.

Modenbild IX.

Puflkleid von dreyfärbig gestreiftem Gros-de-Naples, mit einem Corset in Falten nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgerl. Damenkleidmacher nächst dem Hof, im Heidenschuß, Nro. 237.

Das Barrette von Gaze mit Reihern (aigrettes) geschmückt, ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgerl. Handelsmann und Modist in der Himmelfortgasse Nro. 948.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

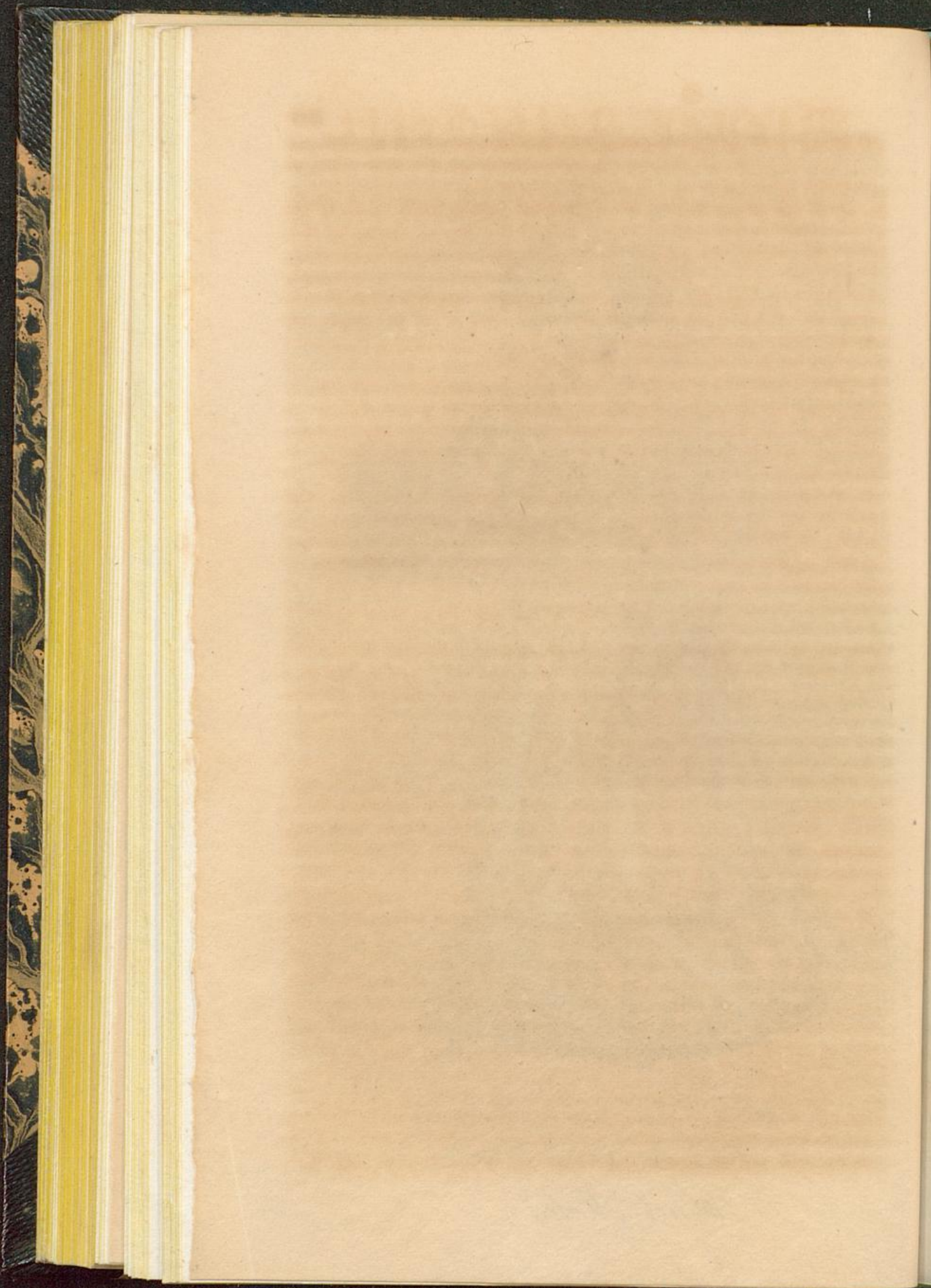
Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.



W. VII.
Wiener Moden.

Fr. Haber, sc.

*26.
1828.*



Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 1. März 1828.

27

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse, No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

N a t a l i e.

Eine Erzählung in Briefen.

Erster Brief.

St. Petersburg, den 12. April 1774.

Hier bin ich, mein theurer Freund, in der herrlichen, kaiserlichen Hauptstadt des Nordens, aber könnte ich völlig nach meinem Willen handeln, so wäre ich wieder unter Weges zu dir, zu den Ufern der Wolga, in das Land unserer Kindheit. Meine Gedanken, Empfindungen, Herz und Seele ist zum voraus bey dir. Ich wandle hier einsam an dem Ufer der Newa, und ihr helles Wasser spiegelt mir die düstern, fast verdrießlichen Falten meines Gesichts wieder. In-
deß frage ich mich selbst: weshalb traure ich? — ich habe reisen wollen, die Grenzen meines Dorfs, deines nachbarlichen Landgutes, wurden mir zu eng, die weite Welt mit ihren Wundern sollte meine Sehnsucht stillen — jetzt bin ich gereist, die große Wanderung ist vollbracht, viele hundert Meilen weit bin ich gefahren, gegangen, gesehelt, und immer füllte Sehnsucht meine Brust, und mein Herz hatte keine Ruhe. Wo finde ich diese? Am Ende nur in deinen Armen, mein theurer Freund, und auf den heimatlichen Fluren. Ich habe Italien und die Schweiz gesehen, Englands reiche, sanfte Landschaft, und Finnlands wilde Katarakte und Seen, und immer riß es mich unwiderstehlich hin zum Felsenufer der Wolga, zum Orte der Geburt und des ersten Bewußtwerdens, dorthin flohen alle meine Gedanken, sammelten sich meine Empfindungen, nur dort erschien ich mir ganz ich selbst, überall anderswo ein bloßes Bruchstück, eine losgerissene, verschleuderte, nichtswerthe Scherbe. Doch ich verliere mich wieder einmal in Betrachtungen. Zurück zur Sache und höre den Schlußbericht meiner Reise.

Als ich die Grenze des großen Kaiserreiches überschritten hatte, schrieb ich dir aus Riga. Von dort, durch das behaute, freundliche Liefland, vorbei an vielen alten Burgtrümmern, Zeugen einer tapfern, kriegerischen Vorwelt,

kam ich nach Narwa. Diese alterthümliche Stadt liegt am Ufer des Flusses Narowa, der in einem tiefen Felsenbette die Wälle der Festung umströmt. Indem meine Diener beschäftigt waren die Räder des Reisewagens zu sperren, um ihn behutsam den jähren Felsenabhang zum Flusse hinabrollen zu lassen, ging ich zu Fuß vorauf. Die Strahlen der scheidenden Sonne rötheten eben die grauen Zinnen der Burg Zwangorod, die am jenseitigen Ufer in alter Herrlichkeit prangt. Jetzt dachte ich daran, daß ich an der ehemaligen Grenze Rußlands stehe, und sah mit Ehrfurcht an den Mauern hinan, die tapfere Vorfahren hier zum Schutz und Trutz so derb und fest erbaut haben, daß weder der Krieg, noch die Zeit, sie ganz haben zertrümmern können. Ich lehnte mich über das Geländer der Brücke und sah in die schäumenden Fluten des alten Grenzflusses. Über diese Fluten und über die Felsen und Wälle Narwa's stürmten die russischen Adler und zogen fern von hier eine neue Grenze des Landes. Ich war schon lange innerhalb des Kaiserreiches, aber erst hier, dem alten Denkmahle russischer Kraft gegenüber, fühlte ich mich in der Heimat. Auch hörte ich wieder zum ersten Mal seit Jahren die Leute um mich herum russisch reden. So von den Klängen der Jugend umgeben, in die angenehmsten Rück Erinnerungen versenkt, ging ich langsam die gegenüber liegende Anhöhe hinan. Oben saß auf einem Vorsprung der verfallnen Mauer ein Greis in russischer Bauertracht. Sein graues Haar, das faltenreiche, schon farblose Antlitz gaben ihm das Ansehn eines Nothleidenden. Ich faßte in der Tasche nach einigen Geldstücken und trat zu ihm mit der Bewegung sie ihm zu reichen. Er lehnte aber meine Gabe ab.

„Du bist wohl reich,“ sprach ich, „weil du dieß Geld nicht nehmen willst, obgleich ich es dir gern gebe.“

„Ja wohl bin ich reich,“ erwiderte er, „denn ich wünsche nicht mehr, als ich bedarf, und ich habe so viel, als ich brauche.“

Diese Antwort aus dem Munde eines Bauern machte mich staunen, und ich fragte weiter: „Alter Mann, du mußt mehr von der Welt gesehen haben, als dieß dein Dorf?“ —

„Freylieh,“ antwortete er, „habe ich unter dem großen Czar Peter manchen weiten Marsch gemacht und viele Länder und Menschen gesehen.“

„Wie,“ rief ich, „du warst Soldat und dientest dem großen Kaiser?“ —

„Nun,“ sprach er, und faßte an seine bleichen Locken, „bin ich nicht alt genug dazu? — Ja, junger Herr, ich habe hier bey Narwa zweymal mitgekämpft, und unter des Czars eigener Anführung die Stadt einnehmen helfen, bey der ich nun ruhig mein Leben beschließe. Sehen Sie dort“ — er zeigte mit der Hand auf die Wälle der Stadt, — „dort stürmten wir, ich mit den Andern. Die vor mir auf der Leiter waren, wurden von den Schweden niedergeworfen, ich schwang mich aber auf den Wall, hielt mich, half den Nachfolgenden, so drangen wir über Leichen in die Stadt.“ —

Seine Stimme ward lauter, sein Blick belebter, er war aufgestanden, und ich staunte über die hohe, ehrwürdige, noch kräftige Gestalt des greisen Kriegers. Ich fragte ihn mit Theilnahme, ob er nicht Noth litte, ob er bey seinem Alter nicht irgend eine Gemächlichkeit schwer entbehre, die ich ihm vielleicht ohne Mühe verschaffen könne.

„Wenn Ihnen, guter junger Herr,“ sprach er, „gefällig wäre einige Schritte

weit bis zu meiner Hütte zu gehen, so würden Sie sehen, daß ich kein Bettler bin, und daß ich für den Rest meines Lebens genug und selbst mehr habe, als ich brauche.“

Ich folgte ihm gern, und bald standen wir vor einem kleinen, aber hellen und freundlichen Hause. Ein junges Mädchen, das vor der Thür auf einer Bank saß, sprang auf, lief dem Greis entgegen und leitete ihn behutsam über die Schwelle. „Es ist meine Enkelinn,“ sagte der Alte, indem er mich an ihr vorüber in die Wohnstube führte. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn im Hause war es dazu schon zu dunkel. „Natalie,“ sprach er zu ihr, „zünde Licht an, denn der Herr ist nicht gewohnt so im Dunkeln zu sitzen.“

Sie suchte Stahl und Stein hervor, und schickte sich an Feuer zu schlagen, der Zunder faßte aber nicht gleich, und so sah ich mehrmals im Licht der hervorspringenden und gleich wieder verlöschenden Funken auf Augenblicke ihr Gesicht. Ich hatte in fremden Ländern, unter fremden Völkern umherwandernd, so manche Frauen von hinreißender Schönheit gesehen, aber immer dachte ich an die Heimat und liebte mein Volk selbst in den eigenthümlichen Zügen des Gesichts, die mehr oder weniger jedes Volk von dem andern scheidet. So hatte ich mir, fremdartigen Liebreiz würdigend und bewundernd, aus selbst festgestellten Umrissen, das Bild einer schönen Landsmänninn zusammengesetzt, welches meine Träume belebte und in der Wirklichkeit bestandlos, in meiner Phantasie ein bestimmtes Daseyn hatte. Wer sagt es mir? war es die Gewalt eben dieser Phantasie, war es ein wunderbares Spiel des Zufalls — in dem ersten weiblichen Wesen, das ich, auf den heimatischen Boden zurückkehrend, erblicke, glaubte ich das langgekannnte, aber nie gesehene Frauenbild, dieß bloße Erzeugniß der Phantasie, in der Wirklichkeit vergegenwärtigt zu schauen. Im Glanz des vorüberblitzenden Feuers erblickte ich, wie durch einen Zauber erleuchtet, dieses reizende Traumgebild, in allem Glanz der Jugend und Schönheit ins Leben hervortretend und dann wieder in Nacht und Finsterniß verschwindend. Indem ich mich so meinen Träumereyen hingab, hatte der Zunder gefaßt, das Licht war angezündet und ich sah des Mädchens seltene Anmuth, die schlanke Gestalt, das freundliche Antlitz. Ihr Blick fiel auf mich und dann zur Erde. Der Alte bemerkte dieß und ermahnte sie, nicht immer so blöde zu seyn, aber sie entfernte sich, nachdem sie das Licht auf den Tisch vor uns gestellt hatte.

„Ein gutes, frommes Kind,“ sagte der Alte, „aber ein wenig blöde. Nun es ist gerade kein Fehler. Sie und ihre Mutter, meine Schwiegertochter, sind die Freude und der Trost meines Alters.“

„Ihr habt nur die Enkelinn?“ fragte ich.

„Nein,“ entgegnete er, „sie hat einen Bruder. Mein Großsohn dient im kaiserlichen Heer und steht fern von hier an der türkischen Grenze. Mein wackerer Sohn, Soldat wie wir alle, fiel im Kriege gegen die Preußen, und seine Witwe lebt eben mit der Tochter bey mir. Gott ist gnädig und hat mich im Alter nicht allein gelassen.“

Jetzt trat die Schwiegertochter herein, eine gutmüthige Frau, welcher der Alte erzählte, wie er in den Ruinen des alten Schlosses mit mir bekannt geworden sey. Sie brachte gastfreundlich Milch und Erdbeeren herbey um mich zu erquicken, rief die Tochter, und ich vergaß in dem kleinen Hause, unter

den schlichten Leuten, an ihren einfachen Reden mich ergötzend, meine Reise, den Wagen und die Bedienten.

Aber diese hatten mich bereits gesucht, nach mir umhergefragt und drangen nun störend in den stillen Kreis. Ich nahm Abschied, trat mit bewegtem Herzen über die Schwelle des Hauses, und als ich nach einigen Schritten mich umwandte, sah ich Nataliens weißes Gewand durch die Dunkelheit der Nacht leuchten.

Du wirst über meine Erzählung lächeln, so lieb du mich auch hast, mein theurer Freund. Ein aufgedecktes jugendliches Herz hat immer so viel Unzusammenhängendes, daß es dem kalten Blick des Dritten, der verständig hinein schaut, thöricht und abgeschmackt erscheint. Dieß sagte ich mir ungefähr selbst, als ich wieder im Wagen saß, in die dunkle Nacht hinein fuhr und Nataliens helles Bild, wie ich es im Aufblitzen der Funken gesehen hatte, immer fort vor mir stand.

Hier in der Residenz empfingen mich meine Verwandten mit herzlicher Theilnahme. Graf Z*** glaubte mich angenehm zu überraschen, als er mir sagte, daß auf seine Fürsprache ich in der Armee als Capitän angestellt sey. Ich hatte, in einem meiner Briefe, so etwas von Kriegsdienst, als der meinen Wünschen angemessensten Carriere fallen lassen, und diese flüchtigen Worte hatten meinen gutmüthigen Oheim veranlaßt sich angelegentlichst zu verwenden, um mir die erwähnte Anstellung zu bewirken. Was soll ich machen? — ich würde den alten gutmeinenden Mann unerhört kränken, wenn ich die mir bestimmte Auszeichnung ausschläge, und von meinen Verwandten bitter getadelt werden, wenn ich das, was sie den Müßiggang nennen, der mir bereiteten Laufbahn vorzöge. Der Würfel also liegt! — Statt mich zu dir aufzumachen, warte ich ab, wohin mich meine neue Bestimmung führen wird.

Zweyter Brief.

Narwa, im May 1774.

Wie wunderbar verbinden die Zufälle des Lebens, was uns zerrissen und ohne Zusammenhang scheint! Ich hatte auf der Reise in einer fremden Stadt eine flüchtige Bekanntschaft gemacht, die Entfernung des Orts, die Verschiedenheit des Standes, das Zufällige in der Sache mußte voraussetzen lassen, daß mit dem ersten Umschwung des Rades am Reisewagen alles beendet und abgethan sey. Aber vor allen Städten des großen Kaiserreiches mußte ich gerade wieder nach Narwa. Das Regiment, zu welchem ich versetzt bin, steht in dieser Stadt, und bald befand ich mich auf dem Wege dorthin. Nataliens liebes Bild, das in meiner Erinnerung wie eine lichte Morgenwolke spurlos zerrann, gestaltete sich wieder vor meinen Blicken, als die alterthümlichen Thürme Zwangorods mir abermals sichtbar wurden. Ich kam in Narwa an, und nachdem ich die nothwendigsten Berrichtungen beendet hatte, ging ich zu Fuß in die Vorstadt, um meinen greisen Kriegsmann zu besuchen.

Ich fand sein Haus und trat in die Wohnstube. Drin stand ein offener Sarg, und bey dem schwachen Licht einer Kerze, neben welcher ein Kirchendiener die üblichen Gebete las, erkannte ich für immer den Ruhenden. Es war der alte Soldat. Die nun starren Züge des bleichen Antlitzes drückten dieselbe Ruhe

und Ergebung aus, die den Greis schon bey Lebzeiten über den Kummer der Welt erhoben hatten. Er war in einem Alter, das wenige Menschen erreichen, gestorben, alt und lebensfatt, wie man zu sagen pflegt, dennoch ergriff es mich, so unerwartet an seiner Todtenbahre zu stehen. Ich sah mich still im Zimmer um. Die Schwiegertochter saß weinend in einem Winkel, neben ihr Natalie, das bleiche Gesicht von den aufgelösten dunklen Haaren beschattet. Jetzt sahen sie mich, und die Mutter kam schluchzend auf mich zu. Sie erzählte mir, wie ruhig der Greis entschlafen sey, wie er noch zuletzt meiner erwähnt habe und gesagt: „Vielleicht kommt der fremde freundliche Herr wieder hier durch und erkundigt sich nach mir, sorgt auch vielleicht für euch; sagt ihm, daß ich noch zuletzt an ihn gedacht und für ihn gebethet habe!“ —

Ich sah die bleichen Locken des Greises, neben dem Sarge das schöne, blasse, weinende Kind, und gelobte mir, weder das Zutrauen des alten treuen Herzens, das nun still gestanden, noch des andern jugendlichen, das von banger Trauer gepreßt war, zu täuschen, drückte der Mutter eine Summe Geldes in die Hand und ging.

Seit der Zeit bin ich aber oft wiedergekommen und habe mich an das liebe muntre Kind gewöhnt. Zwar traf ich sie in den ersten Tagen nach dem Begräbniß oft traurig und weinend; aber wie der Schmerz in einem solchen Fall bald ein Ende erreicht, so brach auch hier bald der heitere Glanz ihres Auges durch den düstern Thränenschleier. Es ist nicht leicht ein reizenderes Mädchen zu sehen. Ein tadelloser Wuchs, das Gesicht im edelsten Oval, eine feine, etwas gebogene Nase, ein voller, üppiger Mund und Augen, aus deren Dunkelblau die frommste Seele schaut, dabey ein kindlich heiterer Sinn und der Zauber der Unschuld. — Nun glaube ich, daß sie mich liebt, und es ist mir eine Wonne die kleinen Züge zu bemerken, in denen sie ihre Empfindungen verräth. So komm' ich neulich auf das Haus zu. Sie hatte mich gesehen und mir entgegen eilen wollen. Unter Weges besann sie sich aber, hielt ihre Schritte an, und that, als wenn sie sich nach etwas umsehe und als ob gerade ein Geschäft sie mir entgegen führe. Die Officier-Uniform, die ich trage, der Glanz meines Standes, der mich unwillkürlich umgibt, verschüchtert den offenen Ausbruch ihrer Empfindungen und macht das hübsche, natürliche Kind oft mitten in ihren Reden stocken. — Ich höre dich fragen: was ich denn will und wohin dieß alles mich oder die arglose Kleine führen soll? — Wie ich mir diese deine Frage vorstelle, habe ich mich selbst ungefähr schon manchmal so befragt, und weiß weder mir noch dir etwas Rechtes darauf zu antworten. Aber das Vertrauen der guten Leute mißbrauchen werde ich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Heimats thal.

Zwischen den umlaubten Höhen,
Ach wie schön läßt sich's ergehen!
Milder strahlt die Sonne hier,
Sanfter wehn die Lüfte mir,
Und die Pulse hüpfen froh!

Fern von allem Stadtgewühle
Lauscht mein horchend Ohr hier stille
Nach dem Fall der Silberflut,
Und ihr Wellenspiel weckt die Glut
Süßen Sehnsens in der Brust!

Durch die Lüfte
Blumendüfte
Haucht die Flur uns hier;
Nachtigallensieder
Flöten heimisch wieder
Aus des Haines Lustrevier!

Schlafte Reben
Winken Leben
Aus der Purpurfrucht;
Goldne Saaten wallen,
Melodien schallen,
Und ihr Schmelz die Herzen sucht.

Und am Abend,
O, wie labend
Ziehn die Weste nicht!
Hoch in blauer Ferne
Glühst sanft der Sterne
Mildes Himmelslicht.

Da weht leise
Liebesweise
Amor in die Herzen hin;
Mädchen äugeln nach den Höhen,
Um den Schäfer zu erspähen,
Dem die Purpurlippen glühn.

F. C. Wolf.

Prag. Wintervergüngen.

Die Gelindigkeit des heurigen Winters hat die elegante Welt eines großen Vergnügens beraubt, welches, vor vielen Jahren etwas Gewöhnliches, durch die ungeheuern Schneemassen des vorigen Jahres wieder in die Reihe der Wintervergüngen eingeführt wurde, ich meine die brillanten Schlittagen, deren sich vorher nur die ältern Bewohner Prags noch erinnerten. Eine Reihe von fünfzig und mehreren glänzend verzierten, mit Gold und Silber bedeckten Rennschlitten flogen damals, mit raschen Pferden bespannt, welche die reichen Schellendecken und den Federschmuck der Häupter mächtig schüttelten, durch die Stadt und die Landstraße entlang auf benachbarte Lustörter, wo gewöhnlich gespeist wurde. In jedem Schlitten kutschte ein Herr, die vor ihm sitzende Dame (durchs Loos ihm zugefallen) in Juwelenschmuck, kostbarem Pelz und mit dem wallenden Federhut auf dem Haupte prunkend, und zu beyden Seiten schwangen die Stangenreiter die schallenden Peitschen. Gegen Abend kehrte die ganze Schlittengesellschaft bey Fackelschein in die Stadt zurück, und bildete eine lange feurige Zeile in den Straßen, die sie durchschnitt. Diese Belustigung ist im Winter 1827 wieder aufgelebt, wenn gleich noch nicht in der ganzen Ausdehnung und dem ehemaligen Glanze. Kaum war der Schnee einiger Massen fahrbar, so sah man um die Mittagszeit einen großen Theil des hiesigen Adels ihre Fahrten beginnen, die sich jedoch meist auf die Straßen und Plätze der Stadt beschränkten, und selten wurden weitere Touren in die Umgegend unternommen. Particuliers fuhren (meist des Nachmittags) in ihren artigen Schlitten spazieren, und wer keine eigenen Pferde hatte, behalf sich mit den Fiakerschlitten oder den Einspannern der Kofshändler, und zahlte solche um hohe Preise, um jenes Vergnügen der Vornehmen zu theilen. Das Publicum, dessen größtem Theil dieses Schauspiel ein ganz neues war, versammelte sich in Scharen auf den Straßen und Plätzen, wie es Mittag geschlagen, um den Schlittenzug zu betrachten. Vorzüglich brachten einige Abend-Schlittagen bey Fackelschein einen großen Theil der Bevölkerung Prags in Bewegung, und wenn ein Fremder an einem dieser Abende hier ankam, mußte er eine große Meinung von der Lebendigkeit unsrer Stadt fassen. Im heurigen Jahre waren eine Menge neue Schlitten gebaut worden, aber das Vergnügen konnte

nicht recht genossen werden, da der Schnee stets nur wenige Tage liegen blieb, und nur einzelne Spazierfahrer die kurzen Zeiträume benutzten, an allgemeine Schlittensfahrten aber gar nicht zu denken war. Noch schlimmer kamen die Liebhaber des Schlittschuhlaufens weg, da der Fluß den ganzen Winter hindurch nicht vollkommen zufror. Man mußte für die Entbehrung dieser kalten Unterhaltungen sich an den Freuden des Carnevals schadlos halten, der heuer wieder sehr lebendig und glänzend ist. Hier versammelt sich Alles im bunten Reigen eines muntern Galopps und des vielbeliebten *Regowaks* oder *Furiant's* (böhmische Volkstänze, die mit einigen Modificationen in die höhern Rirkel eingeführt worden sind) und tanzt Variationen über das bekannte: „Freut euch des Lebens.“ — Mehrere der ersten adeligen Häuser geben regelmäßig an gewissen Tagen der Woche glänzende *Assemblées dansantes*, dazwischen kommen Kinderbälle und andere ähnliche Belustigungen, so daß man fast sagen kann, der Adel lasse, mit Ausnahme des Frentags und Sonnabends, keinen Tag ohne Tanzfest vorüber gehen. Auch die höhern Bürger = Classen, die seit einer Reihe von Jahren fast gar keine öffentlichen Bälle mehr hatten — wenigstens nur solche, die für anständige Personen manches Abschreckende zeigten — und sich mit Hausbällen und *Piqueniques*, deren Zahl Legion war, begnügen mußten, fanden heuer wieder Gelegenheit zum Tanzen in den Gesellschaftsbällen der Mediciner und Juristen, die beyde sehr belebt und glänzend waren. Nur die Redoute ist ganz verlassen, und obschon man selbe erst am vierten Sonntag des Carnevals eröffnete, bot sie doch das traurige Schauspiel eines leeren Raumes, wenn gleich die Unternehmer durch folgende Anmerkung die Familienväter anzulocken versuchten: „Übrigens wird bemerkt, daß jenen, welche erwachsene ledige Töchter haben, und in die Redoute Eintrittskarten lösen, für dieselben zugleich Freybillets auszufolgt werden.“

Correspondenz = Nachrichten.

Dresden, im Februar 1828.

Nach der so überaus düstern und tief empfundenen Trauerzeit wurde nun am zweiten Weihnachtsfeiertag das Theater wieder mit der „bezauberten Rose“ eröffnet, und Tags darauf zum ersten Mal das neue Trauerspiel „*Belisar*“, von Eduard v. Schenk aufgeführt; es war mit Liebe und Sorgfalt eingelernt, wurde sehr brav gegeben, mit entschiedenem Beyfall aufgenommen, und wenig Tage darauf wiederholt. So sehr auch das Publicum die Wiedereröffnung des Theaters in den langen Winterabenden gewünscht hatte, so war das Haus doch bis Neujahr, wo erst das Abonnement wieder anfang, stets leer; möchte man sich dieß zur Warnung nehmen, wenn so oft die Rede davon ist, das hiesige Schauspielhaus mit großen Kosten zu erweitern! Jetzt ist es freundlich und voll, Jedes abonniert, weil es sonst keinen sichern Platz bekommen kann, und so freuet sich jeder Besizer des Seinen. Wäre das Haus größer, so verließen sich Alle darauf, immer Billets bekommen zu können; der Reiz der Schwierigkeit hörte auf, und das Haus würde nur bey der ersten Vorstellung eines Stückes gefüllt seyn, welche doch in künstlerischer Hinsicht nie die gelungenste seyn kann. Die Oper wurde nicht, wie man hoffte, mit der ganz neu einstudierten „*Elisabetta*“, sondern mit „*Otello*“ eröffnet. Es ist wohl auffallend, daß sowohl das italienische wie das deutsche Theater diese lange Ruhezeit nicht benutzten, um recht viel vorzuarbeiten, und theils neue Opern und Schauspiele einzustudieren, theils ältere, die vielleicht seit Jahren nicht aufgeführt wurden, neu zu üben; wäre dieß mit gehörigem Eifer und Fleiß angestellt und betrieben worden, so könnte nun das Repertoire frisch und glänzend ausgestattet seyn, und die Anstrengungen wären für alle nicht halb so groß, als wenn jetzt, wo Abends Vorstellungen sind, früh andere Proben gehalten werden müssen; da kommt freylich spät und spärlich etwas Neues zur Reife. Gehörig benützt, wäre eine solche Pause ein nicht zu berechnender Gewinn für die nächste Folgezeit eines Theaters, aber freylich dürften da die vorzüglichern Mitglieder nicht zu ihrem Privat = Interesse Kunstreisen erlaubt bekom-

men, sondern sie müßten vereint mit Eifer zum Flor des Ganzen wirken, damit es sich dann nicht matt und mühselig fortzuschleppen brauche!

Am 28. December war wieder das erste große Concert im Hôtel de Pologne; der Kammermusicus G. H. Kummer, der brave Fagottist, hatte es veranstaltet. Unfers unvergesslichen Webers Duverture zum Oberon eröffnete es; könnte man eine schönere wählen? Diese Zauberklänge scheinen die Ätherpforten des Geisterreichs selbst zu eröffnen; wenn man sich diesen Accorden der tiefsten Sehnsucht hingibt, sich von den Farbenwogen dieser schwärmerischen Phantasie fortreißen läßt, so ist es nicht allein die Märchen- und Elfenwelt, in die man sich gezogen fühlt, sondern zugleich in das heiligste Innere des eigenen Gemüthes, in die süßesten Träume der Kindheit, in die glühendsten Schwärmerereyen der Jugend, in das Mondlicht dämmernder Vergangenheit, in die Farbenglut einer höhern, schönern Zukunft. Es gibt nicht leicht irgend eine Tondichtung, die so wie diese Duverture das volle, echte Gebiet der Romantik darstellte. Der junge Heinrich Kummer spielte Hummels unübertreffliches Concert aus A-moll sehr schön, mit zartem und seelenvollem Vortrag und eben so viel Bravour als Gefühl. Mad. Devrient sang eine sehr schwierige Bravour-Arie von Raumann. So schön die Kirchenmusik dieses Meisters stets bleibt, so ist doch sein Styl für das Concert veraltet. Die liebliche Sängerin schien etwas befangen, führte aber das Ganze sehr gut aus. Der Vater Kummer spielte hierauf ein Adagio von Weber, und Variationen von Czerny auf dem Fagott mit anerkannter Meisterschaft; er weiß diesem so leicht undenkbar Instrumente einen angenehmen Ton zu entlocken, und hat die bewundernswürdigste Fertigkeit und Ausdauer des Athems.

Ein reizendes Doppel-Concert von Bohrer, für Violine und Violoncell, wurde von zwey sehr jungen Künstlern, den Kammermusic Schuberth und Ferdinand Kummer, vollendet schön vorgetragen; man wußte hiebey nicht, ob man die Sicherheit oder die Zartheit, die höchste Eleganz des Vortrags oder die Lieblichkeit des Tones mehr bewundern sollte. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir bald diese köstliche Duo noch einmal zu hören bekämen. Hr. Pesadori sang eine Arie von Baccaj, und Vater und Sohn Kummer beschloßen das Concert mit einem Potpourri für zwey Fagotts von Späth, welches sie vortrefflich vortrugen. Das ganze Concert verdiente und fand den einstimmigsten Beyfall.

Am 29. December wurde zur Säcular-Feyer das alterthümliche Volksfest eines Bäckeraufzuges hier wieder gehalten. Seit sehr vielen Jahren fand es hier nicht Statt, um so mehr zog es diesmal die allgemeine Neugier an. Es ist erfreulich, solche echt nationale Feste und Gebräuche wieder erwecken zu sehen, da unsre Zeit ohnehin nur zu sehr alles verflacht, und durch trüben Ernst und überkluge Tadelssucht jede heitere Lebensfarbe verlöscht. Die Müller hatten sich den Bäckern angeschlossen. Von zahllosen Volkscharen begleitet, zog die frohe Menge unter die Fenster des gütigen Königs und der sämtlichen höchsten Herrschaften; die Klopfsechter zeigten ihre Geschicklichkeit, die Gaben wurden überreicht, der bunte jubelnde Zug ging durch Stadt und Neustadt bis auf den Mühlhof, wo sie ein Mahl genossen. Leider trübte eine kleine Unruhe bey dem Heimzug die allgemeine Lust ein wenig; der Übermuth eines etwas berauschten Bürgers und die Strenge des wachhabenden Officiers, welcher jenen sogleich arretirte, und Generalmarsch schlagen ließ, als dessen Gefährten ihn befreit wünschten, verursachte diese tragikomische Ende des Festes. So unerhört dergleichen hier war, so schnell wurde auch Ruhe und Ordnung wieder hergestellt.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.
Dinstag, den 4. März 1828.
28

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

N a t a l i e.

(Fortsetzung.)

Zweiter Brief.

(S 6 1 u 6.)

Varwa, im May 1774.

Natalie hat eine reine ausdrucksvolle Stimme, und wenn ich mit ihr in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause sitze, singt sie mir irgend eines ihrer Lieder vor. Die meisten gehören zu denen, die man überall im Munde des Volkes hört, einige sind mir aber neu, und in andern scheint sie bey dem leichten Versmaße Änderungen gemacht zu haben. So sang sie mir neulich folgendes Lied vor:

„Höre lieber, junger Bursche,
Geh' doch nicht so oft vorbei,
Und vor Allem schau nicht rückwärts,
Ob ich auch am Fenster sey.

Böse Nachbarn sehen Alles,
Und sie reden ohne Scham,
Daß mein guter Ruf nun leidet;
Statt der Freude hab' ich Gram.

Schick' doch lieber deine Mutter,
Daß sie mit dem Vater spricht,
Dann kann Alles richtig werden
Und ich gräm' mich weiter nicht.“

Dies Lied, welches ich zum Theil schon oft unter dem Volke habe singen hören, machte jetzt einen besondern Eindruck auf mich. Doch die heitere Sängerin sah mich dabey so arglos und unbefangen an, daß ich wohl fühlte, sie bezöge die Worte des Liedes keineswegs auf sich.

Obgleich meine Bekanntschaft mit Natalien vorwurfsfrey ist, so hat es mir doch geschienen, daß sie eher vor der Welt zu verbergen, als bekannt zu machen sey. Demnach habe ich auch vor meinen Dienst-Cameraden ein Geheimniß daraus gemacht, und meine Abendgänge sorgfältig verborgen. Vielleicht war auch etwas Eifersucht mit im Spiele; ich wollte nicht das hübsche, arg-

lose Wesen mit den leichtfertigen Menschen in Berührung bringen. Doch meine häufigen Abwesenheiten wurden von meinen Waffengefährten bemerkt, und sie waren um so neugieriger auf die Spur zu kommen, weil sie irgend einen interessanten Liebeshandel vermutheten, der ihnen entgangen sey. Daher fehlten Anspielungen, Scherze und Fragen nicht, und hiebey zeichnete sich besonders ein junger Franzose aus, der bey demselben Regiment steht und sich durch seine Nationalität wie berufen glaubt, sich allerley Späße und leichtfertige Reflexionen zu erlauben. An einem der letzten Tage, da ich vielleicht übler Laune war, fiel er mir besonders beschwerlich und ich fertigte ihn kurz ab. Die Worte wuchsen, er griff an seinen Pallasch, ich dagegen faßte ihn am Arm und sprach: „Nicht hier, aber draußen vor den Wällen der Stadt und sogleich.“ — Wir gingen; zwey Officiere, die gerade gegenwärtig waren, begleiteten uns.

In einer einsamen Gegend der weitläufigen Zwansburg zogen wir gegen einander den Pallasch. Ich konnte nicht umhin, daran zu denken, um welcher leichten Ursache ich bereit stände, die Waffe in das Herz eines Menschen, eines Waffengefährten zu senken, oder auch von ihm getroffen, selbst in mein eigenes Blut zu stürzen. Ich war geneigt auf das Zureden der uns begleitenden Officiere zu hören, die noch immer versuchten uns zu verföhnen, aber die trohigen Bewegungen des Fremden erbitterten mich wieder, es schien mir, als schauten die Altvordern von den Zinnen ihrer Burg auf mich herab, ich trat zürnend vor in kampfervartender Stellung. Das Gefecht begann, und dauerte nicht lange. Ich ward am rechten Arm verwundet und mein Gegenhieb fuhr dem Widersacher über das Gesicht, daß Blut aus Stirn und Wange hervor schoß. Die Secundanten trennten uns.

An demselben Abend war ich bey Natalie; wir saßen im Garten, sie sang und ich griff, sie begleitend, Accorde auf einer Guitarre, die ich zu ihr habe hinaus tragen lassen. Das Verband auf der Wunde hatte sich verschoben und mir unmerklich rannen Blutstropfen am Arm hinab und fielen auf die Guitarre.

„Um Gotteswillen das ist Blut,“ rief plötzlich erbleichend Natalie, „was ist hier geschehen!“ —

Ich sagte, daß ich leicht verwundet sey, und weil sie darauf nach der Ursache des Gefechts fragte, beging ich die Unvorsichtigkeit ihr die Veranlassung und die nähern Umstände zu erzählen. Seit der Zeit ist das Mädchen ganz verändert, ich finde sie oft in tiefen Gedanken, mit verweinten Augen, auch kommt es mir vor, als ob sie mich vermeide.

Heute komme ich wie gewöhnlich hinauf, treffe die Mutter allein und höre, daß Natalie schon vor einer Weile aus dem Hause gegangen sey. Ich suche sie vergeblich im Garten, frage darauf Kinder, die auf der Straße spielten, ob sie ihre hübsche Nachbarinn nicht gesehen hätten, und erfahre, daß sie hinab zum Wasser gegangen sey. Ich eile dorthin ihr nach, und da ich sie nicht finde, wende ich mich den Fluß hinauf und gehe in Gedanken vertieft am Ufer fort. So komme ich unvermerkt fast bis in die Gegend des Katarakts. Der breite Narowastrom*), in einem abschüssigen Bett heftig stutend, stürzt hier über

*) Narou.

einen plötzlichen jähen Abfall in eine enge Felschlucht. Dem erregten Wasser tritt unmittelbar ein hohes Felsenciland entgegen, an dem sich die Wogen brechen und auf eine Zeit lang gewaltsam in zwey Ströme aus einander gerissen, erst unterhalb der Insel sich vereinen, um dann schäumend bey Narwa vorbey zu rauschen. Das Toben des hinabstürzenden, ringsum bedrängten Wassers, die schäumende Brandung am Felsriff des Eilands, das Heulen und Zischen der durch die Felsmauern und über die Felsblöcke sich durchreisenden Flut, erfüllen die Menschenbrust in der einsamen, wildwüsten Gegend mit unwillkürlichem Schauer. Die oft bemerkte anziehende Kraft des Wassers, das den beängstigten Menschen in seine bergenden, stillen Kreise lockt, scheint ihn hier in seine tollen Wirbel hinab reißen zu wollen. Wie ich dort im Sturm verschiedenartiger Gedanken stand, erblickte ich plötzlich am äußersten Rand der sich gegen den Katarakt vorstreckenden Felsspitze ein weißes Gewand; eine weibliche Gestalt neigte sich über den wildtobenden Strudel, als zöge sie die heimliche Gewalt der Wirbel hinab. Mit einem Schrey des Entsetzens erkannte ich Natalien; ich stürzte auf sie zu und riß sie, rasch um den Leib fassend, von dem Abgrunde zurück. Die innere Bewegung, in der sie sich befand, der Schreck sich plötzlich von unbekanntem Mannesarmen ergriffen zu fühlen, hatte sie erschüttert, ihre Sinne waren gewichen und sie lag bewusstlos an meiner Brust. Ich ließ sie auf den Rasen nieder, riß ihr die Schläfe, sie schlug langsam die Augen auf, erkannte mich und sprach mit matter Stimme: „Gott, das sind Sie, gnädiger Herr, wo sind wir, und wie kommen Sie her?“ — Ich sprach zu ihr beruhigende Worte, erzählte, wie ich zufällig ihr bis hieher nachgegangen sey, wie ich sie darauf am Rande des Abgrunds schwebend erblickt und zurückgerissen habe. Sie schien sich zu besinnen, lächelte durch Thränen hindurch und sprach: „Ja, ich komme jetzt wieder darauf — ich ging hier am Ufer entlang, weil ich den Menschen meine Thränen nicht zeigen wollte, und wie ich so einsam immer weiter ging, drückte der Schmerz immer schwerer auf mein Herz. Wie ich da oben stand und in das schäumende Wasser hinabsah und in die brechenden Wellen, glaubte ich viele hundert Stimmen zu hören, die zu mir herauf riefen: „Komm hinunter, komm hinunter, wir waschen dir die Thränen ab, Niemand wird sie mehr sehen, auch dich nicht, wir bergen dich und deine Thränen.“ Und ich bog mich über das hohe Ufer hinüber, und immer mehr zog es mich abwärts, und ich glaube, ich wäre hinabgestürzt, wenn nicht Sie, gnädiger Herr, mich so plötzlich erfaßt und zurückgezogen hätten.“

Ich konnte nicht widerstehen, ich drückte sie an mein Herz und fragte: „Aber was macht dich, liebe Natalie, so traurig, was kann denn so schwer auf deinem jugendlichen Herzen liegen?“

„Ach,“ antwortete sie, „da wäre vielerley zu sagen. Sehen Sie,“ — — — und sie stockte. Ich ermunterte sie, mir doch offen Alles zu sagen, und nach einer Weile fuhr sie fort: „Nehmen Sie es mir nicht übel, gnädiger Herr, wenn ich offenherzig reden werde. Ich war sehr froh und glücklich, ehe Sie an jenem Abend zu uns kamen. Ich ward noch glücklicher, als ich Sie kennen lernte, aber jenes frohe Herz, das ich vordem hatte, habe ich nicht mehr und ich glaube, ich werde nun und nimmer mehr froh werden.“

„Und welchen Unterschied machst du denn zwischen froh seyn und glücklich, du liebes, gutes Kind?“ fragte ich.

„Froh,“ erwiderte sie, „war ich sonst immer. Auch machte mich Alles froh; die Liebe der Mutter, die frommen Reden des Großvaters, das Grün der Bäume und Wiesen, die Lieder der Nachbarinnen, die ich von ihnen lernte, kurz Alles, was mich umgab und was ich dachte. In diesem Frohsinn war auch mein Glück. Darauf kamen Sie zu uns und weil Ihnen dieß alles zu gefallen schien, kam ich mir noch glücklicher vor. Aber es ist nun, wie ich sehe, nicht so.“

„Wie denn, warum sollte es anders seyn?“ fiel ich ein.

„Das sehe ich nun ein,“ redete sie durch Thränen, „daß Ihnen das nicht gefallen kann, was mir gefällt. Sie sind ein vornehmer Herr, an ein anderes Wesen gewohnt. Alles, was ich weiß und denke und an mir habe, muß Ihnen gering scheinen, und so schätze ich es auch geringer. Wie sehr glücklich ich nun auch bin, daß Sie an mich denken, so muß ich dabey doch, wie Sie sehen, traurig seyn.“

„Aber welche unnöthige Gedanken setzest du dir da in den Kopf!“ sagte ich.

„Nein, gnädiger Herr,“ sprach sie, „das sind sie nicht. Denn ist das Gefecht, das Sie mit dem Degen in der Hand mit dem andern Herrn gehabt haben, nicht eine Folge von dem, was ich bemerke. Diese Herren fanden es unschicklich, daß Sie sich mit den geringen Sachen, die mich angehen, abgeben, und darüber ist der Streit gekommen. Ich habe wohl gemerkt, daß Sie dem fremden französischen Herrn nicht seine Meinung, sondern nur die Art übel genommen haben, wie er diese geäußert. Daraus habe ich denn sehr klar gesehen, daß Sie im Grunde dieselbe Meinung haben, und daß ich ein armes, unglückliches, gering geschätztes Mädchen bin.“

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört und küßte die schönen Augen, aus denen große Thränen hervor perlten. Sie aber sagte nach einer kleinen Weile, indem sie die Hand auf's Herz legte: „Gott wird mir helfen, wie er mich schon heute beschützt hat und das durch Ihre Hand.“

Wir gingen zurück, ich geleitete sie nach Hause; unter Weges starrte sie oft in den Fluß hinab und sang mit leiser Stimme:

„Da unten in den Wellen,
Dort wohnt das Wasserweib,
Sie strecket aus dem hellen
Geriesel ihren Leib.“

„Hast Kummer du im Herzen,“
Singt sie, „so komm herab,
Ich stille deine Schmerzen
Und wasch' die Thränen ab.“

Ich werde Ruh' dir bringen,
Kein Mensch wird mehr dich sehn!“ —
Hörst du sie also singen,
So ist's um dich geschehn.“

Es wird dir immer weher,
Es zieht dich schnell hinab,
Das Wasser dringt dir näher
Und öffnet still dein Grab.“

Ich sah mit heftiger Rührung in ihr leidendes Herz. In die heitre Stille ihrer frühern Welt bin ich wie ein zerstörender Orkan eingedrungen. Aber habe ich ihre Ruhe mit Vorsatz, mit Absicht gestört? und will ich jetzt ihr Zutrauen

mißbrauchen? Gewiß nicht, mein theurer Freund. Des Mädchens natürlicher Verstand, ihre naive Fröhlichkeit und die anmuthige Gestalt, der Zauber der vaterländischen Sprache, die ich nach langer Zeit aus ihren heiter lächelnden Lippen hörte, alles dieß zog mich zu ihr und ich fand in der einsamen Stadt, wo der Umgang lärmender Waffengefährten mir nicht immer zusagte, eine angenehme Zerstreuung in ihrer Nähe. Jetzt sind in des Mädchens Busen Gefühle und Wünsche erwacht, die ich nicht absichtlich veranlaßte. Mein Stand vor der Welt, die gerechten Anforderungen meiner Verwandten an mich, endlich auch meine eigenen Gewohnheiten und Ansichten scheiden mich von ihr; ich kann, ich mag diese Schranken nicht durchbrechen. Von der andern Seite will ich sie nicht täuschen, an ihrer Liebe zu mir nicht zum Verräther werden, des Mädchens Unschuldswelt nicht zertrümmern, und sie möglicher Vernichtung weihn. — Mein Vorsatz ist fest, nur weiß ich noch nicht wie ich ihn zur Ausführung bringen soll, ohne daß mich meine eigene menschliche Gebrechlichkeit daran verhindert.

(Die Fortsetzung folgt.)

U n O t t i l i e.

Bei Übersendung eines blühenden Zweiges am 1. Jänner 18**.

Ein Jahr entfloß mit raschen Schwingen,
Kaum ahnten wir den Flug der Zeit;
Denn Wonnen, die uns zart umfingen,
Berauschten uns mit Seligkeit.
So wechselten viel heitre Stunden,
Oh' kaum ihr Daseyn wir empfunden.

Der künft'gen Tage leises Nahen
Es bringe dir das schönste Glück!
Es möge jubelnd dich umfassen,
Und nimmer trübe sich dein Blick!
Der jungen Liebe zarte Blüthen
Dir mög' die Zukunft stets sie bieten!

Du fragst: „ob ewig sie wohl bliebe,
So blüthenvoll, so himmlisch schön,
Die Wonnezeit der jungen Liebe?
Ob ihre Zauber nicht verwehn?“
Du wähnst: im Spätherbst deines Lebens;
Dann suchest du ihr Glück vergebens.

O sieh' auf diesen Zweig voll Blüthen!
Im Winter selbst noch prangen sie!
Die Antwort werden sie dir bieten,
Im Lauf der Zeit vergiß sie nie! —
Die Blüthen haben sich entfaltet,
Weil zarte Sorge hier gewaltet! —

Eduard Marquardt.

Correspondenz-Nachrichten.

Dresden, im Februar 1828.

(S c h l u ß.)

Zum dritten Male kehrt die strenge Winterkälte bey uns ein; wir hatten vorigen Monat die ungewöhnliche Erscheinung, daß, während erstarrende Eisnebel auf unserm Elbthal lagen, und hier die Kälte auf 28 Grad stieg, der Schnee schmolz, und die Flüsse furchtbar anschwellen; in der hiesigen Friedrichsstadt waren ganze Straßen überschwemmt durch das Austreten der Weisseritz, und die Noth der armen Einwohner, denen bey der härtesten Kälte das Wasser in die Stuben trat, war sehr groß. Die menschenfreundliche Gesellschaft vornehmer Dilettanten, welche vorigen Winter mehrere theatralische Vorstellungen zum Besten der Armen gaben, wird nächsten März ein paar Vorstellungen für jene Unglücklichen geben. Leider kamen bis jetzt keine solchen Aufführungen zu Stande; möchte irgend eine würdige, allgemein verehrte Dame, das Unternehmen, dessen Zweck so edel ist, beschützen und leiten, so würde es schönern Fortgang haben, und manches schöne Talent würde dann mit Freuden sich anschließen.

Bey unsrer Oper harrten wir lang vergebens auf die erste Aufführung der neu einstudierten „Elisabetta,“ von Rossini. Unsrer Pallazze si war seit ihrer Reise nach Berlin anhaltend unwohl, deshalb verzögerte es sich stets damit. Endlich erfolgte am 6. Februar die erste Aufführung, welche sehr gelungen war. Sogra. Pallazze si führte diese schwierige und angreifende Rolle recht brav durch, mit Würde, Kraft und Feuer, und sie hatte Alles sorgfältig einstudiert; trefflich unterstützt wurde sie von unsrer geschickten Mlle. Beltheim, welche die Rolle der Matilde vorzüglich gut gab, besonders wurde das ausdrucksvolle Duo: „Pensa che sol per poco,“ von Beyden so wunderschön ausgeführt, daß wahrlich auch der strengsten Kritik hier nichts zu wünschen blieb; alle Zuhörer waren entzückt. Die Rolle des Leicester hätte man wohl lieber von Rubini gesehen, als von Bonfigli; Pesadori gab sich Mühe als Norfolk, und detonirte weniger als gewöhnlich; wie ausgezeichnet würde der Gesang dieses Künstlers seyn, wenn er diesen schlimmen Fehler überwinden könnte! Es war Schade, daß das sehr charaktervolle Volkschor im zweyten Act weggelassen wurde.

„Don Giovanni,“ von Mozart, wurde im Jänner öfter wiederholt; zum ersten Male trat hiebey als Donna Anna Mad. Devrient in der italienischen Oper auf; sie verdiente und erhielt den lautesten Beyfall; ihr glühendes, seelenvolles Spiel, ihre schönen Stellungen, ihre reine volle Bruststimme, ihre richtige und gute Aussprache, Alles bewies die rastlosen Fortschritte, welche die liebenswürdige Künstlerinn macht; nicht berauscht von dem Beyfall der Menge, der ihr vor Jahren schon bey ihrem ersten Auftreten wurde, hat sie sich seitdem im Gesang und Spiel so vervollkommt, daß nun auch die feinfühndsten strengern Kenner sie mit innigem Wohlgefallen sehen und hören. Mad. Sandrini gab die Elvira sehr brav; das feine, durchdachte, edle Spiel dieser echten Künstlerinn und ihr interessantes Außere erfreuten reichlich, was ihrer Stimme an Jugendfrische mangelt, überdem paßt diese Musik sehr für sie, und sie trägt sie herrlich vor. Mlle. Schiasetti ist als Zerlina allerliebste, wenn auch ein wenig manierirt. Sehr schlimm sah es aber um unsern Don Juan selbst aus! Hr. Wächter würde ein guter Leporello seyn, zum Don Juan fehlt ihm Alles — nur blinde Vorliebe kann von so einer Leistung sich befriedigt finden! Rubini als Ottavio, Zezi als Commendatore sind vortrefflich. Von deutschen Opern gefiel „die weiße Dame“ immer besser, und die für uns neue Oper von Huber: „Der Maurer“ wurde mit dem freudigsten Beyfall aufgenommen, ja sogar (zum ersten Mal in Dresden) verlangte das Publicum die Wiederholung des allerliebsten komischen Duetts zwischen Mad. Sandrini und Mad. Wächter, beyde Künstlerinnen gaben es trefflich; selten wird man wohl solche Vielseitigkeit und ein solches Eingehen in jeden Charakter finden, wie bey unsrer Sandrini, welche Geist und Leben verbreitet, wo sie nur erscheint. „Der Barbier von Sevilla,“ von Rossini, wurde deutsch aufgeführt, und recht brav gesungen; unsre wackere Beltheim sang statt Mad. Devrient, welche

unpäßlich wurde, die Rosina allerliebste. Mit Vergnügen hörten wir auch hier Hr. Babnigg wieder als Almaviva. So gut diese Oper aber auch gegeben wurde, so fühlte man doch dabei wieder lebhaft, wie verkehrt es ist, eine echt komische italienische Oper in anderer Sprache zu geben; wer sie nur so hört, muß die Musik ungerecht beurtheilen. Man sagt oft, man könne den Menschen am sichersten kennen lernen an dem, worüber er lacht, und an der Art, wie er lacht; wie sehr ist dieß auch der Fall bey recht nationellen Kunstwerken? diese stehen, gerade im Komischen, so scharf gesondert, daß ein eigentliches Übertragen doch unmöglich bleibt, und lieber nicht versucht werden sollte.

Bei dem deutschen Schauspiel wurde der geringern Zahl der Gebildeten der hohe Genuß, Wiederholungen des „Tasso,“ des „Belisar“ und des „Kaufmanns von Venedig“ zu sehen. Man hofft und wartet nun sehnlich auf den „Oberon.“ Eine neue herrliche Messe unsers braven Capellmeisters Reissiger zeigte, wie gediegen auch in dieser Gattung von Composition der Styl dieses jungen phantasiereichen Meisters ist; sie vereinte den Ausdruck der innigsten Frömmigkeit mit ernster Erhabenheit und wahrer Größe.

Bei den wöchentlichen Soiréen, welche diesen Winter bey dem russischen Fürsten Barclay de Tolly Statt finden, werden oft sehr hübsche Tableaux vorgestellt, die sich besonders dadurch auszeichnen, daß sie bey wiederholtem Aufziehen des Vorhangs fortschreitende Handlung darstellen. Das Bild nach Robert: „Der schlafende Räuber, bewacht von seiner Braut,“ wird Jedem, der es sah, unvergesslich bleiben.

Die Vorstellungen, die Bosco hier gibt, sind außerordentlich besucht; wirklich gehört dieser Mann zu denen, die sonst unfehlbar für Zauberer erklärt worden; seine Geschicklichkeit weiß die scharfsinnigste Aufmerksamkeit zu täuschen, und er versteht es, seinen Vorstellungen immer frisches Interesse zu geben.

Die Redouten, die diesen Winter im Hôtel de Pologne gehalten werden, sind unter aller Kritik schlecht. Warum soll eine Vergnügungsart erzwungen werden, die im schönern Sinn hier nun einmal nicht heimisch wird, und von der also stets nur die verworfenste Kehrseite sich hier offenbart!

Schöne Literatur.

Heimatliebe eines Steyermärkers. Eine Sammlung vaterländischer Dichtungen, von Dr. Jos. Hoffbauer. Grätz, 1828. In Commission bey Damlan und Sorge.

Der Hr. Verfasser ist den Lesern unsrer Zeitschrift durch mehrere in derselben mitgetheilte Gedichte bereits bekannt geworden; die Mehrzahl derselben fand auch hier wieder eine Stelle. Sämmtliche, diesen Strauß bildende Blüthen berühren vaterländische Gegenstände, und mahnen entweder an Naturschönheiten, oder an berühmte Männer der Steyermark. An beyden Gegenständen ist dieses herrliche Alpenland so reich, daß es dem Dichter nicht schwer werden konnte, sich an denselben zu entflammen, und das Büchlein wird also seines Anklanges an stamm- und heimatverwandte Herzen nicht entbehren. Treten die hier vereinigten Gedichte auch nicht in den Rang vorleuchtender Erzeugnisse dieser Art, so sprechen sie doch auf eine würdige Weise an, und verbürgen Geistes- und Herzensbildung ihres Schöpfers. Die Bescheidenheit des Hrn. Verfassers, womit er selbst in dem Vorwort die Stellung dieser Gedichte anerkennt, tritt in unsrer Zeit, wo jeder bereits den Parnas erstürmt zu haben glaubt, wenn er Reime machen kann, doppelt erfreulich vor, und wir glauben Hrn. Hoffbauer verbürgen zu können, daß seine Gabe im Vaterlande willkommen geheißen werde. Sollten wir eines oder das andere Gedicht, welches uns vorzugsweise angesprochen habe, hier namhaft machen, so bezeichnen wir als solche „Grätz und seine Umgebungen, das Gedicht an Hofrath von Hammer, den Gang von Grätz nach Zell, Phantasie, und Ottokar von Horneck.“ Wenn auch, wie wir bereits erwähnten, diese Gedichte nicht durch besondere

Blut der Phantasie ausgezeichnet erscheinen, so spricht uns doch aus allen Gemüthslichkeit und ein warmes vaterländisches Gefühl an, und diese Erscheinung ist stets wohlthätig. Die äußere Ausstattung des Büchleins ist ebenfalls gefällig, und so wird die Natur des Inhalts sowohl, als der wohlthätige Zweck, für welchen der Hr. Verfasser diese Poesien ans Licht treten ließ (für die abgebrannten Zeller) denselben überall freundliche Aufnahme verschaffen.

C o n c e r t.

Hr. K o m b e r g gab am Sonntag, den 17. Februar, eine zweite Academie im landständischen Saale, und spielte ein neues Concert in E mit der an ihm gewohnten großen Kunstfertigkeit und Grazie. Der erste Satz stand in Hinsicht des Geschmacks den beyden folgenden etwas nach. K o m b e r g s Spiel im Adagio rührt jedes Mal, sein Vortrag im Rondo reißt hin durch seine naive Laune. Außerordentlicher Beyfall wurde ihm auch heute, der sich bey dem zwenten Male, als er eine Art Phantasie über norwegische Volkslieder vortrug, noch mehr steigerte. Sein meisterhaftes Spiel erregt jedes Mal Bewunderung und Entzücken. Den Anfang dieser Academie machte C h e r u b i n i s große herrliche Ouverture zu Anacreon, welche vom Orchester im Ganzen genommen brav executirt wurde.

Die beyden jungen Künstlerinnen, Mlle. F r ö h l i c h und Mlle. B l a h e t k a, welche durch ihre Talente bey dem ersten Concerte mitgewirkt hatten, ließen sich auch heute wieder hören. Erstere sang eine Rossinische Arie mit großem Fleiße, und zeigte abermals Gewandtheit der Stimme und Eleganz des Vortrags. Sie erhielt Beyfall. Mlle. B l a h e t k a spielte Variationen über ein ungarisches Thema mit der an ihr geschätzten Reinheit und Präcision. Sie wußte die schwierigen Aufgaben, welche sie als Componistinn ihren eigenen Sängern gegeben, trefflich zu lösen. Auch sie erhielt lauten Beyfall.

C o n c e r t s s p i r i t u e l s.

Es wird den Freunden der Tonkunst eine angenehme Nachricht seyn, daß man in den bekannten Concerts spirituels auch in diesem Jahre fortfahren werde, gediegene Meisterwerke der Musik zur Aufführung zu bringen; diese Concerte werden im gegenwärtigen Jahre im Saale der n. ö. Herren Landstände am 6., 13. und 20. März von 4 bis 6 Uhr des Nachmittags Statt finden. Mehrere classische Werke der Tonkunst, theils hier noch nie gehört, theils nur bey dieser Gelegenheit producirt, werden zur Aufführung kommen, als: „Das große Te Deum des verewigten Abbé Vogler, Haydn s Sieben Worte, B e e t h o v e n s Christus am Ölberge u. s. w.“

Der Genuß, den diese trefflichen Werke dem geläuterten Kunstsinne gewähren, ist so ausgezeichnete Art, daß nicht zu bezweifeln steht, daß diese Aufführungen auch im heurigen Jahre jene Theilnahme finden werden, deren sie sich stets erfreuten.

Herausgeber und Redacteur: J o h a n n S c h i c h.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 6. März 1828.

29

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. von K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Natalie.

(Fortsetzung.)

Dritter Brief.

Standquartier im Pleßkauschen
Gouvernement.

Als ich noch bey mir überlegte, wie ich mich aus der Lage, die ich dir in meinem letzten Briefe beschrieben habe, heraus reißen sollte, hatte das Geschick schon alles entschieden. Früh am Morgen ließ der Commandeur das Regiment zusammen treten und kündigte uns ein verändertes Standquartier in den innern Gouvernements an. Am folgenden Tage sollten wir aufbrechen. Durch das Gewühl, welches der nahe Ausbruch veranlaßte, ging ich am Abend zu Natalie. Ich fand sie mit rothgeweinten Augen, aber gefaßt. Sie hatte schon erfahren, daß das Regiment die Stadt verlasse, und sagte mir: „Ich wünsche Ihnen, gnädiger Herr, glückliche, frohe Tage, die ich nicht mehr haben werde. Als ein großes Unglück hatte ich es mir immer gedacht, wenn Sie wieder von hier reisen müßten, wie das erste Mal, da sie bloß durchkamen. Jetzt aber begreife ich es, daß es besser sey, daß ich armes Mädchen Sie nicht mehr sehe und Sie — — — vergesse.“ Sie fing bey diesen Worten an heftig zu weinen, ihr Schluchzen zerriß mir das Herz. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, gab der Mutter Geld und verließ sie mit einer zürnenden Empfindung über mich selbst, daß ich, durch Unbedachtsamkeit, den Stachel des Schmerzes in dieß liebe, unbefangene Gemüth gesenkt habe.

Auf dem Marsch.

Wir ziehn in Gilmärschen in das Innere des Reichs. Unsere Bestimmung ist mir unbekannt. Die fortgesetzte Bewegung, der wechselvolle Marsch zerstreuen mich, und so ziehe ich neben meinen härtigen, waffenrasselnden Kürassreitern beruhigter in die Welt hinein. In jeder hübschen Bäuerinn, die ich unter Weges sehe, suche ich die Züge von Natalie zu erkennen, aber noch habe

ich nicht ein anderes so liebes, sanftes Antlitz gefunden. Ihr Bild verfolgt mich — in Gedanken sehe ich sie am hohen Felsufer der Narowa auf das Wasserweib horchen, der Schwindel ergreift sie, und bewusstlos in den sich drehenden Kreisen taumelnd, stürzt sie in die Wirbel der Flut hinab. Ich fahre mit einem Schreck aus meinen Träumereyen empor, daß Küras und Waffenstücke zusammen klirren, und schäme mich dann, ein schwergeharnischter Reiter vor bestandlosen Bildern erzittert zu seyn.

Auf dem Marsch.

Wir sind gestern über die Wolga gegangen, aber weit oberhalb des Orts, wo du wohnst und ich zu wohnen wünsche. Ich sah mit Sehnsucht den Fluß hinab und gab den Wellen innige Grüße an dich und die Heimat mit. Es heißt nun, wir marschiren gegen den frechen Kosakenhäuptling Pugatschew, der in voller Vermessenheit sich für den verstorbenen Kaiser ausgibt und aus bethörten Leuten sich einen ziemlichen Anhang verschafft haben soll. Die Eile unsers Marsches deutet darauf hin; übrigens schweigt der Commandeur über unsere Bestimmung. Ich schließe diesen Brief, weil ich Gelegenheit habe ihn sicher abzusenden. Wenn wir erst mit der aufrührerischen Schar handgemein geworden sind, wird es vermuthlich schwerer werden dir Nachricht von mir zu geben.

Vierter Brief.

Dorf Krasnoje an der Wolga
im September 1774.

Ich bin hier in meinem Dorf und du hast dein Landgut verlassen, bist vor den Rebellen nach Moskau geflüchtet. Da es nun wieder ruhig geworden, erwartet man zwar bald deine Zurückkunft, dennoch fühle ich ein Bedürfniß dir gleich Nachricht von mir zu geben. Höre, wie es mir ergangen ist. In Silmärschen hatte unser Reiter-Regiment Saratow erreicht Die Auführer überschwemmt die ganze Gegend. Wir brachen gegen Zarizyn auf und nöthigten den Rebellen Pugatschew die Belagerung der Stadt aufzugeben und sich zu entfernen. Ich erhielt den Befehl aus einander gesprengte Rotten mit einer Schwadron Reiter bis Tschernojarsk zu verfolgen. Noch war ich in kein Gefecht mit den Auführern gerathen; wir trieben die verblendete Menge vor uns her, und das Bauernvolk lief meist aus einander und nach Hause, sobald es Truppen gewahr ward. Auf dem Marsch nach Tschernojarsk am rechten Ufer der Wolga traf ich am Saum eines Waldes auf eine Parthey Kosaken, die Stand halten zu wollen schienen. Mir blutete das Herz gegen Landsleute, gegen Glaubensgenossen das Schwert ziehen zu müssen und ich wollte noch den Weg der Güte versuchen. Ein Trompeter ward abgefertigt, der ihnen die von der Monarchinn gewährte Amnesie verkündigen sollte, wenn sie die Waffen niederlegten. Die Verblendeten hörten eine Weile zu, dann fiel plötzlich ein Schuß und ich sah den Trompeter vom Pferde stürzen. Jetzt ohne Aufenthalt sprengten wir gegen sie. Die Kosaken hielten nicht Stand, sie stoben aus einander, um meine Reiter zu einzelnen Gefechten zu verleiten. Möglich sah ich, daß es im Walde lebendig ward, viele mit Flinten bewaffnete Bauern brachen hervor und schossen auf uns. Ich suchte meine Leute zu sammeln,

sie vom Walde zu entfernen, und dann wäre es ein Leichtes gewesen, uns durch die unkriegerische, obgleich uns an Zahl weit überlegene Menge durchzuschlagen. Aber ehe ich dieß ausführen konnte, sah ich zwey Kosaken heran sprenge[n], die gegen mich, als den commandirenden Officier, den Angriff richteten. Indem ich mich gegen die Picke des einen sicherte, schoß der andere sein Pistol gegen mich ab, streifte mich am rechten Arm und gewann Zeit mir mit dem Säbel einen heftigen Hieb über den Kopf zu versetzen. Ich sank bewusstlos vom Pferde und sah nichts mehr vom Gefecht. Als ich die Augen wieder aufschlug, war Alles still und leer um mich her, ausgenommen, daß in einiger Entfernung, so gut ich es mit getrübt[em] Blick unterscheiden konnte, die im Treffen Gefallnen einzeln umher lagen. Ich war vom plündernden Feind aller Kleidung beraubt worden, man hatte mir selbst das Hemde nicht gelassen. Es war um die Mittagsstunde; die Sonnenstrahlen trafen meinen nackten Leib wie spitze Pfeile, die Kopfwunde brannte, ich glühte im Wundfieber, die Zunge lechzte nach einem Trunk, aber rings um war nur dürrer Sand der Wüste und die Stille des Grabes. Da kam es mir vor, als sähe ich in einiger Entfernung von mir, neben einem Todten, eine verlorne oder weggeworfene Feldflasche, in der vielleicht noch ein Labetrunk erhalten war. Aber wie sollte ich, bey gänzlicher Kraftlosigkeit mich empor zu richt[en], den Raum bis zu ihr zurück legen? Ich hob mich etwas auf, stützte mich auf die Hand und schob die Füße mit der äußersten Anstrengung der Kräfte langsam nach, mich armseliger als ein zertretener Wurm fortwindend. Ich sah den Fleck hinter mir, wo ich gelegen hatte, kenntlich durch dunkelgeronnenes Blut und maß mit schwachem Blick die Entfernung, die noch zu besiegen war. Der heiße Sand, durch den ich meinen nackten Leib schleppte, brannte auf meiner Haut wie Feuer, eine verzehrende Fieberglut durchlief alle Adern; nicht dem Tode wollte ich entfliehen, nur die größte aller Qualen, den Durst bey entzündetem Blute löschen. Jetzt hatte ich den Leichnam erreicht, ich mußte über ihn hinüber lang[en] um in der kürzesten Richtung die Feldflasche, das Ziel der mühseligsten Anstrengung, zu ergreifen. Aber die Kräfte vergingen mir, ich sank über den Leichnam, einen Rest der Besinnung in mir, mit erstarrten Gliedern. Ich erholte mich wieder, ich langte hinüber, ich ergriff die Flasche; es war Wasser darin mit Branntwein vermischt. Ich nekte die Zunge, einige Tropfen rannen den brennenden Gaumen hinab. Etwas erquickt, aber matt bis zum Tode, lehnte ich den wunden Kopf an den entseelten Waffengefährten. Eine abermalige Ohnmacht nahm mir bald wieder alle Besinnung. Gegen die Nacht erwachte ich, ein Wolf schritt in geringer Entfernung mit blutiger Schnauze vorüber; schon gesättigt beachtete er mich nicht. Die Kälte der bald darauf eintretenden Nacht machte meine Glieder erstarren und zog sie krampfhast zusammen. Mein Lebendigseyn war ein großer entsetzlicher Schmerz, und nur daran erkannte ich in dem Irredenken des Wundfiebers meine fortdauernde Existenz. Wieder ging die Sonne über der Erde auf und erhob sich am Himmel. Meine Augen schlossen sich nicht mehr, sie sahen noch und doch wurden sie von den Sonnenstrahlen nicht geblendet. Ein Rabe war herangeflogen, umkreiste mich und meinen lautlosen Nachbar. Ein leises krampfhafte[s] Zucken meiner Fußzehen verscheuchte ihn von meinem erstarrten Leibe; er setzte sich dicht neben mir auf den Leichnam, der meinem wunden Kopf zur Stütze diente, und schlug den Schnabel in die Brust

deselben, sie gierig zerfleischend. Bald ward es vor meinen Blicken düster, ohne daß mir die Augenlieder zugefallen wären. Das ist der Tod, dachte ich, und über ein Kurzes wird der Schmerz, der dich an dieß Leben knüpft, aufgehört haben. Gräßliche Bilder gingen rasch vor dem geistigen Auge vorüber, denn das äußere war gebrochen und sah nicht mehr. Wölfe rannten mit meinen zerrissenen, blutenden Gliedern davon, ein Rabe flog fort mit meinem Herzen, aus der Erde hervor wühlten sich üppige Würmer um sich von meinem Fleische zu nähren. An der einen Seite sah ich meinen Schädel bis auf das weiße Gebein entblößt, indem Haare und Fleisch noch die andere Seite umgaben. Endlich verging Alles, Schmerz und Fieberglut hörte für mich mit dem Bewußtseyn auf.

Ich erwachte wieder, ich fühlte, daß ich in einer Bewegung war, ich lag weich und war bedeckt; auch an der Kopfwunde empfand ich Linderung. Ich suchte mich zu besinnen — es mußte so seyn; ich war aufgehoben worden und wurde getragen. Ein Mann lüftete das Tuch, das über meinem Gesichte lag, und ich hörte ihn sagen: „Cameraden, er kommt zu sich, tragt unverdrossen, das Haus ist nicht mehr weit.“ Nach einiger Zeit ward ich durch eine Thüre getragen und auf Stroh gelegt. Ein Feldscheer verband mir die Wunden, darauf brachte man mir einige Nahrung. Ein Officier, den ich oft durch's Zimmer schreiten sah, schien dieß alles anzuordnen. Jetzt trat er an mich heran. Es war ein hoher, ernster Mann, sein gebräuntes Antlitz, über welches sich eine breite Hiebwunde zog, bezeugte langen ehrbaren Kriegsdienst. „Camerad,“ sprach er zu mir, „Ihre Wunden sind vom Feldscheer nicht für lebensgefährlich erklärt worden; ich lasse Sie hier zwar allein zurück, denn ich habe gemessene Ordre unverzüglich bey dem Fort Spaskaja, das eine Meile von hier ist, einzutreffen, aber Ihr Verband darf ohnehin im Laufe dieses Tages nicht abgenommen werden, Lebensmittel und Erfrischungen sind dicht neben Ihnen hingestellt worden, und im nächsten Kranken-Depot oder Posten werde ich melden, daß hier ein verwundeter Officier liegt. Seyn Sie ruhig, Sie werden nicht hilflos bleiben.“ — Ich wollte sprechen, war aber zu schwach dazu, und so begleitete ich meinen Retter mit einem stummen Blick und mit Thränen dankbarer Nührung, die in mein starres Auge traten. —

(Der Schluß folgt.)

R o s e n t r a u m .

Ich war im Lande der Rosen,
 Und statt mit Rosen zu kosen,
 Mußt' ich mit thörichten Trieben
 Mich in ein Knösphen verlieben,
 Das noch die rosige Fülle
 Barg unter moosiger Hülle,
 Kaum roth am obersten Blatte,
 Und andere Reize nicht hatte,
 Als Hoffnung, schön einst zu werden,
 Und jetzt sich frisch zu geben.
 Ich mühte schmeichelnd gelinde
 Mich gleich dem östlichen Winde,

Der vollen Rosen nicht achtend,
 Das art'ge Knöspchen umschmachtend.
 Ich dacht', ich sollt' es erleben,
 Den Lohn dafür zu erheben.
 Und als entfalten sich's wollte,
 Und als erhalten ich's sollte,
 Ward ich von himmlischen Loosen
 Verbannt vom Lande der Rosen.
 Wie ich's mit Schmerzen geräumet!
 Wo ich die Rosen versäumet,
 Und um das Knöspchen geschwebet,
 Desß Rose ich so nicht erlebet.
 Noch reden östliche Winde
 Mir oft in Träumen gelinde
 Vom Rosenland, dem geräumten,
 Und meinem Glück, dem verträumten.

Fr. Rückert.

Bühnenberichte aus Prag.

Im Februar 1828.

Gastrollen der Mad. Birch-Pfeifer. Die Pfeifer war vor ungefähr zehn Jahren ein Mitglied unserer Bühne, und versprach schon damals als 18jähriges Mädchen einst eine sehr wackere Schauspielerinn zu werden, doch verwunderten sich die Bewohner Prags sehr, als seit ihrer Erscheinung in der kunstsinrigen Kaiserstadt (1821), die zuerst ihr Talent in so hohem Grade anerkannte und zum kühnen Weiterstreben ermunterte, die einstimmigen Berichte aus allen Orten, wo sie gastirte, sie in die Zahl der ersten deutschen Bühnenkünstlerinnen setzten, und die Erwartung war so gespannt, daß Mad. Birch wohl mit dem Ruhm zufrieden seyn kann, dieselbe nicht nur befriedigt, sondern in mancher Hinsicht übertroffen zu haben. Medea und Donna Diana, die begeisterte Johanna d'Arc und das ehrfurchtige Gemüth der Lady Macbeth, die tief-fühlende Jony (in Ziegler's Mohrinn) und Porzia im „Kaufmann von Venedig“ geben in drey großen Gegensätzen das rühmlichste Zeugniß für die Vielseitigkeit ihres reichen Talents, und das ernste Studium, womit sie seine Ausbildung gefördert. Eine junonische Gestalt, Kraft und Fülle des Organs, so wie jene Klarheit und Besonnenheit, die selbst im Moment der höchsten Leidenschaft stets Herr der Darstellung bleibt, und sie in den Grenzen echter Kunst erhält, eignen sie ganz vorzüglich zu Heldinnen der hohen Tragödie, weshalb auch, wenn eine Stufenfolge in ihren Darstellungen angenommen werden soll, wohl die Medea, Lady Macbeth, und Johanna als die vorzüglichsten angenommen werden müßten. In den beyden erstern Charakteren hat sie überdies das Verdienst, wo der Dichter zu stark ausmalte, gemildert zu haben, da sie in der Medea die zauberischen Anklänge des ersten Act's durch Blut eines weiblichen Gemüths entschuldigte, und auch im Macbeth — ohne gerade die Lady so sanft zu nehmen, wie es ein großer deutscher Dramaturg wünscht — doch das rein Menschliche immer aufrecht erhielt, und sich so den Glanzpunct der Rolle, die Wahnsinnscene, die wohl selten mit solcher Wahrheit und Bedeutenheit herausgehoben wird, kunstgemäß vorzubereiten, statt daß sie, bey mancher minder vorzüglichen Darstellerinn, schroff und vereinzelt dasteht, und durchaus nicht ist ihrer innersten Natur begründet, und aus derselben hervor zu gehen scheint. Es wird vielleicht manchem sehr auffallend erscheinen, wenn wir die Ziegler'sche Jony (welche sie auf allgemeines Verlangen wiederholen mußte) diesen Darstellungen ganz gleich stellen möchten, aber so verschieden die Charaktere an sich seyn mögen — wenn man es überhaupt wagen darf, diese letzte Rolle an der Seite jener großartigen Gebilde einen Charakter zu nennen, — so gelang es doch dem tragischen Talent unsers Gastes durch Großartigkeit, Kraft der Leidenschaft und Höheit

in der Darstellung der Entfagung dieser Jony eine Wirkung auf alle, die Gebildeten wie die Ungebildeten, zu verleihen, wie es noch keiner ihrer Vorgängerinnen gelungen ist. Aber je mehr die Natur dieser Künstlerin sich der hohen Tragik hinneigt, desto mehr müssen wir sie bewundern, wenn sie in den muntern Scenen der Donna Diana, zumal im zweyten Acte, in eine ganz andere Sphäre hinüber schweift, und den leichten Scherz, die zarte sittige Coquetterie andeutet, besonders aber die Porzia mit echt Shakespearescher Laune feck hinzeichnet, und nur in der Gerichtsscene von den großen Mitteln Gebrauch macht, mit denen sie zu rühren und zu ergreifen vermag, ja selbst, wenn sie in den ersten Acten der Jungfrau als fromme kindliche Hirtinn erscheint, die dann erst durch alle Gradationen dieses zusammengesetzten Charakters sich zur gottbegeisterten Heldinn empor schwingt, und in himmlischer Klarheit verlischt. Das Mad. Birch-Pfeifer in den meisten ihrer Gastrollen wiederholt (in der Jungfrau drey mal) gerufen wurde, bedarf wohl nicht erst erwähnt zu werden, und selbst als sie im Concert der Gebrüder Lewy, — die sich drey mal mit der lautesten und gerechtesten Anerkennung auf unsrer Bühne hören ließen, und ihrem Instrumente manche Freunde und Verehrer gewannen — das schöne Kuffnersche epische Gedicht: Der Fisch, Gemälde und Erzählung aus den Schreckensscenen der Überschwemmung von St. Petersburg, mit Meisterschaft vortrug, erhielt sie die ehrendste Auszeichnung, wurde mit einem Beyfallsturm empfangen, und eben so gerufen, welcher bey unserm kalten, und sich von Tage zu Tage mehr erkältenden Publicum immer seltener wird.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Uluda wurde Frentags, den 25. Februar, zum ersten Mal gegeben: „Il Pirata,“ Melodram in zwey Acten, Musik von Hrn. Vincenzo Bellini. Allem Anscheine nach ist der Compositeur noch sehr jung, dennoch beweist er schon viel Kraft und Willen, seinen eignen Weg zu gehen, und Ideen zu erfinden, nicht abzuschreiben. Nur an zwey Stellen hat er sich besonders den Fehler zu Schulden kommen lassen, fremde Tonstücke ganz in Gang und Klang nachzuahmen. Im ersten Act ist eine große Ähnlichkeit mit Spontini's Vestalinn; ferner hat er in Sign. Tamburini's Cavatine das alte Lied „di tanti palpiti“ ganz zum Muster genommen. Dessen ungeachtet loben wir recht aufrichtig die dramatische Kraft, welche sich in mehreren Nummern dieses Werks ausspricht. Die Ouverture ist ganz unbedeutend, der erste Chor zu lang, aber die Cavatine Gualtieros, welche Rolle von Sign. Rubini auf eine glänzende Art gegeben wurde, ist sehr effectvoll, und hat neue Ideen, welche dem Zuhörer eine wohlthätige Erscheinung sind. Der wahrhaft hinreißende Gesang dieses großen Meisters veredelte freylich jeden Zug durch Schönheit des Vortrags und Geschmack in allen Manieren. Stürmischer, enthusiastischer Beyfall wurde ihm. Die Arie der Imogene (Sigra. Rubini) hat effectvolle Stellen, auch sie erhielt Beyfall. Der Echo-Chor der Piraten ist hübsch, aber er wiederholt sich zu oft, und dauert lang. Sehr effectvoll ist das Recitativ und Duett des Gualtieros und der Imogene, und hier zeigte sich Sign. Rubini mit seiner Gattinn in höchst glänzendem Lichte. Seine leisen Piano's, seine tief-eindringenden Töne mit halber Stimme, sein Forte, das er bis auf den höchsten, denkbaren Grad zu steigern weiß, und die Bravour, mit welcher er und Sigra. Rubini hier zusammen wirkten, erregten einen enthusiastischen Beyfall.

Sign. Tamburini, welcher den Ernesto gibt, erwarb sich ebenfalls durch seinen schönen, seelenvollen Gesang großen Beyfall. Sein Vortrag veredelt die etwas zu unbedeutende Cavatine. Das Finale enthält die meiste Kraft, und zeigt den Muth im Adagio so viel Effect erreichen zu können. Höchst brillant ist dieß Finale für Sigra. Rubini, doch treten auch Sign. Rubini und Sign. Tamburini kräftig hervor. Nach dem Actschlusse bezeigte das Publicum seine Freude über die Darstellung laut, der Vorhang ging auf, und die drey genannten Hauptpersonen erschienen. Die Arie mit Chor des Sign. Tamburini, das Terzett, und das Recitativ und Arie der Sigra. Ru-

hini enthalten ebenfalls glückliche Momente, aber den größten Beyfallssturm erhielt die Schluß-Arie mit Chor, in welcher Sign. Rubini alle Herzen zu einem unglaublichen Enthusiasmus brachte. Sein schöner Gesang traf jedes Gefühl, und der laute Beyfallssturm war ein Tribut, den jeder Gefühlvolle mit ungeheuchelter Freude dem großen Sänger zollte.

Hr. Capellmeister Romberg spielte nun in diesem Theater sein schönes H-moll-Concert, eine seiner vortrefflichsten Compositionen, welche wir auch schon in seinem ersten Concerte hörten. So glücklich strahlten hier des Meisters große Talente in der höchst gelungenen Execution, daß wir sein Spiel an diesem Tage — nemlich in diesem Tonstücke — für das non plus ultra des Vortrags halten. Der Beyfall war ungeheuer und bezeugte, daß man so große Verdienste und Talente mit inniger Theilnahme in Wien zu würdigen weiß. Hierauf sang Dlle. Schnitt eine Arie, welche früher nur Sgra. Fodor im „Barbier von Sevilla“ gesungen hatte. Sie erhielt Beyfall. Am Schlusse spielte Hr. Romberg sein Adagio und Rondo alla Mazurka. Mitten in dem schönsten Meisterspiele bemerkte der aufmerksame Beobachter, daß es doch keine Sonne ohne Flecken gibt, oder besser, daß auch der größte Meister sich oft über sein Instrument ärgert. Eine Saite gab ein paar Mal ein kleines Mißverhältniß des Tons. Ein kaum bemerkbarer Mangel, aber bey der Vortrefflichkeit des Meisters ein Gegenstand seines Verdrusses. Stürmischer Beyfall begleitete ihn. Die Ouverture aus „Oberon“ wurde zu Anfang vortrefflich executirt.

A c a d e m i e.

Zum Besten des Armenfonds für die armen Bürger zu St. Mary wurde am 21. Februar im großen Redouten-Saale eine Academie gegeben.

1) Erstes Stück einer Symphonie in C-moll, vom Hof-Kammer-Capellmeister Hrn. Kromer. Bey der über alle Erwartung großen Menge von Zuhörern verlieren sich kleine Parthien, wie sie öfter in dieser Musikgattung hervor treten. Nur die Personen, welche in der Nähe des Orchesters sitzen, können feine Nüancen vernehmen. Diese Arbeit des rühmlich bekannten Tonsetzers ist fleißig ausgeführt und effectreich.

2) Duett aus Otello, gesungen von den Dlle. Marie Weiß und Amalie Hähnel. Beyde erhielten Beyfall wegen ihrer wirklichen Bravour.

3) Variationen für die Violine von Mayse der, gespielt von Hrn. Professor Helmesberger. Das fleißige und ausdrucksvolle Spiel des genannten Künstlers erhielt Beyfall.

4) Arie mit Chor aus Semiramide, gesungen von Dlle. Amalie Hähnel. Die wirklich schöne Stimme der Dlle. Hähnel zeigt sich mehr in Mittel- und tiefen Tönen, darum hätte diese Arie nicht um einen Ton höher gesungen werden sollen. So etwas ist oft gefährlich. Die beliebte Sängerinn erhielt indessen laute Zeichen von Anerkennung.

5) Neues Adagio und Polonaise für Clarinet, componirt und gespielt von Hrn. Ivan Müller. Außerordentliche, unerhörte Schwierigkeiten, und doch glücklich gelöst.

6) Chor aus „Christus am Oelberge“, von L. van Beethoven. Gut executirt.

7) Finale aus obiger Symphonie, eben so beyfällig aufgenommen.

8) Arie mit Chor aus gli Arabi, von Pacini, von Dlle. Weiß. Viel Bravour in Figuren.

9) Duett aus Zelmira, gesungen von den Herren Rubini und Tamburini. Beyde große Künstler schienen einander übertreffen zu wollen, so wetteiferten sie in der Schönheit des Vortrags. Beyde fanden vollkommene Würdigung.

10) Neue Variationen für das Violoncell, componirt und gespielt von Hrn. Böhm, Solospieler des Theaters in der Josephstadt. Viel Bravour und besonderer Fleiß in der Ausführung.

11) Arie aus Don Juan, gesungen von Sign. Rubini. Hier brach der Beyfall in einen allgemeinen Enthusiasmus aus. Der wahrhaft schöne Gesang ergriff alle Herzen, und das zweymalige Hervorrufen zeigte deutlich, daß das Publicum diese Arie gern da Capo gehört hätte. Wir geben zu, daß die Gewohnheit der deutschen Opernsänger, welche dieß Tonstück fast immer auslassen — etwas dazu beygetragen hat, aber wir gesehen auch, daß man dasselbe nicht schöner vortragen kann. Sign. Rubini sang in C, da es gewöhnlich in B genommen wird. Der Beyfall wollte kein Ende nehmen.

12) Terzett aus Zelmira, gesungen von den Dlle. Marie Weiß und Amalie Hähnel und Hrn. Tamburini. Der Vortrag war sehr gelungen.

Hr. Capellmeister Weigl leitete das Ganze mit der ihm eignen Kunst. Hr. Joseph Katter dirigirte das Orchester. Beyde wirkten unentgeltlich zu diesem menschenfreundlichen Zwecke mit.

C o n c e r t.

Mlle. Elise Katharina Krings ließ sich Sonntag, den 24. Februar, im landständischen Saale auf der Harfe hören, und spielte den ersten Satz eines Concerts von Bach'sa. Die junge liebenswürdige Künstlerin zeigt große Geschicklichkeit auf ihrem Instrumente, ihr schönes Piano beweist den Grad von Bildung, den sie sich eigen machte. Ihre Triller sind deutlich und rund, und ihr Vortrag beweist, daß sie empfindet, was sie spielt. Dabey ist noch die künstlerische Ruhe in ihrem Vortrage, welche sie, ohne dem Feuer und der Kraft des Spiels im mindesten Abbruch zu thun, stets zu behaupten weiß, ein erfreulicher Beweis ihres hohen Standpunctes in der Kunst. Das Verschmähen äußerer Anziehungsmittel durch Mienen und Geberden, jener Ernst in der Haltung, welcher am besten die geistige Sammlung des Künstlers, und dessen Achtung für das Publicum beurkundet, beginnt in unsern Tagen so selten zu werden, daß man es mit doppelter Würdigung anerkennen muß. Das Publicum unterbrach sie öfter während des Spiels durch Beyfall, und entließ sie mit lautem Bravo und den herzlichsten Zeichen wahrer Theilnahme. Schade, daß Bach'sa's Concerte nicht mehr recht im Geschmacke sind, oder sagen wir lieber: es ist gut, daß wir nicht mehr recht Geschmack daran finden. Der Styl ist sehr veraltet. Die Anmuth und Geschicklichkeit der Künstlerin wußte aber den Tonsatz zu veredeln. Ihre Variationen für die Harfe, welche sie zum Schlusse spielte, sind für das Instrument dankbar, doch läßt sich die Monotonie des Tonsatzes nicht läugnen. Sie zeigte viel Bravour, und wurde, wie vorher, mit großem Beyfalle entlassen und wiederholt hervorgerufen.

Mlle. Tomasselli trat in diesem Concerte mit einer Arie von Caraffa zum ersten Male auf. Eine recht hübsche, anmuthige Stimme, welche durch den geschickten Lehrmeister des Gesanges, Hrn. Tomasselli, ihren Vater, mit großer Sorgfalt gebildet wurde. Allzu viel Befangenheit hemmte die nöthige Freyheit, und wir ehren die zarte, jungfräuliche Scheu, welche die junge Künstlerin bisweilen beklommen machte; doch führte sie ihre Arie gut durch, intonirte sehr rein, und erhielt lauten, ermunternden Beyfall. Auch sie wurde gerufen.

Ferner spielten Hr. Professor Helmesberger und Hr. Feigert Maurers Concert-Variationen für zwey Violinen. Hr. Helmesberger zeichnete sich vorzüglich in gesangreichen Stellen aus, deren aber leider wenige darin vorkommen. Hr. Feigert hielt sich rüstig dem ersteren zur Seite. Seine Geige hat etwas zu viel Nasenton. Beyde zeigten viel Fertigkeit und wurden unter lautem Beyfalle gerufen.

Mlle. Müller, k. k. Hofschauspielerinn, declamirte mit großer Meisterschaft und innigem Gefühl das Gedicht: „St. Lucas,“ von Schlegel.

M o d e n b i l d X.

Das Kleid von Gros-de-Naples ist mit gleichem Stoffe verziert. Der Oberrock en blouze von Hyalith, mit einem steifen Stehkragen und goldenen Ringen, hat zur Falbe ein oder zwey Doppel-Rouleaur von Atlas. Beyde Kleider nach Originalen von Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher in der Stadt, Dorotheergasse, Nro. 1108.

Das Bonnet von Tulle-blonde mit Blumen und Gazebändern, und die Capote von Gros-de-Naples mit façonirten Bändern, sind nach Originalen von Hrn. Franz Langer, bürgerl. Handelsmann und Modist in der Himmelfortgasse, Nro. 948.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

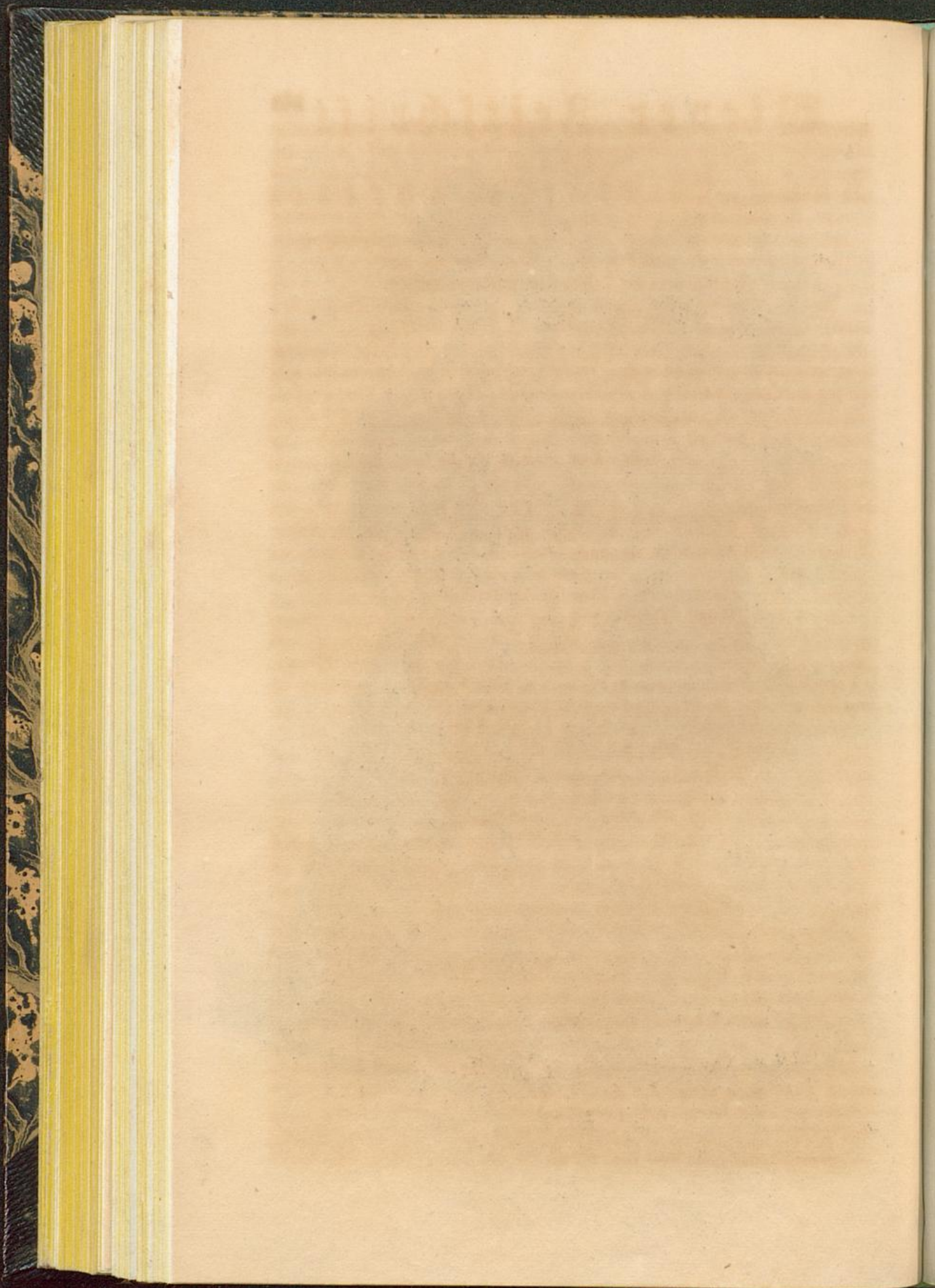


I.

Wiener Moden.

J. F. G. H. & C.

1828.



Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.
Sonnabend, den 8. März 1828.

30

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey A. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Thräne *).

In dunkler Kammer saß ein Mann
An schwarzbehangnem Tische;
Der prüfte grubelnd, dacht' und sann,
Wie er die Säfte mische.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zerlegt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zusammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düstrem Schweigen —
Das — was man eine Thräne nennt,
Will er durch Kunst erzeugen!

Erzeugen eine Thrän' — ein Raß,
So wohlfeil in dem Auge! —
Er mischt und mengt ohn' Unterlaß,
Versucht's mit Dampf und Lauge!

Geschmolz'ner Demant scheint's ihm bald, —
Bald Wasser im Krystalle —
Doch ist der Demant hart und kalt,
Der Tropf erlischt im Falle!

Kein Feuer ist's, — der Funke brennt,
Die Thränen aber kühlen!
Es ist kein and'res Element,
Kein Element kann fühlen!

Es ist nicht lebend, ist nicht todt,
Die Thräne lebt im Werden, —
Doch kaum, daß sie zur Schau sich bot,
So fällt sie todt zur Erden.

*) Zur Declamation für Dlle. Müller, im morgigen Concerte der Dlle. Antonia Oster, bestimmt.

Sie ist ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerstrebens —
Das ganze Reich der Alchymie
Durchforscht der Mann vergebens!

Da springt er auf von seinem Sig'
Und wandelt in das Freye,
Verschwört Erfindung, Kunst und Wig —
Und spürt Verdruss und Reue!

Doch wie er wandelt, wie er geht, —
Da wird es eben Abend,
Ein langentbehrter Odem weht
Um's Haupt ihm mild und labend!

Die Sonne steigt hinab in's Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung rings umher
Viel helle Thränen spritzen!

Die Blumen wiegen Blüth' und Blatt,
Wie voll geheimen Sehnen,
Und jedes Knospenäuglein hat
Viel hundert helle Thränen!

Und Menschen steh'n und wandeln stumm
In wehmuthheitrem Bangen,
Und schau'n beseligt um und um,
Mit Thränen auf den Wangen! —

Da greift's wohl auch dem Mann' in's Herz,
Wie er es nie empfunden, —
Er fühlt sich, wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefster Brust, von da
Dem Antlig', dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten! —

Es stimmt vor ihm — er hält die Hand
Vor's Auge — Thränen sind es —
Was keine Kunst, kein Mühen fand —
Ein reicher Strom nun rinnt es!

Und neu geschaffen, inniglich —
Fühlt er es süßbekommen, —
Nicht machen läßt die Thräne sich —
Von selber muß sie kommen!

Joh. Gabr. Seidl.

N a t a l i e.

(S c h l u ß.)

Vierter Brief.

Dorf Krasnoje an der Wolga,
im September 1774.

(S c h l u ß.)

Die sinnverwirrende Glut des Wundfiebers überfiel mich bald wieder in dem verlassenen Wohnhause. Ich merkte an dem Dämmern, der gänzlichen Finsterniß und dem abermaligen Hellwerden den Wechsel der Tageszeit, und so wie der Fieberdurst mich wieder marterte, trank ich von dem neben mir hingestellten Wasser, das mit etwas Wein vermischt war. So lag ich auf dem einsamen Strohlager, wie ich nachher erfuhr, bis in den dritten Tag, als ein Frauenzimmer sich einfand und meine Wärterinn zu werden schien. Ihr Gesicht war mit Tüchern bedeckt und sie näherte sich mir nicht anders. Da in der Umgegend Tataren ansäßig sind, deren Weiber, wie bekannt, vor Männern nur verschleyert erscheinen, hielt ich sie für eine Tatarinn, die in dem Hause wohne. Sie sorgte mit viel Aufmerksamkeit für mich, füllte wieder den neben mir hingestellten Wasserkrug, wechselte mit Behutsamkeit das Stroh unter meinem Kopf und stößte mir von Zeit zu Zeit warme Fleischbrühe ein. Bey den wenigen Kräften und der abwechselnden Besinnung, die ich hatte, bekümmerte ich mich nicht weiter um sie, als daß ich bemüht war, ihre Sorge um mich mit Dank anzuerkennen. Ich hoffte immer auf die Hülfe, die mir mein edler Retter vom Schlachtfelde zu senden versprochen hatte. Es brach aber der vierte Tag an, ohne daß diese erschienen wäre, und ohne meine unbekannte Wärterinn wäre ich verschmachtet. Am Morgen desselben Tages hörte ich plötzlich ein Lärmen vor dem Hause, Pferdetritt und Waffengeklirr. Auch traten bald mehrere bewaffnete Bauern in die Wohnstube. Sie richteten zuerst keine besondere Aufmerksamkeit auf mich, wie ich mit verbundenem Kopfe, auf halb verfaultem Stroh, mit einem schlechten Soldatenmantel bedeckt, ein Bild der Kriegsnoth, da lag. Sie hatten sich auf die Bank an der Wand gesetzt, verzehrten mitgebrachte Lebensmittel und ließen eine große Branntweinflasche die Runde gehen. Jetzt trat ein großer breitschultriger Kerl herein, der ein Feuergewehr in der Hand trug. Er setzte sich zu den Andern, trank mit ihnen und ward darauf plötzlich meiner gewahr. „Oho,“ sprach er, „da liegt einer von den Grünröcken — nun, ist ihm doch die Oberhaut derb zerrissen worden und er wird uns nicht so leicht ein Leid anthun. — Wenn ich ihm aber so recht in das glatte Gesicht schaue, so scheint er mir einer von den Officieren und Herren zu seyn; wir wollen ihm doch die Händchen besehen *).“ — Mit diesen Worten trat er an mein Strohlager, riß mir die Decke weg und faßte an meine Hand. Ich mußte

*) Die flüchtigen und aufgewiegeltten Bauern, die mit dem Rebellen Pugatschew im Jahr 1774 gemeinschaftliche Sache machten, pflegten bey den Gefangenen die Hände zu untersuchen, fanden sie diese rauh und durch grobe Arbeit abgehärtet, so erkannten sie die Gefangenen für ihres Gleichen und suchten sie zu überreden sich mit ihnen zu verbinden, oder ließen sie im Frieden ziehen. Diejenigen aber, bey denen die weichere Haut der Hände auf eine verfeinerte Lebensart schließen ließ, wurden als zum Herrenstande gehörend angesehen und oft auf grausame Weise umgebracht.

Alles geschehen lassen. „Bey meiner Seligkeit!“ rief er, „seht nur diese kleine, weiche Hand, die hat niemals nach Spaten und Hacke gegriffen. Das ist gewiß einer von den zierlichen, reichen Herrchen, die Andere für sich arbeiten lassen! Nun er soll sehen, was so eine ordentliche Bauernfaust kann.“ Der Kerl griff nach seinem Gewehr und fuhr fort: „Ich trage seit mehreren Tagen einen Schuß darin und habe keine Gelegenheit gefunden ihn zu gebrauchen; er rostet ein. Statt nun die Kugel in die Luft abzuschließen, will ich sie lieber der Bestie von Weichhand ins Herz drücken, damit sie wider Vermuthen nicht wieder auf die Beine kommt.“ — Ich hörte den Hahn spannen, er legte an. Da stürzte plötzlich das Frauenzimmer, welches ich für eine Tatarinn gehalten hatte, aus einem verborgenen Winkel herbey. Ihr Schleyer bedeckte sie nicht und ich erkannte — Natalie. „Tödtet nicht,“ rief sie, „um Gottes willen tödtet nicht, der Verwundete dort ist mein Bruder. Er hat keine Schuld, er war ja mit euch, und es sind die Soldaten der Kaiserinn, die ihn in den Zustand versetzt haben, worin ihr ihn seht.“ Natalie war ohne Rücksicht auf eigene Gefahr gerade zu auf das Gewehr gestürzt. Der Schuß hätte sie leicht treffen können, er fuhr zum Glück über ihre Schulter in eine Ecke des Zimmers. Der Rebell sah sie mit Erstaunen an und schwieg eine Weile. „Das glaube ein Anderer,“ rief er jetzt nach kurzer Überlegung, „daß der weichhändige Kerl da ihr Bruder ist. Ihr Buhle mag er seyn, darnach steht er aus, und sie ist ihm nachgelaufen. Schade um meinen Schuß, doch ich finde wohl noch einen.“ Er faßte nach seinem Sack, als wolle er wieder laden, doch nun traten die Andern hinzu und sprachen: „Andres, laß es bleiben, deinen Schuß bist du los und warum willst du noch einen verschwenden; der Kerl da steht doch nicht mehr auf. Hör' doch lieber auf die Bitten des hübschen Kindes, mag er nun ihr Bruder seyn, oder ihr Liebhaber, was geht es uns an. Wir nehmen sie mit und bringen sie zu unserm Hauptmann; dort wird sie einen Mann und vielleicht mehr als einen bekommen.“ Andres schien auf dieß Zureden zu hören, doch ehe sie zur Ausführung ihres Vorsatzes schreiten konnten, hielten plötzlich mehrere Reiter waffenklirrend ihre Pferde vor der Hausthür an. Die Kerle stürzten eilig hinaus. Ich hörte mehrere Säbelhiebe und auch Schüsse, und nach einem kurzen Gefechte traten Kürassiere in die Stube. Der Officier, der mich in das Haus hatte tragen lassen, hatte in dem Fort Spaskaja angezeigt, daß ein Verwundeter und wahrscheinlich ein Officier in einem Bauernhause, nur eine Meile entfernt, hülflos läge. Der Commandant wollte sogleich nach mir senden, doch ein unvermutheter heftiger Angriff der Rebellen verzögerte die beabsichtigte Hülfe. Erst nach einigen Tagen ward es möglich ein Detachement Reiter in das öde Dorf zu beordern. Kürassiere von meinem Regiment erhielten den Auftrag, und sie übernahmen ihn um so freudiger, da sie einige Hoffnung hatten, in dem verwundeten Officier vielleicht mich zu erkennen. Sie kamen gerade zur rechten Zeit an, um Natalien zu schützen. Sie drückten ihre Freude, nun wirklich mich gefunden zu haben, auf die rührendste Weise aus und schickten sich sogleich an, mich in das Fort Spaskaja zu tragen. Meine erste Bewegung aber war meine Hand nach Natalien auszustrecken, sie zu bitten zu mir zu treten und mir zu sagen, wie sie in diese Gegend gekommen sey. Da erzählte sie mir, daß sie nach meinem Abmarsch nur immer geweint und getrauert hätte, ihre Betrübniß wäre aber bald noch höher gestie-

gen. Ein Handelsmann des Ortes hätte um sie geworben, und da er ein bemittelter Mann war, der ein eigenes Haus besaß, so hätte die Mutter in den Antrag gewilligt, und als Natalie nicht gewollt, sie hart behandelt. Jetzt hätte sie vom Kriege gehört und oft wäre ich ihr im Traume verwundet und sterbend erschienen. In ihrer Herzensangst bethete sie oft zu der allbarmherzigen Mutter Gottes, und es sagte ihr wie eine innere Stimme, sie müsse das väterliche Haus und die Mutter verlassen, mich aussuchen und vom Tode retten. Sie hätte sich nicht gleich entschlossen, weil ihre Flucht die Mutter betrüben würde, doch da der verhasste Freyer immer wiedergekommen sey, wäre sie eines Morgens aus dem Hause gegangen, in der Richtung, wie sie das Regiment hätte fortziehen sehen. Viel mußte sie auf dem langen Wege ausstehen. Den Bauerweibern in den Dörfern, durch die sie ging, sagte sie, daß sie einen Bruder bey dem Heere hätte, ihr Vater und ihre Mutter wären aber gestorben, und so wolle sie, eine älternlose Waise, den Bruder aussuchen. Die mitleidigen Weiber hätten sie dann beherbergt und ihr auch Wegekost gegeben. So wäre sie bis in die Nähe des Kriegs gekommen. Hier hätten sie die rohen Anfälle der Krieger geschreckt und sie wäre weinend und trostlos umhergeirrt. Als sie von dem Gefecht gehört, worin ein Officier von meinem Regiment gefallen, da wäre sie unter großer Angst auf das entfernte Schlachtfeld gewandert, hätte alle die Todten gesehen, mich darunter nicht gefunden und endlich von flüchtigen Weibern gehört, ein schwerverwundeter Officier läge in dem verlassenen Dörfchen. Gott hätte darauf ihr Gebeth erhört und sie mich gefunden.

Während dieser Erzählung, die mir in alle Tiefen des Herzens drang, schwur ich mir, mein Schicksal nicht mehr von dem Nataliens zu trennen und in ihrer Alles opfernden Liebe mein wahres Glück zu finden. Als hierauf meine wackern Reiter mich aufhoben und forttrugen, bat ich Natalien, mich nicht zu verlassen, und beruhigte mich erst, als ich sah, daß sie meiner Tragbahre folgte.

In Spaskaja fand ich ärztliche Hülfe; ich ward hergestellt, doch hat die Schußwunde im rechten Arm die Folge gehabt, daß ich den Pallasch nicht mehr zu führen vermag. Ich denke also den Dienst zu verlassen und habe mein Gesuch eingesandt. So wie ich aber mich vom Lager erheben und gehen konnte, führte ich die erröthende, widerstrebende Natalie zum Traualtar und sie ist nun mein Weib. Tadle mich nicht, mein theurer Jugendfreund, sprich mir nicht vom Ruhm meines Geschlechts. Der Graf, der Edelmann ist todt, er starb von dem Schuß des Meuterers getroffen, nur der Bruder Nataliens, einer ihres Gleichen lebt, und der — durfte ihr Gatte werden.

Bald nach unserer Verbindung reisten wir hieher. Auf dem Wege holten wir ein Detachement Soldaten ein. Der Officier ritt voran. Ich sehe ihn flüchtig an, doch diese Züge waren zu tief in mein Herz geprägt, um sie nicht gleich wieder zu erkennen. Es war mein Lebensretter, derselbe, der mich auf dem Schlachtfelde hatte aufheben lassen. Ich stürzte aus dem Wagen, ich ergriff seine Hand, ich bat ihn mir seinen Namen zu sagen und meinen Dank anzunehmen. Er konnte sich nicht gleich auf mich besinnen. Unterdessen erfolgte eine andere Erkennung. Natalie rief: „mein Bruder!“ und eilte ebenfalls aus dem Wagen. Der Officier war bestürzt. Der reichgeschmückte Wagen, das gräfliche Wapen an demselben, die zahlreiche Dienerschaft, die mich umgab, ließen ihn schließen, daß er einen Mann aus den höhern Ständen vor sich erblicke, an

dessen Seite die Schwester sich befände. Ein prüfender Blick fiel auf sie, ich sah einen schmerzhaften Zweifel die Stirne verdüstern. Da eilte ich seinen Verdacht zu zerstreuen und sagte ihm: „Sie sehen hier mein gutes, geliebtes Weib, in mir aber den Officier, den Sie auf dem Felde bey Spaskaja haben aufheben lassen und ihm dadurch das Leben retteten. Wie freue ich mich in Ihnen nun auch den Schwager, den Bruder meiner Frau zu erkennen!“

Jetzt umarmte er mich und die Schwester; über das tapfere, männliche, durch eine breite Hiebwunde gezierte Antlitz rannen Thränen der Rührung. Ich erntete hier die erste Frucht meiner Entschließung, nemlich daß ich vor dem Manne, der mir das Leben gerettet, nicht als der Verderber seiner Schwester stand.

Ich bin jetzt hier auf meinem Gute. Ich unterrichte Natalien, ich bilde ihren Geist, und ihre schnelle Fassungskraft belohnt die süße Mühe tausendfältig. Ihr holder Liebreiz, ihre Herzensgüte machen mich glücklich. Tadle mich, mein Freund, wenn du kannst, aber wenn du hieher zurückgekehrt bist und Natalien gesehen hast, wirß du mich beneiden.

R. v. H. l. . t.

Bühnenberichte aus Prag.

Im Februar 1828.

(S c h l u ß.)

Adam Wiederbauer, romantisches Drama nach la Motte Fouqué von W. A. Gerke. Die Erzählung, nach welcher dieses Drama bearbeitet ist, gehört gewiß unter Fouqué's schönste Dichtungen, und der Held derselben ist eine so wunderbar romantische und erhabene Gestalt, daß es wohl nicht Wunder nimmt, wenn ein Theaterdichter den Versuch wagt, selbe auch auf die Bühne zu übertragen. Klingemann hat, auf die herrliche Katastrophe und den großartigen Charakter des Helden vertrauend, den Stoff zu einem einactigen Trauerspiel benützt, woben ihm freylich so viel zu erzählen blieb, daß man sich über dessen kalte Aufnahme bey dem Publicum unserer Zeit, das immer nur nach „Handlung — Handlung“ schreyt, und bey jeder etwas längeren Rede schon ungeduldig wird, und über „Länge“ klagt, freylich nicht wundern kann, so künstlerisch schön der Dichter des Faust den gegebenen Stoff auch durchführte. Gerke hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, die Gestalt der Königin von Böhmen, welche in der Erzählung nur erwähnt wird, zu einer bedeutenden Episode ausgesponnen, und, den Wünschen des Publicums nachgebend, eine Menge von Begebenheiten und Personen hinzugefügt, von welchen ein paar komische Gestalten am wenigsten interessiren wollten, obschon sie von Hrn. Feistmantel und Mad. Ulram sehr brav gespielt wurden. Hr. Bayer (Adam Wiederbauer) entfaltete große tragische Kraft in den Hauptmomenten, die er so tüchtig durchführte, daß er wiederholt gerufen wurde; doch hätten wir zur Rundung des Ganzen gewünscht, daß er jenes mystische Dunkel, in welches der Charakter gehüllt ist, auch in den Scenen mit Kraut und Horn hätte mehr durchschimmern lassen. Hr. Moriz (Hugo) schien uns zu viel den Köhlerjüngling, zu wenig den jungen Löwen des Waldes hervor zu heben, der Wölfe erwürgt, und sich selbst ein Schwert schmiedet, um seinen angestammten Heldensinn damit zu bewähren. Mit vieler Liebe und glänzendem Erfolg — wenn gleich etwas zu erfahren für den unschuldigen Natursohn, der nie aus seinem Walde gekommen, — gab er die erotischen Scenen des dritten Act's, die zwar das Publicum sehr ansprachen, aber wohl etwas zu leichtfertig gehalten sind, um als ganz schickliche Episoden für die tragische Haupthandlung zu gelten. Seine Erscheinung in diesen Scenen entsprach vollkommen dem, was Anna von seiner Schönheit zu sagen hat, und man kann in der That nicht leicht hübscher in einer Rüstung aussehen; warum aber zog er wohl im ersten Act die verstellende Jacke an? ein kurzes Lederkleid hätte man dem Köhlersohn im roman-

tischen Drama wohl hingehen lassen. Im Ganzen glauben wir, die Vorstellung würde nur gewonnen haben, wenn Hr. Moriz die Rolle des Herzogs übernommen, und jene des Hugo Hr. Swoboda zugefallen wäre. Hr. Polawsky (Hauptmann Kraut) ließ nichts zu wünschen übrig, als daß er öfter erscheine, und sich länger auf der Bühne aufhalten möchte. „Das Gewebe der übrigen Besetzung,“ um mit Shakespeare zu reden, „spann die Vorsicht aus gemischtem Garne, gut und böse durch einander. Unsere guten Schauspieler würden stolz werden, wenn unsre schlechten sie nicht züchtigten, und unsre schlechten Schauspieler würden verzweifeln, wenn unsre guten sie nicht aufrecht erhielten.“ Die zweyte Darstellung, der ich nicht beywohnte, soll runder zusammen gegangen, und im Ganzen noch freundlicher als die erste aufgenommen worden seyn.

Zu z a h m u n d z u w i l d, Lustspiel in drey Acten, von Albini, hat keine große Theilnahme erregt, wozu wohl der Umstand viel beygetragen haben mag, daß eines Theils die Grund-Idee noch aus den „beyden Philiberts“ her bekannt, und in der neuesten Zeit durch: „Schüchtern und dreist“ wieder in Erinnerung gebracht, andern Theils Adolph eine Rolle ist, zu deren Darstellung wir gegenwärtig keinen Schauspieler besitzen. Wäre das Lustspiel um zehn Jahre früher gekommen, so hätte sein wilder junger Herr in Hr. Polawsky einen Repräsentanten finden können, der durch reiche Laune, Gewandtheit und Noblesse die Augen für dessen Fehler verblendet hätte. Die Besetzung war wohl nur zum Theil geglückt, und die dankbarste Rolle, wenn sie mit Geist aufgefaßt wird, Anton, leider in unrechten Händen. Mad. Brunetti (Criminaträthinn von Wollenkamp), Ule. Wagner (Auguste), so wie die Herren Swoboda (Hans von Fichtenschlag), Feistmantel (Florian), und Allram (Jean Crouiffot) waren in ihrem Wirkungskreise brav zu nennen.

Der Weiberfeind in der Klemme, Lustspiel in einem Acte, nach dem Französischen bearbeitet von Theodor Hell, ist hier endlich, nachdem es auf dem gräflich Clamschen Liebhabers-Theater schon vor mehreren Jahren gegeben worden, auch auf das Repertoire der ständischen Bühne gekommen. Hr. Polawsky gab den Laffenius mit Meisterschaft und wurde hervorgerufen.

Die Brautschau, Original-Lustspiel in 5 Acten, von Wilhelm Marsano. Ein alter Freyherr von Gemshorn, der sich einbildet, unumschränkter Herr im Hause zu seyn, der von sich erzählt, er sey seit den ersten Kinderjahren mit einer unbezwinglichen Herrschsucht begabt gewesen, und doch so unter dem Pantoffel seiner Schwester Lucretia steht, daß er vor ihrer Stimme erbebt, und der erfahrene Bediente dem neu eintretenden Gärtner als Richtschnur empfiehlt; wenn der Baron etwas gebiete, nur immer „Ja“ zu sagen, und genau das Gegentheil von dem Befohlenen zu thun; ein betagtes Fräulein, das noch immer gefallen will, und nach jedem Schatten von Liebesglück mit der größten Begierde hascht; das Gegenstück zu derselben, Lilly, ein Kind von 13 Jahren, das mit Gewalt schon groß und geliebt seyn will; Hr. von West, ein gewandter, lebenslustiger, junger Mann, der nur deshalb kein Glück bey den Damen hat, weil er Allen die Cour macht, und deshalb die Rolle des Vertrauten spielt, nebenher Küsse stiehlt, und Alle zum Besten hält; drey junge Liebespaare, die eigentlich nur figuriren, und zum Spielball der Hauptpersonen dienen; ein edler Mann in gesetzten Jahren, der auf jahrelangen Reisen die schwarze Seite der Welt kennen gelernt, und ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen, die seine übrige Lebensbahn mit Rosen der Liebe und Freude zu bestreuen verspricht; endlich aber ein komischer Bedienter, der, weil man ihm sagt, daß in den Gasthöfen der großen Städte keine Sicherheit herrsche, alle Sachen seines Herrn auf die Straße trägt, der, um ohne Getöse in ein verschlossenes Haus zu kommen, eine Leiter anlegt, und die Fenster einschlägt u. s. w. bilden die Figuren dieses höchst drastischen komischen Bildes, voll Bewegung und drolliger Situationen, welches vielleicht, da es doch im Fasching auf die Bühne kam, hätte ein „Carnevalesstück“ genannt werden können. Die Benennung „Original-Lustspiel“ erregte bey Vielen die Erwartung eines so genannten feinen Lustspiels (die zwar in der Regel ziemlich langweilig sind), und für ein solches wären freylich manche komische Züge etwas zu feck. Was die Aufführung betrifft, so hat in derselben unsre

Bühne bewiesen, daß sie, wenigstens im Conversationsstück, noch immer unter die besten in Deutschland gehört, und es blieb, bis auf den ersten Versuch einer jungen Dilettantinn als Lilly — der, wenn sie sich der Kunst ernstlich weihen will, vorzüglich anzurathen ist, sich der Natürlichkeit zu befeissen und vor Übertreibung in Acht zu nehmen, — selbst bey den kleinsten und unbedeutendsten Rollen, die sonst gewöhnlich mit großer Gleichgültigkeit behandelt — wo nicht mißhandelt — werden, fast nichts zu wünschen übrig. Mad. Altram (Lucretia) muß zuerst erwähnt werden; ihre Durchführung des Charakters war meisterhaft, nur einen großen Fehler bemerkten wir an ihr, daß sie — zu hübsch war. Der Dichter dachte sich in seiner Lucretia, vor der alle Männer stiehen, wahrscheinlich eine häßliche alte Person, was Mad. Altram hätte durch die Toilette bewirken können, statt daß sie, höchst geschmackvoll und vortheilhaft gekleidet, mit mehreren der jugendlichen Schönen mit Vortheil wetteifern konnte; hiedurch verliert die Rolle an komischer Wirkung, das Motiv des Ganzen wird verrückt, und die zuvorkommende Zärtlichkeit gegen alle Männer wird ungart, statt nur lächerlich zu seyn. Die zweite Rolle an Wichtigkeit, West, war Hrn. Moriz zugefallen, der sie recht fleißig studiert hatte, und lebendig, vielleicht hie und da zu muthwillig wiedergab. Hr. Polawsky (Baron Gemshorn), Mad. Binder (Betty), und Hr. Bayer (Baron Stromwald) hätten wir mehr beschäftigt gewünscht. Hr. Feistmantel war als Jonathan ergötzlich, wie immer, und das Ganze wurde mit lebhafter Theilnahme aufgenommen. In der letzten Vorstellung der „Launen des Zufalls“ schien Hr. Moriz die in diesen Blättern enthaltene Rüge der Kauschscene beherzigt zu haben, und wenn er nach derselben diesmal nicht gerufen wurde, so möge ihn für dieß Entbehren sein Bewußtseyn und der Dank echter Kunstfreunde einiger Maßen entschädigen!!

Concert = Anzeigen.

Morgen, Sonntags den 9. März, wird Dlle. Antonia Oster im großen Saale der nied. österr. Herren Landstände eine Academie geben, in welcher sie sich in einem großen Concert in Es - dur von Ludwig van Beethoven, und in einer Polonaise von Henri Herz, auf dem Pianoforte hören lassen wird. Mozarts Overture zum „Titus“ wird das Concert eröffnen. Die k. k. Hofchauspielerinn Dlle. Müller wird das in unserm heutigen Blatte mitgetheilte Gedicht: Die Thräne, declamiren. Hr. Leopold Böhm, Solospieler des k. k. privil. Theaters in der Josephstadt ein Adagio und Rondo für das Violoncell von F. Merk, und Hr. Leopold Jansa, Mitglied der k. k. Hof = Capelle, ein von ihm selbst componirtes Pot - pourri auf der Violine spielen. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Artaria et Comp. am Kohlmarkt, Haslinger und Diabelli am Graben, und am Tage des Concertes an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb Ein Uhr Mittags.

Morgen, Sonntags den 9. März, wird Hr. Joseph Reichlinger, Mitglied des k. k. Hof = Opern = Orchesters, im k. k. kleinen Redoutensaale ein Concert geben. Maria v. Webers Overture zum Oberon wird dieselbe eröffnen. Sodann wird Hr. Reichlinger den ersten Satz eines Violin = Concerts von L. Spohr (in D - moll) vortragen. Dlle. K. Sprinz, Schülerinn des Hrn. Halm, wird Variationen von H. Herz auf dem Pianoforte spielen. Die Herren Schuster, Höß, Vorschitzky und Kupprecht, k. k. Hof = Opersänger, werden ein von Louis Wolf componirtes Vocal = Quartett singen, Dlle. Betty Koberwein wird ein Gedicht declamiren, und zum Schlusse sich abermals der Concertgeber in einem großen von Slawjck componirten Pot - pourri auf der Violine hören lassen. Der Anfang des Concerts ist um halb Ein Uhr. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der H. Mechetti, qm. Carlo (am Michaelsplatz), Tob. Haslinger (am Graben), M. J. Leidesdorf (in der Kärnthnerstraße), und am Tage des Concerts an der Casse zu haben.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 11. März 1828.

31

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens.

Wenige Länder der Welt haben der Einbildungskraft der alten Dichter so viel Stoff geliefert als Sicilien; es ist die Wiege aller Fabeln, die Quelle der dunkelsten Sagen, mit denen das ausgebreitete Reich der Mythen in wundervoller Beziehung steht. Auf den nahen äolischen Inseln suchte man den Aufenthalt des Gottes der Winde, und die Werkstätte des Vulcan, wo er die von Venus für ihren Sohn Aeneas verlangte Rüstung schmiedete¹⁾; und von dessen Sig Virgil eine so phantastereiche Schilderung in den Versen liefert:

„Neben Sicania's Seit' und Lipare, Nosus Herrschaft,
Raget ein Felseländ mit rauchenden Klippen gethürmet;
Unter ihm donnert die Höhl' und von Essen durchbrannt, der Cyclopen
Flammendes Atnageklüft, und kräftige Schläg' auf den Amboß
Dröhnen, dumpf nachhallend dem Ohr; die Gewölbe durchzischt
Sprühendes Kalibererz, und es athmet die Blut in den Öfen:
Haus des Vulcanus umher und Vulcania nennt man das Eiland.“

Die verschiedenen Phänomene, welche diese Insel umgaben, die Klippen der Cyclopen, ewig brennende Feuer; die den Schiffen so gefährlichen Schlünde der Charybdis, und die Felsen der Scylla an Messina's Gestaden, Alles dieß wirkte mächtig auf die Menschen einer Zeit, wo nautische Kenntnisse, Physik und Naturgeschichte, so zu sagen, noch in der Wiege lagen, und trug das Meiste zur Vergrößerung der Angaben bey, die von diesem seltsamen Lande entworfen wurden und im Schwunge waren. Denn in dem Geiste der damaligen Völker, malten sich alle diese Dinge als eben so viele Wunder und unerklärbare Begebenheiten. Sicilien galt bey ihnen als das Vaterland wilder Riesen, aber auch als der blühendste und fruchtbarste Erdstrich. Um Enna und Leonzium, behauptete man, trage das Samenkorn dreyßigfältig, der Acker bedürfe keiner Pflege und die Natur selbst thue dort Alles, ohne vom menschlichen Fleiße unterstützt zu werden. Aeneas hatte auf seiner langen Fahrt an Siciliens Küsten gelandet, auf dem weit die Gegend überschauenden Berge Eria einen Tempel gegründet und festliche Spiele gehalten, Segeste erbaut und andere

¹⁾ Aeneid. Lib. VIII. v. 416.

Abenteuer bestanden, ein Dädalus lag in Agrigent gefangen, und hier standen die ältesten Städte, in diesem Theile Europens.

Diese Insel des Mittelmeeres ist auf der Mittag- und Abendseite vom jonischen, auf der Nordseite vom tyrrhenischen Meer, östlich aber von dem nur zwölf italienische Meilen breiten, sich oft bis sechs Meilen verengenden Canal: il Faro, umschlossen, ist die beträchtlichste des mittelländischen Meeres und liegt zwischen dem 30—34° der Länge, und 36—38° 25' geographischer Breite. Ihre Gestalt ist ein griechisches Delta, oder Dreyeck, dessen Spitzen, die Vorgebirge Pelorum, Pachynum und Lilybaeum, von den Neuern: Cap del Faro, Passaro und Boeo genannt werden. Die größte Länge, vom Cap del Faro bis Cap Boeo, also von Ost nach West, beträgt 124, die Breite von Cap del Faro bis Cap Passaro, von Nord nach Süd 130, und der ganze Perimeter der Insel 624 italienische Meilen. Eben diese drey Vorgebirge sind es wahrscheinlich, welche die Alten durch drey Beine rings um ein Menschenhaupt vorstellen wollten, zwischen denen eine Ähre, als symbolische Andeutung der außerordentlichen Fruchtbarkeit Siciliens, angebracht ist; wie man dies auf vielen alten sicilianischen Münzen, besonders der Stadt Palermo, seltener von Syracus, Agrigent und Thetum findet — ein Emblem, das sich als Wapen dieses Königreiches bis auf unsere Tage erhalten hat; und diese dreyeckige Gestalt mag die Ursache seyn, daß wir die Insel schon in den ältesten Zeiten unter dem bezeichnenden griechischen Namen „Trinaeria“ lesen.

Wenn wir den ältesten Traditionen nachspüren, so finden wir auch bey den glaubwürdigsten Autoren die Angabe, Sicilien sey ehemals mit dem Festlande von Italien verbunden gewesen, und durch ein Erdbeben, oder irgend eine andere physische Umwälzung in diesem Theil unserer Hemisphäre, davon getrennt worden. Die Bemerkung ist zwar nicht ungewöhnlich, daß die alten Classiker, meist sehr schwache Geognosten, gerne alle an den Küsten des schönen Italiens liegende Inseln auf diesem Wege entstanden glauben, und aus eben diesem Grunde würde auch des ältern Plinius bestimmte Versicherung nicht unbedingten Glauben verdienen, daß Sicilien mit dem Lande der Brutier vereinigt gewesen, und durch das Meer, welches sich hier einen Durchgang öffnete, für immer von Italien getrennt worden sey ¹⁾. Wahrscheinlich hat er nur den alten Fabeldichtern nachgebetet, und nahm Virgils Angabe für grundhäftig, welcher singt ²⁾:

„Dort durch Gewalt vormalß und machtvoll rüttesnden Erdsurz

(So viel mag umwandeln die Zeit in alternder Dauer!)

Vorst, wie man saget, der Grund, da vereiniget beyderley Erdreich

Beste noch war; einströmte die Flut, und mit stürmender Brandung

Riß sie das Siculerland von Hesperia; Felder und Städte

Durch Meerufer getrennt durchspült ein geengeter Strudel.“

Aber hier ist es denn doch mehr als bloße Vermuthung. Der aufmerksame Forscher findet in der Analogie der Erdarten zu beyden Seiten des Faro, des Gesteins und der Gestalt des Bodens, ja sogar der Pflanzenwelt, so viel Gründe dafür, daß er allerdings schließen darf, wenigstens diesmal hätten die alten

¹⁾ Lib. III. cap. 8. Sicilia quondam, Brutio agro cohaerens, interfuso mari avulsa.

²⁾ Aen. Lib. III. v. 414 — 419.

Dichter Recht, und in der Urzeit unsers Planeten könne Sicilien leicht mit dem übrigen Italien nur eine einzige große Halbinsel ausgemacht haben.

Zu welcher Zeit diese Revolution Statt fand, darüber läßt sich nichts mit chronologischer Zuverlässigkeit nachweisen. Schon Strabo und Diodor ¹⁾ glaubten, daß es 2000 Jahre vor ihnen geschehen sey, und die ältesten uns bekannten Geschichtschreiber verlegen solche ins graueste Alterthum.

Der Ursprung von Siciliens ersten Bewohnern verliert sich in die Nacht der Zeiten, und die alten Schriftsteller stimmen in dessen Angabe nicht überein. Ehe noch die griechischen Freystaaten sich bildeten, war diese Insel bekannt. Homer, der älteste profane Chronograph, läßt schon den Ulyß 1200 Jahre vor unserer Zeitrechnung an diesem Gestade landen. Er fand hier die Lestrigonen, die Cyclophen oder Lothophagen, und die an der südlichen Küste vereinigt beyammen lebenden Pheazier. Von diesen Riesenvölkern, sagen die Dichter, für welche das Wunderbare stets viel Anziehendes hat, sollen die Sicilianer abstammen. Der Jesuit P. Franz Aprile ²⁾ geht noch weiter als die Alten, denn er nennt Leck den Elisa, einen der vier Söhne Japhets, als gemeinschaftlichen Stammvater der Sicilianer, und Fazelli ³⁾ erzählt treuherzig, daß in dem heutigen Galtagirone, im Val di Noto, ehemals ein Riesenvolk ansäßig gewesen sey, führt auch als Beweis an: „man habe bey dem Umgraben am Berge Grix bey Trapani, so wie unweit Mazzara im Jahr 1516, und bey Syracus Anno 1548 und 1550 alte Gräber mit Menschen = Skeleten gefunden, die zwanzig bis dreyßig Fuß lang gewesen seyen.“ Wollte man nun auch die Angabe dieses gelehrten sicilianischen Historikers für übertrieben halten, so stellt sich uns doch des großen Buffon ⁴⁾ eigene Meinung entgegen, der selbst gesteht: daß in der Urwelt, so wie es von den Thieren bestimmt ist, es auch unter den Menschen stärkere und kräftigere Geschlechter, oder zum wenigsten einzelne Individuen gegeben habe.“ Fazelli ist daher nicht so ganz Visionär, als man auf den ersten Blick zu glauben versucht wird.

Von dem Gesagten abgesehen, bleibt es aber noch immer unentschieden, ob die aus Spanien gekommenen Sikaner im J. d. W. 2709 ⁵⁾ oder die, durch die Umbrier und Picener aus dem mittäglichen Italien verjagten Siculer, unter Siculus, einem Sohne des Neptun, im Weltjahre 2700, wie Aprile will, oder 1552 vor Christo, die ersten und zuverlässig bekannten Anstedler gewesen seyen. Die Siculer wenigstens gaben der Insel den Namen ⁶⁾ und sollen nach dem Zeugniß des Hellanicus von Lesbos, eines Geschichtschreibers älter als Thucydides und Herodot, im 26. Priesterjahre der argivischen Alcinoe, also etwa 80 J. vor Troja's Zerstörung eingewandert seyn. Nach ihnen verpflanzten die Phönizier ihren blühenden Handel hieher, und vereinigten sich später mit den von ihnen abstammenden Karthagern.

Aber vorzüglich waren es die Griechen, welche von der hohen Fruchtbar-

¹⁾ Lib. V. Tradunt *prisci rerum scriptores* (sagt schon dieser alte Classifier) *Siciliam fuisse olim Italiae conjunctam, sed postea insulam evasisse.*

²⁾ *Cronolog. univers. della Sicilia* pag. 7.

³⁾ *De reb. Sicul. Lib. I. pag. 50.*

⁴⁾ *Epoq. de la nature. Vol. X. pag. 315.*

⁵⁾ *Dionys. Halicarn. Lib. I fol. 17.* Sicani, tum eam tenebant genus hispanum, quod fugatum a Liguribus, paulo ante ibi habitare coeperat.

⁶⁾ *Freret. Hist. de l'Acad. de belles lettres. Vol. IX. pag. 125.*

Zeit und vortheilhaften Lage dieser Insel angezogen, zu verschiedenen Zeiten hier Colonien ansiedelten, und Städte gründeten, unter denen mehrere zu einer bedeutenden Stufe und einer ausgedehnten Macht gelangten. Die erste griechische Colonie bestand aus Dariern und Chalcidensern; sie kamen nach der Angabe des Pausanias und Thucydides ¹⁾ unter dem Athenienser Theokles hieher. Ihnen folgten die Korinther, von Archias, einem Nachkommen des Herkules geführt, die im 2. Jahre der IX. Olympiade, also 758 J. vor Christo, Syracus erbauten ²⁾. Siebzig Jahre später wanderten abermals Chalcidenser unter Evarchus oder Catanus ein, und gründeten in der üppigen Ebene, die jetzt Piano di frumento heißt, dicht an der Küste und dem Fuße des Ätna, die Stadt Catanea. Fast um dieselbe Zeit siedelten sich auch Rhodier, Cretenfer und Megarenfer auf Sicilien an, die alle ihre volksthümlichen Gebräuche aus dem Mutterlande mit herüber brachten, und so erhoben sich allmählig die Städte: Selinunt, Leontium, Naros, Hybla oder Megara, Gallipolis, Cuböa, Mile, Zancle, Panormos, Agrigent, Hymera, Taurominium, Gela, und Cancerina, von denen wir größten Theils noch die Überreste finden, wenn sie auch meist nicht mehr bewohnt sind ³⁾.

Sicilien galt im Alterthum für das fruchtbarste Land unsers Welttheils. Cicero ⁴⁾ nennt es die Kornkammer Roms. Aus Diodor erfahren wir, daß die Felder um Leontium, ohne einigen Anbau, das Getreide im Überflusse hervorbrachten, und noch jetzt, wo der Boden weniger bearbeitet ist als ehemals, macht diese Insel jedem andern Lande Europens den Vorzug der Fruchtbarkeit an jenen Stellen streitig, die für den Getreidebau tauglich sind. Thomas Fazelli, der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts schrieb, sagt: daß in mehreren Theilen der Insel, nicht bloß im alten Lande der Leontiner, sondern auch im Mittelpuncte von Sicilien und Enna, das Getreide ohne vorhergegangene Aussaat gedeihe und reife.

Es ist hinreichend bekannt, wie viel Aufsehens die Alten vom Honig des Berges Hybla, so wie von den Weinen aus Syracus und Messina machten. Wie oft führt nicht Virgil in seinen Eclogen die „hybläischen Bienen“ an! Roms Kaiser ließen bey ihren Gastmahlen gewöhnlich vier verschiedene Sorten vortrefflicher Weine austischen: den Falerner aus Campanien, die griechischen von Chios und Lesbos, und den Mamertiner, welcher um Messina wuchs. Eben so bekannt war das sicilianische Salz, das Öhl, und der Zucker, den man aus einem Rohr gewann, das jetzt *Canna mele* genannt wird, und dessen Saft nach mehreren Absuden dem Zucker der Antillen gleich kommt. Noch jetzt findet man diese Rohrgattung, obschon für die Gewinnung des Zuckers nicht mehr benützt, häufig wildwachsend um Syracus und Girgenti.

Während der griechischen Herrschaft erfreute sich Sicilien jenes Flores, der von allen übrigen Staaten Europa's angestaunt und beneidet wurde. Aber schon mehr denn zwey Menschenalter vor unserer Zeitrechnung begann mit

¹⁾ De initio. Lib. VI.

²⁾ Abbé St. Non in seiner *Voyage pittoresque de la Sicile*, bezeichnet offenbar falsch das 3. Jahr der V. Olympiade.

³⁾ Martian. Haeracleota. De circuitu orbis.

⁴⁾ In Verr. Lib. II. Ille itaque M. Cato Sapiens cellam panariam reipublicae nostrae, nutricem plebis romanae, Siciliam appellavit.

seiner Unterwerfung unter die Römer, auch allgemach der Verfall seines Wohlstandes und wurde durch die nachfolgenden Barbaren, so wie unter den schwäbischen und arragonischen Herrschern, dann den spanischen Vice-Königen nur vergrößert.

Auf der höchsten Stufe seiner Menschenbildung, besaß Sicilien die vorzüglichsten Gelehrten in allen Fächern des menschlichen Wissens: Dichter, Redner, Philosophen, Geschichtschreiber, Meßkünstler, Maler, Bildhauer, Baumeister und Ärzte waren hier zu Hause, denen auch der Neid den ersten Rang nicht streitig machte; jede Stadt auf der Insel gab einem oder mehreren großen Männern das Dafeyn, und scheint sich im schönen Wettstreite mit den übrigen bemühet zu haben, dem Mutterlande auf keine Weise nachzustehen.

In besonderem Ansehen stand die Dichtkunst. Wenn Silius Italicus ¹⁾ nicht übertrieb, so waren die Verse der siculischen Dichter eines Apoll und der Musen würdig. Sicilien ist das Vaterland der lyrischen Poesie. Das Schäferleben ganzer Stämme im Innern dieses Gebirgslandes, um Enna (das heutige Castro Giovanni) und Argirum, die Harmlosigkeit in welcher jene Hirten aufwuchsen und sich selbst genügten, ihre einfachen Sitten, und ihre ländlichen Spiele, begeisterten die Sirakusaner Theokrit und Moschus, welche man als die ersten und lieblichsten lyrischen Sänger betrachten kann. Ersterer ein Sohn des Praxagoras und der Philina lebte unter Ptolomäus Lagis und war ein Schüler des Aristarch; Virgil selbst nennt ihn seinen Lehrer; gewiß die schönste Lobeserhebung, welche man ihm nur immer machen konnte. Eben so geachtet, wie die beyden Vorigen, waren der Megarenser Theognis, der um die 59. Olympiade lebte, und Verfasser überaus geschätzter Elegien ist, dann Philarenes, der, weil er den Tyrannen Dionys nicht loben wollte, in die Latomien von Tarent verbannt, aber später wieder begnadigt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Hic Phoebos digna et musas venerabere vatum
Ora excellentum sacras, qui carmine silvas
Quique Syracosia resonant Heliconia camoena.

L i t e r a t u r.

Der Arzt seiner Ehre. El Medico de su Honra. Von Don Pedro Calderon de la Barca, übersetzt von And. Schumacher.

Der Südländer bedarf seines blauen, unumwölkten Himmels, seiner lauen, von Blumenduft durchwürzten Lüfte, seiner elyrischen Nächte zu seinem Glück und selbst zu seiner physischen Existenz. Sie ersetzen ihm die künstlichen, materiellen Genüsse des Nordenbewohners, und wenn dieser Begeisterung im Safte der Traube sucht, und im Umgange mit Menschen Gegenstände für diese Begeisterung, so zieht sie jener mit jedem Athemzuge ein. Daher kommt es nun auch, daß sich Beyder Begeisterung so verschieden in ihren Schöpfungen äußert, die immer das Gepräge ihres Urstoffes deutlich an sich tragen.

Der südliche Dichter singt, weil er nicht anders kann, weil seine Brust des Wohltauts voll ist, wie die Kehle der Nachtigall, dessen er ledig werden muß. Wie diese, gibt er uns mehr Ton als Sinn; man muß seinem Gesange mit sinnlichem Ohre lauschen, und ihn nicht nach der Scala der richtenden Kritik beurtheilen. Das gilt vorzüglich von den Spaniern, ihre ganze Poesie, selbst in ihren Dramen, ist lyrisch; von dem Wesentlichen eines guten Schauspiels verrathen sie kaum eine Spur: die besten Werke ihrer

dramatischen Dichter aller Zeiten liefern den Beweis. Rojas, der in seiner *Celestina* *) eine so große Kenntniß des menschlichen Herzens und der Sitten seiner Zeit verräth, dessen Gefühl so poetisch, und dessen Sprache so dichterisch ist, hatte gleichwohl keinen Begriff von den Gesetzen, die das Drama auflegt. Dasselbe ließe sich von Cervantes sagen, und die Verbesserungen, die Lope de Rueda um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts einführt, bezogen sich bloß auf scenische Anordnung. Lope de Vega scheint es zuerst gefühlt zu haben, daß in der Behandlung einer Begebenheit, die erzählt, und einer andern, die vor unsern Augen auf der Bühne als sich ereignend dargestellt werden soll, ein Unterschied Statt finden müsse. Aber auch bey ihm ist von einer eigentlichen Anlage, von Haltung, Durchführung oder Einheit der Charaktere, keine Rede; auch ihm sind die Personen, denen er seine Worte in den Mund legt, bloße Fantoccini, lediglich bestimmt, dem Publicum seine Verse vorzutragen, die er fortzuschwätzen läßt, so lange er etwas zu sagen hat, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, ob das, was sie sagen, mit ihrem Charakter in Übereinstimmung ist, oder zu dem früher Geäußerten paßt, wenn es nur poetisch klingt. Beweise hievon liefert jede Seite seiner Werke, wir mögen sie aufschlagen, wo wir wollen: im *Testimonio vengado*, z. B. thut der König der Königin kund, daß er in den Krieg zu ziehen bereit sey, worauf diese erwiedert:

La lanza es justo dexalla
Que parecereis con ella,
Que os vais arrimando a ella
Que no que habeis de quebralla.

Diese Verse schildern den König doch als ziemlich bejahrt; gleichwohl fährt sie unmittelbar darauf fort:

No son los consejos malos:
Y hallareis en mis caricias
Que son de amor las primicias
Y de muger los regalos.
Y si es, señor, que os vais,
No sea como soleis,
Porque muerta me hallareis
Si como soleis tornais.

Worauf der König antwortet:

Enjugad los ojos claros,
Que tendre por mal agüero
Ver eclipsado el lucero
Del ciel que he de miraros.

Hätte es Lope de Vega über sich gewinnen können, einige hübsche Verse, einige discreciones zu unterdrücken, wären ihm die Personen des Drama etwas anderes, als bloße Gliederpuppen gewesen, die nie eine Miene verzogen, und selten die Kleidung wechselten, hätte er die leiseste Ahnung von Anlage, Haltung und Durchführung eines dramatischen Charakters gehabt, so würde er die Königin, nachdem sie ihrem Gemahle vorgeworfen, daß die Lanze in seiner Hand eher einer Krücke als einer ritterlichen Waffe gleiche, nicht unmittelbar darauf in Ausdrücken der jugendlichsten Zärtlichkeit zu ihm sprechen lassen, und dem Könige nicht Worte gegen diese ebenfalls etwas betagte Dame in den Mund legen, wie sie ein zwanzigjähriger Dichter an seine erste Liebe richtet. Er würde Beyde als Muster einer reinen, geläuterten Zärtlichkeit, wie sie die Frucht einer glücklichen Ehe ist, die sich von den Erinnerungen an frühere, energischere Freuden nährt, und daran erwärmt, geschildert haben, anstatt sie durch jene Widersprüche fast lächerlich zu machen, und dem Interesse, das im Leser oder Zuschauer für sie erweckt werden sollte, in den Weg zu treten. Aber nicht nur bey Lope de Vega, obgleich bey diesem mehr als bey irgend einem andern, bey fast allen dramatischen Dich-

*) *Celestina*, Tragicomedia de Calisto y Melibea: en la qual se contienen, de mas de su agradable y dulce estilo, muchas sentencias filosofales, y avisos muy necesarios para mancebos, mostrandolos los engaños que estan encerrados en sirvientes y alcahuetas, wovon die erste Ausgabe, die uns bekannt ist, im Jahre 1539 zu Sevilla erschien.

tern Spaniens, ist die Hauptsache Nichts; glänzende Episoden, reiche Bilder, Vergleiche, die sie oft zu Tode heben, Metaphern, die immer wiederkehren, und denen zu folgen, Einem der Athem ausgeht, Musik der Sprache, sind die Bestandtheile und der vorzüglichste Schmuck ihrer Leistungen: tiefe Weisheit, durchdachten Plan, Lebens-Ironie darin zu finden, war nur wenig beglückten Sonntagkindern vorbehalten. Aber die Deutschen sind ein gar wundersam gründliches Volk, sie wollen von Allem eine Ursache, und wo keine ist, da schieben sie eine unter. Mit den krausen Falten der Kritik auf der Stirn, gehen sie an die Beurtheilung eines Werks, das die Phantasie des Dichters spielend erschuf; es ist ihnen unmöglich, zu begreifen, daß man schwachen könne, ohne eben viel damit zu meinen, bloß weil's hübsch klingt, und singen, lediglich weil's Einem wohl ist.

Aus diesem Grunde passen auch, mit wenigen Ausnahmen *), die Schauspiele feiner Nation schlechter für die deutsche Bühne, als gerade die spanischen; Übersetzungen geben einen Begriff davon, wie ein Kupferstich von einem Gemälde, dessen vorzüglichster Reiz im Colorit besteht. Das zeigt sich auch bey gegenwärtiger Bearbeitung des *Medico de su Honra*, von Hrn. Schumacher; nehmen wir z. B. gleich die Stelle zu Anfang der ersten Jornada, wo Donna Mencia der Jacinta erzählt, wie sie den Prinzen stürzen sah:

Desde la torre le ví,
Y aunque quien son no podré
Distinguir, Jacinta, sé,
Que una grande desdicha allí
Ha sucedido. Venia
Un bizarro caballero
En un bruto tan ligero
Que en el viento parecia
Un pájaro que volaba.
Y es razon, que lo presumas
Porque un penacho de plumas
Matices al aire daba;
El campo y el sol en ellas
Compitieron resplandores;

*Que el campo le dio sus flores,
Y el sol le dió sus estrellas;
Porque cambiaban de modo,
Y de modo relucian,
Que en todo al sol parecian
Y á la primavera en todo.
Corrió pues, y tropezó
El caballo, de manera
Que lo que ave entonces era,
Cuando en la tierra cayó,
Fue rosa: y así en rigor
Imitó su lucimiento
En sol, cielo, tierra y viento,
Ave, bruto, estrella y flor.*

Da ich ihn vom Thurm aus sah,
Kann ich, wer sie sind, nicht wissen;
Doch, Jacinta, konnt' ich schließen,
Daß ein Unglück da geschah,
Schwer und schrecklich. Rasch und kühn
Kam ein Ritter hergezogen,
Kam auf stolzem Ross geflogen,
Das vielmehr ein Vogel schien,
Schwebend auf des Sturmes Schwingen.
Ja ich wähle den Vergleich,
Schien sein Keiger, stolz und reich,
Glanz den Lüften doch zu bringen.
Flur und Sonne, beyde rangen
Um den Sieg hier, mächtig beyde,
Blumen gab ihm ja die Heide,
Sonne ihrer Sterne Prangen.
Reich war hier der Blumen Kranz,
Lichter brannten viel zusammen,
Ja, das sind der Sonne Flammen, —
Und doch war's des Frühlings Glanz!
So gab sich den Blicken kund
Jenes Thier, so stürzt' es hin,
Und, das kaum erst Vogel schien,
Sank als Rose auf den Grund
Jetzt der Erde, und verklärte
So in Qualen und im Ruhme,
Als Gestirn, Wild, Vogel, Blume —
Sonne, Himmel, Luft und Erde.

*) Zu diesen gehören vorzugsweise *Doña Diana* und *La vida es Sueño*, für deren vortreffliche Bearbeitung die deutsche Bühne Hrn. West großen Dank schuldig ist.

Diese Übersetzung ist, mit Ausnahme vielleicht der wenigen mit durchschossener Schrift gedruckten Stellen, gewiß schön und glücklich; aber wer fühlt nicht sogleich den Unterschied. Im Spanischen gleichen diese Verse den fernen Accorden einer Laute, die dem Ohre schmeichelt und die Phantasie mit lieblichen Bildern erfüllen, von denen Rechen- schaft dem Verstande zu geben uns nicht einfällt. Übertragen werden sie zu Worten, die dem Urtheile verfallen, das ihren Sinn nicht billigen kann. Mitleid ist das Gefühl, das sich am längsten im Busen des Weibes erhält; es wird nur von der Eitel- keit überlebt, und findet sich oft in hohem Grade im Herzen selbst derer, die jeder an- dern bessern Empfindung längst entsagten. Es dünkt uns daher unnatürlich, Donna Mencia, die durch das ganze Stück nicht die geringste Anlage zum blue stocking *) verräth, beim Anblick eines großen Unglücks, das vor ihren Augen geschah, in eine Reihe, beim Licht besehen kalter, gezwungener und unnatürlicher Vergleiche ausbre- chen zu hören, zu sehen, wie sie den Reiter über Ross und Federbusch vergift, und die ganze Tirade mit nichts viel Besserem als einem Conchetto beschließt.

Was Hr. Schumachers Übersetzung im Allgemeinen betrifft, so ist sie wohl ge- lungen zu nennen, und das, was anders daran zu wünschen wäre, geht aus der Na- tur des Unternehmens hervor. Je treuer der Übersetzer ist, je mehr er die Formen der deutschen Sprache denen der spanischen anzupassen sucht, desto undeutlicher wird er oft dem uneingeweihten Ohre erscheinen. Aus der Stelle z. B.

Der Infante Don Enrique
Rehrt mit heißren Liebesflammen
Nach Sevilla, um sein Heil
Solchem Unglück zu verdanken?
Ist dieß Wahrheit?

dürfte der deutsche Leser wohl schwerlich errathen, daß es Donna Mencia ist, die Don Enrique heißer als zuvor liebt, die aufzusuchen er nach Sevilla eilte, und in deren Nähe ihn unverhofft sein Unfall führt. Im Original lautet sie

Que el Infante Don Enrique,
Mas amante, que primero,
Vuelva a Sevilla, y te halle
Con tan infeliz encuentro,
Puede ser verdad?

Härten wie folgende:

Jetzt ist andres nicht zu sorgen,
Als das Leben des Infanten
(— que ahora no es tiempo,
Sino solo de acudir
A la vida de tu dueño)

kommen oft vor, aber sie schmälern, wie gesagt, das Verdienst der Arbeit nicht, weil sie fast unvermeidlich sind.

Das wie, in der Rede des Arias auf der neunten Seite der Übersetzung, ist ver- muthlich ein Druckfehler; wahrscheinlich soll es heißen:

Aber wir, bis das geschieht ic.

Für Druckfehler wollen wir auch Wortformen, wie, gewünscht ic., halten.

A. Langerhanns.

*) Blaustrümpferinn, der technische Ausdruck, mit welchem die Engländer gelehrte Frauen, das heißt Damen bezeichnen, die Verse machen, und Romane schreiben und drucken lassen, oder doch wenigstens die Versuchung dazu fühlen.

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Donnerstag, den 13. März 1828.

32

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens.

(F o r t s e t z u n g.)

Ein anderer alter sikulischer Dichter war Aristopenes aus Selinunt; man weiß jedoch wenig Näheres von seinem Leben, das wahrscheinlich in die 29. Olympiade (etwa 600 J. vor Christo) und somit, schon in die Gründung seiner Vaterstadt fällt. Bekannter ist Stesichor, ein lyrischer Poet aus Hymera. Cicero ¹⁾ nennt ihn eines der größten griechischen Genies, und gedenkt einer prächtigen Bildsäule, die ihn in einem Buche lesend vorstellte, und auf öffentliche Kosten errichtet wurde. Auch Horaz lobt ihn sehr, und der Halikarnasser Dionys vergleicht ihn mit Pindar und Simonides. Sein bestes Gedicht ist die im Styl der Iliade geschriebene Zerstörung von Troja. Er lebte unter Phalaris und galt für einen der neun großen griechischen Lyriker. Sein eigentlicher Name war Tisias; als er aber in der Musik und im Tanze höchst zweckmäßige Veränderungen traf, soll man ihn „Stator chori“ genannt haben, woraus nachmals Stesichor entstand. Allein diese Erklärung scheint eine etymologische Spitzfindigkeit. Er schrieb 26 Bücher Gedichte, von denen aber nur einige Bruchstücke auf uns gekommen sind.

Epicharmes aus Sirakus war nach dem Zeugniß des Aristoteles der älteste komische Dichter, den auch Plautus, der erste lateinische Komiker, zum Vorbild genommen haben soll. Er lebte ungefähr 400 Jahr vor Christo, starb in einem Alter von 97 Jahren, und soll mehr denn 50 Komödien geschrieben haben. Nach seinem Tode wurde ihm eine Bildsäule mit der Inschrift gesetzt: „Epicharmes war so erhaben über die Gelehrten, wie die Sonne über die Sterne.“ Er soll auch das griechische Alphabet mit den drey Buchstaben Zeta, Xi und Psi vermehrt haben, doch ist es unentschieden, ob nicht zwey große Gelehrte dieses Namens lebten.

Auch Gela und Agrigent hatten ihre Dichter. Empedokles aus Agrigent, ein

¹⁾ In Verr. Lib. II. Erat enim Stesichori poetae statua senilis incurva cum libro summo ut putant artificio facta, sed est et fuit tota Graecia summo propter ingenium honore et nomine.

Zeitgenosse des Epicharmes, ist der Verfasser vieler Trauerspiele, ja es scheint, als ob jenes Jahrhundert für alle Wissenszweige, besonders aber für die Philosophie das ausgezeichnetste gewesen sey, so wie unter Pythagoras in Groß-Griechenland. Ferner kennen wir: den Pythagoräer Philolaus, einen Zeitgenossen des Plato; — den Komiker Philemon, der unter Alexander dem Großen lebte, und von dem man sagte: daß die Anzahl der von ihm geschriebenen Stücke der Zahl seiner Lebensjahre gleich käme, die er auf 90 gebracht hatte, als er an heftigem Lachen starb; — einen andern Philemon, einen gleichfalls komischen Dichter, der bey völligen Geisteskräften ein Alter von mehr denn hundert Jahren erreichte; — den Dichter Sophron, einen Zeitgenossen des Euripides; — Iophonos, einen der sieben großen griechischen Tragiker; er lebte unter Philipp von Macedonien und Alexander dem Großen und schrieb 73 Tragödien; — den Dichter Kallimachus; — den Philosophen Ictetas; — den Historiker Antiochus, der die Geschichte Siciliens von dem sikulischen König Cocalus bis auf Xerxes schrieb; — Callas, den Biographen des Agathokles; — Flavius Vopiscus, der einen Tractat über die aurelianischen Bäder verfaßte; — Egestias, der um die 84. Olympiade starb; — den Komiker Eudorus, zweytgebornen der drey Söhne des Agathokles; alle diese aus Syrakus. — Dinolochus, Schüler des Epicharmes, Verfasser von vierzehn Komödien; — Archinus, einen Tragiker, der unter den Römern lebte; — Xenokrates, einen Schwager Therons, dem Pindar zwey Oden widmete. Diese letzteren aus Agrigent. Aber außer den Eingebornen hielten sich auch die größten auswärtigen Gelehrten der damaligen Zeit vorzugsweise in Sicilien auf. Plato unternahm mehrere Reisen dahin, Xenophanes und Zeno starben auf sikulischem Boden, und Simonides, einer der besten Dichter des alten Griechenlands und Zeitgenosse des Perikles, siedelte sich noch als ein 80jähriger Greis hier an, und wurde der Freund und Rathgeber des weisen Hiero in Syrakus, des Urhebers der Acker Gesetze, des besten Fürsten, den Sicilien je besaß, und dessen Asche seine Unterthanen täglich mit Thränen nekten. Sogar der Tyrann Dionys wollte für einen schönen Geist und Beschützer der Wissenschaften gelten. Mit großen Fähigkeiten für den Thron und einem ungemessenen Ehrgeiz ausgestattet, strebte er nach dem Preis in den olympischen Spielen, und zog viele Gelehrte an seinen Hof, die nach ächter Schmeichlersitte, die Großthaten des Fürsten besangen oder verbreiteten, und worunter der einzige Philoxenes eine gerechte Ausnahme macht. Ein Zeitgenosse dieses Tyrannen ist der Sirakusaner Dion, den das Heidenthum unter seine Weisen zählte. Mit einer erhabenen Denkungsart und vorzüglichen Talenten, dankte er sein Glück und die Ruhe, so ihn durch ein langes Leben begleiteten, einzig und allein dem Umstande: daß er einen Plato zum Lehrer gehabt hatte. Dion ist der Oheim des jüngern Dionys, denn seine Schwester Aristemarcha war die zweyte Gemahlinn von Dionys dem Ältern.

Ob schon seit den ältesten Zeiten die Beredsamkeit nicht vernachlässigt wurde, so erstanden doch erst dann große Redner, worunter ein Penecius, Cleuther, Phalaris, Agathokles und Hiero in Leontium, Gela, Agrigent und Syracus die bekanntesten sind, — als Sicilien das Joch seiner Tyrannen abschüttelte, und sich eine republicanische Verfassung gab.

Der Leontiner Gorgias, ein Sohn des Charamantides oder des Philo-

laus, Schüler des Empedokles, und Lehrer der großen Griechen: Polus, Perikles, Sokrates, Alcidas 1c. 1c. zeichnete sich in diesem Wissenszweige vorzüglich aus. Seinem Rednertalent allein dankten die Leontiner den Beystand der Athenienser in dem Kriege gegen die Syrakusaner (Jahr 416 vor Christo). Zu Athen errichtete man ihm, neben der Bildsäule des Mercur, eine Statue; auch zu Delphi, wo er bey den olympischen Spielen eine Rede hielt, ertheilte man ihm eine goldene Krone. Als er in sein Vaterland zurück kehrte, prägten ihm seine Mitbürger eine Gedächtnismünze, auf deren einer Seite der Kopf des Apollo, auf der andern ein Schwan mit der Umschrift zu sehen war: „Gorgias dem Leontiner!“ Sein Biograph ist Philostrat. Seine Schüler und Nebenbuhler in der Beredsamkeit waren die Syrakusaner: Corax und Theias ¹⁾.

Nicht minder fruchtbar war Sicilien an Geschichtschreibern: Cicero ²⁾ nennt den Philistes aus Syrakus einen Schüler des Euenius, der unter Dionys dem Tyrannen lebte. Timäus, ein Zeitgenosse des Agathokles und Ptolomäus Philadelphus, schrieb die Geschichte Siciliens, Italiens und Griechenlands mit seltenem Feuer und beyspielloser Gediegenheit, in einem blühenden Styl. Dicearchus aus Messina, Schüler des Aristoteles, war ein berühmter Peripathetiker, Messkünstler, Redner und Gesetzgeber. Er schrieb ein Buch über die Sitten von Griechenland, und die Geographie des Peloponnes in 3 Bänden. Seine Werke standen bey den Griechen in solchem Ansehen, daß man sie zu Sparta alljährlich in Gegenwart der Ephoren der Jugend vorlas. Leider ist von ihnen nichts auf uns gekommen. Zwey andere bekannte Historiographen sind Lysias aus Syrakus, und Polus aus Agrigent. Letzterer ist der Verfasser der Genealogie aller jener griechischen Helden, so die Belagerung von Troja mitmachten. Cines Polyklites gedenkt Diodor. Andere vortreffliche Gelehrte sind: Theodoros, der über das Kriegswesen schrieb; und Archetimus, ein großer Philosoph und Historiker, Beyde aus Syrakus. Diodor selbst, aus Argirium, dem heutigen San Filippo d'Argiro, ist der einzige sicilianische Geschichtschreiber, dessen Schriften wir zum Theil besitzen. Er lebte unter Cäsar und August, und brachte, nachdem er durch Europa, Asien und Afrika, große Reisen unternommen hatte, fast 30 Jahre in Rom mit der Ausarbeitung seiner Geschichte zu, die er in griechischer Sprache schrieb, und in 40 Bücher abgetheilt haben soll, von denen wir jedoch bis jetzt nur 15 kennen. Sein Styl ist einfach, klar, und ganz dem ehrwürdigen Charakter der Geschichte angemessen; aber manchmal nachlässig, und ungenau, besonders in chronologischen Angaben. Sonst kennt man noch die Messineser Aristokles, der zehn Bücher über die Natur, und eben so viel über die Moral-Philosophie schrieb; — Lycus, den Verfasser eines geschätzten Werkes über Lybien und Sicilien; — Lupus, einen berühmten Dichter; — Ovid, der ein Gedicht über Perseus, und den Raub der Helena hinterließ; — Echemerus, einen alten Historiker; und Thycus, einen der besten Geschichtschreiber und griechischen Dichter, den Erfinder des zweysaitigen Instrumentes, das man Sambuca nannte, und dem unser unvergeßlicher Schiller in seinen „Kranichen“ ein Denkmahl setzte. In der Mathematik glänzte als Stern erster Größe ein

¹⁾ Caruso Mem. ist. di Sicilia. Lib. III. pag. 119. — Fazelli de reb. Sic.

²⁾ Ad Attic.

Archimedes. Dieses außerordentlichste Genie, welches je die Welt sah, wurde im dritten Jahre der 125. Olympiade, also 287 Jahr vor Christo zu Sirakus geboren, und fand den Tod von der Hand eines gemeinen Soldaten am Tage der Eroberung seiner Vaterstadt durch die Römer unter Appius und Marcellus ¹⁾; letzterer ließ dem um sein Vaterland so wohl verdienten Meßkünstler ein Grabmahl errichten, das zwar bald in eine kränkende Vergessenheit gerieth, aber von Cicero wieder entdeckt und erkannt wurde. Athenäus gedenkt einer durch Archimedes auf Hiero's Befehl in Sirakus erbauten ungeheuren Galeere, die zwanzig Ruderbänke gehabt, und mit einem schwimmenden Pallast zu vergleichen gewesen seyn soll.

Als Ärzte glänzten: der Sirakusaner Menekrates, besonders in Heilung epileptischer Krankheiten geschickt, aber auch von einem so unmäßigen Dünkel, daß er sich den Beynamen „Jupiter“ gab. Bekannt ist die Anekdote aus Plutarch, daß, als Menekrates einmal im Eingange seines Briefes an den spartanischen König Agesilaus die Worte setzte: „Menekrates Jupiter wünscht dem König Glück!“ dieser ihm dafür in der Rückantwort ganz lakonisch schrieb: „Agesilaus wünscht dem Menekrates Verstand.“ Nicht minder berühmt war Akron, ein Schüler des Zeno, und großer Philosoph, der vor Hyppokrates lebte und viel über seine Wissenschaft schrieb; dann Creon, gleichfalls Arzt und Philosoph, der erste bekannte Anhänger der empirischen Heilmethode.

Daß die plastischen Künste in Sicilien heimisch waren, zeigen die mannigfaltigen, noch vorhandenen Gebilde sikkulischer Meißel, und der reine Typus der alten sicilianischen Münzen.

Als einen vorzüglichen Maler nennt Plinius den Demophiles aus Hy-metta, den man für den Lehrer des Zeuxis hält.

Eben so ausgebildet war die Baukunst. So lange noch ein Stein von den dortigen prachtvollen Tempeln und sonstigen Gebäuden vorhanden ist, wird die Nachwelt den großen Geist der sicilianischen Griechen bestaunen. Wenn im eigentlichen Griechenland sich Monumente finden, die reicher und eleganter sind, wenn man die Tempelreste zu Athen mit Recht als die herrlichsten Bauwerke in ihrer Art aufstellt, so gibt es in Sicilien anderer Seits wieder so kräftige und kolossale Formen, daß sie alle unsere Begriffe weit übersteigen, und nur zu deutlich beweisen, die Alten seyen in der Mechanik und Baukunst nichts weniger als Anfänger gewesen. Man besichtige die Ruinen der Tempel zu Segeste, Selinunt, Agrigent &c. &c. untersuche den Tempel des olympischen Jupiter in letzterer Stadt, dem das Alterthum schon den Namen des Riesentempels gab, und nenne mir ein Monument dieser Art auf unserer ganzen Erdoberfläche, das ihm billig an die Seite gestellt zu werden verdiente! Aus diesen Bauten erst lernen wir die Alten kennen und beurtheilen, und überzeugen uns, daß sie bey Herstellung ihrer Tempel weit weniger darauf dachten, die Götter zu ehren, als sich selbst bey der Mitwelt hervorzu thun, und ein bleibendes Denkmahl bey den Nachkommen zu stiften.

(Die Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Tit. Liv. — Plutarch. — Polyb.

Der verwundete Schwan.

Ach, sie haben dich gefunden,
Armer Schwan, auf deiner Blut,
Und auf ihr, in edlen Kreisen,
Krümmt, wie schmerzlich, sich dein Blut.

Seufzend klinkt der reine Schwimmer
An des Ufers Rasenflur,
Als er sieht in dem Gewässer
Seines Schmerzes Purpurspur.

Mit der Thrän' im dunkeln Auge,
Die sich aus der Wunde drängt,
Seufzt er — „hier ist meine Wunde,
Doch wo der, den ich gekränkt?

Welchen Raub hab' ich begangen,
Welche Taube nicht verschont?
Hab' ich nicht entsagt den Lüften,
Weil dort Lar und Falke wohnt?

Diese Schwinge, die sie Beyde
Niederschlagen könnte, ruht,
Siegreich kämpfte sie mit Stürmen,
Doch sie schützt nur meine Brut. —

Edle Stärke, stille Größe,
Auch für euch ist Fried' ein Wahn —
Harmlos auf den stillen Wellen
Wolltest wohnen du, o Schwan!

Wo sich neigen die Gebüsche,
Die kein West erquickend regt;
Daß die Woge sie erfrische,
Die den Schwan vorüber trägt,

Wann er schiffte durch die Gewölbe,
Sel'ge Leda, wie zu dir,
Mit gewölbtem Hals und Nacken,
Wie mit siegendem Panier.

Wie an's blanke Schild die Flut sich
Nur mit Tropfen hängen kann,
Sehet sie auf seinen Rücken
Sparsam ihre Perlen an.

Friedlich sann er nach den Wellen,
Als Verfolgung ihn erlauscht,
„Blute, rief sie, wie die Taube“
Und der Pfeil, er trifft, er rauscht.

Weh', so glänzendes Gefieder
Hat kein Schütze noch verfehlt,
Ach! erspart dem and're Schmerzen,
Den der Schmerz der Sehnsucht quält!

K. K. Hoftheater an der Burg.

Am 28. Februar zum ersten Male: Ein treuer Diener seines Herrn,
Trauerspiel in 5 Aufzügen, von F. Grillparzer.

Erster Aufzug. Vancbanus, Rath Königs Andreas von Ungarn, läßt sich in seiner Wohnung kleiden. Es ist früher Morgen. Vancbanus ist zum Könige beschieden, welcher diesen Morgen einen Kriegszug antritt, und vorher noch alle seine Rätbe versammelt, um ihnen seine Befehle zu ertheilen. Von der Straße herauf hört man Spottlieder auf Vancbanus tönen, man wirft Sand an die Fenster u. s. w. Der Diener macht Vancbanus auf diesen Unfug aufmerksam, dieser aber verweist sowohl den Diener, als seine eigene Gemahlinn Erny, welche sich ebenfalls über ein solches Benehmen empört fühlt, zur Ruhe, und begibt sich nach dem Schlosse. Auf der Straße sieht man nun jene Unruhigen versammelt. Es ist der Bruder der Königin, der junge Herzog Otto von Meran, mit seinen Gesellen, welche sich verabreden, wie sie auf alle Weise den alten Vancbanus necken und höhnen wollen, bis er sich vergift. Es gelingt ihnen aber nicht, und Vancbanus geht unaufgehalten nach dem Schlosse. Ein Diener erscheint, und entbietet Otto'n ebenfalls dahin. Verwandlung. Saal im Schlosse. Der König und die Königin erscheinen. Die letzte bemüht sich aus allen Kräften, dem König ihren Bruder zu empfehlen, ihn im günstigsten Lichte darzustellen, ihre innige Liebe zu ihm zu schildern, und den König zu bewegen, ihr, — die er für die Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin bestimmt, diesen Bruder als Gehülffen am Regierungsgeschäfte an die Seite zu geben. Der König aber, welcher den Charakter und die Lebensweise Otto's kennt und mißbilligt, versagt die Bitte, und ernennt Vancbanus zu dieser Stelle. Ihm vertraut er die Sorge für sein Land und sein Haus, ihm trägt er besonders auf für die Erhaltung des Friedens und der Ruhe zu sorgen. Die Königin kann ihr Mißbehagen über die fehlgeschlagene Hoffnung nicht verbergen, und spricht es sogar rückwärtslos vor dem Könige aus, als Vancbanus sich ihr zum Handkuffe nähert, den sie ihm versagt. Die strenge Zurechtweisung des Königs erinnert sie indessen, sich zu mäßigen, und mit dem Abschiede desselben schließt der erste Act.

Zweiter Aufzug. Der König ist abgereist. Wir erblicken die Rathsversammlung, in welcher die Königin präsidiert, und Vancbanus den Vortrag hat. Mit jener Umständlichkeit, welche dem Alter eigen ist, verbreitet er sich über mehrere Gegenstände. Die Königin, welche auch hier nicht versäumt, ihm Abneigung fühlen zu lassen, behandelt ihn äußerst geringschätzend, ja entblödet sich sogar nicht, während er, ganz vertieft in die Acten, nach einem wichtigen Belege sucht, den Rath zu entlassen, und die Sitzung für aufgehoben zu erklären, so daß Vancbanus, als er endlich das Datum gefunden hat, sich allein im Saale sieht; eingedenk der Ermahnung seines Herrn, den Frieden zu erhalten, erträgt er indessen alles geduldig, und läßt sich leicht von der Königin beschwichtigen, welche erklärt, nun wolle man den Rest des Tages in den festlichen Ergehungen zubringen, welche ihr Bruder zum Wiegenfest des kleinen Königssohns Bela veranstaltete. Die Gäste finden sich ein; auch Erny, Vancbanus Gattinn. Diese wird dabey in Otto's Nähe gebracht, dessen Bewerbungen um die schöne junge Frau der Königin nicht entgangen waren. Vancbanus bleibt, während alles zum Feste geht, im Vorsaaie, um kraft seines Amtes Audienzen zu ertheilen. Umsonst ermahnen ihn sein Bruder und Schwager auf seine Gattinn zu achten, deren Reize den kranken Otto zu stets unverstellterem Andrängen veranlassen. Er erwidert, daß er seine Gattinn zu gut kenne, um nicht ganz ruhig zu seyn. Vergebens verhöhnen ihn im Durchgehen selbst die Diener des Hofes; vergebens erscheint Erny selbst, ihm ihre Verlegenheit zu künden, er, selbst ruhig, und unzugänglich jeder Anregung, ermahnt sie zur Ruhe. Nur als sich zwischen den Ungarn und den deutschen Dienern Otto's ein Streit erhebt, welcher selbst in ein Gefecht übergeht, da erhebt er sich endlich, um hinab in den Hof zu eilen, den Hader zu schlichten. Otto ergreift diese Gelegenheit, sich abermals an die verlassene und verschüchterte Erny zu drängen, sie durch

seine Zudringlichkeit zu ängstigen. Er beschwört sie, ihm noch an einem andern Orte eine Unterredung zu gestatten, und als Erny, außer sich vor Scham und Zorn, ihm dieß versagt, erinnert er sie, daß sie einst, sich unbelauscht wä h n e n d, von dem Tische der Königin einige von Otto's Haaren, mit Zeichen der Liebe entwendete! Erny, überrascht und zermalmt über diese Entdeckung, vermag nicht zu antworten. Otto, welcher ihren Zustand sieht, beschwört sie, ihm nur mit ein paar Zeilen den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen (der Audienztiſch Bancban's steht noch da) und er wolle dann, bey dem Ausbruch der Gesellschaft, sich ihr nähern, um das Briefchen zu empfangen. Bancban kommt, nachdem Otto sich entfernte, zurück. Es kommt zur Erklärung des Vorgefallnen zwischen ihm und Erny. Er beruhigt sie mit gütigen väterlichen Worten, versichert, daß er vollkommen an sie glaube u. s. w. Die Gesellschaft bricht auf. Otto nähert sich Erny'n, und befragt sie leise wegen des Briefchens, sie gibt ihm ein Zeichen der Verachtung, worüber er so wüthend wird, daß er sie laut zur Rede stellt. Doch auch hier tritt abermals nicht Bancban, der doch zugegen ist, sondern die Königin selbst dazwischen, und verweist den Rasenden zur Ruhe. Die Gesellschaft entfernt sich, und mit einem erneuten Ausbruche der Wuth Otto's schließt der zweyte Aufzug.

Dritter Aufzug. Gemach der Königin. Man berichtet ihr, daß Otto in einem sehr bedenklichen Zustande auf seinem Zimmer verweile, Niemand Antwort gäbe, keine Nahrung zu sich nähme, kurz, sich in einer Art von stillem Wahnsinn befände, der große Besorgnisse erzeuge. Eines geringen Versehens seines Dieners wegen habe er den Dolch nach ihm geschleudert u. s. w. Erny erscheint bey der Königin, und meldet ihr, daß sie entschlossen sey, auf ihre Güter zu ziehen. Da die Nachrichten über den Zustand Otto's stets beunruhigender lauten, so verfügt sich endlich die Königin durch einen geheimen Gang, der mittelst einer Tapenthiere in das Schlafzimmer ihres Bruders führt, zu demselben. Sie trifft ihn ganz in dem bezeichneten Zustand von wildem Starrsinn, und nachdem sie sich alle Mühe gegeben hat, ihn zurecht zu weisen, weiß er sie endlich so zu überraschen, daß sie zwar nicht selbst befiehlt, aber in ihrem Namen von Otto befehlen läßt, Erny möge sich sogleich zur Königin begeben. Otto hat nemlich seiner Schwester vorzustellen gewußt, seine Ruhe, seine Ehre, kurz alles was ihn beruhigen könne, hänge davon ab, daß er noch eine Unterredung mit Erny habe. Die Königin zieht sich in den Gang zurück, und Erny erscheint. Mit dem größten Erstaunen sieht sie sich in einem fremden Gemach, und dieß Erstaunen steigert sich zum Entsetzen, als sie bey dem Vortreten Otto erkennt. Die Leidenschaftlichkeit, womit Otto in sie dringt, wird zur bewußtlosen Wuth gesteigert, durch die Verachtung, mit der sie ihm begegnet, er öffnet eine geheime Thüre, aus welcher zwey Geharnischte erscheinen, denen er befiehlt, sich Erny's zu bemächtigen und sie in einem Kerker zu bringen. Kein Ausweg bleibt der unglücklichen Frau, sie durchbohrt sich mit dem auf dem Tische liegenden Dolch. Während dem ist es im Schlosse laut geworden. Erny's Abwesenheit wurde bemerkt, ihr Gatte und ihre Verwandten, der Spur folgend, sprengen die Thüre von Otto's Gemach, und sehen erstarrt das Entsetzliche. Wüthend ziehen sie die Säbel und wollen Otto niederhauen (Bancban selbst nimmt an der ganzen Handlung keinen Antheil, sondern stürzt im Ausbruche des Schmerzes zu Erny's Leiche nieder): da tritt die Königin zwischen die Streiter, erklärt: sie selbst (die Königin) habe Erny, die sich eines Fehltritts gegen sie schuldig gemacht habe, getödtet, und werde sich bey dem König deßhalb zu rechtfertigen wissen. Alle stehen erstarrt. Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug. Platz vor Bancban's Haus. Erny's Verwandte sind, auf das höchste erbittert, versammelt. Zwar ist alles Geschehene bereits an den König berichtet, doch sie fürchten, daß die Königin Gelegenheit finden möchte, bis sie ihr Recht vom König erhalten, Otto, welchen alle einstimmig als Erny's Mörder verwünschen, ihrer Rache zu entziehen. Sie beschließen also mit Gewalt der Waffen sich seiner zu bemächtigen und zu versichern. Nur Bancban selbst widersezt sich auf das äußerste dieser Maßregel, wird aber nicht gehört, und von allen seinen Freunden und Dienern verlassen, welche sich den Aufrührern anschließen. Verwandlung. Zimmer im Schlosse. Wir sehen

die Königin und Otto, welcher, von Gewissensbissen zerfleischt, im stillen Wahnsinn umher irrt, während die Belagerer bereits die Mauern des Schlosses mit den Stößen ihrer Blyden erschüttern, nachdem eine Botschaft, in welcher sie von der Königin die Auslieferung Otto's begehrt, keinen Erfolg hatte. In diesem kritischen Augenblicke erscheint Bancbanus, welcher sich einen Weg in das Schloß zu bahnen wußte. Er zeigt der Königin an, daß er einen geheimen Weg an den Wassergraben wisse, welcher das Schloß umzieht, daß dort ein Boot bereit stehe, sie ins Freye zu führen, und daß er auf diese Weise sie und den kleinen Bela retten wolle. Die Königin erklärt, sie nehme sein Anerbieten nur an, wenn er auch Otto retten wolle (und dieß ist auch natürlich, denn nur diesem droht Gefahr, die Königin selbst und Bela sind nicht bedroht) und Bancban erklärt sich bereit dazu. Alle folgen ihm. Wir erblicken nun den Gang, der nach dem Wassergraben führt, das Boot hat aber nicht Raum für Alle, sondern nur Einer nach dem Andern kann hinüber setzen. Uebermals besteht die Königin darauf, Otto soll zuerst, dann Bancban mit dem Kinde, und zuletzt sie selbst hinübergeschafft werden. Sie eilen nach dem Ausgangspfortchen. Indessen füllen bewaffnete Verschworne ihnen nachdrängend den Gang, Graf Peter, Erny's Bruder, sieht noch ferne die Gestalten hinschweben, und schleudert, ohne zu ahnen, nach wem, ihnen den Dolch nach. Ein Schrey erschallt, der Wurf traf die Königin, welche zum Tode verwundet erscheint, und stirbt. Peter ist außer sich über diesen Vorkfall. Es erscheinen abermals Bewaffnete, von Herzog Otto's Gefolge, es kommt zum Gefecht, und Bancban, welcher unter diesen Umständen das Pfortlein nicht mehr erreichen kann, erscheint im dunklen Vorgrunde, sich auf die Erde kauern, und den kleinen Bela unter seinem Mantel bergend, bis das Gefecht sich vorüber zog. In dem dunklen Gewölbe bemerkt man ihn auch nicht, und der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug. Freye Gegend. Bancban mit Otto und Bela auf der Flucht. Bis hierher hat der treue Diener nun sie gebracht. Seine Pflicht ruft ihn nach der Stadt zurück, wo er noch alles aufbieten will, die Empörung zu stillen. Den kleinen Bela übergibt er Otto (dem Wahnsinnigen), und weist ihn an, wie er die Flucht fortsetzen soll. Er selbst geht nach der Stadt. Indessen ist der König zurückgekommen, und sieht mit Schmerz und Staunen, wie weit die Unordnung und Verwirrung in seinem Haus und Land in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit um sich griff. Er beschuldigt Bancban seines gemißbrauchten Vertrauens, als dieser selbst erscheint, die reuigen Empörer zu ihres Königs Füßen zurück zu bringen. Auch Otto naht mit dem geretteten Bela, und bekennt noch auf feyerliches Befragen vor Erny's und Bancbans Verwandten seine ganze Schuld und die völlige Straflosigkeit Erny's. Der König weist ihn aus dem Lande, und will Bancban mit Gnade überhäufen. Dieser aber lehnt alles ab, zufrieden mit seinem Bewußtseyn, und an den jungen Bela das Wort richtend, ihn ermahnend sich zu erinnern, wer in einer so schmerzenvollen Zeit das Beste für ihn gethan, schließet er das Trauerspiel mit den Worten: „Ein treuer Diener seines Herrn!“

(Die Fortsetzung folgt.)

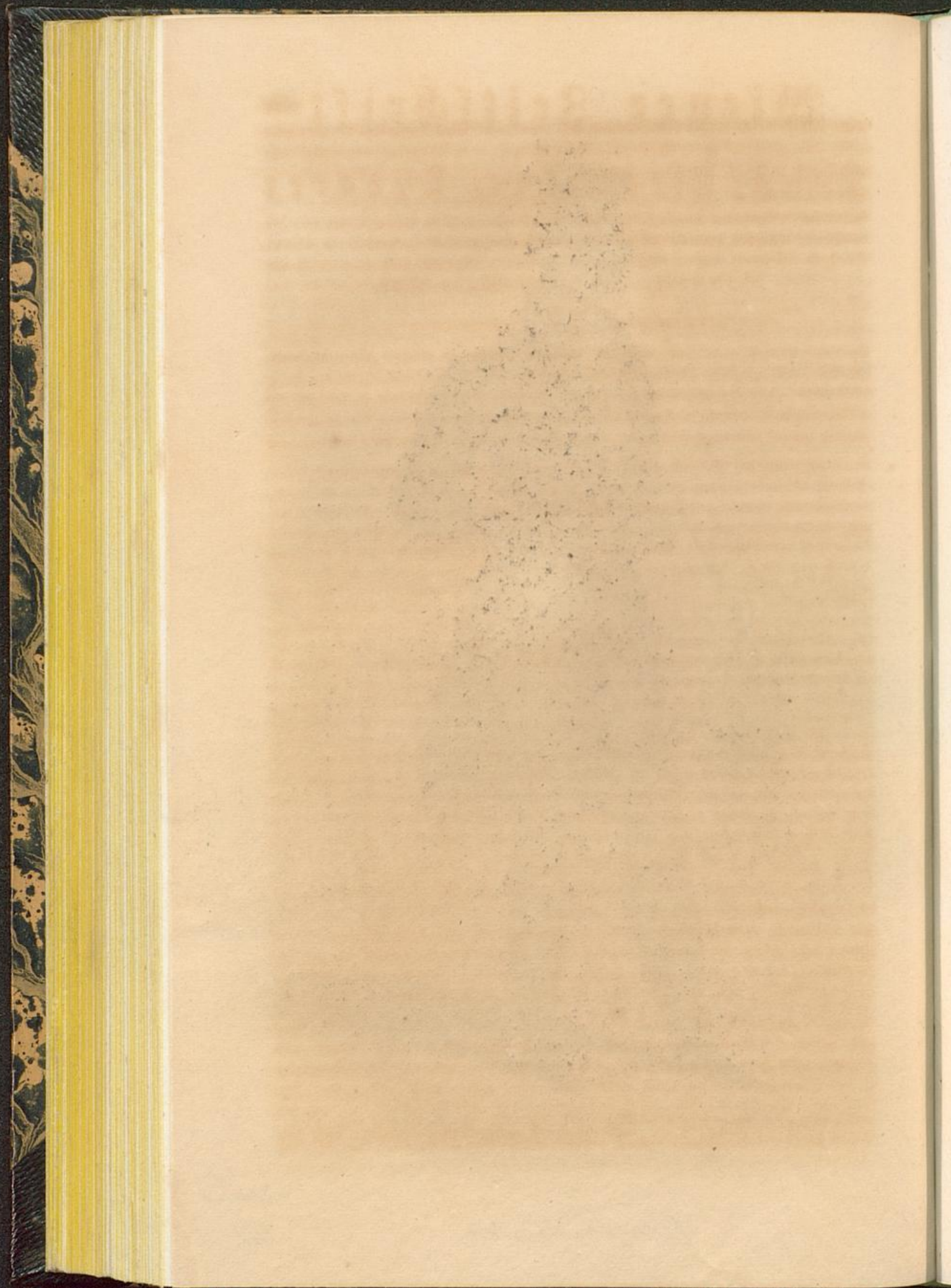
Modenbild XI.

Das Costume, bestehend aus einem schwarzen Pefesch mit Borden, Pantalon à la Cosak, Gilet von Piqué à Shawl, ist nach einem Original von Hrn. Gunkl, bürgl. Kleidermacher am Graben, Nro. 1144.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.





Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Sonnabend, den 15. März 1828.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertels, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. W. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. E. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens.

(F o r t s e t z u n g.)

Siciliens Schicksale umständlich anzugeben, geht über den Zweck dieser Blätter, welche nur die Hauptmomente derselben andeuten sollen, ohne welche die nachfolgende Darstellung, und die Urtheile über dessen altgriechische Bauwerke nicht wohl verstanden werden mögen. Es genüge hier zu bemerken: daß die Insel bald von ihrem unabhängigen Zustand wieder in eine tiefe Sclaverey versank, sich noch einmal frey machte, und durch fortwährende innere und äußere Kriege immer weiter herab kam. Auf die Vertreibung der Karthager aus dem Süden der Insel, welche solche zu Anfang des ersten punischen Krieges in einen Hauptwaffenplatz umgeschaffen hatten, folgte 210 Jahre vor Christi die Unterwerfung derselben durch die Römer, die Sicilien nach einem fünfzigjährigen Kampfe endlich zu einer Provinz ihres Reiches machten, durch Proconsuln verwalteten ließen, und bis auf Constantin den Großen behielten. Während 42 folgenden Jahren durch den Vandalen-Fürsten Genserich, die Gothen und andere Barbaren des Norden überschwemmt und verheert, unterwarf es Justinians Feldherr Belisar durch seinen glänzenden Sieg im Jahr 535, wodurch er dem Vandalen-Reich in Afrika ein Ende machte, abermals den byzantinischen Herrschern, bis sich im Jahr 827 die aus Afrika herübergekommenen Sarazenen desselben bemächtigten, denen es der normännische Graf Rüdiger oder Roger im Jahr 1072 wieder entriß. Die sarazenische Herrschaft bezeichnen furchtbare innere Zwiste, gräßliche Mezeleyen, und die Einäscherung der blühendsten Städte und prachvollsten Tempel. Das vom Pappst Innocenz II. im Jahre 1130 zum Königreich erhobene Sicilien, blieb mehr denn 200 Jahre mit Neapel vereinigt, und wurde nach dem Erlöschen der Normänner mit Wilhelm, im Jahr 1198, durch die schwäbischen Kaiser bis zum Tode Manfreds in der Schlacht bey Benevent, Anno 1266, dann aber durch Carl I. von Anjou, einen Bruder des heiligen Ludwig, beherrscht, bis im Jahr 1282, am 30. März, durch die Umtriebe des Salernitaners Johann von Procida, und der

Sicilianer: Maimo von Leontino, des Abtes Palmenio aus Trapani, und Walthers von Galatagirone, jene furchtbare Verschwörung ausbrach, die unter dem Namen der sicilianischen Vesper allgemein bekannt ist, und wobey in wenig Tagen 24,000 Franzosen als Opfer der Volkswuth fielen ¹⁾). Sicilien warf das französische Joch ab, und wählte den arragonischen König Peter IX. zu seinem Herrscher. Unter dem Arragonier Alphons I. wurde die Insel mit Neapel wieder vereinigt, und das Decennium (1806 — 1815) abgerechnet, nicht wieder davon getrennt.

Sicilien, das bey einem Flächenraum von 587 Quadrat-Meilen eine Bevölkerung von 1,650,000 Seelen zählt ²⁾, ist in drey große Districte getheilt, die man Valli nennt. Sie sind folgende.

Val di Demoni (höchst unrichtig das Teufelsthal). In diesem liegt der Atna, der wahrscheinlich diesem Bezirk den Namen gegeben hat, weil seine Phänomene bey den abergläubischen Mauren als eben so viele Neckereyen der Geister des Abgrundes angesehen wurden. Hier findet man ferner als die bedeutendsten Städte: Messina, Catania, Milazzo, Taormina, Nicosia &c. &c.

Val di Noto, von der kleinen Stadt Noto so genannt. Hier sind die Städte: Castrogiovanni (das alte Enna, im Mittelpuncte der Insel), San Filippo d'Argiro, ehemals Argirium, Piazza, Lentini (sonst Leontium, unweit des heutigen festen Seepfahes Agosta), Syracus, Modica &c. &c.

Val di Mazzara, nach der Stadt Mazzara benannt, enthält die Hauptstadt Palermo und die Städte Termini, Alcamo, Trapani, Marsala (ehemals Lylibaeum), Agrigent, jetzt Girgenti, Sciacca, Allicata.

Ein großer Irrthum fast aller Geographen ist es, das Wort: Val für synonym mit Thal zu nehmen und es aus dem Italienischen oder Lateinischen abzuleiten. Derley Übersehen bedürfen einer gehörigen Berichtigung. Ein Blick auf die Karte von Sicilien reicht hin, um begreiflich zu machen, daß hier von keinem Thal die Rede seyn könne. Val ist ein arabisches Wort, und bedeutet: Canton oder District. In der That, ist diese Benennung auch erst seit der Maurenherrschaft auf der Insel bekannt. Es ist nichts Ungewöhnliches in Sicilien noch viele sarazenische Benennungen anzutreffen, ja manche Städte, besonders im Innern des Landes, haben ihre ganze maurische Benennung beygehalten, und in der Landessprache findet der aufmerksame Reisende häufig rein sarazenische Worte; wodurch eben der sicilianische Dialekt so charakteristisch unter allen übrigen in Italien wird.

Für die Bequemlichkeit der Reisenden durch gute fahrbare Straßen ist hier schlecht gesorgt. Die Herstellung brauchbarer Kunststraßen in diesem Gebirgslande, wobey eine unendliche Menge solider Brücken über die Wildbäche nöthig wären, dürfte ungeheure Summen kosten. Eigentliche Straßen gibt es nur auf kleine Strecken. Z. B. von Palermo bis Termini, von Messina bis Milazzo, und etliche andere an der Ostküste bey Syracus. Alle übrigen Verbindungen dieser Art auf der ganzen Insel darf man mit gutem Gewissen bloße Wege nennen, denn auf den meisten kommt nur das sichere Maul-

¹⁾ Mugnos. sec. impres. ex. Sardo. — Aprile: Cronolog. della Sicilia, pag. 141.

²⁾ Manuale geograf. dell' abbate Expilly. 1783.

thier fort, welches bedächtlich über Steingerölle und Felsblöcke schreitet, große Strecken in einem Tage zurück legt, und mit kärglicher Nahrung zufrieden ist. Zu diesem nimmt also der Reisende seine Zuflucht. Man miethet sich in Palermo oder Messina einen Maulthiertreiber, der zugleich als Wegweiser und Cicerone dient, ladet auf dessen Thier das so viel als möglich beschränkte Gepäck, und nimmt selbst, einem indischen Nabob gleich, in einem schlechten Sattel, seinen Sitz darauf, oder geht, wenn man gut zu Fuße ist, mit dem Treiber nebenher. Der tägliche Preis für ein Maulthier ist gewöhnlich zwey bis drey Tari (40 Kr. bis ein Gulden Wiener Courant), und wenn man Siciliens Küste nur flüchtig besehen will, so legt man den ganzen Perimeter von 624 neapolitanischen, oder 150 deutschen Meilen, in zwanzig bis fünf und zwanzig Tagen zurück. Ein Reisender jedoch, dem es nicht bloß darum zu thun ist, sagen zu können: Ich habe Siciliens Merkwürdigkeiten gesehen, und der die, doch immer, mit einer so entfernten Reise verbundenen beträchtlichen Kosten mit der Summe seiner dabey gemachten Erfahrungen in ein richtiges Verhältniß bringen will, der wenigstens die wichtigeren alten Städte im Innern des Landes zu besuchen gedenkt, und vielleicht, wenn er Zeichner ist, von den seltensten Gegenständen auch ein flüchtiges Bild, als Nachhülfe des ungetreuen Gedächtnisses, auf's Papier zu bringen hofft, dürfte schwerlich unter zwey bis drittehalb Monaten weg kommen.

Die Gesellschaft, bey der ich mich befand, und welche sich zu einer ausgedehnten Reise nach Siciliens Herrlichkeiten entschloß, war so gemischt, als man sie wohl schwerlich jemals absichtlich zusammen finden dürfte. Ein junger Engländer, der äußerst schlecht Italienisch, und noch schlechter Französisch sprach, und durch sein Geld zu ersetzen glaubte, was ihm Mutter Natur an Geistesgaben verweigert hatte, war der Soriphäe unserer Reisegesellschaft; er machte diesen Zug nach Sicilien nur aus dem Grunde mit, weil es zum guten Ton in seinem Vaterlande, und zur Vollständigkeit der großen Tour durch Europa gehörte, und wollte daraus keinen andern Nutzen ziehen. Ein russischer Cavalier, mit zwey liebenswürdigen polnischen Damen, die an eine besondere Gemächlichkeit gewöhnt, sich während der ganzen Reise über die Beschwernisse und Erduldungen derselben, die schmutzigen Wirthshäuser und das unschmackhafte Essen beklagten, und die ich bloß mit der, freylich etwas unartigen Frage zum jedesmaligen Stillschweigen brachte: warum sie eine Reise dieser Art unternommen hätten? — ein frohsinniger, feingebildeter, französischer Maler, nicht ohne Kenntnisse im Fache der Antiken, mein Freund, der junge neapolitanische Herzog C**, der sich von den bevorstehenden Abenteuern vielen Spasß versprach, und meine Wenigkeit, nach der bekannten Sitte meiner Landsleute, Enthusiast für das Alterthum ohne sentimental zu seyn, voll Ehrfurcht für die Monumente der Vorzeit, und nicht ganz ohne archäologische Kenntnisse. Ich berührte jedes gestaltlose Säulenstück mit heiligem Schauder, und vergegenwärtigte mir stets die großen Völker, denen diese herrlichen Bauwerke ihre Entstehung dankten. Den Zug schloß ein spanischer Bedienter des jungen Lords, zwey norddeutsche Domestiken des Russen, und der Paggio des neapolitanischen Herzogs. Diese letztern ritten schweigend neben einander, und fühlten natürlich die peinlichste Langeweile, denn aus gegenseitiger Sprachunkenntniß

war ihnen die Gabe der Mittheilung versagt; nur der Page und der Spanier verständigten sich zur Noth bisweilen.

Unsere Absicht war: von Palermo westlich zu steuern, und so die Tour um die ganze Insel zu machen. Wir traten also in einer Jahreszeit, wo man anhaltend günstiges Wetter hoffen durfte, auf fünfzehn Maulthieren mit fünf Treibern, Summa Summarum, in einer Karavane von sechzehn Personen die Reise nach Selinunt an.

(Die Fortsetzung folgt.)

S p r ü c h e.

1.

S a n s - f a ç o n.

„Ich genire nicht die Andern,
 Laßt denn ungenirt mich wandern.“
 Also spricht manch Menschenkind,
 Kennt durch's Leben toll und blind,
 Beyde Arm' in beyden Seiten,
 Staunend, wenn nur je von weiten
 Andr' ihm solch ein Thun bestreiten.
 Ach, lieb Menschenkind, bedenk's im Wandern:
 Wer nicht sich genirt, genirt die Andern. —

2.

Dünkt das Leben dir oft schmerzhaft, —
 Pilgerschul' ist just nicht scherzhaft.
 Lern du fromm, und pilgre herzhaft.

3.

Kinn, Leben, fromm und sanft hinab
 Nach Erdenrecht in's Erdengrab.
 Steig' aus dem Grab' im Wunderlauf
 Nach Himmelsrecht zum Himmel auf.

4.

Thut Jemand weh dir? — Seufz' — und, wenn es seyn muß: weine!
 Doch mach' die Rechnung nicht. Sonst wird sein Fehl der deine.

5.

Muthig vorwärts, müder Wanderer!
 Alles wird noch herrlich seyn.
 Denkst du minder dein, als Andrer,
 Werden Erd' und Himmel dein.

6.

An einen verklärten Kriegsmann.

Ich war ein Kind. Auf raschem Pferd
 Kamst du herzuggerannt,
 Und trugst ein blank geschliffnes Schwert
 In deiner tapfern Hand.

Erst sah im blendend hellen Lich:
 Der Sonn' ich noch die Klinge nicht.
 Als ich sie sah, war ehrenwerth
 Mein kindisch Herz entbrannt.
 Jetzt trägst du recht ein Sonnenschwert
 In der verklärten Hand.
 Ich seh's noch freylich nicht allhier,
 Doch trag' ein gleiches einst mit dir.

7.

Mögen dich viel Menschen richten,
 Sichten dich mit feinsten Sieben: —
 Kannst du sie recht herzlich lieben,
 Wird ein Hymnus all dein Dichten.
 Nacht und Nebel muß verstieben,
 Froh stehst du im Freyen, Lichten.
 Ey du Richten, eitles Richten!
 Ey du Lieben, starkes Lieben!

L. M. Fouque.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Ein treuer Diener seines Herrn, Trauerspiel in fünf Aufzügen,
 von F. Grillparzer.

(Fortsetzung.)

Wir glauben, daß nach aufmerkamer Durchlesung des Inhalts dieser Dichtung sich viele Stimmen mit uns vereinigen werden, man müsse gestehen, Hr. Grillparzer habe hier allerdings ein wirksames Bühnenstück, aber kein Werk geliefert, welches auf den Titel eines Trauerspiels in der hohen, edlen Bedeutung, wie die Kunst diese Bezeichnung angewendet wissen will, Anspruch machen könne. Einige Blicke auf die dargestellten Hauptpersonen und ihren Charakter werden diese unsre Ansicht deutlicher machen. Die erste, der wir näher treten, sey Banchan. Wir wollen hier gar nicht der historischen Entstellung gedenken, die der kühne wilde Banchan, welcher seine Schmach mit Blutrache zu sühnen glaubte, und mit seinem ganzen Geschlechte unterging (eine wahrhaft tragische Begebenheit), durch den Dichter erhielt. Es muß ohne Zweifel demselben frey stehen, seine historischen Personen nach seinen Zwecken zu gestalten. Was war aber hier der Zweck? Ein Trauerspiel zu schaffen (unter diesem Titel gibt sich uns das Stück), und um das zu erreichen, nahm man dem Charakter Alles, was ihn eben tragisch macht. Wir geben zu, daß die Art und Weise, wie der historische Banchan sich bewegt, der Bühne und ihren Rücksichten nicht zusagt. Die Natur, in welcher er hier erscheint, sagt aber der Tragik noch minder zu. Das eben nimmt der Erscheinung den letzten Rest tragischer Erhebung, daß gar kein Kampf einer edlen, kühnen oder großen Natur mit dem Schicksale, oder den Verhältnissen, oder mit den eigenen Leidenschaften vortritt. Denn nur in dem Maßstab, wie der Held seine Kraft und Sittlichkeit bewährt, je kräftiger er in solchem Kampfe besteht, in eben dem Maßstabe wird die tragische Erhebung des Zuschauers bewirkt werden. Nun ist aber die Natur dieses Banchan so, daß von einem Kampfe mit seinen Leidenschaften gar keine Rede seyn kann. Es macht ihm keinen trüben Augenblick, Spottlieder auf sich und seine Frau singen zu hören; er läßt sich ruhig auf der Straße höhnen und hezen. Unter diesen Umständen wird es unbegreiflich, daß der König einen solchen Mann, der als einer seiner ältesten Rätthe ihm doch genau bekannt seyn

musste, zu seinem Reichsverweser ernannt. Eine Zeit, wie jene sturmbelegte Regierung Andreas des Hierosolymitaners, eine kaum den ersten Strahlen der Cultur zugänglich gewordene Nation, erforderte wohl das Auge und die Hand eines Mannes im ernstesten, kräftigsten Sinn, um in der Abwesenheit des Herrn die Ordnung zu erhalten. Auch zeigt sich der Mißgriff gleich in der ersten Zeit nach der Abreise des Königs. Banchan glaubt seinen Verpflichtungen durchaus genug zu thun, wenn er nur alles geduldig erleidet, was der Haß der Königin, und der Übermuth ihres Bruders ihm zur Schmach thut. In Beziehung auf die Königin ist hier allerdings seine Stellung als Unterthan zu berücksichtigen. Aber als Locumtenens des Königs, als Stellvertreter der erhabenen Person des Herrschers, in eben dem Maße wie die Regentin selbst, ist es eine seiner wichtigsten Pflichten, sich mit jener Hoheit, jener Würde in der Haltung zu umgeben, welche über jeden Angriff erhaben seyn soll, eben, weil sie den Glanz des Fürstenhauptes selbst repräsentirt. In dieser Beziehung ist es durchaus tadelhaft, daß seine Haltung so gesunken, daß selbst die Hausdiener es wagen, ihn zu verhöhnen. Die Ruhe des Landes würde nicht gestört werden, wenn er diesen fecken Burschen mit aller Würde seines Ranges entgegen träte, oder vielmehr, noch besser wäre es, wenn er diese Würde bereits früher so geltend zu machen wußte, daß dergleichen gar nicht gewagt werden könnte! — Ja, wir stehen nicht an, zu behaupten, daß Banchan gerade durch seine Handlungsweise alle die Übel herbeiführt, zu deren Verhütung ihn der König aufstellte. Es ist durchaus nichts in seiner Amtspflicht, was ihn verhinderte, seine Gemahlinn, besonders nach dem Schlusauftritte des zweiten Actes, wo er Augenzeuge der fast unbegreiflichen Annahmung Otto's ist, der Erny in Gegenwart ihres Gatten und ihrer Verwandten beschimpft, nicht mehr am Hofe erscheinen zu lassen, sondern sie vor den Nachstellungen dieses Rasenden in Sicherheit zu bringen. Thäte er dieß, so fielen die schreckliche Katastrophe des dritten Actes nebst ihren Folgen, dem Aufstande der Barone u. s. w. von selbst weg. Aber angenommen, der Dichter habe nun einmal dem Ganzen eine solche Wendung geben wollen, so erscheint abermals Banchans Betragen im vierten Acte ganz verkehrt. Die Forderung der Barone, daß der Mann, den sie alle einstimmig als den Thäter des ungeheuern Frevels erkennen, der Gerechtigkeit nicht etwa durch die Flucht entzogen werde, ist von solcher Art, daß nicht zu begreifen ist, wie Banchan über die Stellung, die er zu nehmen hat, um der Empörung zuvor zu kommen, in Zweifel seyn kann. Es ist nemlich für ihn nichts zu thun, als diesem größten Übel schleunig dadurch zu begegnen, daß er sich Otto's wirklich versichert, und ihn, bis zur Rückkehr des Königs, da er nicht in seiner eigenen Sache entscheiden kann, in ritterlichen Gewahrsam bringt. Freylich ist Banchans Stellung durch seine bisherige Haltung äußerst schwierig geworden, und er vermag nirgends imponirend aufzutreten. Dadurch wird des Königs Mißgriff noch deutlicher, einem Manne die Regentschaft zu übergeben, der keine Partei Achtung gebietend erscheint, den Niemand fürchtet; der Aufstand bricht also aus. Banchan rettet auf die oben angezeigte Weise die königliche Familie, und übergibt endlich das so schwer errettete Kind der Obhut eines Wahnsinnigen, um in die Stadt zurück zu kehren. Hier endlich gelingt ihm die Stillung des Aufruhrs, das Einzige im ganzen Laufe seines Handelns, wozu aber die Rückkunft des Königs mit dem Heere wahrscheinlich mehr beiträgt, als die Worte eines schwachen Greises, und somit schließt seine Regentschaft. Ein solcher Charakter kann in keiner Beziehung tragisch genannt werden, und dieß allein wollten wir darthun. Daß Banchan in Verhältnissen erscheint, wo wir an ihm Theil nehmen, uns freundlich zu dem guten alten Mann hingezogen fühlen, und in seinen rein menschlichen Beziehungen ihm unsere Theilnahme nicht versagen können, wollen wir nicht läugnen. Der Dichter hat auch hier seine Macht über unsere Herzen nicht vermissen lassen. Doch ist dieß ein Reiz, der mit der eigentlichen tragischen Erhebung nichts gemein hat, und daher in einem Trauerspieler nur untergeordneter Natur seyn kann.

Der Charakter Otto's steht ganz auf der entgegengesetzten Spitze als jener Banchans. Wie bey diesem die Güte und Milde auf einen unnatürlichen Grad gesteigert er-

scheint, so bey jenem die Rohheit einer gänzlich verwilderten Natur. Beyden fehlt das goldene Sonnenlicht der Wahrheit, welches die Poesie, besonders die dramatische, auf ihre Gebilde herab rufen muß, wenn sie unsre Herzen rühren und treffen sollen. Wir können deshalb auch den Otto nicht für eine tragische Person gelten lassen. Das Strafgericht, welchem er verfällt, ist zwar, wir wollen es gerne gestehen, von einer großartigen Natur, und die Idee, daß das Vergehen durch ein so gänzlich Verfallen des innern Lebens, wie wir es in den letzten Acten dieses Schauspiels an Otto wahrnehmen, gerächt werde, tragischer Natur, aber es versöhnt hier darum nicht mit dem Verbrecher, weil wir ihn früher keiner tragischen Haltung fähig, sondern als einen gewöhnlichen, in Übermuth und Üppigkeit versunkenen Wüßling kennen lernten. Das Verhältniß Vertrudens zu einem solchen Bruder, diese ungewöhnliche Liebe, welche in der Regel nur durch ungewöhnliche Eigenschaften bedingt werden kann, ist durch nichts motivirt, und daher mehr störend, als wirksam eingreifend. Der einzige Charakter, welcher Anspruch auf tragische Natur hat, ist jener Erny's; hier ist wirklich ein Kampf mit Verhältnissen, eine großartige Katastrophe, ein siegreiches Erheben über das Leben. Ein einziger Übelstand ist hier zu rügen, dieß ist der nicht aufgeklärte Umstand mit den entwendeten Haarlocken: ist dieß wirklich das, was es zu seyn scheint, nemlich Liebe für den Prinzen gewesen, so wird zwar manches dadurch erklärlicher, was dieser sich erlaubt, dagegen aber wieder vieles andere, besonders die tragische Katastrophe, die wir ungern vermissen würden, da wir sie für eine der schönsten und wirksamsten Scenen des Stückes halten, etwas unerklärlich.

In diesen Andeutungen haben wir nach unsrer Ansicht, und wie wir glauben, mit unparteyischer Strenge die Schwächen des Werkes beleuchtet, in so ferne daselbe von einem tragischen Standpuncte aus beurtheilt werden sollte. Zu noch weiterer Auseinandersetzung gebracht uns in einem Blatte wie das unsrige, der Raum, welchen wir, in so ferne als das neueste Product des gefeyertsten vaterländischen Tragöden die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, ohnedieß schon mehr als gewöhnlich hier in Anspruch nehmen. Eben so unvorholten, als wir der Gebrechen in der Behandlung gedachten, müssen wir nun auch der Vorzüge erwähnen, deren die Dichtung viele und glänzende zeigt. Die Kraft und gesunde Anlage des ersten Actes bekrundet wieder ganz die anerkannte Stärke Grillparzer's in der Exposition, eine lange nicht nach Verdienst gewürdigte Eigenschaft des Dichters. Das rasche lebendige Fortschreiten der Handlung, welches besonders bis an das Ende des vierten Actes die Erwartung mächtig spannt, ist höchst dramatisch. Die Scene zwischen König und Königin im ersten Aufzuge verdient gerechtes Lob, so wie jene des zweyten Actes zwischen Erny und Bancban unbezweifelt meisterhaft genannt werden kann, obschon auch sie ihrer Natur nach, wie das ganze Werk, durchaus nur dem Drama, nicht der Tragödie angehört. Die großartigste Parthie des Ganzen ist unstreitig der Schluß des dritten Actes, durch welchen auch das Publicum bey der Darstellung auf die unzweydeutigste Art enthusiastisch ward, und somit die Kritik auf imposante Weise selbst aussprach. Der Beyfall war bey der ersten Aufführung stürmisch, und wollte gar nicht enden. Seit langer Zeit hatte man nicht ähnlichen vernommen. Auch an einzelnen, wahrhaft tragischen Gruppen fehlt es nicht in diesem Gemälde, und sie verfehlten vielleicht ihre volle Wirkung nur darum, weil sie mit dem Charakter des Ganzen nicht im Einklange standen. So ist, um nur einen solchen Zug anzuführen, nach Meinung des Ref. die Art und Weise höchst tragisch, wie durch das Streben Bancbans selbst, die Königin zu retten, sie dem Tode, der sie ereilt, zugeführt wird, und auf solche Weise durch diesen Tod jene Unthat sühnt, deren eigentliche Veranlassung sie durch Nachgiebigkeit gegen ihren Bruder ward.

(Der Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

In diesem Theater gab am 28. Februar Hr. Verettoni eine musicalische Academie zu seinem Vortheil, in welcher die fugirte Ouverture in C von Beethoven (sic

ist nicht in Manuscript, wie auf dem Zettel stand, sondern bey Schott in Mainz gedruckt) mit ziemlicher Präcision aufgeführt wurde. Dieß Werk forderte indessen eine viel stärkere Besetzung. Ein Duett aus Elisa e Claudio, welches von den HH. Verettoni und Tamburini gesungen wurde, fand vielen Beyfall. Der Gesang beyder Künstler war effectvoll. Hierauf spielte der kleine Carl Stöber Variationen von Herz mit vieler Bravour, und wurde bey jeder Variation lebhaft beklatscht. Hr. Rubini trug die Arie aus der weißen Frau, welche das Lob des Soldatenlebens enthält, in italienischer Mundart vor, und zeigte, daß seine allgemein bewunderte Virtuosität auch die Eigenthümlichkeiten Voeldie's mit Grazie und Kraft aususchmücken weiß. Er erhielt, so wie überall, stürmischen Beyfall. Nach ihm sang Sign. Tamburini die beliebte Bass-Arie aus Mozarts Figaro, und erntete wegen seines schönen Vortrags viel Beyfall ein. Ein junger Violinspieler, Hr. Bezdek, trat mit Variationen für die Geige auf, konnte aber mit seiner schwachen Composition eben so wenig durchdringen, als mit seinem schwachen Tone. Das Duett aus Moll, welches von den HH. Rubini und Tamburini gesungen wurde, entschädigte uns für diese Nummer um so mehr, da beyde große Sänger die höchste Bravour entwickelten. Stürmischer Beyfall wurde ihnen.

Concert = Anzeigen.

Morgen (Sonntags) den 16. März, wird Hr. Joseph Böhm, Mitglied der k. k. Hof-Capelle und Professor der Violine am hiesigen Conservatorium, im großen Saale der n. ö. Herren Landstände ein Concert geben. Die Beethovensche Ouverture aus Egmont wird die Academie eröffnen. Sodann wird Hr. Böhm den ersten Satz eines neuen, von ihm componirten Violin-Concertes spielen. Hr. Anschütz, k. k. Hof-Schauspieler, wird Seidls Gedicht: „Der Äppler“ declamiren, und Hr. E. M. von Bocklet den ersten Satz aus dem E-dur-Concert von Moscheles auf dem Pianoforte vortragen. Den Beschluß der Academie macht die bekannte Concertante für 4 Violinen von L. Maurer, aus dem Gedächtnisse in Partitur gesetzt von Capellmeister Hrn. Leon de St. Lubin, und vorgetragen von ihm selbst, den HH. Helmesberger und Zeigler, und dem Concertgeber. Eintrittskarten zu 4 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der Hrn. Artaria u. Comp. am Kohlmarkt, Haslinger am Graben, und am Tage des Concerts an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb Ein Uhr Mittags.

Morgen (Sonntags) den 16. März, wird Hr. Mathias Strebing, Orchester-Mitglied des k. k. Hof-Operntheaters, im k. k. Kleinen Redoutensaale ein Concert geben. Dasselbe wird durch eine Ouverture von B. Komberg eröffnet. Dann wird sich Hr. Strebing in dem ersten Satz eines neu von ihm componirten Concerts auf der Violine hören lassen. Ule. Schnitt wird eine Arie aus der Oper Maometto singen, Ule. Marie Strasmayer Variationen von H. Herz auf dem Pianoforte spielen; Mad. Schröder, k. k. Hoffchauspielerinn, wird ein Gedicht declamiren, und zuletzt der Concertgeber mit von ihm componirten Bravour-Variationen für die Violine schließen. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunst- und Muscalienhandlungen der HH. Mechetti gm. Carlo (am Michaelsplatz), Joseph Ezer n. (am Graben), und am Tage des Concerts an der Casse zu haben. Der Anfang ist um halb Ein Uhr Mittags.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dinstag, den 18. März 1828.

34

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertel. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey K. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbj. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens.

(Fortsetzung.)

Reise von Palermo längs der Meeresküste zu den Ruinen von Segeste.

Unsere Damen hatten sich wider alles Erwarten heute sehr früh aufgemacht, und saßen bereits recht bequem auf ihren Maulthieren, als der Herzog und ich, in Landestracht gekleidet, die wir für die ganze Reise zu tragen beschlossen hatten, unter die Thüre des Gasthofes traten. Alles versprach eine günstige Reise. Siciliens schöner Himmel war wolkenlos, sanft kräuselten sich die Meereswellen am Gestade der Conca d'oro, ein milder West wiegte die Wipfel der hohen Pinien und Platanen, und eine erquickende Frische, welche unter diesem brennenden Himmelsstrich so oft die Stelle des Regens vertreten muß, steigerte unsern Muth, und belebte den aufgeweckten Sinn mit neuen schönen Hoffnungen, und der erhebenden Aussicht, sich durch den Anblick großer Naturschönheiten und verborgener oder nur wenig gekannter Kunstschätze zu vergnügen und zu belehren. Alles schlief noch in der Hauptstadt, und seltsam contrastirte mit dem ewigen Getöse des Tages das tiefe Schweigen des anbrechenden Morgens. Nur einzelne Fischer richteten im Hafen ihre Netze zu, wobey sie ein fröhliches Liedchen sangen, und mit festen Schritten gingen unsere ungarischen Schildwachen auf den Wällen des Castel - a - mare hin und her.

Es lag im Plan unserer Reise, nicht die gewöhnliche Straße zu den Überresten von Segeste, über Monreale, Mongilepre, Balquarnera und Alcamo, sondern die wenig betretenen Pfade längs der Meeresküste einzuschlagen, wo die Natur freygebiger mit ihren Schönheiten ist, sich in all' ihrem ungeschmückten Reiz entfaltet, und wozu überhaupt der Franzose und ich um so mehr antrieben, als uns auf dem ersteren Wege die Besichtigung der Gegend entgangen wäre, wo die alte Stadt Hycara lag. Unsere Damen, sammt dem russischen Cavalier und dem Engländer, die es um keinen Preis versäumen woll-

ten, das ehrwürdige Monreale mit seiner berühmten gothischen Kathedrale und den Gräbern der ersten normännischen und schwäbischen Herrscher Siciliens, aber mehr noch als dieß, die sonderbare Kleidertracht des weiblichen Geschlechts in und um Alcamo zu sehen, trösteten wir mit der Zusage, diesen Ausflug nach unserer Rückkehr in die Hauptstadt, als eine abgesonderte Landpartie zu unternehmen.

Wenn man aus Palermo's Thoren tritt, so hat man einen Gebirgsast vor sich, der li Colli heißt, und von dem der Monte Pellegrino einen Theil ausmacht, dessen nordöstlichen Fuß die schäumenden Meereswellen peitschen. Ehmalß hieß der Berg Ereta und soll auf ihm, nach Diodors Zeugniß, eine von Polyb erbaute Festung, oder ein Castell gestanden seyn. Er ist kahl und völlig wüste; nur im Frühjahr sprossen einzelne Kräuter und große Disteln hervor, welche aber die Hitze des hohen Sommers schnell wieder vertilgt. Erst im XVII. Jahrhundert wurde auf öffentliche Kosten, und nach Beseigung beträchtlicher Local-Hindernisse, der noch jetzt bestehende Weg angelegt, welcher sich großen Theils an starke Bögen lehnt, und sein Daseyn der Auffindung des Körpers der heiligen Rosalie dankt, an deren Gedächtnißfeyer der ganze Berg mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt ist, die zur Höhle wallfahrten, wo die irdische Hülle der Heiligen durch so viele Jahrhunderte verborgen lag, und die man nun in eine schöne Kirche umgestaltet hat, unter deren Altar die marmorne, mit einem Gewand von Goldblech bedeckte Statue der heil. Rosalie ruht. Der Franzose machte die Bemerkung, daß der hieher führende Weg mit weit weniger Kosten, und auf eine bequemere Weise würde hergestellt worden seyn, wenn man zu seiner Zeit den Straßenbau besser verstanden hätte. In der Höhle, welche der königlichen Jungfrau als Aufenthalt diente, plätschert ein krystallklares Wasser von der Decke herab, das sich durch bleyerne Röhren in einem nahen Brunnen sammelt. Auf der höchsten Spitze des Monte Pellegrino steht einer jener 47 Wachtürme (Fanali), die Sicilien längs seiner ganzen Küste zählt, und welche unter den spanischen Vice-Königen mit der Widmung erbaut wurden, die Annäherung der Barbareßen durch Signal-Feuer zu melden, da diese wilden Räuber in jener Zeit sowohl auf dieser Insel als dem nahen Continent durch ihre zeitweisen Landungen und kühnen Überfälle die schrecklichsten Verheerungen anrichteten, und tiefe Trauer fast in allen Familien des Landes verbreiteten.

Wenig Punkte der üppigen, mit allen Naturschönheiten ausgestatteten Conca d'oro oder des Beckens, in welchem Palermo liegt, bieten eine so reizende Aussicht dar, als die Spitze des Monte Pellegrino. Südlich breitet sich die Hauptstadt längs dem Ufer aus, mit ihren Kirchen, Pallästen und Castellen, der herrlichen Flora und dem botanischen Garten, südöstlich zeigen sich Monreale, Parco und im tiefen Hintergrunde als blaue Streife am wolkenlosen Horizont, die nebrodischen Berge; nach Sonnenuntergang aber, der weite unabsehbare Meeresspiegel mit seinen Inseln, und Schiffen, die schwimmenden Pallästen gleich, wie in einer *laterna magica*, jeden Augenblick die Landschaft verändern.

Hat man das große Thal zurückgelegt, in welchem der schlechte Weg hinläuft, so steht man an einer Bay, die in der Landsprache: *Sferra cavallo* heißt, und einer der pittoresksten Punkte der ganzen Insel ist. Rechts liegt

das, aus einem steil abstürzenden Felsenblock bestehende Vorgebirg Gallo, und am nordwestlichen Fuße der Colli, die mit dem Cap selbst enden, der kleine von armen Fischern bewohnte Ort Conca, tief versteckt unter blühenden Myrthengebüsch und Gehägen von Granatäpfeln, um die sich rings ein schattiger Feigenwald zieht; im Vorgrund aber hebt sich das nicht weit vom Ufer entlegne Eiland delle femine, nur von etlichen Familien bewohnt, aus den smaragdnen Wogen, und zeigt einen Küstenthurm als einzige Merkwürdigkeit. Von dieser Spitze Siciliens ist man der, etwa zwölf deutsche Meilen vom Festlande entfernten Insel Ustica, auch Ostica oder Ossica genannt, am nächsten. Es ist begreiflich, daß wir bey einer solchen Entfernung unsern Lord bey der ganzen Gesellschaft als Visionär anklagen mußten, der mittelst seines Dollond das dortige im Jahre 1761 erbaute Castell deutlich wahr zu nehmen behauptete. Ustica hat bey zwölf Miglien im Umfang, und ihrer gedenkt schon Vater Horaz in der XVII. Ode des ersten Buches. Auf der antoninischen Reisekarte kommt sie unter dem Namen Aegina vor. Die drey Spitzen, so sich auf der Insel erheben, sollen deutliche Spuren erloschener Vulkane zeigen. Sie wurde lange von den Phöniziern, dann von den Römern bewohnt, deren Aufenthalt, wie die Sage geht, noch etliche zerfallene Gebäude bezeugen. Nach dem Umsturz des weströmischen Reiches blieb Ustica viele Menschenalter hindurch wüste, und ein dichtes Gestrüpp wuchs dort empor, den Seeräubern äußerst willkommen, welche die Insel zu ihrem liebsten Schlupfwinkel wählten. Erst nach dem Bau des Castelles, das einen kleinen Hafen beherrscht, bevölkerte sich, bey erhöhter Sicherheit der Schiffahrt und Einwohner, die Insel zusehends. Den Namen erhielt sie, nach der Angabe der Chronikschreiber, von einem Vorfalle, der, wenn er gegründet ist, das schrecklichste Beyspiel punischer Grausamkeit und Arglist liefert. Die Karthager nemlich sollen nach einer, gegen Sicilien unternommenen, aber verunglückten Expedition, sechs tausend Mann Hülfstruppen, die ihren rückständigen Sold verlangten, unter welchem Vorwand ist nicht bekannt, hier zurückgelassen haben, die auf diesem wüsten Eiland verhungerten. Von den Gebeinen dieser Unglücklichen bekam die Insel den Namen Ossica, woraus später Ostica und Ustica entstand. Freylich klingt die ganze Sache wie ein, aus etymologischem Nothbehelf ersonnenes Märchen, wollen wir aber, den unzuverlässigen Verzeichnungen der alten Geschichtschreiber billiger Weise mißtrauend, auch nur den tausendsten Theil von der Summe dieser Schlachtopfer für wahr annehmen, so ist eine solche Handlung noch immer empörend genug, um Karthago's schreckliches Ende in der Geschichte zu lesen, ohne dabey die geringste Regung des Mitleids zu empfinden.

Wir wendeten uns von der Küste ab, den Führern folgend, die unsere Karavane an dem kleinen Dorfe Capaci vorüber, nach dem achtzehn Miglien von Palermo entfernten, wohlbevölkerten Flecken Carini leiteten, der laut Reiseplan zum ersten Nachtlager bestimmt war, und wo wir noch vor Sonnenuntergang eintrafen. Carini liegt im Hintergrunde eines, an Feigen, Pomeranzen und Melonen, kurz an jeder Obstgattung, so wie an Oehl und Getreide äußerst fruchtbaren Thals, welches von allen Seiten durch steile Felsenwände eingengt ist, wird durch ein altes, auf einem hohen Steinblocke liegendes Sarazenen-Schloß, dem gewöhnlichen Sommeraufenthalt des Principe Carini,

vertheidigt, hat aber in seinem Innern nichts Merkwürdiges. Obschon die Reinlichkeit gewöhnlich nur die natürliche Folge des Wohlstandes ist, so mußten wir doch diesmal unsern Damen beystimmen, welche solche in dem nichts weniger als wohlhabenden Orte mit um so größerem Vergnügen gewahrten, je weniger sie solche erwartet hatten, und die Carini in der That zu einer Ausnahme in Sicilien stempelt. Am Abend, nachdem der Herzog, der Franzose und ich, die Gegend durchstreift hatten, und wieder in unsern Gasthof — wenn man anders ein Häuschen von sehr beschränktem Raume mit diesem Namen bezeichnen darf — zurückgekehrt waren, besuchten uns der Pfarrer und der Syndicus des Ortes, äußerten ihr Bedauern, daß der Gutsherr abwesend sey, der sich ein Vergnügen daraus gemacht haben würde, uns auf seinem Schlosse zu beherbergen, und boten uns, unter den Beweisen unverstellter Gastfreundschaft, ihre eigenen Häuser zur Nachtherberge an, was wir aber nur für die Damen annahmen, die bey uns wirklich, in einem Locale von zwey kleinen Zimmerchen mit drey schmalen Betten, etwas zu unbequem untergebracht gewesen wären. Die Nacht war rein, sternhell der Himmel; der Franzose und ich beschloßen im Freyen zu schlafen, und wählten hiezu die kleine Laube im Garten hinter dem Wirthshause, wo eben einige hochstämmige Aloen (*Agave americana*) in voller Blüthe standen, ein dichtes Jasmingehäge lieblich duftete, und die Frische der Nacht die drückende Hitze des langen Tages vergessen machte. Hier fand sich auch der Pfarrer ein, um, wie er sagte, einige Stündchen mit uns zu verplaudern, weil es zu den Phänomenen in Carini gehöre, wenn sich einmal ein Fremder hieher verliere, daß fast alle jene Ausländer, so Siciliens Perimeter bereiseten, die bequemere Straße von Palermo über Alcamo nach Trapani vorzuziehen pflegten, daher jenen Theil der Insel gänzlich unbeachtet ließen, welcher nördlich der genannten Straße liegt. Der Geistliche war ein ältlicher, in der Geschichte seines Landes wohl unterrichteter Mann, und verband mit diesen Vorzügen noch eine besondere Gefälligkeit und vielen Sinn für Alterthümer. Da ich bey unserem Herumstreifen diesen Abend einen Mannawald angetroffen hatte, so erkundigte ich mich um das nähere Verfahren für den Gewinn dieses Harzes, welches sich bey uns noch immer in einem ziemlich hohen Preise erhält, und erfuhr Folgendes: Das Manna ist der Saft einer Äsche (*Fraxinus Ornus*), deren Blätter einiger Maßen mit jenen der Acazien, ihr Fasergewebe aber mit der Rinde des Ebenholzbaumes (*Aspalathus ebenus* Cl. XVII. Ord. 4. Linné) übereinkommen. Um das Manna zu sammeln macht man von Mitte July bis zu Anfang der Regenzeit oder Herbstnebel, alle zwey Tage, horizontale, $1\frac{1}{2}$ Zoll von einander abstehende Einschnitte in die Rinde des Baumes, vom Boden bis zu seiner Krone, die, so lange es die Jahreszeit erlaubt, also etwa bis Mitte September, täglich wieder aufgerichtet werden; später ist dieß nicht mehr thunlich, denn die rauhe Witterung hindert das Eintrocknen dieses zähen Saftes oder Gummi, und schadet seiner Güte. Der Saft fließt als ein weißer Schaum heraus, ist sehr leicht, von widrig süßem Geruch, und schleimigt süßem, etwas unangenehmen Geschmack, löset sich sowohl in Wasser als Weingeist völlig auf, und verdickt sich in der Kälte zu Klumpen, die inwendig federartig krystallisirt zu seyn scheinen. Als Arzneymittel gebraucht, führt das Manna gelinde ab. Außer dieser Gattung, welche Manna grassa heißt, und gewöhnlich auf indischen Feigenblättern (*Cac-*

tus ficus indica) verdickt wird, gibt es noch die Manna in Tropfen (in lacrymis), welche von der Mitte Juny bis Ende July als ein klarer Saft von selbst ausschwißt, sich an der Luft verhärtet, und gar nicht zu uns kommt. Diese letztere Gattung frisch am Baume genossen ist sehr angenehm für den Gaumen, und heilsam für die Brust. Ist der Sommer regnerisch, so vermindert sich auch der Gewinn des Manna, und man muß alsdann das Harz alle Tage ablösen, was ihm zum Theil seine Schönheit und Güte benimmt. Das vom Regen benetzte verdirbt und ist nicht zu gebrauchen. Der Baum wird durch Samen fortgepflanzt, und wenn er drey bis vier Fuß hoch ist, versetzt, oder aber, man schneidet ihn, wenn der alte Stamm bis zur Krone mit Ritzen bedeckt ist, dicht an der Erde ab, wo er dann durch Schößlinge weiter treibt, von denen man gewöhnlich einen oder zwey als Nachwuchs stehen läßt. Das Holz der Manna-Äsche ist hart, schwer, und bitter, der davon gemachte Absud aber gelinde purgirend, und wird den Wassersüchtigen anempfohlen. Die Cultur dieser Äsche verlangt ein besonderes Klima; sie kommt nur in warmen Ländern fort, und gedeiht dennoch an keiner Stelle, welche nicht von den Nordwinden bestrichen wird. Daher ist es auch nur dieser Theil der Insel, der das Manna liefert, welches dem in Calabrien gewonnenen an Güte vorzuziehen ist, obschon es ihm im Rufe nachstehen muß, da jenes früher bekannt war. Sicilien und Calabrien sind die einzigen Länder Europens, aus denen uns dieses Arzneymittel zukommt, in den übrigen Gegenden unsers Welttheils, sogar in dem südlicher liegenden Andalusien und Granada, ist der Gewinn zu unbedeutend, als daß das Manna einen Ausfuhrartikel bilden sollte. Im Königreiche beyder Sicilien ist dieses Product ein Regal des Landesherrn, und kein Unterthan darf sich unterfangen, auf eigene Faust hin, Manna zu sammeln. Es ist jedem, vom Staat oder den Pächtern bey der Manna-Ernte angestellten Arbeiter zwar gestattet, so viel davon zu essen, als er will, er darf aber bey Todesstrafe keines mitnehmen, ja man bewacht die Mannawälder so sorgfältig, daß man sogar den Fremden wehrt, solche zur Zeit der Ernte ohne Begleitung zu besuchen, widrigen Falls man Gefahr läuft, von den aufgestellten Wachen niedergeschossen zu werden.

Unser Franzose nahm eine Zeichnung dieser Sammlungs-Methode an Ort und Stelle vor, die, wenn solche seinem Vorsatze gemäß im Stich bekannt gemacht werden sollte, um so interessanter und willkommener seyn dürfte, als ich mich nicht entsinne, Houel's Voyage pittoresque de la Sicile ausgenommen, eine Ansicht davon gesehen zu haben, und auch diese, bey dem äußerst hohen Preise des Werkes (wenn ich nicht irre, etliche tausend Franken) und dem Umstande, daß solches ganz vergriffen ist, dem größten Theil des gebildeten Publicums noch immer unzugänglich bleiben muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Resignation.

Sie wollten, Fräulein, mich nicht hören,
 Sie wollten mich nicht weiter sehn,
 Ich konnte Ihren Wahn zerstören,
 Sie aber hießen stolz mich gehn.

Da griff ich in den wunden Busen,
 Ich stählte das verletzte Herz,
 Mich trösteten der Lärm, die Musen,
 Ich überwand den herben Schmerz.

Und wieder lag die Welt mir offen,
 Erfüllbar schien mir jeder Traum,
 Ein muntres Leben, heitres Hoffen,
 Die Schranken fort und weithin Raum.

Drauf hört' ich wieder Ihr Begehren,
 Es kamen Boten ohne Zahl. —
 Der Flüchtling wird nicht wiederkehren,
 Er sonnt sich in der Freyheit Strahl.

Was ist das Paradies hienieden,
 Der Himmel in dem ird'schen Raum? —
 Es ist das Herz in seinem Frieden,
 Es ist des Hoffens bunter Traum.

R. v. S.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Ein treuer Diener seines Herrn, Trauerspiel in fünf Aufzügen,
 von F. Grillparzer.

(S c h l u ß.)

Was den Dialog des Stückes, die poetische Sprache betrifft, in der es uns gegeben wird, so ist derselbe kräftig, ernst und gehalten. Nur hätten wir die häufigen Verkleinerungswörtchen weggewünscht, deren sich Bancban bedient, so oft er von dem jungen Belsa spricht; das: Herrlein, Händlein, Füßlein u. dgl. wiederholt sich gar zu oft. Doch erhebt sich, wie gesagt, die Sprache oft zum mächtigen Eindruck. Wir erwähnen als Beispiele die Scene zwischen Königin und König, und den darauf folgenden, die Scene zwischen Bancban und Erny, die Schlusscene des dritten Actes u. s. w. Mit einem Worte, Hr. Grillparzer hat mit diesem seinem neuen Werke der Bühne ohne Zweifel ein erfreuliches und nuzbringendes Geschenk gemacht, trotz aller Einwürfe, welche eine höhere Kritik demselben in vielen Beziehungen machen kann und machen wird. Was den Erfolg, die Aufnahme des Stückes bey dem hiesigen Publicum betrifft, so ist sie glänzend zu nennen. Schon der erste Aufzug, besonders der Schluß desselben, ward mit großem Beyfall aufgenommen. Noch mehr der zweyte, in welchem die Scene mit Bancban und Erny die größte Würdigung fand. Am Schlusse des dritten Actes stieg der Beyfall zum Enthusiasm, und erreichte seinen Culminationspunct, wie wir bereits oben erwähnten. Nach dem vierten und fünften Act war der Beyfall weit schwächer, doch wurde auch am Schlusse der Dichter gerufen. Das Haus war bey den folgenden Darstellungen stets überfüllt, und dadurch spricht sich am besten die Theilnahme des Publicums an dem Werke aus.

Wir gehen nun zur Darstellung über, und dürfen uns über dieselbe mit dem unbedingtesten Lobe verbreiten. Alle Stimmen waren mindestens über diesen Umstand einig, daß die Darstellung des Trauerspiels meisterhaft gewesen sey. Zuvörderst nennen wir hier Hrn. Anschütz als Bancban. Dieser Meisterkünstler stellte uns in dem Charakter dieses Mannes ein Gebilde auf, über welchem man Alles vergaß, was an demselben zu wünschen übrig bleibt, über der Macht, mit welcher sein Talent den Augenblick zu benützen wußte, in dem er ihn uns vorführt. Heute mehr als seit lange

machte Hr. *Unschütz* das seltne Vorrecht der begabtesten Künstler geltend, einen Charakter, nicht nur dem Dichter nachzu spielen, sondern nachzuschaffen. Es ist keine geringe Aufgabe für eine so kräftige Natur als Hr. *Unschütz*, jene milden Tönen anzuregen und fortzuklingen zu lassen, welche er hier seinem Banchan verlieh, und ihn dadurch mit einem Zauber von Gemüthlichkeit und väterlicher Güte umgab, der unwiderstehlich wirkte. Der Eindruck, den diese treffliche Auffassung machte, war allgemein, und Hr. *Unschütz* darf unbezweifelt den Banchan zu seinen gefeyertsten Leistungen zählen. Nur durch eine solche Darstellungsweise konnte man sich mit diesem Charakter auf eine so innige Weise befreunden. Hätte er demselben jenen Anstrich von ritterlichem Ernst und mittelalterlicher Strenge gegeben, welche ein weniger kunstgeübtes Auge, als Hr. *Unschütz* besitzt, allerdings verleitet werden konnte, nöthig zu halten, es wäre unmöglich gewesen, die Dissonanzen zwischen Form und Natur der Rolle zu verschmelzen. Hr. *Unschütz* aber zog mit sicherer Hand hier die tragische Form zur Natur des Dramas herüber, und erreichte so, besonders in der Meisterscene mit Erny, eine Wirksamkeit der imposantesten Art. Zunächst muß hier auch Hr. *Löwe* genannt werden, welcher als Otto eine nicht eben dankbare Aufgabe mit einer Glut, Liebe und Meisterschaft löste, welche ihn das ehrenvollste Zeugniß hoher künstlerischer Ausbildung ansprechen läßt. Auf der genügenden Ausführung dieser Rolle liegt viel, wir möchten sagen Alles, um die günstige Aufnahme des Stücks zu bedingen. Otto und die Königin müssen durchaus von äußerst wackern Künstlern dargestellt werden, wenn das Gemälde seine Bedeutsamkeit nicht verlieren soll, und beyde Rollen waren hier in dieser Beziehung in den besten Händen. Nur durch eine solche Auffassung, durch eine solche Wärme des Spiels wird es wahrscheinlich, daß alles so kommen mußte. Der dritte Act kann meisterhaft genannt werden. Der kühne Troh, der Ausbruch der wildesten Leidenschaftlichkeit, Alles war auf das kunstreichste vorbereitet und ausgebildet. Der Moment, wo Erny sich ersticht, und pöblich durch dieses ungeheure Ereigniß eine Krise in Otto's Zustand eintritt, war wahrhaft großartig, kurz, Hr. *Löwe* leistete in jeder Beziehung Vorzügliches. Ein Gleiches gilt von Mad. *Schröder*, und wir glauben, es genügt zu sagen, daß sie die Königin spielte, um angedeutet zu haben, daß sie meisterhaft spielte. Auch sie wußte als großartige Künstlerin ihrer schwierigen Aufgabe die zweckmäßigste Haltung dadurch zu verleihen, daß sie den *Stolz* als vorherrschende Leidenschaft schimmern ließ, und in ihm und dem Gefühle der Liebe zu ihrem Bruder die Elemente des Ganzen gestaltete. Aber auch einzelne Theile wußte sie mit seltener Gewandtheit glänzend zu machen, z. B. das schmeichelnde Bitten an den König um Ernennung ihres Bruders zum Reichsverweser u. s. w. Sie sowohl als Hr. *Löwe* fanden selbst bey der meisterhaftesten Leistung nur wenig Gelegenheit, den äußern Beyfall anzuregen, doch war die Würdigung des trefflichen Spiels allgemein empfunden. *Mlle. Pistor* muß als Erny, der Innigkeit ihres Spieles wegen, sehr belobt werden. Hr. *Heurt* war als König Andreas, besonders im ersten Acte, eine imposante würdige Erscheinung. Hr. *Wilhelmi* als Simon verlieh dem Charakter zweckmäßige Haltung. Sämmtliche übrige, in großen Theils, untergeordneten Verhältnissen beschäftigte, Künstler waren mit Fleiß und zweckmäßigem Streben beflissen, das Beste zu leisten. Die äußere Ausstattung war prächtig und würdevoll. Costumes (nach der Angabe des Hrn. v. *Stubenrauch*) und Decorationen (von Hrn. *de Pian*) dem Ganzen vollkommen angemessen.

R. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die neue italienische Oper „*Il Pirata*“ von *Bellini*, behauptet sich fortwährend im Beyfalle des Publicums, und man möchte sagen, daß die Darstellungen an Rundung immer mehr zunehmen. Eine äußerst seltene Erscheinung in der Theaterwelt, wo die Vollkommenheit der Darstellungen gewöhnlich, von der ersten Production an, in absteigendem Grade zu beobachten ist. Die Anstrengungen der trefflichen Sängers, denen ihre Pflicht die höchste Freude ist, zeigen sich in der That täglich vor Augen. Sign.

Rubini sowohl als seine Gattinn erreichen durch ihre Leistungen einen immer höhern Grad des Beyfalls. Die jugendliche Kraft des ersteren, verbunden mit einer so hohen Kunstbildung, erregen die allgemeine Bewunderung, weil Stimmenfrische und vollkommene Methode selten beyammen getroffen werden.

Noch haben wir in unserer ersten Anzeige dieser Oper zu berichtigen, daß die Cavatine der Sogra. Rubini, welche sie mit so viel Glück vorträgt, von der Composition des Hrn. Meierbeer ist. Auch sind beyde Gesangstücke des Sign. Tamburini eingelegt, nemlich die erste, nach Art des „Di tanti palpiti“ gefertigte Cavatine, und die Arie. Die bezeichnete Cavatine ist aus der Manufactur des Compositeurs Donizetti.

Academien.

Am 29. Februar wurde im k. k. Hofburgtheater zum Besten der Wittwen und Waisen der Tonkünstler „die Schöpfung“ gegeben. Das verstärkte Orchester wirkte unter Hrn. Umlaufs meisterhafter Direction in ganz trefflicher Übereinstimmung, eben so hielt sich der Chor musterhaft, und es war eine wahre Freude, die herrlichen Meisterfugen, mit welchen Haydns Genius die Schöpfungstage geziert hat, von diesem herrlichen Ensemble ausführen zu hören. Eine derselben, am Schlusse der ersten Abtheilung, mußte wiederholt werden. Die Solostimmen wurden von den Herren Tiez und Borschikhyn gesungen, Dlle. Hechenthaler trug die Sopran-Parthie vor.

Der ergreifende Gesang des Hrn. Tiez wirkt in dieser großartigen Composition außerordentlich schön, und besonders errang dieser Sängler seinen höchsten Preis in der schönen Arie: „Mit Würd' und Hoheit ic.“ Der Beyfall nahm fast kein Ende, und er sang sie zum zweyten Male mit der nemlichen Kraft. Jedes fühlende Herz war ergriffen. Hr. Borschikhyn zeigte sich gleichfalls recht vortheilhaft in seinen Nummern, und trug die schöne Bass-Parthie recht glücklich und ausdrucksvoll vor. Das Recitativ im Oratorium erfordert mehr Würde und weniger Eile. Er erhielt mehrere Beweise der Theilnahme des Publicums. Dlle. Hechenthaler ist für diese Gattung des Gesanges wohl noch etwas zu schwach.

Hr. Capellmeister Romberg hat sich am 3. d. abermals im k. k. Hof-Operntheater in einer Academie hören lassen. Er spielte sein E-dur-Concert und bezauberte durch seine Virtuosität alle Anwesenden. Nach ihm spielte Dlle. Sprinz den ersten Satz des Kalkbrennerschen Concerts in E-moll. Ihre Fertigkeit und Bravour macht ihrem Lehrer, Hrn. Halm, Ehre; auch führte sie das Tonstück mit Kraft und Delicatesse durch, und wußte das Pianoforte von Leschen, von vollem, wohlklingendem Tone, gut zu behandeln. Ihr Tempo dürfte noch etwas zu sehr wechseln, und das Accompagnement erschweren. Die Geschicklichkeit des Hrn. Orchester-Directors Hildebrand wußte das Ganze beyammen zu halten.

Am Schlusse spielte Hr. Romberg ein Capriccio über polnische Volkslieder und Tänze, in welchem er seinen Reichthum von Naivetät und Grazie mit besonderem Glück entfaltetete. Stürmisch war der Beyfall.

Den Anfang dieser Academie machte eine Overture von Keuling.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r
K u n s t , L i t e r a t u r , T h e a t e r
u n d
M o d e .

Donnerstag, den 20. März 1828.

35

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den H. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbjährlich und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens.

(F o r t s e t z u n g.)

Reise von Palermo längs der Meeresküste zu den Ruinen von Segeste.

(F o r t s e t z u n g.)

Am andern Morgen verließen wir Carini in Begleitung des Predigers, der sich uns zum Wegweiser bis Villa Blanca anbot, wo er zufälliger Weise Verrichtungen hatte. Drey Miglien außerhalb Carini gelangten wir wieder ans Meer und erreichten die Grotte Carbolongi, welche tief in einen Berg greift, und von welcher man uns schon zu Palermo viel Aufsehens gemacht hatte, die uns aber nicht merkwürdig schien, und vielen unserer vaterländischen Höhlen in den Karpathen, in Tyrol, Krain, Kärnthen, Salzburg und der Steyermark nachstehen muß.

Man hüte sich überhaupt in Italien, besonders in Sicilien, den Schilderungen der Landeseinwohner in Betreff der sehenswerthen Gegenstände übermäßig Glauben zu schenken; eine übelverstandene Anhänglichkeit und tadelnswerthe Vorliebe für ihren Boden, wovon sogar die höhern Stände nicht frey sind, bestrickt, möchte ich sagen, ihre eigenen Sinne und erweckt bey ihnen selbst optische Täuschungen, die den Fremden, nach eigener Besichtigung, zu dem Ausspruche berechtigen, unter hundert Abschilderungen dieser Art dürfe man bestimmt neun und neunzig als ungetreu ansehen. Der Prediger behauptete, die Höhle reiche eine halbe Stunde in den Berg hinein, und der Engländer zeigte Lust sich von dieser Angabe zu überzeugen, allein die Damen sprachen das Anathem über alle Klüfte und Höhlen aus, erinnerten an die schauerliche Grotte der Sibylle, und die misenische Höhle, am Gestade von Pozzuoli, wo sie bey vielen Unbequemlichkeiten — nichts sahen, und trieben zum Abzug. Wir nahmen daher nur etliche Stalaktiten von besonderer Schönheit, die wir am Eingang fanden, mit, und folgten dem Prediger, der auf seinen Knotenstock gestützt, über Felsen und Hügel hinweg, uns rasch voran schritt,

zu der Stelle, wo im grauen Alterthum Hycara lag; eine Entfernung von der Grotte Carbolongi, die nicht viel über eine Miglie betragen kann. Wahrscheinlich dehnte sich diese alte griechische Ansiedlung und Vaterstadt der berühmtesten Lais — die, als Nicias die Stadt zerstörte, wobey er 300 Talente erbeutete, unter den übrigen Gefangenen mit weggeführt wurde — bis zum Meer aus. Die Athenienser machten Hycara der Erde gleich, und schenkten ihr Gebiet den Segestanern, welche Athens Hülfe gegen die Selinunter und Sirakusaner ange sucht hatten, mit denen sie in Grenzstreitigkeiten verwickelt waren, die der Vorwand und das Vorspiel eines Krieges wurden, den das herrsch- und länderfüchtige Athen in Sicilien ansachte, und der für solches einen verderblichen Ausgang nahm. Von dem alten Hycara bestehen noch ansehnliche Mauerreste und Wasserleitungen; der Boden umher ist allenthalben mit antiken Ziegeltrümmern und Vasenscherben bedeckt, und ehemals fand man hier etliche Münzen, welche auf der einen Seite einen weiblichen Kopf mit der Umschrift HKAP, auf der Kehrseite aber einen Hund oder Wolf zeigten.

Zwey Miglien landeinwärts gegen Carini zu, grub man alte segestanische Münzen sammt etlichen marmornen Capitälern und Säulenfüßen aus, woraus viele Gelehrte den Schluß zogen, nach der Schenkung des hycaressischen Gebietes an die Segestaner hätten diese letztern, um den fruchtbaren Boden nicht unbenützt zu lassen, eine Strecke weiter ins Land hinein abermals eine Stadt erbaut, welche später durch die Römer oder Sarazenen ihren Untergang gefunden haben dürfte.

Doch fehlen hierüber alle weitern authentischen Nachrichten. Die Mauren sind die Gründer des heutigen Carini, und es läßt sich ohne tiefe etymologische Kenntnisse einsehen, daß dieser Name die verdorbene Benennung des alten Hycara ist.

Wenig Theile Siciliens gewähren durch ihre malerischen Punkte und ihre eigene Pflanzenwelt dem Reisenden so vielen Genuß als die Spitze des Cap dell' Urso und dell' Uomo morto, wo einst Hycara lag. Ringsum thürmen sich isolirte, von der Natur selbst auf die bizarreste Art zusammengestellte Felsgruppen auf, von einzelnen hohen Pinien überragt, zwischen denen hinweg man entweder über ein sanftes Grün, den blauen Stahlguß des jonischen Meeres, oder landeinwärts die hohen Spitzen der nebrodischen Berge, und eine reiche Baum-Cultur erblickt. Kein Weg, kein Pfad ist zwischen diesen, vom Meer her unzugänglichen Felsen sichtbar, dichte Scharen von Seevögeln umflattern schreyend das Haupt des Wanderers, große Eidechsen und die gefährlichen Vipern schlüpfen raschelnd durch das verwitterte Gestein; es ist eine romantische Einöde, aus der uns nur der sichere Schritt des Maulthieres, von seinem mit der Gegend bekannten Führer geleitet, wieder unter Menschen bringt. Da dieser Weg ausschließend nur für Saumthiere geeignet ist, so wird er von Reisenden nur selten benützt; und ich habe, des Abbé St. Non Voyage pittoresque de la Sicile ausgenommen, nirgends eine Ansicht von dem pittoresken Küstenthurm la Favarotta, der auch einem Engpaß den Namen gibt, gefunden. Unser Franzose hat die Gesellschaft, der darum zu thun war, diese schauerliche Gegend baldigst zu verlassen, fast kniend um eine Stunde Frist, und beredete die Damen im Schatten einiger alten Dattelpalmen (*Phoenix dactylifera*), Johannisbrothäume (*Ceratonia siliqua*) und Platanen, die sich rings um ein

Madonnenbild erhoben, ein Gabelfrühstück einzunehmen, während er seine Cartons mit einer Skizze vom Thurm und Engpaß vermehren wollte, was ihm auch zugestanden wurde.

Wenn man aus diesen Schluchten tritt, so ändert sich plötzlich die Scene, und man folgt auf einer Strecke von 30 Miglien der Küste, durch einen reizenden, wohlbebauten, theilweise waldigen, von den sich ins jonische Meer ergießenden Flüssen San Cataldo, Calatano, und San Bartolomeo bewässerten Landstrich. Etwas jenseits des letztern dieser drey Gebirgswässer, die im hohen Sommer kaum den Knöchel des Wanderers neigen, nach einem Regen aber zu einer ungeheuern Höhe anschwellen, Bäume und Wohnungen mit sich fortreißen und in der ganzen Gegend Schrecken verbreiten, liegt am Meerufer die Stadt Castel-a-mare, der Hafen des alten Segeste, höchst vortheilhaft im einspringenden Winkel eines kleinen Golfes, am Fuße des Monte Inici, der ihn vor den Nordwinden schützt. Die Lage der Stadt kommt so ziemlich mit jener von Castel-a-mare im Golf von Neapel überein. Dieselbe hohe Felswand im Rücken der Stadt, dieselbe Bucht, eine den Bergen von Sorrent ähnliche Küste, dieselbe Vegetation, und ein ähnliches Vorgebirg wie dort der Minerva, hier Cap. S. Vito genannt.

Dennoch übertreffen die lättarischen Berge diese Gegend weit an Schönheit, Fruchtbarkeit und gesunder Luft. Dort liegen die reizendsten Ortschaften und Villen kaum eine Spanne aus einander, hier — erhebt sich jetzt nur noch ein elendes kaum bewohnbares Schloß, und eine kleine, von 4000 Seelen bevölkerte Stadt, — ein Lehen der palermitanischen Fürsten d'Arragona, — nebst den zerfallenen, vormals bestandenen Getreidemagazinen, denn Castel-a-mare war in früherer Zeit einer der sieben Caricatori (Ladepätze für das zur Ausfuhr bestimmte Getreide) Siciliens. Über der Bay von Castel-a-mare thront der Küstenthurm Scopella, da wo ehemals die alte Stadt Cetharia stand, in dessen Nähe es noch jetzt Schwibäder gibt, welche, ihren medicinischen Eigenschaften nach, jenen der Solfatara bey Neapel gleich kommen.

Etliche Miglien landeinwärts gegen die Höhen hin, welche sich sanft bis zur Bay von Castel-a-mare herabziehen, lag einst Segeste oder Egeste, eine der ältesten sikulischen Städte, deren Ursprung so sehr mit Fabeln verwebt ist, daß es vergebliche Mühe wäre, die Wahrheit von der Dichtung sondern zu wollen. Schon die angesehensten und berühmtesten Geschichtschreiber des Alterthums, unter andern auch Cicero ¹⁾ sagen, daß Æneas solche auf seinem abenteuerlichen Zuge erbaut habe, und Virgil ²⁾ läßt seinen Helden den Umfang der Stadt bezeichnen, deren erste Wohnungen er einem Theil seiner Gefährten zuwies.

„Aber Æneas indes umgrenzt mit dem Pfluge den Stadtraum,
Theilt die Häuser durch's Loos.“ — — —

Diese Tradition war vielleicht die Ursache, warum die Segestaner dem Æneas einen Tempel erbauten. Indes steht Houel's ³⁾ Bemerkung hier nicht am unrichtigen Orte, wo er sagt: „Herkules und Æneas seyen zwey Helden, denen die Sicilianer die Gründung der meisten ihrer Städte zuschreiben, obz

¹⁾ In Verr.

²⁾ Bosß, Version d. Æn. V. Buch Vers 755 — 756.

³⁾ Voyage de la Sicile, pag. 13.

gleich viele Kritiker noch zweifeln wollen, daß Beyde je eine Reise nach Sicilien unternommen hätten.“ Bald schwang sich die Stadt zu einer der reichsten und blühendsten in Sicilien auf, und war lange die Nebenbuhlerin des benachbarten Selinunt. Beyde waren frey und mächtig, jede wollte die Herrschaft über die Nachbarinn an sich reißen, und ihre Fehden nahmen kein Ende. Die Segestaner wurden von den, mit den Sirakusanern verbündeten Selinuntern besiegt, und verloren einen Theil ihrer Ländereyen. Darüber erbittert riefen sie die, durch Geist und Ehrgeiz bekannten Athenienser herbey, und zogen sich durch diesen höchst unpolitischen Schritt den Haß aller Insulaner zu. Alcibiades, Nizias und Lamachus waren die Befehlshaber des atheniensischen Hülfscorps, aber Segests Rache wurde an Selinunt nicht sattfam gestillt. Nach neuen Beleidigungen suchten sie den punischen Schutz. Hannibal legte eine Besatzung nach Segeste und belagerte Selinunt, das er nach langen Beschwernissen durch den Muth seiner Spanier eroberte und schleifte. Segeste wurde in der Folge durch Agatholles genommen, geplündert, und nach damaligem Gebrauch, ein Theil der Einwohner als Sklaven verkauft, der Name der Stadt aber in jenen von Dicaeopolis verwandelt. Indessen muß sie sich bald wieder erholt haben, denn wir finden sie schon unter Cicero, also zu Ende des VI. Säculum nach Roms Erbauung, wieder blühend. ja prachtvoll dürfte man sagen, was daraus hervorgehet, daß der berühmte Verres aus einem ihrer Tempel die bronzene Bildsäule der Diana wegnehmen ließ, die für eines der größten Kunstwerke der damals bekannten Welt galt, und für welche die Segestaner eine so große Verehrung hegten, daß sie solche kaum zu berühren wagten. Der raubsüchtige Prätor befahl den Bewohnern von Lylibäum die Statue wegzuführen; und der Schmerz und die Trauer der Segestaner über diesen Gewaltschritt sollen so groß gewesen seyn, daß sogar Greise, Frauen und Kinder dieselbe unter lautem Schluchzen bis auf die Stadtgrenze begleiteten, nachdem sie solche noch zuvor mit wohlriechenden Öhlen gesalbt, beräuchert, und mit Blumen bekränzt hatten ¹⁾.

Über eben diese Statue erfahren wir noch ferner von Cicero, daß, als die Karthager mit den Segestanern in Krieg verwickelt, die Stadt verheerten, sie dieses kostbare Kunstwerk nach Karthago schafften, von wo es Scipio nach der Zerstörung Carthago's wieder an die Bewohner von Segeste zurückstellen ließ, ein Zug des großen Mannes, dem die Handlung des geizigen Verres um so greller gegenüber steht. Als nach dem Sturze des römischen Reiches die Sarrazenen Sicilien überschwemmten, wurde auch Segeste von ihnen eingeäschert, und ungefähr so zugerichtet, wie wir solches noch heut zu Tage finden. Wenn man von jezt auf ehemals schließen darf, so geht aus der örtlichen Lage hervor, daß Segeste höchst unvortheilhaft auf einen unebenen und unfruchtbaren Boden erbaut wurde, und allen Winden bloß gestellt, weder einen bedeutenden Fluß in der Nähe hatte, noch einen guten Hafen für seinen Handel besaß. Man gewahrt noch einige halbzerfallene Gewölbe, die Überreste von Cisternen und Wasserleitungen, aus großen Quadern erbaut; und am Abhang eines Hügels in der Mitte von gestaltlosen Trümmern, dem Aufenthalte vieler Schlangen, unter dichten Farrenkräutern und wildem Feigengestrippe fast begraben, die

¹⁾ Cic. in Verr. §. XXXV.

Ruinen eines aus Bruchstein aufgeführten Theaters, dessen zerstörte Stufen der Maler und ich nur mit vieler Mühe unter dem hohen Niedgras auffanden. Pulpitum, Scena, und alle andern Eintheilungen der alten Theater sind nicht mehr kennbar, und es würde ein Problem bleiben, von diesem Gebäude einen verlässigen Plan zu verfassen. Da wir in Castel-a-mare zwey Tage zuzubringen beschlossen hatten, so machte uns der Herzog den Vorschlag, den folgenden Morgen zur Ausmessung des Theaters, in so weit dieß anging, und zur Zeichnung des Tempels zu verwenden, während der Russe mit seinen Polinnen und dem Engländer eine Spazierfahrt auf dem Golf unternehmen wollten. Angelegentlichst empfahl er uns die in Unter-Italien so gebräuchlichen hohen Strümpfe von brauner Wolle, die bis über den halben Schenkel herauf reichen, und gegen den Biß der Vipern wahren, welche, obschon kleiner als die übrigen Schlangen der Insel, doch weit giftiger und reizbarer sind. Aus eben diesem Grunde versahen wir uns auch mit dicken Handschuhen, und man stelle sich nun vor, was wir, auf diese Art vermunmt, dürfte man sagen, im August, bey der unleidlichen Hitze dieses Klimas ausstanden und uns gefallen ließen um — unsere Neugier zu befriedigen.

(Der Schluß folgt.)

An Dlle. Antonia Dfer.

Als sie Beethoven's großes Es-dur-Concert gespielt hatte.

Von welchem Sterne schwebtest du hernieder,
O Holde! in das kalte Erdenland?
Aus welchen Reichen stammen jene Lieder,
Die du mit leichter, kunstgeübter Hand
So zaubervoll entlockst den stummen Saiten,
Die Leben in des Todes Reich verbreiten?

Noch hallt es nach, wie heil'ge Seraphsklänge,
Noch tönt's wie sanfte Sphärenharmonie;
Jetzt stimmen feterschütternde Gesänge
Der Elemente Chor zur Melodie;
Und höher schlägt das Herz — und doch bekommen —
Die Thräne, ach! — sie mußt' wohl selber kommen *).

Wer hebt, wie du, des Zauberreiches Hülle,
Das kühn der Töne größter Fürst erschuf?
Dem die Natur mit ihrer reichsten Fülle
Gehorchend dient' auf seinen mächt'gen Ruf.
Wenn deine Finger durch die Saiten meistern,
Fühlt sich der Geist entrückt zu höhern Geistern.

Des Helden Genius schien um dich zu schweben,
Belebend dich mit seines Feuers Glut;
Dein Bartgefühl wußt' sinnig zu verweben
Die Kraft zu sanfter Harmoniensut;

*) Siehe den Schluß des bey dieser Gelegenheit von der F. F. Hofschauspielerinn Dlle. Müllerer gesprochenen Gedichtes: „die Thräne“ von Joh. Gabr. Seidl.

Daß immer klarer es dem Sinne werde:
Die Kunst, sie stammet nicht von dieser Erde.

So wandle muthig auf der Musen Pfade,
Geführt von deiner Unschuld heiterm Sinn,
Er leitet hin an blühende Gestade
Dich, holde, kunstgeweihte Priesterinn:
Denn dich erkor zum Lieblich die Kamöne,
Weil du bewahrst das Gute, Wahre, Schöne. —

J. F. Reichmann.

Restaurations-Feyerlichkeit der Universität zu Olmütz.

Durch allerhöchste Entschliesung vom 11. März 1827 ward unsere, bereits im Jahre 1573 durch Kaiser Maximilian II. gestiftete, unter Kaiser Joseph II. in die Classe der Lyceen gesetzte Hochschule wieder zur Universität erhoben. Das neu verjüngte Institut fühlte sich von dem lebhaften Wunsche durchdrungen, seine Restauration auf eine der Würde des Gegenstandes angemessene Weise zu feyern, und wandte sich deshalb, nachdem es vorher Sr. kaiserlichen Hoheit und Eminenz dem durchlauchtigsten Cardinal-Erzbischof, Erzherzog Rudolph, für die höchste Verwendung in dieser Sache bey Sr. k. k. Majestät den innigsten Dank auf eine festliche Weise dargebracht hatte, an das k. k. Landespräsidium, welches den Wunsch sogleich gewährte, und den 11. Jänner, als Vortag der allerhöchsten Geburtsfeyer Sr. k. k. Majestät, für diese Feyerlichkeit bestimmte.

Das festliche Geläute aller Glocken verkündete nun um 8 Uhr Morgens dieses Tages das seltene Fest. Gegen 9 Uhr erschien der von den H. H. Senioren der vier Studienabtheilungen als Deputirten abgeholte k. k. Commissär, Herr Gubernialrath und Kreishauptmann Anton Aloys Gläser, im Promotions-Saale, der zu dieser Feyerlichkeit bestimmt war. In selbem hatten sich bereits der Rector, die Directoren, Professoren und die Bibliotheks-Beamten, so wie der zu dieser Feyerlichkeit geladene Lehrkörper des Gymnasiums, der Ritter-Academie und Diöcesan-Hauptschule, nebst mehreren hohen und ansehnlichen Gästen versammelt. Nachdem Alles Platz genommen hatte, eröffnete, nach Ersuchen des Hrn. Rectors, der k. k. Hr. Commissär die Feyer des Tages mit einer kurzen, aber sehr zweckmäßigen, gehaltvollen Rede, während welcher, bey den beziehenden Stellen, der Universitäts-Notar demselben die Insignien der Hochschule übergab, welcher sie dann wieder dem Hrn. Rector einhändigte. Jeder einzelne Act der Übergabe wurde mit Trompeten und Pauken begleitet. Nach einer kurzen Dankfassung bestieg nun der Hr. Rector die Kanzel, und hielt ebenfalls eine Rede, bey deren Schluß die ganze Versammlung unter Harmonie-Begleitung den Hymnus: „Gott erhalte Franz den Kaiser,“ mit Begeisterung absang.

Sodann begann der feyerliche Zug zur Metropolitankirche, an der Residenz Sr. kaiserl. Hoheit und Eminenz vorüber, in folgender Ordnung: 1) Die Studierenden des Gymnasiums; 2) die Academiker der Universität; 3) der Lehrkörper der Diöcesan-Hauptschule mit seinem Director; 4) der Lehrkörper der ständischen Ritter-Academie; 5) der Lehrkörper des Gymnasiums mit seinem Präfecten; 6) die Beamten der Universitäts-Bibliothek; 7) die Professoren der philosophischen Facultät mit ihrem Director; 8) der Lehrkörper der medicinisch-chirurgischen Studien-Abtheilung mit seinem Director; 9) die Professoren der juridischen Facultät mit ihrem Director; 10) die Professoren der theologischen Facultät mit ihrem Director; 11) unter Vortragung der Universitäts-Insignien, der Universitäts-Notar; 12) der Pedell mit dem Rectorsstabe; 13) der Universitäts-Rector; 14) die Abgeordneten des Stadt-Magistrats, dann jene der Herren Stände; 15) der k. k. Herr Commissär, und 16) die übrigen Gäste.

In der Metropolitankirche, woselbst das Bürger-Militär Spalier gemacht hatte, wurde nun das feyerliche Te Deum angestimmt, welchem ein solemnes Hochamt folgte.

Nach geendetem Gottesdienste begab sich der k. k. Hr. Commissär und der Lehrkörper der neuen Hochschule zu Sr. kaiserl. Hoheit und Eminenz, und legte Höchstdemselben die ehrerbietigste Huldigung dankerfüllter Herzen mit der unterthänigsten Bitte zu Füßen, dieselbe zum Throne Sr. Majestät des allergnädigsten Kaisers gelangen zu lassen. Von da aus begleiteten die deputirten Hrn. Professoren den k. k. Hr. Commissär in seine Wohnung zurück, und drückten mit dem dort eingetroffenen Rector und dem übrigen Lehrkörper den unterthänigsten Dank für die abgehaltene Feyer aus, und baten zugleich ehrfurchtsvoll, sie der fernern Gnade Sr. Majestät zu empfehlen.

Mittags war große Tafel bey Sr. kaiserl. Hoheit und Eminenz, zu der die Professoren aller Studienabtheilungen gezogen zu werden die Ehre hatten. Abends war das Universitätsgebäude von den Hörern der Theologie an der k. k. Franzens-Universität prachtvoll erleuchtet. Besonders imponirte das Portale, worüber der Namenszug unsers allergnädigsten Monarchen in Brillantfeuer schimmerte. Die Juristen hatten eine glänzende Abendunterhaltung veranstaltet. Die Wirthe und Gäste (deren über 700 erschienen) erfreuten sich des Glückes, Sr. kaiserl. Hoheit und Eminenz, den Erzherzog Rudolph, an dem Vergnügen des Abends Theil nehmen zu sehen.

L i t e r a t u r.

Das Fräulein vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen, von Walter Scott Esquire, übersetzt von Ferdinand Haas. Wien, gedruckt und in Commission bey Carl Gerold 1828.

Diese Übertragung ist von den Verwandten des zu früh verschiedenem Verfassers, als Denkmahl für denselben, dem Drucke übergeben worden. Sie trägt fast durchgehends die Merkmale einer regen Begeisterung, eines zarten Gefühls und eines ernstlichen, nach dem würdigsten Ziele ringenden Strebens. In der Erfassung des Geistes, wie in der möglichsten Annäherung an die Formen des Urbildes hat der Übersetzer nicht nur Talent, sondern auch eine durch Studium weit fortgeschrittene Ausbildung bewährt. Die Übertragung besteht durchgehends in gereimten Versen, die größten Theils rein, fließend und wohlklingend sind. Besonders glücklich ist die Nachbildung malerischer Stellen, durch welche dieß Gedicht überhaupt vorzüglicher, als durch die Entwicklung eines festen, harmonischen Planes ist. — Als sehr gelungen ist noch der Schluß des vierten und die erste Hälfte des fünften Gesanges zu nennen, in denen die energischen Worte Roderich Dhu's vor allen trefflich bezeichnet sind. — Die gefühlvolle Widmung muß demnach das innigste Bedauern erwecken, daß die reichhaltigen Hoffnungen, zu denen diese erste, jugendliche Arbeit berechtigte, nicht in einem längeren Wirken des Verfassers Erfüllung finden konnten.

• • •

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 9. März wurde in diesem Theater zur Benefice der Dlle. Roser gegeben: Graf Armand, von Cherubini.

Hr. Weils gab die Titeltrolle ziemlich glücklich, seine Stimme erschien kräftig, und wirkte vorzüglich im ersten Finale, so wie im Terzett. Dlle. Roser als Constanze war weniger glücklich, denn es schien, als ob ihr die ganze Parthie zu hoch läge. Freylich liegt diese Parthie auch immer in der Höhe, und ermüdet leicht die Stimme. Hr. Cramolini, der den jungen Savoyarden recht glücklich im Spiele gab, erfreute uns durch feurigen Vortrag in dem leidenschaftlichen Tonstücke, wo er Armand erblickt. Seine erste Cavatine sang er fast zu weit zurück, denn wenn er auch dieß Lied dem Großvater vorsingt, so braucht es doch der gute alte Mann weit weniger zu hören, als das Publicum. Die Scene am Thor spielte Hr. Cramolini sehr gelungen. Marzeline wurde von Dlle. Achten recht hübsch gegeben. Hr. Gottdank spielte seine

Scene als Großvater mit vieler Gemüthlichkeit. Die Hauptrolle des Wasserträgers gab Hr. Forti, und zeichnete sich in einigen Momenten des Spiels und Gefanges vortheilhaft aus; dahin rechnen wir besonders die Scene am Thor. Seine Romanze schien uns und vielen Andern zu schnell genommen, denn die zwey letzten Verse werden ja immer bedeutungsvoller. Hr. Forti wurde am Schlusse des zweyten Actes gerufen. Hr. Borschiky gab den Hauptmann, und Hr. Zeltner den Lieutenant. Dem ersteren wünschen wir nur recht viele Rollen, und er wird seiner guten Bassstimme wegen ein sehr braves Opern-Mitglied werden. Hr. Zeltner wußte seiner Rolle durch Ernst Bedeutung zu geben. Am besten gingen die Soldaten-Chöre, und wir gestehen, daß die treffliche Intonation dieser äußerst schweren, gefährlichen Tonstücke uns überraschte. Der Männer-Chor dieses Theaters ist trefflich. Das Orchester unter Hrn. Kofers Leitung hielt sich brav.

K u n s t - N a c h r i c h t.

Ich erlaube mir, das Publicum auf einen so eben erschienenen Kupferstich aufmerksam zu machen, welcher schon an und für sich als gelungenes Kunstwerk Beachtung verdient, aber in Hinsicht auf seinen Gegenstand jedem österreichischen Unterthan überhaupt, und den Bewohnern Wiens insbesondere gewiß einer der interessantesten seyn muß. Es ist dieß die getreue Darstellung des Arbeitszimmers Seiner Majestät unsers Kaisers. Das Blatt mißt 12 Zoll in der Höhe, 15 $\frac{1}{2}$ Zoll in der Breite. Dem Maler Decker ward die höchste Gnade zu Theil, seinen Gegenstand an Ort und Stelle aufnehmen zu dürfen, und er hat dieß durch sein rühmlich bekanntes Talent bis in die kleinsten Details mit der gewissenhaftesten Wahrheit und der größten aber auch freundlichsten Wirkung gethan. Unser geliebter Monarch — ungeachtet des kleinen Formats sehr ähnlich — sitzt an seinem Arbeitstische und ist eben mit Durchlesung eines Actenstückes beschäftigt. Man erblickt den Guten und Gerechten hier aller Zeichen der höchsten Würde entäußert, in seinem schlichten Hauskleide, wie er sich mit Gegenständen, welche seines Volkes Wohl befördern, beschäftigt. Man sieht den Vater für seine Kinder arbeitend. Gewiß ist jedem Österreicher jede Kleinigkeit, die den geliebten Herrscher umgibt, anziehend, hier findet er Alles getreu und wahr. Allein nebst diesen Vorzügen reiht sich dieses Blatt auch bloß als Kupferstich an die gelungensten Producte, und gereicht dem rastlos strebenden Kupferstecher J. Kovalech zur größten Ehre. Ihre Majestät die Kaiserin, diese Verdienste anerkennend, haben gnädigst die Dedication dieses Werkes anzunehmen geruht.

Der Künstler hat dieses Blatt bey Math. Artaria am Kohlmarkt in Commission gegeben, allwo sehr schöne Abdrücke um 4 fl. C. M. zu haben sind.

J. S. Castelli.

Für Freunde der Tonkunst.

Am 16. März traf in unsrer Kaiserstadt Italiens berühmtester Violinspieler, der Ritter Nicolaus Paganini ein, und wird am 28. dieß um die Mittagsstunde im großen k. k. Redoutensaal ein Concert geben. Der Ruf, welcher Hrn. Paganini vorangeht, die wirklich seltene Kühnheit und Gewandtheit seines Spiels, welche in Italien zum Sprichwort geworden sind, und die Bewunderung aller Künstler und Kunstfreunde erregten, lassen einen hohen und seltenen Genuß in der Production des Hrn. Paganini erwarten, welchem ein äußerst zahlreicher Zuspruch von Freunden der Tonkunst zu verbürgen seyn dürfte.

M o d e n b i l d XII.

Blond-Blouse-Kleid mit einer Blond-Drapperie und einer Marabout-Bajadere, nach einem Original von Hrn. Thomas Petko, bürgl. Damenkleidmacher, wohnhaft nächst dem Hof, im Heidenschuß, Nro. 237.

Der Hut, von Crepp-Trophane, mit Marabouts und grünem Haber geziert, ist nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgl. Handelsmann und Modist, wohnhaft in der Himmelpfortgasse, Nro. 948.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

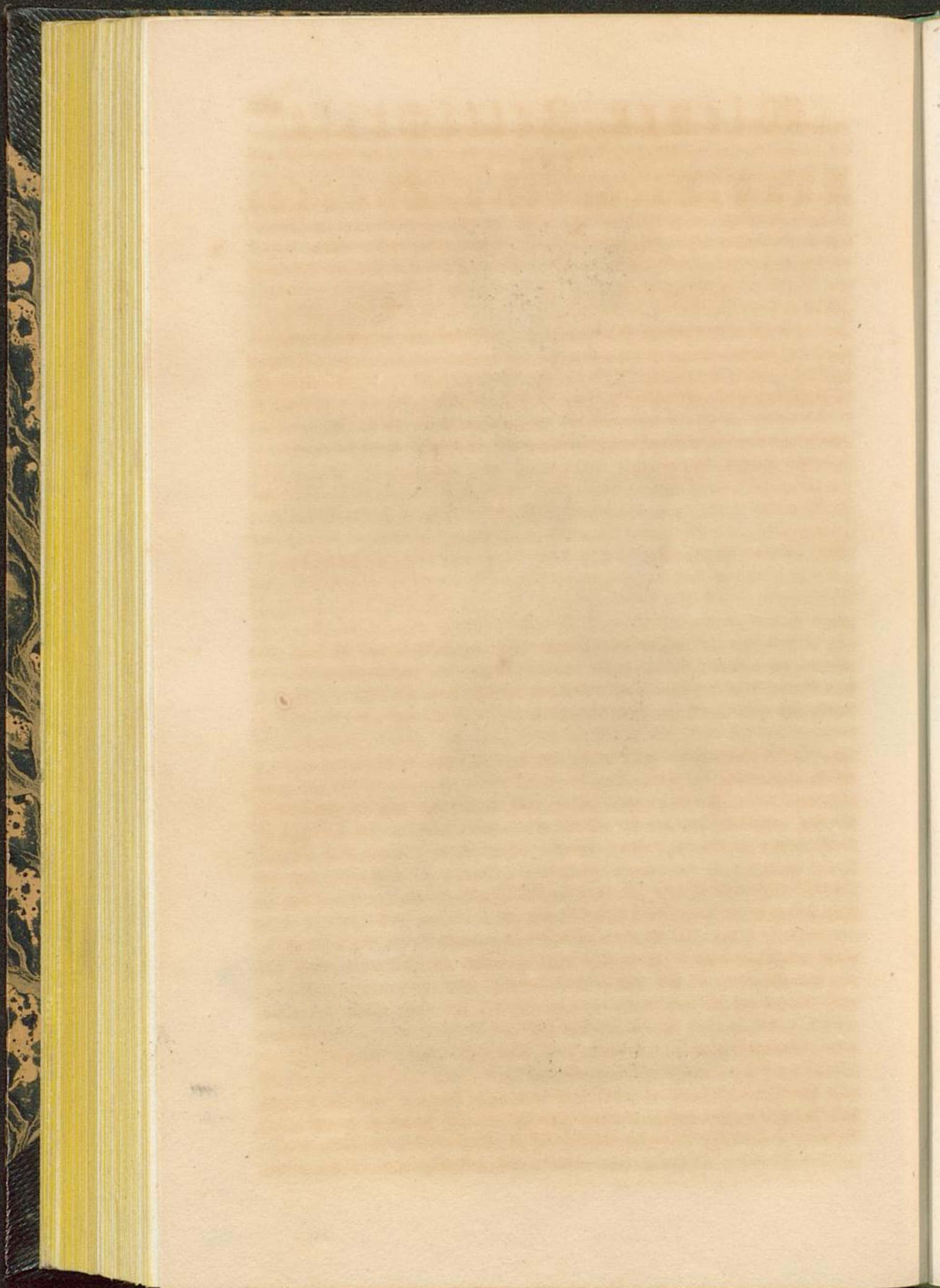


Fr. Heber sc.

35.
1825.

XII.

Wiener Moden.



Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 22. März 1828.

36

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Malerische Wanderungen zu den Alterthümern Siciliens.

(S c h l u ß.)

Reise von Palermo längs dem Meeresufer zu den Ruinen von Segeste.

(S c h l u ß.)

Die Resultate unsers Forschens waren nicht unerheblich, und ich darf ohne Übertreibung versichern, daß seit langen Jahren die ehrwürdigen Überreste von Segeste nicht so aufmerksam durchsucht worden sind, als dieß von uns geschah. Das Theater hatte keine Präcinctionen, und oberhalb eine breite Gallerie, zu welcher durch die Sitzstufen zwey geräumige gerade Treppen führten, die mit zwey in der Gallerie angebrachten Thüren correspondirten, durch welche man, weil das ganze Theater in den natürlichen Boden versenkt war, ins Freye trat. Da diese beyden Treppen nicht symmetrisch angelegt sind, indem die eine derselben von der den Bogen halbirenden und auf dem Durchmesser Verticalen mehr als die andern absteht, so begreift man leicht, daß hier die Cunei (Keile, d. h. der Raum, welchen zwey Treppen, die Gallerie und das Orchester einschlossen) ungleich ausfallen mußten. Wahrscheinlich beachteten die Segestaner bey dem Bau dieses Theaters nur die Localität, und waren nicht in der Lage die Gesetze des Ebenmaßes besser zu beherzigen, die ihnen jedoch keinesweges fremd seyn konnten. Das Gebäude ruht, mit Ausnahme eines kleinen Stückes, links am Eingang zum Orchester, dessen Fundament aus Mauerwerk aufgeführt ist, auf dem natürlichen Felsen. An einem Ende des Halbkreises, rechts von der Scene, befindet sich eine Thüre, welche zu einem unregelmäßigen, nur zwey Fuß breiten, aber zehn Fuß langen, halbverschütteten Souterrän führt, dessen ehemalige Widmung bis jetzt noch ein Räthsel ist. Wir vermisteten jetzt recht schmerzhaft unsern guten Prediger aus Carini, der stets für jede an ihn gerichtete Frage wenigstens eine scheinbar befriedigende Antwort wußte. Die Achse des Halbkreises ist 105 Pariser Schuh lang, wovon 92 Schuh auf das Orchester abgerechnet werden müssen. So viel sich jetzt noch

wahrnehmen läßt, war dieses Letztere sammt der *Scena* nie tiefer als 64 Schuh, und die Höhe des ganzen Theaters überstieg nicht 37 Fuß.

Nördlich, fast eine Stunde von den Ruinen der Stadt entfernt, etwa 500 Schritte seitwärts des Weges von Alcamo nach Trapani (dem alten Drepanum) erhebt sich auf einem felsigen Plateau, das auf drey Seiten tiefe Schluchten begrenzen, in denen unbändige Wildbäche rauschen, ein prachtvoller und wohl-erhaltener Tempel mitten in einer Wüsteney, wo der Blick von keinem andern Objecte abgezogen wird, in schweigender Einsamkeit, die den erhabenen und tiefen Eindruck nur noch vermehrt, den dieses herrliche Monument des grauesten Alterthums in uns hervorbringt. Schon aus weiter Ferne entdeckt man seinen Giebel, und begreift beym Näherkommen kaum, wie ein, von allen Spuren anderweitiger antiker Überreste, so entfernt liegendes Bauwerk in einer Gegend, wo die einzige menschliche Wohnung ein naher kleiner Meierhof (*Mas-saria*) ist, sich so wohl erhalten konnte.

Dieser Tempel, den Einige durch *Aeneas* zu Ehren seiner Mutter erbaut wissen wollen, Andere für einen Tempel des *Askulap* oder *Bacchus* halten, wird mit gutem Grund für einen *Cerestempel* angesehen, weil die Alten bekanntlich die Tempel und Altäre dieser Gottheit an einsamen Orten errichteten.

Dieser Meinung ist auch *Fazelli* ¹⁾. Auf eine weite Strecke um den Tempel her findet man nichts als Ziegelstücke, von der Zeit schon wie Kieselsteine abgerundet und geglättet, zwischen ihnen bisweilen auch Scherben von griechischen Vasen, aber keine Spur eines Mauerwerks; der Boden ist so dürr und ohne alle Vegetation, daß sogar die Schlangen hier keine Freystätte finden; es ist das Grab der Natur, und man darf, ohne zu irren, behaupten: Segeste sey eine der zerstörtesten sikanischen Städte, von welcher jedoch ein glücklicher Zufall das schönste ihrer Monumente unsern Tagen fast unversehrt überlieferte.

Dieses im altdorischen Styl erbaute, in der Architektur dem größern Tempel zu *Pästum* ähnliche, nur etwas zarter gehaltene Monument bildet ein Rechteck von 177 Pariser Fuß Länge auf 74 Fuß Breite und ist, so wie jenes in *Pästum*, *peripteron hexastylon*, d. h. es hat in der Fronte sechs, auf den längern Seiten aber vierzehn glatte Säulen, die Ecksäulen mitbegriffen. Ihren Durchmesser fanden wir 6 Fuß 4 Zoll. Das *Intercolumnium* (Abstand zweyer Säulen von einander) ist nicht allenthalben gleich, beträgt aber stets zwischen sieben und acht Fuß, ein abermaliger Beweis, daß die Alten sich nicht ängstlich an die Vorschriften des Ebenmaßes banden. Das Gebälke hat zehn Fuß zehn Zoll Höhe, ein anscheinend schwerfälliges Verhältniß, welches aber hier einen sehr guten Effect macht. Das *Frontispiz* ist einfach, ohne Verzierung, und sehr niedrig, denn die Höhe des Tempels von der obern Sockelfläche bis zur Giebelspitze hält nur 58 Fuß, folglich bleiben nach Obengesagtem nur drey Klafter für das *Frontispiz*. Die *Triglyphen* des Frieses sind unregelmäßig eingetheilt, wie sich dieß die alten Baumeister oft erlaubten; weßhalb auch die *Metopen* ungleich ausfallen. Die *Ektriglyphen* stehen nicht auf dem Mittel der Säule, gerade wie zu *Pästum*, daher man auch ziemlich richtig schließen darf, daß

¹⁾ De reb. Sic. Lib. VII. Cap. 4.

dieser Tempel, wenn nicht gleichzeitig mit jenem, wenigstens nicht viel später erbaut worden seyn müsse. Die Säulen bestehen aus zehn bis dreyzehn Stücken und stehen auf einem Sockel, der den Tempel umgibt und nur bey dem Eingang unterbrochen ist. Die Säulenbasis hat eine, etliche Zoll tiefe Hohlkehle, wodurch der Schaft gewisser Maßen in der Luft schwebt, was der Säule viel Leichtigkeit gibt, obschon von der guten Architektur verworfen werden muß.

Auch die Capitälcr haben eine eigene Krumme. An den Säulensfüßen und am Sockel des Tempels springen auf jedem Stein drey, sechs Zoll breite, und drey Zoll hohe viereckige Zapfen vor, die zum bequemern Fortschaffen und Aufstellen belassen wurden. Da man sie auch an den, noch nicht ganz verschütteten Stufen des Tempels, so wie in dessen Innerem und an einigen Steinen des Frontispizes beobachtet, so darf man vermuthen, daß dieses Gebäude nie ganz beendet war, aus dieser Ursache vielleicht den Einäscherungen und Plünderungen der Barbaren entging, und eben wegen seiner Entfernung von der Stadt, so wie der schöne Minerventempel bey Metapont in Calabrien, seine gänzliche Zerstörung überlebte. Wäre er vollendet gewesen, so hätte man diese Zapfen wahrscheinlich weggestemmt. Anderer Seits ist aber auch glaubwürdig, was mehrere Sachkundige behaupten, daß diese Zapfen nur eine Verzierung seyen, um so mehr als man dieselben auch am Tempel des Castor und Pollux in Agrigent findet.

Die zweyte Säule auf der Ostseite ist durch den Blitz beschädigt, man hat sie aber, so viel es sich thun ließ, wieder restaurirt. Die Steingattung, so bey dem Bau verwendet wurde, ist derselbe Luff wie am Tempel der Juno Lacinia bey Crotona in Calabrien. Der innere Raum des Tempels ist leer; doch würde man vielleicht Spuren einer Zwischenmauer zu sehen glauben, wenn die dort liegenden behauenen Steine eine deutlichere Richtung hätten. Von den Nebengebäuden, z. B. den Priesterwohnungen u. s. w. gewahrt man nichts, als in einiger Entfernung zwey Säulenstücke, woran noch die Vertiefungen zu erkennen sind, welche man zur Erleichterung des Transportes für die Klammern einstemmte.

In St. Non's Prachtwerk „Voyage pittoresque de l'Italie,“ das freylich seines hohen Preises wegen (ich glaube vier tausend Franken) nur in fürstlichen Bibliotheken gesucht werden darf, ist eine getreue Abbildung des Tempels, wie er vor etwa 70 Jahren bestand; allein das Erdbeben vom Februar 1783 hat ihn beschädigt, und seither war wohl von einer Restauration die Rede, sie ist aber stets ein frommer Vorsatz geblieben.

Nach dem Zeugniß des Plinius waren die Nachbarn der Segestaner die kleinen Völkerschaften der Herbuleser, Ethinier und Semellitaner.

Ungefähr eine Miglie nördlich vom Tempel liegt der Ort Salameth, der von einem alten Maurenschloß den Namen führt, und wo man warme Quellen findet. Im Alterthum bestanden hier Bäder, die so wie jene von Hymera und Selinunt stark besucht wurden, und einen hinreichenden Beweis von der Vulcanität der nebrosischen Berge liefern.

Die Quellen von Segeste haben übrigens den Vortheil, daß sie, obgleich äußerst heiß und schwefelhaltig, doch nicht wie die von Hymera, Sciacca und Selinunt, über und durch Salzlager streichen, daher, wenn man ihr Wasser kalt werden läßt, sehr gut zu trinken sind. Schon Strabo und Diodor gedenken der Bäder von Segeste und Hymera.

Wenn aber diese Quellen den Naturforscher beschäftigen, wenn des Tempels und Theaters ehrwürdige Überreste den Antiquar und Architekten anziehen, so ist das Gebiet des alten Segeste auch nicht weniger geeignet die Untersuchungen und die Neugierde des Numismatikers in Anspruch zu nehmen. Bey jeder Umgrabung in der Nähe des Tempels und zwischen den Trümmern der Stadt findet man antike Münzen. Über zwey sehr interessante Exemplare hat schon vor etwa 60 Jahren der damalige Principe Torremuzza eine eigene Abhandlung in seinem Werke: *De monet. sicul.* eingerückt.

Die eine zeigt einen gebückt stehenden, einen Palmzweig haltenden Mann, zu dessen Füßen sich ein Hund aus einem Bache labt; die Kehrseite aber einen, von einer schwebenden Victoria gekrönten Krieger auf einem vierrädrigen Wagen (Quadriga), der in einer Hand die Zügel der vier vorgespannten Pferde, in der andern etliche Ähren hält. Unter dem Worte *SEGESTA* steht man einen Fisch.

Auf der andern Münze ist das Gepräge abermals ein Mann in gebückter Stellung, zu dessen Füßen zwey Jagdhunde liegen, und vor dem eine Herme steht, wie sie die Alten an den Straßen errichteten. Auf der Kehrseite ist der Kopf der Ceres mit einer Kornähre zur Seite und der Umschrift *SEGESTATIA*. Von den vielen sonstigen, hier ausgegrabenen Münzen, deren in St. Non's obangeführtem Werke allein über zwanzig abgebildet sind, zeigen die meisten einen unbekanntem Kopf (vielleicht der Nymphe Segesta) und auf der Rückseite einen im Jagen begriffenen oder aber einen ruhenden Hund. Eine dieser Münzen ist um deswillen äußerst merkwürdig, weil sie auf die Gründung der Stadt durch Aeneas hindeutet. Man sieht darauf den trojanischen Helden, der den Vater Anchises auf seine Schultern geladen hat, und den Sohn Askan bey der Hand führt. Auf der Kehrseite ist der Kopf des August mit der Umschrift *SEGESTAIQN*. Hieraus läßt sich entnehmen, daß die Stadt noch unter den ersten römischen Cäsarn von Bedeutung gewesen seyn mußte, und wie sehr es sich die Segestaner angelegen seyn ließen, den Kaisern Rom's den Hof zu machen, wodurch sie sich vielleicht dem ganzen Volke der Quiriten anzuempfehlen hofften, an das sie ohnehin, wie Cicero sagt; nicht bloß durch die Bande fester Anhänglichkeit und unverbrüchlicher Treue, sondern auch durch jene der Verwandtschaft geknüpft waren.

II.

Nach dem Persischen des Ferdusi.

Der erste Kranz im Leben
 Er ist von weißen Rosen,
 Das Kind ist's in der Wiege,
 Das deutet dieser an:
 Gehaltlos ohne Farbe
 Mit wenig Sinnenreize,
 So treten wir ins Leben
 Als eine weiße Rose.
 Dann kommt die frohe Jugend,
 Die Rosen werden röther,
 Da ist der Himmel unser,
 Da leuchten ew'ge Sterne
 Im vollen warmen Herzen — —
 Doch bald entblättert sinken
 In Staub die schönen Rosen,
 Die Dornen zeigen dichter

Sich unter grünen Blättern; —
 Die grünen Blätter welken,
 Der kühle Abend thauet
 Zeht Tropfen in die Blumen;
 Die Tropfen bilden Perlen —
 Die Perle wird zur Thräne,
 Die Thräne lähmt die Schwingen
 Des sonst so freyen Geistes,
 Und trübt das müde Auge,
 Hält an des Pulses Schlagen!
 Nur noch des Jünglings Fackel *)
 Uns auf die Brust gehalten
 Sieht das gebrochne Auge,
 Fühlt das gepresste Herze,
 Zeht schlägt's zum letzten Male.

Freuhr. v. Otleben.

*) Auch die ältesten Perser hatten eine Vorstellung von einem Jünglinge, welcher eine brennende Fackel am Herzen des Sterbenden erlöscheln ließ! — Hier wohl mehr Andeutung auf Läuterung des Menschlichen durch das reinigende Element.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskwa, Ende December 1827.

Seit meinem letzten Verichte wurde für das Jahr 1828 wieder ein Journal angekündigt, das ich um so weniger übergehen zu müssen glaube, als es ein ganz eigenthümliches zu werden verspricht, und der Name des Herausgebers schon im Voraus eine gute Meinung für dasselbe erweckt. Es ist der russische Zuschauer, ein Journal für Geschichte, Archäologie, Literatur, Kritik und vergleichende Costume. Der Herausgeber ist Hr. Kalaidowitsch, Oberaufseher bey der Commission für den Druck der Reichsurkunden und Tractaten, einer der gelehrtesten und thätigsten Alterthumsforscher Russlands, der sich durch seine Nachrichten von den Alterthümern der Slawo-Russen, durch seine russischen Denkwürdigkeiten, durch seine Herausgabe der Denkmähler der russischen Literatur des zwölften Jahrhunderts, besonders aber durch seinen Johannes, Erarch von Bulgarien, und durch andere, in den Beschäftigungen der Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthumskunde abgedruckte Schriften — den Dank, nicht allein aller Alterthumsfreunde, sondern auch aller Sprachforscher erworben hat. Der Zweck des Hrn. Kalaidowitsch bey Herausgabe dieses Journals ist, richtige Kenntnisse über russische Geschichte, russische Alterthümer und Literatur zu verbreiten, auf die Irrthümer und unrichtigen Vorstellungen der ausländischen Reisenden und Schriftsteller über Russland aufmerksam zu machen, und überhaupt Russland in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Eine Eigenthümlichkeit dieses Journals wird die Beschreibung vergleichender Costume bey verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten seyn, so daß z. B. die Leser zu gleicher Zeit die jetzige Uniform eines Soldaten von der Garde, und dieselbe Uniform zu den Zeiten Peter des Großen, eine Pariserinn nach der Mode von 1828 und eine Stutzerinn aus den Zeiten Ludwig XIV. erblicken. Außerdem wird dieß Journal noch Porträte, Ansichten von Gegenden und Gebäuden, Abbildungen alterthümlicher Gegenstände u. dgl. enthalten, und so das Utile mit dem Dulce verbindend, gewiß jedem Leser eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren. Zu wünschen ist nur, daß Hr. Kalaidowitsch sowohl von Seiten der Literatoren, als auch der Subscribenten gehörig unterstützt werde, um ein so nützlichcs Werk glücklich ausführen zu können.

Der Telegraph wird für das Jahr 1828 mit einer Beylage erscheinen, nemlich mit Abbildungen und Erklärungen der neuesten Moden in Möbeln, Equipagen u. dgl. und dadurch den hiesigen Handwerkern und Fabricanten gewiß willkommen, und durch Richtung und Leitung ihres Geschmacks zuverlässig auch von Nutzen seyn.

Vielleicht ist es Ihnen nicht uninteressant, zu wissen, wie viel ausländische Journale das hiesige Postamt für das Jahr 1828 verschreibt, oder zu verschreiben sich erbie-

tes. Es sind deren, nemlich Zeitungen und Zeitschriften, gegen 150; und zwar 86 deutsche, 42 französische und 21 englische. Diese Mehrheit auf Seiten der deutschen Zeitschriften hat indeß nicht ihren Grund in der etwa größern Beliebtheit der deutschen Sprache und Literatur, sondern hängt vielmehr ab von der größern Anzahl der Deutschen unter den hiesigen Ausländern, und vielleicht auch von der Wohlfeilheit der deutschen Journale im Vergleich mit den französischen und englischen. Während z. B. das theuerste deutsche Journal — das Morgenblatt — hier 135 Rubel Aßig. kostet, kostet das theuerste französische — der Moniteur — 440, und unter den 21 englischen sind nicht weniger als 10, von denen jedes über 700 R. kostet. Ihre Zeitschrift verschreibt das Postamt für 100 R. Das Mitternachtsblatt, die Schnellpost, die Morgenzeitung stehen, vielleicht ihrer Tuged wegen, nicht im Verzeichniß.

Und nun einige literarische Neuigkeiten! Der Dichter Koslow, dessen „Mönch“ Sie vielleicht in den Originalien gelesen haben, hat sein neues Gedicht „Natalie Dolsgoruki“ beendigt. Es ist noch nicht gedruckt, wird aber von denen, welchen es der Dichter mitgetheilt hat, sehr gelobt. Auch Baratski hat ein neues Gedicht, „der Ballabend“ geschrieben, das aber ebenfalls noch nicht gedruckt ist. — Von A. Puschkin, dem Verfasser des „Rußlan und Ludmilla“ erschienen vor einiger Zeit zwey neue Gedichte, die „Zigeuner“ und die „Räuber“, die, wie Alles, was dieser Dichter schreibt, allgemeinen Beyfall findet. Er arbeitet jetzt an einem Roman in Versen, von dem schon zwey Abtheilungen erschienen sind. Wie viel meinen Sie wohl, daß dieser Dichter für seinen „Trauerquell zu Baktshisaral“, den Sie vielleicht aus Wulfert's Übersetzung kennen, erhalten hat? Nicht weniger als 3000 R. Aßig., also, da das ganze Gedicht nur gegen 600 Zeilen enthält, für jede Zeile 5 R. Welcher deutsche Buchhändler hat je einem deutschen Dichter verhältnißmäßig ein solches Honorar bezahlt? Oder gar 20,000 Thaler für ein geschichtliches Werk, eine Summe, die Karamsin für die zweyte Auflage der ersten 9 Bände der Geschichte des russischen Reichs erhielt. Sollte nicht vielleicht ein Grund, warum die deutschen Buchhändler ein so geringes Honorar bezahlen, und bezahlen können, mit in dem Nachdrucke liegen? — Hier kennt man diesen nicht, und der Schriftsteller, so wie der Verleger ist seines Eigenthums vollkommen sicher. Von welchen Ansichten übrigens die Regierung bey Beurtheilung des geistigen Eigenthums der Schriftsteller ausgehe, davon mögen hier einige Beyspiele stehen. Die Witwe eines bekannten russischen Dichters beschwerte sich bey der Censur-Behörde, daß man von den Werken ihres verstorbenen Mannes ohne ihre Erlaubniß eine neue Auflage veranstalte, und sogleich wurde der weitere Abdruck verboten. Ein ähnliches Verbot traf den Übersetzer eines russischen Gedichts, welcher die Übersetzung mit dem Original wohlfeiler verkaufte, als das Original vorher allein gekostet hatte.

(Der Schluß folgt.)

R. K. Hoftheater an der Burg.

Am 21. Februar zum ersten Male: List und Liebe, Lustspiel in 5 Aufzügen, nach Shakespeare's „Ende gut, alles gut“, frey bearbeitet von Förster.

Wir sehen hier den Versuch eines nicht unbegabten Schriftstellers, ein Shakespearesches Lustspiel den Anforderungen und Rücksichten des heutigen Bühnenwesens anzupassen, und so dem Publicum auch diese Schöpfungen Shakespeare's durch die Darstellung zugänglich zu machen. Wir dürfen bey der Verbreitung, welche der brittische Dichterheros unter unserm Publicum in der neuesten Zeit gewonnen hat, voraussetzen, daß der Inhalt des Originals den Lesern unsrer Zeitschrift bekannt sey. Jedermann wird daraus die Schwierigkeiten leicht entnehmen, welche das Streben, dergleichen Dichtungen mit den Bühnenverhältnissen unsrer Tage in Einklang zu setzen, beynah auf jeder Seite finden muß. Indessen beweiset selbst dieses Streben einen Muth und eine Begeisterung für die gute Sache des Geschmacks, daß schon einmal von vorne herein, mindestens in dieser Beziehung, Hrn. Förster gerechte Anerkennung werden muß. Die

größten Hindernisse fand derselbe ohne Zweifel in dem erotischen Theile der Dichtung, dem Hauptbestandtheile derselben, welcher unausweichlichen Modificationen unterliegen mußte, wodurch eben die volle Bedeutsamkeit der Handlung in ihren Verzweigungen etwas gelähmt werden mußte. Die Bedingungen, welche Bertram seiner Gattinn stellt, wenn er sich mit ihr versöhnen soll, mußten gemildert werden, dadurch aber wurden nun wieder die Charaktere Bertrams und Helenens schwankender gemacht. In dessen ist Ref. der Meinung, daß durch die Art und Weise, wie Hr. Förster die Katastrophe herbeiführte, und den fünften Act gestaltete, trotz der Lockerung der Grund-Ideen des Originals, die Charakteristik Bertrams sich weit versöhnlicher zeige, als selbst dort. Einige Abänderungen erlaubte sich der Hr. Bearbeiter auch mit der Rolle des Parolles. Mit diesen können wir aber nicht einverstanden seyn. Das Verhältniß Bertrams zu diesem Abenteuerer ist schon im Originale selbst etwas unbegreiflicher Natur. Hier sind die Farben nur noch etwas stärker aufgetragen, und es wird daher noch auffallender, wie der Graf so lange über den Unwerth dieses Burschen in Zweifel seyn kann. Mit einem Worte, Hrn. Försters Bearbeitung, die Rücksicht, womit er zu Werke ging, und die Art und Weise, wie er die Aufgabe löste, sprach zwar nicht allgemein an, doch ward ihr Gutes nicht verkannt, auch ohne daß sich eben alle Meinungen mit ihm vereinigten. Es ist also auch bey diesem Erfolge durch diesen Versuch etwas gewonnen worden, denn ohne Zweifel ist alles Streben, uns auf allen Wegen den Geist Shakespeares näher zu führen, und seine Dichtungen allgemeiner zu verbreiten, ein Gewinn. In der Darstellung äußerte sich der regste Fleiß der beschäftigten Künstler. Ue. Müller gab die Helena mit sichtlichem Streben, das Beste zu leisten. Bey solchem Talent kann dieß natürlich nur höchst erfolgreich seyn. Ue. Müller wußte durch den wohl berechneten Wechsel des Colorits in den Erscheinungen ihrer Rolle, durch die Wärme und Glut ihres Spiels allgemeinen Antheil zu erregen, und erwarb somit, gemeinsam mit ihrer Rolle, auch dem Gange der Handlung des ganzen Stücks Interesse. Ihr treffliches Spiel wurde durch allgemeinen Beyfall gewürdigt. Hr. Korn als Bertram war beflissen, dem Grundton des Original-Charakters jene Milderung zu verleihen, welche, ohne ihn selbst zu verletzen, doch die versöhnlicheren Seiten jugendlicher Leichtfertigkeit und ritterlichen Übermuthes herauskehrte, und es gelang ihm auch mit seiner gewöhnlichen Meisterschaft diese Ansicht fest zu halten und durchzuführen. Hr. Wotho gab den Parolles mit jenem Erfolge, deren der Charakter nach unsern oben angedeuteten Beschränkungen fähig war. Der Fleiß des Künstlers war nicht zu verkennen. Sehr charakteristisch gestaltete Hr. Wilhelmi den Lafou, und Mad. Schröder, als Gräfinn von Roussillon, war durch Würde und stille Großartigkeit der äußern Formen sowohl, als der ganz mit der anerkannten Meisterschaft dieser großen Künstlerinn aufgefaßten Charakteristik dieser, obschon wichtigen, hier doch nur in ziemlich untergeordneten Verhältnissen wirkenden Rolle, eine imposante Erscheinung. Sämmtliche Mitwirkenden waren sichtlich beflissen, in ihrem Wirkungskreise auf das möglichste zum Beleben des Ganzen beizutragen. Die scenische Ausstattung darf hier auch nicht unbeachtet bleiben. Sowohl die Trachten als die Decorationen waren höchst zweckmäßig und elegant, und trugen dazu bey, den Eindruck zu steigern.

C o n c e r t e .

Hr. Joseph Reichlinger, Mitglied des k. k. Hof-Opern-Orchesters, gab Sonntags, den 9. März, ein Concert im kleinen Redouten-Saale. Die Ouverture zu „Oberon“ eröffnete dasselbe. Sie wurde sehr feurig und exact, besonders im Allegro, vorgetragen, und mit großem Beyfall aufgenommen. Der Concertgeber spielte hierauf den ersten Satz eines Violin-Concertes in D-moll von Spohr, und zeigte viele Geschicklichkeit in der Ausführung so schwieriger Combinationen, doch schien es, als ob die düstre Farbe des Tonsatzes die Gemüther nicht recht angesprochen hätte. Hr. Reichlinger erhielt Beyfall. Hierauf sang Ue. Kuzizka eine große italienische Arie, welche wir hier öfter von einer der größten Meisterinnen des italienischen Gesanges gehört haben. Ihre

Geschicklichkeit, mit welcher sie sowohl Passagen als auch getragenen Gesang vortrug, wurde anerkannt, und die Sangerinn mit Beyfall entlassen; doch glauben wir hinzuzufügen zu müssen, daß sie im Forte mehr Mäßigung beobachten sollte. Dlle. Sprinz, Schulerinn des Hrn. Salm, ließ sich hierauf mit Variationen von Henri Herz auf dem Pianoforte hören. Sie spielte auf dem nemlichen Instrumente von Leschen, welches im Karntnerthor-Theater schon viel Beyfall gefunden hatte, und erntete sowohl während des Spiels als auch am Schlusse großen ausgezeichneten Beyfall ein, und wurde gerufen. Nach ihr sang der Hof-Opern-Sänger Hr. Hofmann Beethovens Adelaide mit vortrefflicher Stimme und sehr schönem Ausdruck. Dieser Sänger hat an Reinheit der Intonation sehr gewonnen, er erhielt rauschenden Beyfall und wurde gerufen. Das Clavier-Accompagnement war indiscret. Dlle. Betty Koberwein trat hierauf mit einer Declamation auf, und entwickelte ihre schöne Naivität des Vortrags auf höchst anziehende Weise. Auch sie erhielt großen Beyfall und wurde gerufen. Den Beschluß machte Hr. Treichlinger mit dem Potpourri für die Violine von S. Slawj, welches er mit einer imponirenden Kraft und Gewandtheit ausführte. Die vielen grellen Arpeggio's und polyphonischen Griffe, welche Hr. Slawj in seiner Composition angebracht, wurden von dem Spieler recht glücklich ausgeführt, und man sah, daß derselbe die Fähigkeit besitzt, sich die Spielart anderer Meister beynabe ganz eigen zu machen. Ein rauschender Beyfall belohnte die Anstrengung des geschickten Violinisten.

An eben diesem Tage gab Dlle. Antonie Osker im landstandlichen Saale Concert, und spielte mit großer Bravour und schönem Ausdruck Beethovens herrliches Clavier-Concert in Es-dur. Es ist eine Freude, eine so großartige Composition brillant vortragen zu hören. Die Spielerinn erhielt großen Beyfall. Nach ihr trug Hr. Böhm, Solospieler des Theaters in der Josephstadt, ein Adagio und Rondo von Merk, auf dem Violoncell vor. Ungeachtet dieser Virtuosen mehrere Stellen recht schön spielte, und auch viel Beyfall erhielt, so schien es uns doch, als ob er an diesem Tage nicht recht disponirt wäre. Die Meisterinn des declamatorischen Vortrags, Dlle. Müller, sprach hierauf mit vieler Liebenswürdigkeit und kunstvollem Ausdruck Seidls Gedicht „die Thräne,“ und entzückte alle Anwesenden. Nach ihr spielte Hr. Jansa ein Potpourri auf der Violine, in welcher er sein schönes Talent recht glücklich entwickelte, und sich großen Beyfall erwarb. Dlle. Osker machte den Beschluß mit einer sehr brillanten Polonaise von H. Herz, in welcher sie alle Schwierigkeiten mit künstlerischer Gewandtheit sehr glücklich besiegte, und den glänzendsten Beyfall des ganzen Publicums erhielt. Das Orchester führte unter Hrn. Piringers Leitung die Ouverture aus „Titus“ sehr feurig und energisch auf.

(Mit einer Musik-Beylage.)

Minstrel-Lied aus Rockeby, Chnto V., von Walter Scott. In Musik gesetzt von Joseph Panny.

Lied. In Musik gesetzt von weil. Anton Salieri, k. k. Hof-Capellmeister.

Ankündigung.

Die geehrten Abnehmer dieser Zeitschrift werden bey dem bevorstehenden Anfang des zweyten Quartals dieses Jahrgangs eingeladen, den Pränumerations-Betrag dafür zu entrichten. Die Bedingnisse wolle man gefälligst unter dem Titel des Blattes einsehen.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 25. März 1828.

37

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Musterung persischer, deutscher, holländischer Wörter aus Walter Scott's Romanen.

Wenn die Könige bauen, haben die Kürner zu thun.

Schiller.

Ethnographen und Geographen haben die Ilias und Aeneis in keiner andern Absicht gelesen, als die darin befindlichen Völker und Ortsnamen in ihre Auszüge einzutragen; so mögen wohl auch Geschichtsforscher und Philologen Gedichte und Romane mit keinem andern Zwecke durchgehen, als um in denselben historisch Wahres und Wörterverwandtschaften aufzufinden. Wiewohl wir nun nicht gerade so grundgelehrte Philologen sind, daß wir einzig und allein in so rühmlicher Absicht die Werke des großen Allbekannten durchstöbert hätten, so hat uns doch als Deutsche die vornehme Unwissenheit desselben in den germanischen Sprache des Festlandes mehr als einmal billig geärgert, und wir würden dieselbe wirklich gar nicht begreifen können, wenn sie uns nicht aus einer und derselben Quelle zu fließen schiene, mit Sir Walters wegwerfender Geringschätzung für Deutsche und Holländer überhaupt, und mit der geflissentlichen Herabwürdigung holländischen und deutschen National-Charakteres durch Zerrbilder der Sitten und Entstellung historischer Thatsachen. Da im Quentin Durward und im Astrologer deutsche und holländische Charaktere und Wörter gleich verzerrt und verstümmelt sind, so ist's vielmehr eine seltsame Erscheinung, daß im Canongate die persischen Namen und Wörter großen Theils richtig und im Vergleich weit richtiger, als die deutschen und holländischen in den obgenannten beyden Romanen geschrieben sind. Wir könnten uns also hier der Mühe überheben, die persischen zu mustern, wenn dieselben nicht von den französischen und deutschen Übersetzern bis ins Unkenntliche verstümmelt worden wären. Dank der gewöhnlichen Unart französischer vorzüglich aber deutscher Übersetzer, die englische Rechtschreibung fremder Wörter ganz unverändert ins Deutsche zu übertragen, als ob bey jedem Leser durchaus die Bekanntschaft der wahren englischen Aussprache vorauszusetzen wäre. Wir stellen hier also die vorzüglichsten der im Canongate theils durch ursprünglichen falschen Bericht der Quellen, aus denen Sir Walter geschöpft, theils durch Druckfehler

theils durch Übersetzer = Unart entstellten persischen, arabischen und türkischen Wörter in ihrer wahren Aussprache und Form her, um denselben, weil sie nun einmal durch so viel gelesenen Roman in europäischen Sprachen gäng und gebe werden, ihr ursprüngliches Recht widerfahren zu lassen.

Wir beginnen mit den *M u s u l m a n e n*, welche nur eine andere Form der *M o s l i m e n* sind, und die sich bisher so unrechtmäßig als *M u s e l m ä n n e r* (und warum nicht auch als *M u s e l l e u t e*?) in's deutsche Bürgerrecht einschwärzen wollten. Sir Walter schreibt *Musselman*, statt *M u s u l m a n*, was aber doch immer noch weniger unrichtig, als *Moslemah* für *M o s l i m*; nur dieses letzte heißt Rechtgläubige, jenes ist ein eigener Name, namentlich des in der Chalifen = Geschichte so berühmten Statthalters, welcher die Dynastie *Dummije* stürzen und der Familie *Abbas* auf den Thron half. Den *Musulmanen* oder *Moslimen* stehen im ganzen Morgenlande, wie bekannt, die *Franken* entgegen, welche *F r e n g* oder *F r e n g i* heißen, nicht aber *Feringis*, wie *S. W.* schreibt, urd was wieder ein eigener Namen, nemlich der einer alten persischen Königin aus dem *Schahname*. Ein Heiliger heißt auf arabisch *Weli* und die Heiligen in der vielfachen Zahl *Ewlia*, was *S. W.* *Owliah* schreibt, und stets in der einfachen Zahl für Einen Heiligen gebraucht. Der Gruß im Munde des *Molla*: *Salam alaikum bema sabastem* soll heißen: *Selam aleikum bi ma ssabertüm*, d. i. Heil euch, dieweil ihr geduldig gewesen, ein Spruch des *Korans*, der besonders häufig ober den Thoren der *Moscheen* zu *Constantinopel* geschrieben steht. Den in *Deutschland* schon unter verkehrter Benennung eingebürgerten *N a b o b* hat *S. W.* auf seine wahre ursprüngliche Form *Nawaub* (*Newwab*) zurückgeführt. Als *Engländer* hat er vollkommen Recht *Bahauder*, *Hyder*, *Mysore*, *Vishnoo*, *Tippoo*, *Lootie* zu schreiben; die Leser aber *französischer* und *deutscher* Übersetzungen wissen nicht, daß diese so geschriebene Namen *Behadir*, *Haider*, *Maisor*, *Wischnu*, *Tippu* und *Luti* ausgesprochen werden müssen; dasselbe gilt von dem *Frauengemach* *Zenana*, sprich: *Senane*, dem *Bestelkten* oder *Anwald* *Vakeel*, sprich: *Wekil*; dem *Arzte* *Hakim*, sprich: *Helim*; dem *Reiter* *Sipahee*, sprich: *Sipahi*, welcher so lange bald als *Spahi*, und bald als *Seapoy* für zwey verschiedene Personen in *Deutschland* gehalten worden. Im Namen *Gottes* heißt *Bismillah* und nicht *Bismallah*, ein *Ungläubiger* *Kiasir*, nicht *Kafir*, welches als *Kesir* oder *Küfir* gelesen der *Unglaube* heißt. *Chobdar*, sprich: *Tschobdar* oder richtiger *Tschopdar*, d. i. wörtlich *Prügelhalter*, sind Träger *silberner Stöcke* oder *Keulen* (*Macebearers*); das Wort *Tschop* lebt im *Englischen* heute noch in den wohlbekannten *multonchops* und anderen fort; ein *Festungsbefehlshaber* *Kalaader*, wörtlich *Schloßhalter*, und nicht *Killedar*, es müßte denn von mehreren *Schlössern* die Rede seyn, in dem *Kilaa* der *arabische Plural* von *Kalaa*. *Bukshee*, sprich: *Bachsch*, ein *General*; *Sowarre* soll heißen *Suwari*, ein *Aufzug zu Pferd*. *Cummurband*, sprich: *Kemerband*, (ganz das *deutsche Kammerband*) ein *Gürtel* oder *Wehrgehänge*. Daß *Rustan* *Rustem*, *Noushirvan* *Nuschrewan*, *Mahomedan* *Mohammedanisch* gesprochen werden müssen, glauben wir als bekannt voraus setzen zu dürfen, nicht so daß die im *Englischen* mit ganz verschiedenen Vocalen geschriebenen Wörter *Sirdar* der *Anführer* und *Durbar* die *Rathsversammlung* mit einem und demselben dritten Vocal, nemlich mit *e*, *Serdar* und *Derbar* auszusprechen sind; daß *dar*

und *bar* rein deutsche Ableitungssylben, weiß wohl jeder deutsche Leser, nicht jeder aber erkennt gleich beym ersten Anblicke im persischen Worte *Sor* (der Kopf) das englische *Sir* und im persischen *Der* das deutsche *Thor* oder *Thüre*; eben so wenig erkennt man beym ersten Anblick in *Agrezie*, sprich: *Engrisi*, die persische und indische Verstümmelung des Volksnamens des Engländers (*English*), welchen die Perser und *Jnder* entweder *so*, oder *Enkelis* aussprechen, und dadurch den Volksnamen des Engländers schon in ihrer Sprache als eingebürgert annehmen, indem sowohl *Engrisi* als *Enkelis* persische Wörter sind, von denen jenes eine Pflanze (*Dracunculus hortensis* *) dieses ein Thier (*anguilla* **) bedeutet, so daß die Engländer den Persern oder *Jndern* entweder als *Drachenbeyfuß* oder als *Alale* erscheinen.

Einige hier oben gerügte kleine Versehen abgerechnet, ist die Aussprache und Schreibweise der persischen Wörter im *Conongate* fast durchaus richtig und (worüber wir uns nicht wenig verwundern) *Sir Walter* ist weit besser über persische und indische Wörter, als über holländische und deutsche berichtet; da er nicht selbst in Deutschland gewesen, wohl aber einen Ausflug in die Niederlande gemacht, da überdies unter den englischen Matrosen weit mehr Holländer, als Deutsche, so wäre wohl zu vermuthen gewesen, daß *S. W.* mehr mit der holländischen, als mit der deutschen Sprache vertraut, in der ersten nicht eben so große Blößen, als in der zweyten geben sollte; allein es sieht mit dem Holländischen in *Scott's* Romanen nicht besser aus, als mit dem Deutschen, und er ist über das eine eben so wenig, als über das andere im Klaren. Zum Beweise heben wir einige solcher holländisch seyn sollender Stellen aus dem *Astrologer* aus. *Baarenhauer* ist weder holländisch, noch deutsch, in welchem Falle es *Bärenhäuter* heißen müßte; eben so wenig ist *Alleguter Geister* deutsch und holländisch richtig, indem es im ersten Falle, *Alle guten Geister*, im zweyten *Alle goeten Geesten* heißen müßte; so auch: *Donner und blitzen*, welches auf deutsch *Donner und Bliz*, auf holländisch *Donder en blixen* heißt. Die *Tousand und Tausend deyvils* sind weder deutsch (*tausend Teufel*) noch holländisch (*Duizend Deufels*) richtig. *Sturmwetter* ist ein deutsches, und kein holländisches Wort, das holländische ist: *Stormweeder*. *Es spukt da* ist ebenfalls deutsch und nicht holländisch, denn im Holländischen hieße es: *Het spookt daas*. *Strafe mich Helle* statt: *strafe mich Hölle!* gibt im Deutschen den seltsamen Sinn des Wunsches durch übergroßes Licht gestraft zu werden, im hier gemeinten Sinne aber müßte der Holländer: *Straffe my de hell* gesagt haben. *Hold mich der Deyvil* ist, *hohl mich der Teufel!* (könnte ein hierüber entrüsteter Philologe schwören) nicht holländisch, denn da hieße es: *Haal my der Duivel*, und eben so wenig ist: *Ich bin ganz geforens holländisch*, indem es: *Ich been geheel gefroren* lauten müßte. Die seltsamste von diesen holländischen Sprachproben aus dem *Astrologer* ist das dort gegebene hoch holländische Lied: *High dutch song*. Der Verfasser des *Astrologer* hat von einem Hochdeutsch sprechen gehört, und schafft nun auf seine Faust durch die Verwechslung des Deutschen (*German*) mit dem Holländischen (*dutch*) ein *High dutch* oder *Hochhollän-*

*) *Meninski* V. I. pag. 348 und *Siebenmeer* I. B. S. 52.

**) *Meninski* I. B. p. 350.

disch, von welchem vorher weder außer noch in Holland jemals gehört worden. Dieses seltsame hoch holländische Lied lautet:

Saufen Bier und Brantwein
Schmeissen alle die Fenster ein
Ich bin liederlich
Du bist liederlich

Sind wir nicht liederlich Leute, A

und ist statt einem hoch holländischen bloß ein niedrig deutsches Schenkenlied. Überhaupt scheint die ganze holländische und deutsche Sprachkunde der Romane Walter Scott's aus irgend einer Schenke hergenommen; sein Deutsches im Quentin Durward ist um nichts besser, als sein Holländisches im Astrologer, und der Deutsche könnte Sir Walter'n wohl mit Recht zurufen, was der Lanzknecht sagt: Du bist ein comische Mann *); wie hier das r fehlt, so ist das s, in den Schwarzreiters **) zu viel, und wie in dem Astrologer schlechtes Deutsch für Holländisches gelten muß, so im Quentin Durward das Meinheers ***) für Deutsch; mit der holländischen und deutschen Sprachkenntniß Sir Walter's geht die Richtigkeit seiner Ansicht holländischen und deutschen Charakters Hand in Hand. Holländer und Deutsche, wo sie nur immer in Scott's Romanen erscheinen, sind Schufte oder erbärmliche Wichte, über welche alle Lauge Scottischen und oft ächt gothischen Wises ausgegossen wird. — Alles dieß möchten wir uns Holländer und Deutsche von einem englischen Romanenschreiber eben so gefallen lassen, als sich der Franzose gefallen lassen muß, von John Bull als french dog oder Johny crapaud behandelt zu werden. Wie sollte der Holländer oder der Deutsche gerechtere Würdigung seines Charakters von dem schottischen Baronet fordern können, welcher die doch seiner eigenen Muttersprache so nahe verwandten germanischen Mundarten mißkennt und radebricht? Es wäre gar nicht der Mühe werth gewesen, sich hierüber aufzuhalten, wenn Walter Scott seine Sphäre als Romanenschreiber nicht überschritten hätte, und nicht jüngst als Geschichtschreiber aufgetreten wäre. Vom Geschichtschreiber ist die richtige Würdigung des Charakters der Völker nicht minder als der von geschichtlich merkwürdigen Individuen billig zu fordern. Selbst der Werth historischer Romane, wie die Walter Scott's, ist so größer, je weniger die Begebenheiten und Charaktere gefälscht sind; als Sittengemälde sind Scott's Romane einzige Meisterstücke ihrer Art, aber die dem Dichter gerne gestattete Freyheit, seinen Lieblingshelden ins Schönere und die Gegner desselben als Folie ins Dunklere zu malen, mißbraucht Sir Walter über alle Gebühr, wenn er z. B. seinen Lieblingshelden Richard Löwenherz überall mit solcher Strahlenglorie umgibt, daß nirgend die Schattenseite des Wütherichs zu ahnen, welche in dem kaltblütigen Morde der fünftausend Gefangenen bey Akka in der Geschichte so fürchterlich hervortritt, und wenn er dafür (im Talisman) Leopold den Tugendhaften so unwürdig schildert. Nach solcher, in historischen Romanen an Tag gelegter philologischer und historischer Unkunde und Verfälschung dürfen die Versehen und Mißgriffe, welche dem schottischen Baronet als Reisebeschreiber und Geschichtschreiber neuester Zeit von allen Sei-

*) In der Edinburger Original-Ausgabe II. S. 157.

**) Eben da S. 327.

***) Eben da S. 213.

ten mit Recht vorgeworfen werden, nicht im geringsten Wunder nehmen. Bemitleidend aber muß der Österreicher dazu lächeln oder die Achseln zucken, wenn er in Sir Walter's Paul's letters to his kinsfolk die von Reisebeschreibern allgemein gerühmte prächtige Uniformirung der ungarischen Leibgarde als unwahr widersprochen findet, weil Sir Walter ungarische Grenadiere, die er begegnete, als sie eben aus des Feldzugs Beschwerden kamen, für die ungarische Leibgarde hielt, oder wenn in seiner Geschichte Napoleons durchaus Kaiser Franz als Schwager Ludwigs XVI. erscheint. Wir meinen, daß solche historische Unkunde im allernächsten Zusammenhange mit der in Sir Walter's Romanen gerügten philologischen steht, und haben uns daher, wiewohl wir unseres Handwerks eigentlich keine Philologen sind, dieser Bemerkungen nicht entblößen können; wir geben dieselbe im Geiste des Philologen bey'm Cicero: Nos enim ita philologi sumus ut vel cum fabris habitare possumus *).

Faber.

*) Cicero ad Quintum fratrem. II.

An Dlle. Katharina Tomaselli *).

S o n n e t.

Noch hör' ich Deines Liedes sanfte Töne,
Der Stimme seelenvolle Melodie!
O, danke froh der freundlichen Kamöne,
Die ihrer Gabe Zauber Dir verlieh!

Ja Du vereinst das Gute und das Schöne
In einer wunderbaren Harmonie;
Und daß der Sieg einst herrlicher Dich krönte,
Verlaß' Bescheidenheit Dein Streben nie.

Doch darfst darum Du nicht Dein Ohr verschließen
Der Huldigung, die aus dem Liede spricht.
Es müssen dem Verdienst ja seine Kränze sprießen,

Und nur das Eine sagt sie, und mehr nicht:
Mag lauter Beyfall Deiner Kunst erschallen,
Dein stiller Werth muß höher noch gefallen.

d.

*) Nach ihrem ersten Debut im Concert der Dlle. Krings.

Correspondenz-Nachrichten.

Moskwa, Ende December 1827.

(S c h l u ß.)

Noch größer ist der Schutz, den die Regierung den dramatischen Schriftstellern angedeihen läßt. Das Eigenthumsrecht derselben erstreckt sich z. B. über beyde Hauptstädte, das heißt der Schriftsteller; welcher in Petersburg ein Honorar erhielt, verliert das Recht darauf nicht in Moskwa und umgekehrt, auch in dem Falle, wenn das Stück schon gedruckt ist. (Wie ganz anders ist es in Deutschland! —) Ferner erhält er noch ein Benefice, und zwar, je nachdem das Stück in Prosa oder in Versen, in drey oder mehreren Aufzügen abgefaßt ist, die Einnahme von der zweyten oder dritten Vorstel-

lung nach oder ohne Abzug der Kosten. Überdies hat der Verfasser noch, besonders wenn das Stück sich auf dem Repertoire erhält, freyen Eintritt ins Theater. Außer diesen pecuniären Vortheilen genießen die Verfasser oder Übersetzer noch Ehrenbezeugungen, von denen man, meines Wissens, ebenfalls in Deutschland nichts weiß. Man klatscht ihnen z. B. Beyfall zu, und deshalb würden die Schauspieler sehr oft sehr lächerlich handeln, wenn sie dasselbe immer auf sich beziehen wollten. Es gilt vielmehr sehr oft einem gutgewählten Ausdrucke, einem witzigen Gedanken des Schriftstellers. Ja hervorgerufen werden sie sogar. Noch vor einigen Tagen, bey Gelegenheit des Benefice des Hrn. Capellmeisters Scholz, hatten wir hievon ein Beyspiel, indem Hr. Malischew, ein Bögling der hiesigen Theater-Schule, welcher das Vaudeville „der schönste Tag im Leben,“ oder „die Schule reicher Freyer“ aus dem Französischen übersetzt hatte, hervorgerufen wurde. Außer diesem Vaudeville wurde noch die „Schweizerfamilie,“ oder das „Heimweh“ (ohne oder erscheint hier kein Buch), übersetzt von Grefsch, gegeben. In dieser Oper trat Dlle. Repin zum ersten Male in einer größern Rolle, in der der Emmeline, und zwar mit entschiedenem Beyfalle auf. Ihr Außeres ist angenehm, ihre Stimme metallreich, und ihr Spiel, einige Schüchternheit abgerechnet, recht brav. Die Rolle des Jacob gab Hr. Bulachow, die des Durman, Hr. Raesanzew, ein junger Schauspieler, der sehr viel verspricht. Zum Schlusse wurden die mechanischen Figuren (Automaten) gegeben, ein komisches Ballet in einem Acte von Bernadelli, welches sehr gefiel.

Doch nun, wo soll ich Worte finden, um das Aufsehen zu beschreiben, das einige Wochen hinter einander — der Jocko machte, oder eigentlich Hr. Springer, der ausdrücklich für diese Rolle verschrieben wurde, in der Rolle des Jocko. „Haben Sie den Jocko gesehen?“ O dieser Springer spielt herrlich, meisterhaft, unvergleichlich. So tief hat noch kein Menschenkind das Thierische aufgefaßt, so täuschend noch keines den — Affen gegeben. So sprach man in allen Gesellschaften, und es war kein Wunder, wenn jeder Lust bekam, ein solches Wunder zu sehen. Aber ein Wunder war es, wenn man ein Billet bekam. Da mußte man recht im eigentlichen Sinne früh aufstehen, denn die Casse war wie belagert, und um 6 Uhr des Morgens war oft schon kein Billet mehr zu haben. Glücklich, wer auch ohne Billet nur mit heiser Haut und ganzem Rocke wieder aus dem Gedränge kam. So ging es nicht ein mal, sondern sieben Mal, so oft wurde Jocko gegeben, und nicht allein die Casse, sondern auch Hr. Springer machte herrliche Geschäfte. Dieser bekam für jede Vorstellung nicht weniger als 300 R., außerdem noch täglich 10 Rub. für Kost und Wohnung, und überdies noch ein Benefice, das ihm, da das Haus, obgleich die Preise verdoppelt waren, gedrängt voll war, auch eine bedeutende Summe eingebracht haben muß. Wenn Hr. Springer in allen Hauptstädten Europa's so gute Geschäfte macht, so kann er recht gut als Mensch von dem leben, was er als Affe verdient.

Wie wir hören, so reist er von hier nach Warschau. Wir wünschen ihm dort eben so viele Bewunderer seiner Darstellung des Thierischen, und bedauern nur, daß wir mit ihm zugleich den herrlichen Jocko verlieren, für dessen Verpflanzung auf den russischen Boden wir Hrn. Sotow nicht genug danken können. Doch ganz verlassen werden wir nicht seyn, auch wenn Hr. Springer uns verläßt. Er hat sich ja, wie man vernimmt, in einem hiesigen Ballettänzer einen Jocko — wie soll ich sagen, abgerichtet oder gebildet, und wir hoffen, daß der Schüler seinem Meister keine Schande machen wird.

Sehr oft hinter einander gab man vor kurzem auch „den unsichtbaren Fürsten“ (Knjes Njewidimka) eine große Zauber-Oper in 4 Aufzügen, Musik von Cavo's, Capellmeister in St. Petersburg, ein gewaltiges Spectakelstück, das lange Zeit hinter einander, nicht allein das Haus, sondern auch die Casse füllte. Und wie sollte es auch nicht? Gibt es darin nicht herrliche Sachen zu schauen: Verwandlungen über Verwandlungen, zusammenstürzende Ritterschlösser, Schlachten, Märsche und Tänze, und gleicht nicht das hiesige Publicum darin dem römischen, daß es mehr schaue als hörlustig ist? — Dieser unsichtbare Fürst war ganz sichtbar ein anderer Freyschütz, oder wie es ins Russische übersetzt ist — Bauberchüh, der auch zu seiner Zeit und noch jetzt an ho-

hen Fests und Feiertagen, Alt und Jung, Vornehm und Gering bezaubert. An uns ging indeß seine Zauberkräft total verloren. Dieß war aber nicht die Schuld des Zauberschühen, sondern — des Teufels. Dieser spielt nemlich hier die Rolle eines sehr dummen Teufels, der aus sich selbst nicht recht klug wird. Während er auf den deutschen Bühnen den Augen des Zuschauers fast ganz entrückt bleibt, spaziert er hier im dreyeckigen Federhute, im grünen Rocke, fast wie ein deutscher Oberförster gekleidet, ganz gravitatisch auf der Bühne herum, ohne daß man begreift, was er eigentlich will, ausgenommen im letzten Acte, wo er wirklich einen holt. Das Schauerliche wird dadurch lächerlich, und das Ganze verliert an Wirkung. Überhaupt kann dieses Stück, auf eine deutsche, hier ganz unbekannte Volksage basirt, einen Stand angehend, der in der Art, wie in Deutschland, hier eben so wenig existirt, als in Frankreich, durchaus nicht richtig aufgefaßt werden. Und so sind es also wieder nur die prächtigen Decorationen und die herrliche Musik, freylich bey jeder Oper die Hauptsache, die das Stück auf dem Repertoire erhalten können.

Vor kurzem ließen sich zwey fremde Künstlerinnen hier hören, nemlich *Mlle. Rainé*, eine italienische Sängerin, angebliche Prima Donna auf den besten italienischen Theatern, und *Mad. Szymanowsky*, die bekannte Virtuofinn auf dem Clavier. *Mlle. Rainé* sang ein Rondo aus der Oper: *Cominge*, von *Pacini*; eine Cavatine aus der Oper: „Die weiße und rothe Rose,“ von *Meyer*; eine Romanze aus *Othello*, und ein Rondo aus der *Cenerentola*, beyde von *Rossini*. Ihr Gesang sprach das hiesige Publicum, dem die Töne einer *Anti* und *Tegil* noch im Andenken sind, nicht besonders an. Dagegen fand *Mad. Szymanowsky*, welche unter andern ein Concert von *Kengel* mit vielem Ausdruck und Gefühl vortrug, allgemeinen Beyfall. Übrigens haben wir weder die eine, noch die andere gehört, und können also nur fremdem Urtheile folgen.

Während *Moskwa*, wie oben erwähnt wurde, den bewunderungswürdigen *Jocko* an *Warschau* abtrat, schickte dieses dafür eine Truppe so genannter englischer Reiter hieher. *Mad. Stephani* ist vor kurzem mit 40 wohl dressirten Pferden hier angekommen, unter denen besonders eines ein wahres Wunderthier seyn soll. Die Vorstellungen dieser Truppe werden im Hause des Fürsten *Gagarin* gegeben. Leider haben wir ihnen noch nicht beywohnen können, und müssen daher das Nähere darüber auf einen künftigen Bericht verschieben, der außerdem noch eine Beschreibung der Kunststücke des berühmten *Minuto*, dieses Doctors unter den Hunden, welcher schon auf dem Wege hieher seyn soll, eine Beschreibung der Lustbarkeiten während der *Butterwoche*, und andere Herrlich- und Merkwürdigkeiten enthalten wird.

Novitäten.

Sechs Lieder mit Pianoforte- oder Guitarre-Begleitung, von *G. Graf von Blankensee*. Berlin, bey *Trautwein*.

Ein Liebhaber der Tonkunst zeigt sich hier in leichten faßlichen Melodien, welche nicht eben nach Originalität, sondern nach einem populären Style streben. Die Begleitung des Pianoforte darf man in den Väßen nicht mit strengen Augen betrachten, auch weicht die Guitarre an manchen Orten in der Harmonie vom Pianoforte ab, aber der Verfasser scheint ein guter Sänger zu seyn, und hat sogar oft die Manieren beigefügt. Das *Ständchen* ist gefällig, *Sturm und Friede* hat mehr *Imposantes*; *Ich denke dein*, eine leichte Melodie, eben so die *Flucht der Freude*. Das *Schifferlied*: „Bey der stillen Mondeshelle treiben wir mit frohem Sinn,“ geht aus *Es-moll*; des *Jünglings Klage*: „Ich irr' im dunklen Waldrevier, und klage meine Leiden,“ ist in *C-dur* geschrieben.

Vieles scheint der Guitarre aufgeopfert, und der *Compositeur* zuerst auf die Singstimme bedacht zu seyn, der er später die Harmonie unterlegt. Der *Stich* ist ziemlich elegant.

C o n c e r t.

Im k. k. Hof-Operntheater trat Hr. Romberg am 13. März abermals mit seinem großen Concert in C-dur, welches er „Schweizergemälde“ benennt, unter großem Beyfall auf, und brachte vorzüglich im Rondo den höchsten Grad des Entzückens hervor. In den Variationen über russische Lieder, welche er am Schlusse vortrug, erfreute sich das Publicum an der anmuthsvollen und graziösen Leichtigkeit, mit welcher dieser Künstler Schwierigkeiten auflöst. Stürmischer Beyfall begleitete jedes Mal seinen Abgang. Ule. Spring, welche wir schon einige Male recht rühmlich erwähnen mußten, spielte an diesem Abende wieder die Variationen von H. Herz, und erwarb sich lauten Applaus. Der Flötist Hr. Wehle blies mit Fertigkeit Variationen von Drouet, und erhielt Anerkennung.

Große musicalische Academie

zum Vortheil des Pensions-Institutes für Witwen und Waisen der
Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musicalischen Academie im Hoftheater nächst der k. k. Burg, am 28. März 1828, geziemend einzuladen. An diesem Tage wird das Oratorium:

S e p h t a,

in Musik gesetzt von Händel, und in dieser die Instrumental-Begleitung vermehrt von J. F. v. Mosel aufgeführt werden.

P r i v a t - C o n c e r t.

Am 26. März wird Hr. Franz Schubert im Saale des nied. österr. Musikvereins (unter den Tuchlauben, Nro. 558) ein Privat-Concert geben, in welchem folgende, durchaus von ihm componirte Stücke zu hören seyn werden: Der erste Satz eines neuen Streich-Quartetts, vorgetragen von den Hh. Böhm, Holz, Weiß und Linke. Vier Gesänge mit Begleitung des Pianoforte: „der Kreuzzug von Leitner, die Sterne, von demselben, der Wanderer an den Mond, von Seidl, und ein Fragment aus dem Aeschylus,“ vorgetragen von dem k. k. pens. Hof-Opernsänger Hrn. Vogl. Sodann: „Ständchen,“ von Grillsparzer. Sopran-Solo und Chor, vorgetragen von Ule. Josephine Fröhlich und den Schülern des Musikvereins. Hierauf folgt ein neues Trio für Pianoforte, Violin und Violoncello, vorgetragen von den Hh. Carl Maria v. Bocklet, Böhm und Linke. Endlich fünftens Kellstabs Gedicht: „Auf dem Strome,“ für Gesang und Begleitung des Horns und Pianoforte's, vorgetragen von den Hh. Tische und Lewy d. j. Sechstens „die Allmacht,“ von Ladislaus Pyrek. Gesang mit Begleitung des Pianoforte, vorgetragen von Hrn. Vogl. Endlich 7) „Schlachtgesang“ von Klopstock, Doppel-Chor für Männerstimmen. Eintrittskarten zu 3 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der Hh. Haslinger, Diabelli und Leidesdorfer zu haben. Der Anfang ist Abends um 7 Uhr.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 27. März 1828.

38

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer viertels, um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. E. M. bey K. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

König Erin.

(Ballade nach schottischer Sage.)

Hoch oben auf schroffer Felsenwand
Sieht König Erin zu Throne,
Er schaut wohl herab auf's beherrschte Land,
Am Abendstrahl' blizt seine Krone; —
Und so weit er spähet und schaut umher,
Bis hinaus weit an's unendliche Meer
Ist das prächtige Land wohl sein eigen,
Muß sich Jeder gar tief vor ihm neigen.

Wohl perlt ihm im Becher der duftigste Wein,
Und die tönend'ste Harfe von allen,
Die muß wohl beym Könige Erin seyn
In der hohen Königsburg Hallen;
Und von Allem, was Land und was See nur beut,
Ist das Köstlichste immer dem König' geweiht,
Und die Quellen, die Andern verstiegen,
Die trinkt er in raschen Zügen.

Und doch starrt er hinaus in die weite See,
Und der Becher will ihm nicht munden,
Im Herzen da ist's ihm so leer und so weh',
Kann's ihm nimmer und nimmer gesunden.
Was soll er mit all seiner Herrlichkeit,
Wenn kein liebendes Auge mit ihm sich erfreut!
Soll kein Herz sie mit ihm genießen,
So mag sie für ihn auch entfließen!

Trarah! da reiten drey Bothen herab
Von der Königsburg spiegelnden Hallen,
Die reiten im Lande wohl auf und ab
Zu Erins Mannen allen,
Sie entbieten die Mägdlein, die Jungfrau all',
Hinauf in die Hofburg zum festlichen Mahl';
Die Schönste, die wird er erwählen,
Zum Eh'gemahl sich zu gesellen.

Da eilen und sputen sich Mägdlein viel,
 Hellstrahlend, wie himmlische Sterne,
 Die hohe Königsburg ist ihr Ziel,
 Sie kommen von nah' und von ferne;
 Jed' Wange ist röther, jed' Herz so voll,
 Und Jede dünkt sich die Schönste wohl. —
 „Ey Zöfchen! denk, 's sind ja gar Viele!
 „Mich wählt er?! ... hör' auf mit dem Spiele!“

Doch sind Alle auch schön, zum Entzücken schön,
 Ist Eine doch schöner als Alle,
 Die ging nicht zur Königsburg, müßt' sie nicht gehn,
 Blieb' gerne zurück im Thale;
 Die Rose von Erol lockt Kron' nicht und Thron,
 Sie hat einen Liebsten im Thale schon,
 Der ist ihre Lust, ihre Wonne, —
 Was hilft ihr der König zu Throne! —

Und — wie nun der dritte Tag entfloh'n,
 Da sind sie im Saale beysammen,
 Da prangen die Damen im Kranze schon,
 Geschmückt mit des Demants Flammen.
 Da schmachtet manch Augenpaar — klar und licht,
 Wie ein morgenthauig Vergifmeinnicht,
 Manch funkelt, wie blitzende Sterne, —
 Wohl bezwäng's den König so gerne.

Schwer wär' auch dem König gewesen die Wahl,
 Sich Eine zum Weib zu erlesen,
 Wär' die Rose von Erol nicht auch mit im Saal',
 Und die Schönste von Allen gewesen.
 „Du, Rose von Erol! komm' her zu mir,
 Der Thron und die Krone gebührt nur dir!
 Sind Alle auch leuchtende Strahlen:
 Du bist doch die Schönste von Allen!“

Und er nimmt Elvinen gar sanft an der Hand,
 Und führt sie hinauf zum Throne,
 Schlingt ihr um die Locken mit goldenem Band
 Die helle, die blitzende Krone;
 Drob flammt manch Auge in heimlicher Wuth,
 Und die Busen durchbebet des Neides Glut,
 Nur sie fühlt nichts von dem Glücke,
 Ihr schwimmt eine Thräne im Blicke.

Drauf ward nun getafelt, gebechert im Kreis,
 Wohl erklangen — mit stillem Ergrimmen
 Die Becher alle Elvinen zum Preis,
 „Lebe hoch!“ scholl's von tausend Stimmen.
 Da trat auch ein Harfnersmann sittig herein,
 Er brachte das Beste zu Tafel und Wein,
 Wohl horchte Alles im Kreise,
 Wie er sang mit der Harse leise:

„Ein Harfnersmann einst, — thät ein Röschen wohl
 Im Thale von Erol dort lieben,
 In stiller Sehnsucht das Herz ihm schwoll
 Zur Rose im Thale dort drüben.“

Thät wohl Tage lang sitzen in freyer Luft
 Bey Röschen im lieblichen Blumenduft,
 Er thät nichts, als singen und lieben,
 Er thät nichts, als singen und lieben!“

„Ein Sturmwind kam an den stillen Ort —
 Mit den Blümchen ohne Erbarmen,
 Riß der auch sein einziges Röslein mit fort,
 Ließ allein im Thale den Armen.
 Was sollt' er allein nun, der Harfner treu?! —
 Wohl riß er die goldenen Saiten entzwey,
 Thät nichts mehr, als weinen, weinen,
 Thät nichts mehr, als weinen, weinen!“

Wie der Sänger geendet, zerriß er sogleich
 Die Saiten und stürmt' aus dem Saale,
 Elvina aber zu Throne ward bleich,
 Und wankte, nahe dem Falle,
 Die frische Rosenwang' ward ihr so blaß,
 Das klare Himmelsauge so naß, —
 Wohl wollt' sie's im Becher verstecken,
 Doch konnt' es ein Jeder entdecken.

„Den Harfner schaffst mir sogleich zur Stell'!“
 Rief der König mit ernstem Sinnen,
 „Er ist mir ein gar ein wilder Gesell,
 Was schoß er so jähe von hinnen? —
 Und glaubt er, der Harfner sey hier nicht geehrt,
 So werd' er zur Stunde des Bessern belehrt,
 Erfahr' er, daß hier in den Hallen
 Der Harfner geehrt sey von Allen!“

Und wie nun der Harfner zur Stelle stand —
 Die Augen verweinter und trüber,
 Da faßt wohl der König Elvins Hand,
 Und führt sie zum Harfner hinüber: —
 „Nicht will ich zerstören die selige Lust,
 Schließst treu euch und fest an die liebende Brust!
 Sollt' eh' ich ein fremdes begraben —
 So will ich mein Glück nicht haben!“

Hoch oben auf schroffer Felsenwand
 Sitzt Erin nun wieder zu Throne,
 Und schaut wohl hinab auf's beherrschte Land
 Gar einsam, allein mit der Krone,
 Und schaut wohl hinunter nach Erol in's Thal,
 Naß funkelt der Blick ihm am Abendstrahl'; —
 Doch flieh'n ihm auch einsam die Stunden: —
 Er hat doch zwey Herzen verbunden!

Adolph Ritter v. Eschabusnigg.

Die Gründung der Karthause bey Gitschin.

Eine Erinnerung an das Vaterland, von Eduard Habel.

Das Städtchen Gitschin ¹⁾, der Sitz der Kreisbehörde, eines sehr vorzüglichen Gymnasiums, einer militärischen Erziehungsanstalt u. s. w., war einst Albert Waldstein's, Herzogs von Friedland, Residenz. — Hier war es, wo er

¹⁾ Im Bidschower Kreise in Böhmen.

auf seinem prächtigen Schloß einen beynahe königlichen Hofstaat führte; denn zwanzig Kammerherren und sechzig Pagen waren stets zu seinem Dienste bereit, und unternahm er eine Reise, so begleiteten ihn zwey hundert Wägen. Hier war es, wo der Große manchen hohen Plan entworfen, manch Herrliches begonnen und vollendet.

Ist nun aber auch von All' dem nichts mehr, denn übermooste Trümmer zu erblicken, und leihet dem Städtchen die Vergangenheit nimmer ihren Glanz, so sind doch die majestätischen ernsten Höhen, in deren Mitte es von bunten Aekern und duftenden Wiesen umringt lagert, dieselben, auf die einst der große Waldstein vielleicht eben so gerne schaute, als der unbekante Wanderer auf einsamen Pfade.

Und wer sollte auch nicht gerne hinüber blicken zu dir du Tannen-umdüsterter Lator, von dessen Giebel sich der Seelen Tausende Trost, Stärkung, Frieden holen? Wer nicht zu dir, Prachow's Felsenstadt, mit deinen hoch über des Waldes Wipfel sich erhebenden Thürmen? Auf dich, ergraueter Welisch, Wiege so vieler erlauchten Ahnen, und auf deine ewig starren, anschauerlichen und dennoch blühenden Thälern so reichen Höhen, du Böhmens Krone, Riesengebirge?

Liegt nun auch in Allem dem ein eigener Zauber, so ist doch vorzugsweise der Anblick der von Gitschin nicht fernem Karthause bedeutungsvoll. — In einer von mehreren anmuthigen Höhen begrenzten Ebene, nächst dem Dorfe Walditz, erhebt sich dieses, theils seines erlauchten Gründers, theils seiner selbst wegen merkwürdige Gebäude. Es bildet ein Viereck, dessen gegen Osten gelegener Theil ehemals die Prälatur ausmachte, die andern Seiten bestehen aus an einander gereiheten Häuschen mit zierlichen Vorgärtchen, dem ehmaligen Aufenthalte der Karthäusermönche, welche überdieß noch von einem großen Obstgarten umgeben sind; Alles dieses aber schließt eine hohe Mauer mit Geschüthtürmchen und Schießscharten ein, deutend auf den Kriegessinn und Geist jener Zeit. — Doch, wie am Schiffsmast die färbige Flagge weit hin über das Schiff weht, so grüßt auch die im Herzen dieses Gebäudes erbaute hoch gethürmte Kirche, Jeden, der sich ihr nahet, mit freundlichem Willkommen.

Oft durchhallten meine Schritte die von Menschen verödeten Gänge der Karthause; ich bewunderte die eben so prächtigen als reichen Malereyen, las die ihnen mit Gold eingepägten Sittensprüche und Weisheitsregeln, und wollte mich oft bereden, ich stände nicht allein, es wehten die Geister aller Jener, die gläubig und fromm einst in diesen Hallen lebten, segnend an mir vorüber. — Da ich nun so gerne mich hier fand, war ich bemüht, recht viel von der Geschichte der Karthause zu erfahren, und das Folgende ist es, was ich über ihre Gründung erkundet. —

Friede und Ruhe lag noch auf Böhmens Fluren, doch matter begann schon das Heer der Sterne zu flimmern: da stand der Herzog von Friedland mit Battista, seinem Astronomen, noch auf lustigem Söller und ermaß mit forschendem Blick den Lauf der Gestirne. Doch nicht wie sonst spiegelte das fahle Mondlicht sich heute in seinen trüben Blicken; hoch erfreut strahlte des Feldherrn Antlitz, denn er las große Kunde mit Zügen aus flammenden Welten im Buche der Nacht. — Neue Hoheit, neuen Ruhm, verkündeten ihm die

Triegerischen, und sein gebeugtes Haupt, bereits mit dem Herzoghute geschmückt, erhob von Hoffnung belebt sich wieder, denn er sah entzückt eine Königskrone es umstrahlen, sah begeistert schon künftige Herrscher seinem Blute entspringen. —

Und die Nacht entfloß, während leichten Trittes der Tag anbrach. Jedem Begleiter der grauen Feindinn, dem Thau, der Kühle, der Stille, gebot er zu enteilen, und es prangte gar bald Feld, Wiese und Au vom blauen Himmelszelte umzogen in rosigem Schimmer. — Allenthalben tönten Lieder des Preises, des Dankes, und Tausende von Stimmen jubelten freudig dem Kommenden entgegen. —

Auch Pelunka der Hirte trat neu gestärkt aus seiner im Schutze hoher Tannen am Abhange eines Berges stehenden Hütte; er blies, während sich seine Heerde um ihn versammelt hatte, auf schlichtem Rohre sein Morgenlied, und zog dann, sorgsam und treulich sie überschauend und hütend, der großen Hutweide zu, die nächst dem großen herzoglichen Thiergarten zu Walditz gelegen war. — Hier angelangt, war es, wie immer auch heute, sein erstes Bemühen, aus der Wiesenblüthen schönsten einen bunten Kranz zu winden, um das im nahen Busche aus Fels künstlich geformte Bild der Himmelskönigin zu schmücken; ihm war dann immer so wohl ums Herz, er wäunte, es lächle die Göttliche ihm wohlgefällig zu, und gerne verweilte er hier im Schatten rauschender Eichen; — es ruheten sich sanft auf duftendem Rasen, und zum köstlichen Kissen wurde ihm der die heilige Jungfrau erhebende Stein. — Dieß war denn auch heute so; er mied des wachsenden Tages Gluthen, und suchte das ihm so theure Asyl. Kaum aber daß er hier gelagert war, und sein Auge sich an dem lichten Blau des durch die Zweige blinkenden Firmamentes ergökte, schloß es sich, und dem Geiste des Hirten erstieg ein wunderbarer Traum. — Auf der Weide, wo seine Heerde sich nährte, schritten in feyerlichem Zuge unter Gesängen und Gebethen Geistliche in noch nie gesehenen Gewändern an ihm vorüber; sie bekreifeten lange dieselbe Stelle, pflanzten das Kreuz in der Mitte der Hutweide auf, und verschwanden eben so schnell wieder, als sie ihm erschienen. — Pelunka erwachte; sein erster Blick fiel auf die erst im Traume gesehene Stelle, doch ruhig lag seine Heerde auf der emsig von ihr gemäheten Wiese. — War nun auch der Traum von dem Hirten gewichen, so standen doch noch lebhaft dessen Gebilde vor seiner staunenden Seele; er sah noch die ernstern Reihen, hörte die Töne des geweihten Gesanges, und wie er sich auch bemühte, den Schein durch Wirklichkeit zu verdrängen, umsonst, er brachte nicht Ruhe in sein Gemüth, und nichts stillte den Drang es zu sagen, was er so bedeutungsvoll gesehen. —

Mittlerweile saß im säulengetragenen Speisesaal zu Gitschin Waldstein der Herzog, umringt von den Großen seines Hofes, auf golddurchwirktem Purpur, ihm zuaächst die zärtliche Gattinn und liebende Schwester, hoch erfreut, des theuren Helden Antlitz, heute nicht wie immer, von finstern Falten getrübt zu schauen.

Lieblicher denn sonst, duftete in Krystallenem Pokale die vaterländische Nebe, und frohe Lieder ertönten auf des Herzogs Geheiß im Munde der Knaben, die von lange her nur ernste Gesänge den Accorden ihrer Saiten zu

vermählen gewöhnt waren. Da trat einer der Kämmerlinge ehrfurchtsvoll in seines Gebieters Nähe, um ihm zu melden: es harre in des Schlosses Hofraum ein Hirte, der dringend um die Gunst ersuche dem Herzoge große Kunde zu bringen. Und Waldstein sah lächelnd sich um im Kreise seiner Lieben und Treuen, nachdem er geboten, den Harrenden zu ihm zu führen. —

Pelunka trat schüchtern in die reichgeschmückte Halle; was sich ihm jetzt zeigte, hatte er noch nie gesehen, und mehr denn das Licht der Sonne, blendete ihn der Glanz, der von Frauen und Rittern, und Wand und Decke ihm entgegen quoll. —

Aber bald gefaßt, folgte er dem freundlichen Winke des Herzogs, und theilte ihm das, was er vor kurzem erst im Traume gehört und gesehen, nicht unbefangen mit! —

Waldstein erhob sich staunend und ernst vom purpurnen Polster, blickte dankend zum Himmel und schloß gerührt den errötheten Jüngling in seine Arme. Lange verweilten der Anwesenden Blicke verwundert auf dieser Gruppe: — da brach der Herzog endlich die horchende Stille; er pries laut den schlichten Hirten einen Boten des Herrn, der ihm göttlichen Fingerzeig gegeben, und gelobte feyerlich in Gegenwart der ganzen Versammlung, zu Gottes und der heiligen Jungfrau Ehre, auf jener Weide für die Geistlichen (es erklärte sich sodann, daß es Karthäuser waren) ein Kloster zu stiften, wie Pelunka im Traume gesehen! — In der That zog auch der Herzog von seiner Familie und seinem ganzen Hofstaate aufs feyerlichste umringt dem nächsten Tag entgegen ¹⁾, und legte auf der Weide nächst dem Thiergarten zu Walditz den Grundstein zu der sich noch heute majestätisch erhebenden Karthause, sie zugleich zu seiner Familien = Begräbnißstätte bestimmend. —

Doch, was auch der große Mann gehofft haben mag, es hat sich ihm in der Vorsicht weisen Fügungen nicht erfüllt; er betrat die durch ihn gegründeten Hallen nie wieder. — Bald nach seinem schrecklichen Ende ²⁾ umwölbte ihre dunkle Gruft seine, seiner Gattinn, und seiner Schwester der Gräfinn Ercka entseelte Hüllen ³⁾. —

Noch heute steht die Karthause ernst und hehr, umringt von mit dunkeln Wäldern und grünen Matten geschmückten Höhen, ein würdiges Gebäude Gottes da, und durchwallt sie auch nimmer ein Chor frommer Priester ⁴⁾, so spricht sie doch noch laut und tröstend uns zum Herzen. —

¹⁾ Im Frühlinge des Jahres 1627.

²⁾ Zu Eger am 15. Februar 1634.

³⁾ Der Leichnam der Gräfinn Ercka befindet sich noch jetzt in der Gruft der Walditzer Karthause; des Herzogs und der Herzoginn Überreste wurden aber schon vor mehreren Jahren nach Münchengrätz übertragen. —

⁴⁾ Sie wurde im Jahre 1782 aufgehoben.

Beschreibung zweyer in Pompeji gefundenen Gemälde.

Neapel, im Februar 1828.

Bephyrs Vermählung.

Dieses bewundernswerthe Gemälde, welches im verfloffenen Jahre 1827 an den innern Mauern eines Privatgebäudes, nicht weit vom Hause Fallonia entdeckt wurde, darf man zu den merkwürdigsten Überbleibseln der Malerkunst des Alterthums zählen. Sey es nun in

Berücksichtigung der Neuheit des Gegenstandes, der besondern Schönheit und Einheit in der Erfindung, oder der Leichtigkeit der, an den beyden Geschlechtern im glücklichsten Alter gewählten Formen, so ist dieses Gemälde wirklich unschätzbar. Da aber die Ausführung diesen Eigenschaften nicht entspricht, so dürfte man glauben, daß die Idee dieses Gemäldes von irgend einem Meisterstücke eines höchst vorzüglichen Künstlers entlehnt, aber von einer weniger geschickten Hand in diesem Gemälde ausgeführt worden sey.

Man erblickt eine Göttinn in einer angenehmen ländlichen Gegend. Zwen Liebesgötter umschweben sie, deren einer ein Gewand aufhebt, und der andere eine Lanze hält, von welcher der ausgelöschte obere Theil vielleicht mit irgend einem Sinnbilde verziert war. Die Göttinn scheint keine andere als Venus seyn zu können. In ihren Händen hält sie den Zipfel eines Schleyers, der wie ein leichter Dunst eine jugendliche, nackte, geflügelte Figur umschwebt, welche von oben lüstern sich herab senkt, und von zwey Liebesgöttern, so zu sagen, geleitet wird. Ein Blumenkranz umgibt den Kopf dieser Figur, ihre Stirn ist mit Flügeln geschmückt, und in ihrer linken Hand sind Blumen sichtbar. Dieses holde Götterbild ist bestimmt Zephyr, bey dessen lieblichem Hauche die Blumen und Pflanzen sich entfalten. Sein Flug ist gegen die Erde gerichtet, da wo eine bezaubernde, halb entkleidete Nymphe in den Armen des Schlafes versunken liegt, indem sie den obern Theil ihres Körpers sanft auf den Knien einer sitzenden, geflügelten, jugendlichen Gottheit stützt, deren Kopf mit einem Scheine umgeben ist, und in deren linken Hand man einen Strauß von lieblichen Blumen verschiedener Farben, und ein niedliches Körbchen bemerkt. Wie ausdrucksvoll ist der Blick dieser Gottheit! Und jener Liebesgott! wie leicht hebt er den sitzenden Schleyer, um dem Gemahl die Schönheit der Nymphe wahrnehmen zu lassen, während dem die, mit Blumenkränzen und geweihten Bändern gezierte, feyerliche Hochzeitsfackel daneben brennt. Man erkennt gleich in der schlafenden Nymphe die liebliche Chloris, von den Lateinern Flora genannt, zukünftige Mutter der Blumen, und Sinnbild der ganzen Vegetation; ohne Zweifel beziehen sich auf die Verbindung Zephyrs und Florens der Blumenstrauß und das Körbchen, welches jene geheimnißvolle, geflügelte Gottheit, die den Blick auf Zephyr richtet, über den Kopf der Flora hält. Jene ist es gewiß, die zu dieser Götterverbindung ihre Vermittlung darbietet, deren brennende Fackel man an der entgegengesetzten Seite des Gemäldes wahrnimmt. Und daß das Körbchen (calathus) auch ein Sinnbild des Hymen seyn mag, kann man aus einem kostbaren geschnittenen Steine des Arundelschen Museums ersehen, auf welchem die Hochzeit Amors und Psychens vorgestellt ist, und wo Hymen über ihre Köpfe das Calathum, oder Körbchen der Fruchtbarkeit hält.

Das Opfer Iphigenia's.

In diesem Gemälde, welches am Peristyl eines Hauses gefunden ward, sieht man Iphigenia, welche unter Jammer und Thränen sich aus den Armen der zwey Opferpriester loszuwinden sucht, welche sie mit Gewalt zu dem Altare schleppen wollen, und von denen der eine sie an den Beinen faßt, Verzweiflungsvoll hebt Iphigenie Augen und Arme gen Himmel. Ein leichtes gelbes Gewand, das wegen ihrer gewaltsamen Bewegungen losgemacht, in der Luft schwebt, enthüllt ihren schönen Leib. Der Priester, welcher während diesem mit entblößtem Opfermesser vor dem Altare steht, scheint, aus einer höhern Eingebung der Göttinn wegen des Opfers, das er im Begriffe stand auszuführen, unentschlossen zu seyn. Zu dieser Unentschlossenheit bringt ihn die in der Luft hinter einigen Wolken erscheinende Diana, zu welcher er eben die Augen aufhebt. Diese mit dem Bogen bewaffnete Göttinn befiehlt einer, auf der entgegengesetzten Seite des Gemäldes sich befindenden Jagdnymphe, die eine Hindinn am Kopfe hält, diese als Opfer, anstatt der jungen unschuldigen Iphigenia darzubringen. An der linken Seite des Gemäldes befindet sich auf einer Säule die goldene Statue der Diana, mit einer bis auf die Füße reichenden Tunica bekleidet, mit einer brennenden Fackel in jeder Hand, und an jeder Seite einen sitzenden Hund, der gegen sie hinauf schaut. Neben der Bildsäule der Diana, den Rücken an den Altar gekehrt, steht Agamemnon, in einen Purpur-

mantel gehüllt, und scheint, das Gesicht in eine seiner Hände versteckend, den unaussprechlichen Schmerz seines Herzens verbergen zu wollen. Der Gedanke des Künstlers, dem Zuschauer das Gesicht des Agamemnon zu verbergen, ist desto sinnreicher, da kein Ausdruck hinreichend gewesen wäre, den Geistes- und Seelenkampf eines Vaters bey der Ermordung seiner geliebten Tochter darzustellen. Auf solche Weise muß die Kunst, wenn sie sich zu schwach fühlt, den mächtigsten Ausdruck der Empfindungen darzustellen, denselben gewisser Massen zu verbergen suchen, um nicht wider die Wahrheit zu verstoßen. Diese Berücksichtigung wurde besonders von dem Samier Timante mehr als von irgend einem andern Künstler des Alterthums beachtet. Der nemliche Gegenstand von ihm gemalt, lehrte den pompejanischen Maler das Gesicht des Agamemnon vielmehr zu bedecken, als sich der Gefahr auszusetzen, die herzerreißende Empfindung jenes unglücklichen Vaters unzulänglich darzustellen. Die Kleidung des Priesters ist neu und malerisch. Er trägt zwey Tuniken, die untere, von der man nur die Ärmel sieht, grün, die obere ohne Ärmel, violettfarbig, und bis an die Füße herabhängend. Von einem goldenen Gürtel hängt ein weißes kleines Gewand mit einem violetten Streifen verbrämt, herab, und den Kopf ziert das priesterliche Diadem. Obgleich unter vielen schönen Gemälden, die in diesem Hause gefunden wurden, dieses wegen der Erhaltung das bemerkenswerthe ist, so hat es doch in Ansehung der Kunst nichts besonders Ausgezeichnetes. Die Malereyen im Vorsaale sind unstreitig bedeutender. Die Pyramidalform der Gruppe der Iphigenie ist sehr schön, obgleich der Künstler die Füße der Iphigenie versteckt hat. In der Ausführung dieses Gemäldes herrscht auffallende Verschiedenheit im Werthe der Ausführung. Der eigentliche Körper oder torso der Iphigenia ist vortreflich, der Kopf voll Ausdruck, in den Formen aber fehlerhaft; eben so die Zeichnung des Priesters. Im Ganzen genommen ist aber alles gut ausgedrückt. Viele sind der Meinung, daß die Maler in Pompeii ihre Compositionen aus den Arbeiten berühmter Meister zogen, und wenn irgend ein Theil der Kunst in ihren eigenen Arbeiten fehlt, so mangeln doch niemals darin Feuer und Geist.

A n z e i g e.

Bei dem Gefertigten werden an unbemittelte Landbewohner veredelte Pflanzfreier, ökonomische Samen und späterhin auch Pflanzen unentgeltlich verabfolgt.

Franz Jos. Kolb,

Mitglied der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft
in Wien, und Wirthschaftsbesitzer von No. 46
im Markte Reudorf, B. u. W. W.

M o d e n b i l d XIII.

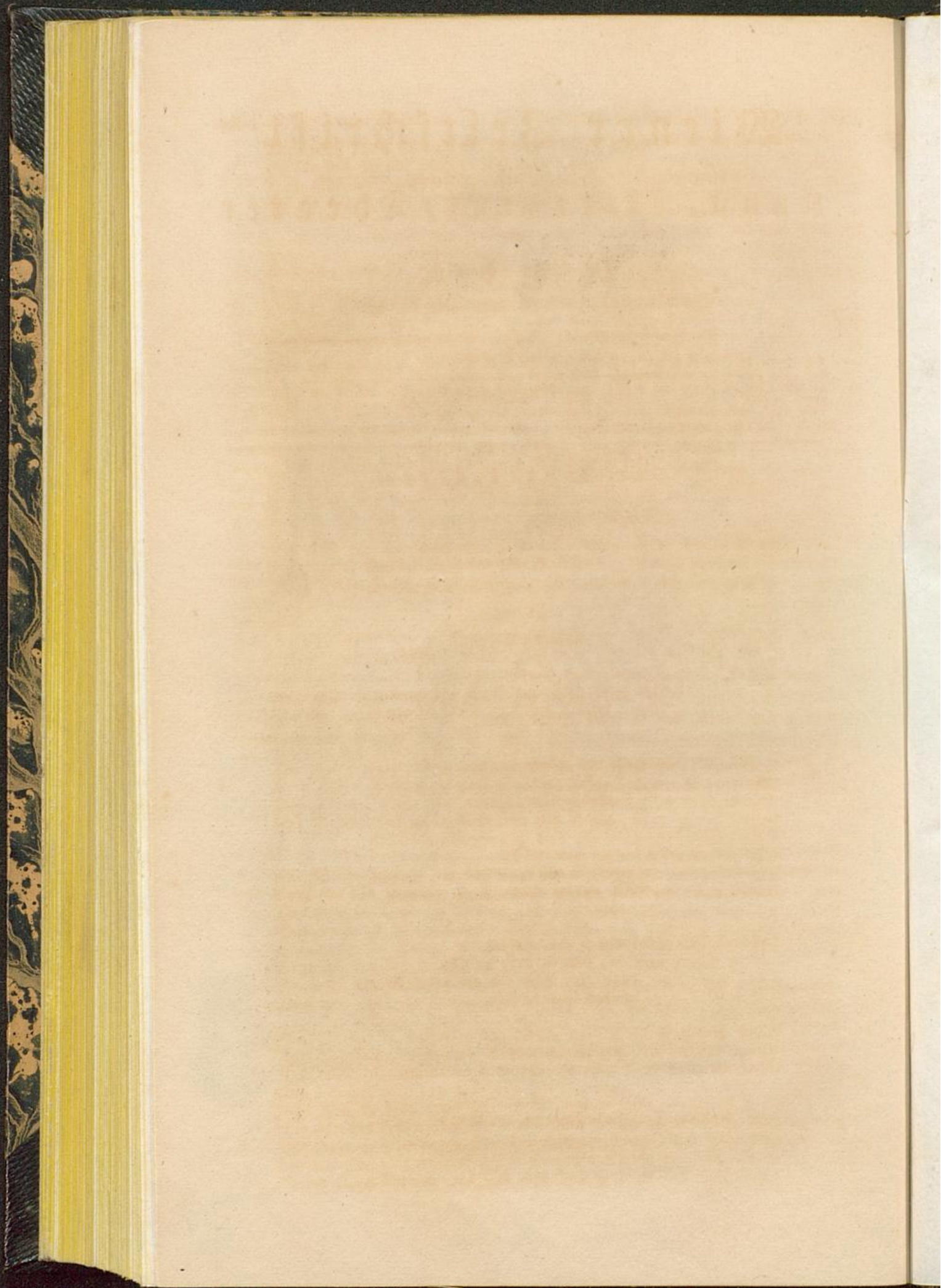
Kleid von Jacomet. Die Bordüre um den Schoos ist eingesezt, und sammt den Falben mit Wolle gestickt, nach einem Original von Hrn. J. G. Beer, bürgerl. Damenkleidmacher in der Stadt, Dorotheergasse, No. 1108.

Der Capot von Gros-de-Naples, mit Bändern verziert, nach einem Original von Hrn. Franz Langer, bürgerl. Handelsmann und Modist in der Himmelpfortgasse, No. 948.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Wittve.





Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 29. März 1828.

39

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertel, um 6 fl., halb, um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertel, um 3 fl. 45 kr., halb, um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. den H. Strauß in der Dorotheergasse Nro. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Jahreszeiten.

1.

Der Frühling.

Dieh, wie ringt aus tausend vollen Blüthen
Sich neues Leben an das Licht hervor!
Es sinkt die Nacht, es schweigt der Stürme Wüthen,
Vom Himmel steigt ein lust'ges Geister-Chor;
Wir seh'n es nicht, doch seine Näh' erriethen
Wir Sel'gen längst am bunten Blumenflor,
Am zarten Duft, der um die Kelche schwebet,
Am Leben, das in jeder Welle bebet.

2.

Gott war's; er sandte seine Frühlingsengel
Mit tausend Kränzen, Farben, Schmuck und Licht.
Die Rose lebt, bekrönte Lilienstengel
Erglüh'n im Thau, worin der Strahl sich bricht.
Der Blume Leben: kurz, doch ohne Mängel!
Sie hat was sie bedarf, Erd', Thau und Licht.
Der Frühling glänzt im Hain und auf den Weiden,
Und mahnt uns laut an unsrer Kindheit Freuden.

3.

Laß uns betrachten dieses rege Leben,
Worin Natur dem Menschendaseyn gleicht,
Wie Baum und Grashalm wachsend aufwärts streben,
Bis jeder das bestimmte Ziel erreicht.
Wie Thau und Strahl auf sie vom Himmel schweben,
Ward auch dem Geist' von oben Licht gereicht,
Und wie Gott ihn mit mancher Gab' beglücket,
Sind vielgestaltet Busch und Baum geschmückt.

4.

Wohl sind im Lenz sie alle grün zu sehen,
Wie zarte Kinder, immer gut und lieb;
Doch wenn des Alters eifge Stürme wehen,
Ob Herz und Baum wohl warm und kräftig blieb?

Auch muß schon Mancher früh von hinnen gehen,
 Eh' er des Lebens schönste Blüthen trieb.
 Doch glücklich Jene, die hinüber schwebten,
 Eh' sie des Lebens Bitterkeit erlebten.

5.

Auch du, auch du bist mir dahin geschieden,
 Du süßes Kind, das mir nur Lust geschenkt!
 Gott gebe deiner Seele ew'gen Frieden,
 Und meiner Trost, die ewig dein gedenkt.
 Vielleicht nicht lange weil' ich mehr hienieden,
 Der Herr zu dir bald meine Schritte lenkt;
 Er gibt mir jetzt den Schmerz, dann das Entzücken,
 Dich einst als Engel drüben zu erblicken.

6.

Denn du bist rein und schuldlos mir entschwunden,
 Wie zarte Blümchen, die ein Sturm geknickt,
 Und deine Miene, als du überwunden,
 Sprach von dem Glanz, der jetzt dich Engel schmückt.
 O beth' für mich! begleite meine Stunden,
 Bis einst der Tod mich in die Arme drückt;
 Auf deinem Hügel will ich weinend lesen:
 „Das Leben flieht, mein Frühling ist gewesen!“ —

Der Sommer.

1.

Nun rollt der Herr das Buch der Schöpfung weiter,
 Und wir erkennen in des Sommers Pracht,
 Daß Lust und Liebe dieses Leben heiter,
 So wie der Strahl die Früchte reifen macht.
 Die Beere winkt durch saft'ges Grün der Kräuter,
 Vom hohen Baum der goldne Apfel lacht,
 Von jedem Zweige tönt Gesang und Rosen,
 Und Schmetterlinge gaukeln süß um Rosen.

2.

Die Winde schlingt die blumenvollen Ranken
 Hoch um den Baum, gleich einem treuen Sinn,
 Der stets in Thaten, Worten und Gedanken
 Sich neigt zu dem geliebten Herzen hin.
 Und wenn im Sturm die blauen Kelche wanken,
 Regt sich ein süßes, duft'ges Leben drin.
 So wird ein Herz sich schöner noch entfalten,
 Das Lieb' und Treu' im Lebenssturme halten.

3.

Und Blüthen, die sich gern entgegen neigen,
 Und mischten gern der Kelche süßen Duft,
 Und dennoch nur von fern sich Liebe zeigen,
 Ach! weil sie trennt ein kleines Räumchen Luft: —
 Sie gleichen jenen, die mit tiefem Schweigen
 Die Liebe nähren bis zur kühlen Gruft.
 So wie der Sturm die Blüthen bricht und einet,
 Manch liebend Paar auch nur der Tod vereinet.

4.

Doch schweigt der Sturm, wie friedlich ruhn im Moose
Die zarten Blüthen, die er abgeknickt!
Entdornet ist die abgewehrte Rose.
So ist ein Herz, das nicht mehr schlägt, beglückt.
Jetzt ruhn vereint auf weichem Mutterschooße
Die Blümlein, die so oft sich zugenickt,
Und senden dufend ihre Blumen-seelen
Empor zum Aether, wo sie sich vermählen.

5.

Last still sie ruhn, die so sich niedersinken
Und so erheben zu dem schönern Licht,
Und ehret drin das theure Angedenken
Der Herzen, die ein Leidenssturm zerbricht.
Die künft'ge Welt wird schön're Sommer schenken,
Wo sonder Frucht kein Blüthenreis zerbricht,
Wo ungestört die geist'ge Liebe reifet,
Die hier der Sturm der Erde abgestreifet.

Der Herbst.

1.

Wie wenn der Herbst die bunte Schrift entfaltet,
Und durch das Laub die Purpurtraube lacht,
Und Alles sich geformet und gestaltet,
Als ob ein jedes seinen Zweck vollbracht:
So sieht man auch, ob fromm der Mensch gewaltet,
Aus seinen Thaten, und wie er gedacht.
Die edle Frucht läßt uns den Baum erkennen,
Den edlen Mann wird seine That uns nennen,

2.

Wie sah man einst den Wald so wonnig lenzen,
Der üb'rall nichts als Blatt und Blüthe bot!
Jetzt sieht man ihn von allen Farben glänzen,
Zur Hälfte grün, zur Hälfte gelb und roth.
Und mancher Baum steht da mit welken Kränzen
Im braunen Schmuck und spricht: „Ich bin schon todt.“
Im Frühling waren alle grün zu schauen,
Und jetzt? — Mich überfällt ein leises Grauen! —

3.

Es gleichen alle bunten Herbstesfluren
Dem Menschenleben, das so bald vergeht.
Oft tragen wir beym Scheiden keine Spuren
Von dem, was unsre Kindheit süß umweht.
Verschieden sind die menschlichen Naturen:
Der blühet früh, der gar nicht, jener spät,
Zum Nutzen der, und jener zum Vergnügen;
Vereint wird sich's zum schönen Ganzen fügen.

4.

Es fällt das Laub, es wird die Aussicht freyer,
Es ruht das Feld der goldnen Frucht beraubt,
Vom Himmel sinkt des Nebels Silberschleier,
Und füllt den Wald, den schon die Zeit entlaubet;

So hüllet Grab und Tod und Leichensfeyer
Dem Alles ein, der nicht geliebt, geglaubt.
Denn wen der Glaube nicht gelehrt zu hoffen,
Der sieht das Grab nur, nicht den Himmel offen.

5.

Geliebter Freund, du, der mit mir vereinet
Durch dieses Lebens dunkle Bahnen geht,
O sag, warum dein Auge klagt und weinet,
Wenn feuchter Wind das Stoppelfeld durchweht?
Weil dir der Herbst ein Bild des Todes scheint? —
Und deutlich zeigt, wie Alles schnell vergeht? —
O fasse Muth! Ein Glück, das nie verschwindet,
Hat Glaube in der Menschenbrust gegründet.

6.

Durch diesen Glauben sind auch wir verbunden,
Die wir so nah uns sind und doch so fern;
Und wenn erst Tod und Leben überwunden,
Bereint der Glaub' uns dort bey unserm Herrn.
Wie scheinen dann der Trennung bittere Stunden
Uns kurz und leicht, wenn sie dahin und fern!
Lenk du, o Gott! durch deine Huld und Gnade
Zu dir, zu dir! getrennter Freunde Pfade.

Der Winter.

1.

So ernst und still wie eines Frommen Leiche
Schläft rings die Flur, bedeckt mit weißem Schnee;
Erstarret schweigt die Well' auf unserm Teiche,
Und lautlos steht die ungemessne See.
Es seufzt allein das braune Laub der Eiche,
Sie hebt die Zweige säuselnd in die Höh'.
Es ruht die Flur in schimmernder Verklärung,
Als Bild des Todes gibt sie mir Belehrung.

2.

Komm, Freundin, mit in's nächtliche Gefilde,
Und wand're mit in den beeiften Hain!
Es strahlt der Mond so glänzend hell und milde,
Es blinkt ringsum wie Diamantenschein.
Erkennst du wohl in diesem großen Wilde,
Daß auch der Tod kann hehr und glänzend seyn? —
Doch Herz, du mußt die Lust der Erde meiden,
Und wie die Flur mit Himmelsglanz dich kleiden!

3.

Wenn uns der Lenz in grüne Lauben winket,
Und Leben uns und holde Liebe lacht,
Des Himmels Thau auf weiße Rosen sinket,
In jedem Kelch ein süßer Dufte erwacht;
Wenn bald im Herbst die Purpurtraube blinket,
Und goldne Frucht durch grüne Zweige lacht:
Dann wünscht, berauscht von all den süßen Gaben,
Der Sinnenmensch sich ewig hier zu laben.

4.

Und kommt so kalt der Winter dann geschlichen,
 So scheint ihm Erd' und Himmel zu vergehn,
 Im Taumel ist sein Sommer ihm entwichen,
 Er wagte nie sich Höh'res zu gestehn;
 Hat nie die That mit ihrem Lohn verglichen,
 Nur Lust gewünscht, nur Erdenslust gesehn.
 Wie könnte ihm der Tod mit Glanz sich kleiden?
 Er wird ihn nur von Glanz und Schimmer scheiden.

5.

Doch Allen, die bey dieser Erde Freuden
 Stets nur des Himmels größte Lust erfreut,
 Wird sich der Tod mit hellen Strahlen kleiden,
 Wie diese Flur, die nun so weiß beschneyt.
 Sie ruht wie wir von Lust und Lieb' und Leiden,
 Und Schnee und Frost entstellt der Wiese Kleid.
 So wird der Fromme ew'gen Frieden haben,
 Und Gottes Hände ihn, wie sie, begraben.

6.

Es kann uns nichts auf dieser Flur entzücken
 Als Schnee und Glanz, als was vom Himmel kam;
 So laß uns denn zu ihm hinauf auch blicken,
 Er gibt uns wieder was der Tod uns nahm;
 Er nur kann überschwänglich uns beglücken,
 Und selig wandeln unsern Erdengram!
 Schau auf und sieh das Heer der Sterne blinken,
 Die dort wie Zeugen seiner Gnade winken.

7.

Schau, Freundin, schau! in hochgewölbter Ferne
 Die goldne Schrift, sie glänzt so rein, so klar,
 Sie ist geformt durch Millionen Sterne,
 Was sie verkündet, das ist ewig wahr.
 Mit dir, mit dir entziff'r' ich sie so gerne,
 Was Eine liest, ist auch der Andern klar.
 Doch nichts steht dort uns deutlicher geschrieben,
 Als: daß wir einst uns wiedersehn und lieben.

8.

Und daß wir dort die theuren Seelen finden,
 Die hier der Tod uns, ach! so früh entführt,
 Und daß uns drüben einst befreyt von Sünden
 Durch Gottes Gnad' die Himmelskrone ziert.
 O laß uns bethen, daß wir Gnade finden,
 Und unser Herz sein Kleinod nie verliert:
 Daß, wenn einst Freunde unsern Hügel kränzen,
 Wie dieser Flur, auch ihm die Sterne glänzen!

Johanna B., geb. v. H.

K. K. Hoftheater an der Burg.

Mad. Birch-Pfeiffer, vom königlichen Hoftheater in München, eröffnete am 6. März ihre Gastdarstellungen auf dieser Hofbühne mit der Rolle der Orsina in „Emilia Galotti.“ Mad. Birch hat sich in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf in

Deutschland erworben, man zählt sie zu den vorragenden Erscheinungen im Gebiete ihrer Kunst, und namhafte Kunstrichter urtheilten auf die günstigste Weise über ihre Leistungen. Wien selbst hatte bereits bey der frühern Anwesenheit dieser Künstlerinn ein bedeutendes Talent in ihr anerkannt, und die Erwartung, wie weit sich dieses Talent in dem Zwischenraume ihrer letzten und ihrer gegenwärtigen Erscheinung (etwa acht Jahre) ausgebildet und entfaltet hatte, war nicht gering. Um so mehr gereicht es Mad. Birch zur Ehre, diese Erwartung nicht unbefriedigt gelassen zu haben. Die Rolle der Orsina ist an und für sich eine so äußerst schwierige Aufgabe, daß ihre, auch nur theilweise genügende Lösung ein ehrenvolles Zeugniß für die Umsicht, den Verstand und das Talent der Darstellerinn liefert. Die Wahl des rechten Tones für die Orsina muß von dem feinsten Tacte geleitet werden; man darf sie nicht in den so genannten Conversations-ton herunter ziehen, denn die Natur dieser glühenden, durch die Eifersucht und gekränkte Selbstliebe mit Dorsch und Gift vertrauten Südländerinn verträgt ihn nicht. Noch minder darf man sie mit den Formen höherer, tragischer Bewegung ausstatten, denn hier widerstreitet Localität und Costume. Jene Mittelstraße nun zu treffen und zu halten ist gewiß äußerst schwer. Für das erste Debut einer fremden Schauspielerinn auf einer so bedeutenden Bühne, wie jene unsrer Kaiserstadt, wo eine natürliche Befangenheit die Künstlerinn mehr oder minder nothwendig fesseln muß, bietet die Rolle der Orsina noch die eigenthümliche Schwierigkeit, daß sie nur eine Scene hat, die Künstlerinn sich also nicht sammeln kann, sondern trotz aller Befangenheit, ihr Spiel und die ganze Wirksamkeit desselben in einem Gusse gestalten muß. Es gelang indessen Mad. Birch, allen diesen Berücksichtigungen zu begegnen. Zwar war in der ersten Hälfte der Leistung die Befangenheit nicht zu verkennen, doch eben so wenig konnte man in Zweifel über die Verständigkeit der Auffassung bleiben. Von der Natur ist Mad. Birch vorzugsweise zu Leistungen im Fache der Tragödie ausgestattet. Eine hohe, kräftige Gestalt, ein volles, des höchsten Ausdrucks fähiges Sprachorgan, und ein belebtes Auge unterstützt ohne Zweifel die tragische Künstlerinn mit wirksamen Mitteln. Vorzugsweise scheint Mad. Birch zu dem Ausdrucke der Kraft und des Feuers geeignet, es zeigte sich dieß bereits in der Rolle der Orsina auf entschiedene Weise. Sie erschien in diesen Momenten am vorzüglichsten, und entfaltete darin ihre Spielweise auf die wirksamste Weise. In dieser Beziehung muß übrigens um so mehr die Besonnenheit und Mäßigung der Künstlerinn anerkannt werden, mit welcher sie diese Kraft zügelte. Das Publicum, gerecht, und stets wohlwollend gegen fremde Künstler, berücksichtigte die Schwierigkeiten, und würdigte die Vorzüge der Mad. Birch durch lauten Beyfall, sowohl im Laufe der Darstellung, nach einzelnen Momenten, als auch durch Vorrufen der Künstlerinn nach dem Aufzuge, in welchem sie wirkte.

Am 10. März erschien Mad. Birch zum zweyten Male als Medea im Grillparzer'schen Trauerspiele gleiches Namens. Durch die günstige Aufnahme ihrer ersten Leistung ermuthigt, bewegte sich Mad. Birch in dieser Rolle mit ungleich mehr Freyheit und Kraft, und entwickelte ihr Talent auf die ansprechendste Weise. Sie legte den Charakter großartig an, und wußte durch zweckmäßige Haltung desselben vollkommen zu genügen. Vorzugsweise erregte ihre Darstellung in den Scenen des zweyten Aufzuges, unstreitig der großartigsten, und nach Außen hin wirksamsten Parthie des Ganzen, die allgemeinste Theilnahme. Mad. Birch wurde nach diesem Aufzuge gerufen, und diese Auszeichnung wiederholte sich am Schlusse des Trauerspiels. Hier abermals bestätigte sich unsre obige Bemerkung, daß die Gestaltung kräftiger, feuriger und leidenschaftlicher Stellen der Künstlerinn vorzugsweise gelingt, und daß sie hier Mittel zu entfalten im Stande ist, welche ihr die volle Anerkennung überall sichern werden. Aber auch hier verdient die Art und Weise, mit der die Künstlerinn den Ausbruch und die Erregung des Ausbruches der Leidenschaft vorzubereiten, und mit dem übrigen Theile der Darstellung in Verbindung zu setzen wußte, gerechtes Lob. Die Bezeichnung des gewaltsam zurückgedrückten Gefühls, das eben durch die Macht, mit welcher es das Herz zerreißt, um so glühender in seinem Durchbrechen werden muß, gelang Mad. Birch sehr gut. Indessen bemerkten wir hier, so wie in allen übrigen Darstellungen dieser Künstlerinn,

in den ganz ruhigen Parthien ihrer Rolle einen Anklang jener Monotonie und Einförmigkeit der Sprachform, welche wir hier zu Lande vorzugsweise mit dem Namen: nordische Schule, zu bezeichnen pflegen, und die bey uns niemals jene Billigung finden wird, womit man sie in andern Theilen Deutschlands in der Darstellung vorherrschend gemacht hat. Die Stellung, in welcher Mad. Birch sich seit einigen Jahren befand, und die Beziehungen, in welchen sie ihr Talent ausbildete, konnten natürlich in dieser Hinsicht nicht ohne Einfluß auf ihre Darstellungsweise bleiben; in so ferne ist also auch diese Erscheinung natürlich. Es ist aber bey der Verständigkeit dieser Künstlerinn, welche sich in jeder ihrer Leistungen aussprach, nicht zu bezweifeln, daß sie auch hierin das Zuviel leicht abzufondern im Stande seyn wird, um ihre Gaben, frey von Berücksichtigung irgend einer bestimmten Spielweise, bloß nach den Grundsätzen der Wahrheit, welche überall nur eine und dieselbe bleiben kann, zu entfalten.

Als dritte und letzte Gastrolle auf dem Hofburgtheater gab Mad. Birch die *Maria Stuart* in dem Schiller'schen Trauerspiele gleiches Namens. Auch hier bewährte sich die Künstlerinn in vielen glänzenden Momenten, worunter wir vorzugsweise den dritten Aufzug nennen. Zwar schien es uns, als ob Mad. Birch sich bey dem Beginne desselben (dem bekannten großen Monologe) durch ihr Feuer etwas zu sehr mit fortreißen lassen hätte, und sich deshalb im rednerischen Vortrage überstürzte, sie fand indessen sehr schnell wieder das rechte Maß, und wußte in der darauf folgenden, so schwierigen Scene mit der Königin im vollsten Maße und auf die bedeutendste Art wirksam zu werden. Sie errang lauten und verdienten Beyfall. Auch die Scene des letzten Actes mit Melvil muß mit Auszeichnung genannt werden. Auch schien es Ref. sehr zweckmäßig, daß Mad. Birch selbst im ersten Aufzuge die Anlage des Charakters kräftig und etwas lebhaft hielt, denn die Stimmung Mariens, obschon ihr Muth durch die Leiden einer langen und harten Gefangenschaft etwas gebrochen ist, stammt doch noch bey jeder Gelegenheit, z. B. in der Scene mit Burleigh u. s. w. mit noch ziemlich lichten Flammen auf. Dagegen schien uns die Schlusscene im fünften Aufzuge mit etwas matten Farben aufgetragen. Wohl hat hier Maria schon ihre irdische Rechnung abgeschlossen, doch hätte die Innigkeit, und das, wenn auch durch den Hinblick auf den nahen Hintritt in ein besseres Jenseits geläuterte, doch nicht erstorbene Gefühl, noch einen Grad höherer Tinten gestattet. Das Publicum würdigte auch bey dieser Darstellung das Talent des Gastes durch Vorrufen nach dem Schlusse der Tragödie, und entließ die Künstlerinn mit den unzweydeutigsten Beweisen ehrenvoller Anerkennung.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

In der Aufführung des „*Pirata*“ trat Sign. *Tamburini* zum vorletzten Male auf, denn nach italienischer Gewohnheit beginnt seine Stagione nun in Italien, und er wird Wien verlassen. Gleichsam als wollte dieser vortreffliche Sänger durch seinen Schwanengesang in dem Gedächtnisse der Wiener sich ein noch festeres Andenken begründen, so führte er seine letzte Kunstleistung als Herzog mit einer solchen Eleganz durch, daß man versucht ward, zu glauben, er strenge seine Kräfte mehr an, als jemals. Wenn es überhaupt im Charakter italienischer Sänger wäre, einer Aufführung mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als der andern, so würde ein solches letztes Lebewohl den Abgang eines Sängers noch schmerzlicher machen. Allein wir gestehen, daß wir diesen Künstler, so wie die meisten großen italienischen Sänger, bey allen Darstellungen in stets gleicher Haltung, in stets gleichem Bestreben, dem Publicum das Beste zu bieten, gesehen haben.

Bey Hrn. *Tamburini's* schöner, anmuthigen Bassstimme bewunderten wir die edle Bildung und Methode, durch welche seine Scala so fein polirt und abgerundet ist, daß stets das regelmäßigste Verhältniß aller Lagen obwaltet, und jeder Ton zu einem schönen Theile der ganzen Periode wird. Seine feingebildete Höhe ist bey Bassisten eine sehr seltene Erscheinung, und gibt oft zu sehr vortheilhaften Vergleichen Anlaß, in-

dem dieser Sänger Rossini's und anderer Meister oft willkürlichen Gebrauch derselben auch stets in der vorgeschriebenen Tonart leistet. Wir sahen ihn zuerst als Sigaro, und bewunderten sogleich den wahren Meister des Gesangs. Sein Spiel war nicht so intrigant hervortretend, aber sehr zweckmäßig und wirksam. Seine jugendliche, schöne Gestalt macht einen äußerst vortheilhaften Eindruck.

In Cenerentola war seine Darstellung des Stallmeisters äußerst gelungen zu nennen, wie er in der Italiana in Algeri den Bassa mit einem Anstrich von Noblesse gab, die trotz der Caricatur-Momente, welche die Musik enthält, immer in einer schönen Haltung blieb. Das komische Finale war bey alledem recht wirksam. Sein Auftritt in Mosè genügte ganz, wenn schon diese Production durch die erste Sängerin eine ungünstige Wirkung machte. In der letzten Oper, welche während seines Hierseyns gegeben wurde, dem Pirata, trug er seine Gesangs-Nummern, die erste von Donizetti, die zweyte von Carini eingelegt, mit großer Virtuosität vor, und entschädigte durch seinen schönen Gesang ganz für den werthlosen Inhalt der Composition. Außerst angenehm war seine Erscheinung, indem stets ein wohlgeordnetes Costume seiner schönen Gestalt zu Hülfe kommt.

Auch in der großen Academie, welche zum Besten der armen St. Marter Bürger im großen Redoutensaal gegeben wurde, zeichnete sich Sign. Tamburini vortheilhaft aus, und sowohl er als auch der treffliche Virtuos Rubini erhielten eine goldene Medaille vom Magistrate der Stadt Wien zum Andenken. Hr. Dupont erhielt für seine Bereitwilligkeit, diese Academie durch so große Talente, welche im Engagement des Theaters stehen, zu verschönern, so wie der k. k. Vice-Hof-Capellmeister, Hr. Weigl, für seine Bemühung der Leitung des Orchesters das Diplom des Ehrenbürgerrechts in Wien.

Wir erwähnen nun die letzte Production, in welcher Hr. Tamburini sein Benefice hatte, die Cenerentola. In dieser Oper sahen wir Hr. Sablach zum ersten Male wieder in der Rolle des Monte Fiascone auftreten. Wer kann den Beyfallsturm schildern, den sowohl dieser große Sänger bey seinem ersten Wiedererscheinen, als auch Hr. Tamburini in seinen Gesangs-Nummern erhielt. Wer könnte den Effect des großen Zank-Duets beschreiben, in welchem diese beyden Meister einander zu über treffen suchten. Es war ein Hochgenuss, diese beyden Komiker beifammen zu sehen, und die Theilnahme des Publicums war enthusiastisch. Der schöne, ausdrucksvolle Vortrag des Hrn. Rubini und seiner Gattinn, welche beyde in den Hauptrollen glänzten, setzte dieser ungewöhnlich zahlreich besuchten Darstellung die Krone der Vollendung auf. Unaufhörlicher Beyfall krönte ebenfalls das letztgenannte Künstlerpaar.

W a g e n I. *)

Nach der letzten Wienerischen Quart, und einer Zeichnung von Hrn. Joseph Birk, (Josephstadt, Josephgasse, Nro. 14). Zur Galla ist derselbe mit der großen sammtenen oder tuchenen Sitzdecke, als Campagne-Wagen mit dem unterhalb dargestellten Koffer-Bock im Gebrauch.

*) Der Herausgeber dieser Zeitschrift, aufgefordert durch den im In- und Auslande wiederholt geäußerten Wunsch: wieder Darstellungen der neuesten Wagen-Formen in diesem, den Moden gewidmeten Blatte zu liefern, — wie dies bereits in den ersten Jahrgängen desselben zuweilen geschah, — wird, um diesem Wunsche zu begegnen, und ohne den regelmäßigen Kleider-Modenbildern für Frauen und Herren einen Abbruch zu thun, von jetzt an vierteljährig ein Modenblatt den Equipagen-Moden bestimmen. So liefert er hier das erste dieser Blätter, und wünscht, daß diese neue Bereicherung seiner Zeitschrift von den geehrten Herren Pränumeranten derselben als ein abermaliger Beweis seines Strebens, dieselbe Ihres Beyfalls immer würdiger zu machen, erkannt werden möge.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.

